

„meineSache“



Mädchen
gehen
ihren
Weg

Fachtagung zur Sexualpädagogischen Mädchenarbeit
19.–21. Juni 2000

Dokumentation

Eine Fachtagung unter der Schirmherrschaft von Dr. Christine Bergmann,
Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

BZgA Bundeszentrale
für
gesundheitliche
Aufklärung

Inhalt

Vorwort		8
----------------	--	---

Begrüßung und Eröffnung

Elisabeth Pott	Eröffnung durch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung	10
Edith Niehuis	Jugendhilfe immer noch Jungenhilfe? – Mädchenarbeit in Jugendhilfe und Sexualpädagogik	14
Cornelia Helfferich	Mädchen in Auseinandersetzung mit Sexualität und Geschlechtern. Neue Wege geschlechtsspezifischer Sexualpädagogik	19
Anne Schwarz	Mädchen auf ihrem Weg zu einer selbstbestimmten Sexualität	28
Yvonne Fritzsche	„... Mädchen sein dagegen sehr.“ Zu den Lebenssituationen in Ost und West. Ergebnisse der 13. Shell Jugendstudie	39

Workshop 1 **Barbie lebt – Über Körper, Schönheit und Diäten**

Referate

Annette Boeger	Das Körperbild im Jugendalter. Eine geschlechtsspezifische Betrachtung unter entwicklungspsychologischer und klinischer Perspektive	48
Karin Flaake	Körperlichkeit und Sexualität in der weiblichen Adoleszenz	53
Jutta Stich	Das erste Mal: Sexuelle Annäherungsprozesse zwischen Planung, Spontaneität und Lust	60

Projekte

Anja Wilser, Dagmar Preiß	Schönheitsideale zwischen Standards und Individualitätsansprüchen	67
Anja Voss	Schön (eigen)artig sein! Mädchen und junge Frauen zwischen Körperlust und Körperfrust im organisierten Sport! Praktische Ansätze mädchenorientierter Vereins- und Verbandsjugendarbeit der Sportjugend NRW	73
Ina Philipps	Zusammenfassung und Diskussion	78

Inhalt

Workshop 2

„meineSache“ – Lebensentwürfe von Mädchen

Referate

Barbara Keddi	...warum sie leben, wie sie leben – Lebensthemen junger Frauen	84
Monika Friedrich	Was nun? Zu Lebensentwürfen jugendlicher Schwangerer und Mütter	91
Barbara Genschow	Lebensplanung von Mädchen und jungen Frauen in Mecklenburg-Vorpommern	100

Projekte

Anneke Garst	Ausweg oder Sackgasse: Schwanger mit 14! Praxisbericht aus dem Wohnprojekt für junge Mütter	106
Barbara Wittel-Fischer	Die ungestillte Sehnsucht nach Schwangerschaft und Mutterschaft? Ein vergessenes Thema in der Sexualpädagogik	110
Karola Berlage	Nicht mehr tabu, aber immer noch fremd – Lesbische Mädchen in der Jugendarbeit	114
Birgitta Wrede	Zusammenfassung und Diskussion	119

Workshop 3

Mittendrin trotz Handicap – Mädchen mit Behinderungen

Referate

Ulrike Schildmann	Sozialisation und Behinderung: Mädchen zwischen gesellschaftlichen Vorurteilen und selbstbestimmtem Leben	124
Claudia Franziska Bruner	Die Herstellung von Behinderung und Geschlecht. Sozialisations- und Lebensbedingungen von Mädchen und Frauen mit (Körper-)Behinderungen	131

Projekte

Kathrin Ziese	(Sexual-)Pädagogische Arbeit mit Mädchen mit Behinderungen im Spannungsfeld unterschiedlicher Interessen	137
Heide Adam-Blaneck	Mittendrin – Lebenswelten behinderter Mädchen und junger Frauen	140
Franziska Swars	„Ja, wir sind Frau'n, die sich viel trau'n“ – Zur (sexualpädagogischen) Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen mit Mehrfachbehinderungen	143
Bärbel Mickler	Geschlecht: behindert; besonderes Merkmal: Mädchen. Die Arbeit für und mit Mädchen und jungen Frauen mit Behinderung in der Beratungsstelle für behinderte Menschen von Autonom Leben e.V.	146

Brigitte Frey	Unbeschreiblich weiblich? Sexualpädagogische Fortbildung für MitarbeiterInnen in Einrichtungen für Mädchen und Frauen mit Behinderung	149
Tina Kuhne	Zusammenfassung und Diskussion	151

Workshop 4 „Wo kommst du eigentlich her?“ – Chancen interkultureller Mädchenarbeit

Referate

Berrin Özlem Otyakmaz	Lebenswelt von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund – Konsequenzen für die interkulturelle Mädchenarbeit	158
Theda Borde	Brauchen wir eine spezifische Gesundheits- und Sexualaufklärung für junge Migrantinnen?	165

Projekte

Gabriele Macke	Die Last der Lust – Sexualpädagogik in der multikulturellen Mädchenarbeit	177
Meral Renz	Befriedigt die Sexualpädagogik auch Bedürfnisse nichtdeutscher Mädchen?	179
Lucyna Wronska	Was weißt du schon von mir? Peer education im interkulturellen Kontext	184
Daniela Milutin	Zusammenfassung und Diskussion	188

Workshop 5 „Und wenn's ein Mädchen ist?“ – Lesbische Liebe als Thema in der Mädchenarbeit

Referate

Gabriela Herwig	Lesbische und bisexuelle Mädchen. Ergebnisse der Studie „Sie liebt sie. Er liebt ihn. Zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin“	192
Bea Trampenau	Rück- und Überblick über die lesbische Mädchenarbeit in den alten Bundesländern	197

Projekte

Imi Paulus	„Und wenn ein Mädchen ein Mädchen liebt, steht die ganze Welt Kopf!“ Ein Bericht über die lesbischen Mädchen und jungen Frauen im „anyway“ – dem lesbisch-schwulen Jugendzentrum Köln	199
------------	---	-----

Inhalt

Gisela Wolf Lesbisch-schwule Aufklärungsarbeit für SchülerInnen in Baden-Württemberg. Ein Bericht aus der Praxis 204

Ulrike Graff Zusammenfassung und Diskussion 210

Workshop 6 Echt stark! – Neue Wege in der Gewaltprävention

Referate

Birgit Schlathölter Prävention – eine Investition in die Zukunft 214

Carmen Lange Sexuelle Belästigung und Gewalt – Mädchen berichten über ihre Erfahrungen. Ergebnisse einer Studie zur Jugendsexualität 216

Barbara Krahe Sexuelle Aggression in den Beziehungen von Mädchen 221

Svendy Wittmann Gewaltauffällige Jugendgruppen: Geschlechterverhältnisse, Einstellungen, Verhalten und Präventionsansätze 231

Projekte

Ina Partsch CD-ROM „Selma“ – ein Computer-Adventure aus dem richtigen Leben 239

Silke Hasselbach Powergirl – von der Lust ein Mädchen zu sein 241

Annette Elbert Partnerschaftlich handeln: Vereinbarkeit von Familie & Beruf und partnerschaftliches Verhalten am Arbeitsplatz 243

Regina Knop Zusammenfassung und Diskussion 248

Workshop 7 Es geht auch anders! – Innovative Ansätze und neue Medien in der sexualpädagogischen Mädchenarbeit

Referate

Heidi Schütz „Stress mit der Liebe“ – Sexualaufklärung am Kinder- und Jugendtelefon. Zur geschlechtsspezifischen Nutzung der telefonischen Beratung 252

Hildegard Schlageter SEXTRA – E-Mail-Ber@tung im Internet. Evaluation und Praxisbericht 263

Eckhard Schroll LoveLine. Sexualaufklärung per CD-ROM und Internet. Konzeption – Erfahrungen – Evaluation 269

Projekte

Barbara Trapp	Das „Love Tour“-Projekt, ein mobiles sexualpädagogisches Angebot in den neuen Bundesländern	276
Ineke Nuji-Brandt	„Mädchen ernst nehmen“ Peer education. Ein Ansatz in der Sexualpädagogik	280
Katalin-Margit Frank	Mädchentelefon Pro Familia Bonn – Ausbildung und Beratungsangebot von Mädchen für Mädchen	285
Karen Lehmann	Trinetta und die Zickenpost. Erfahrungen aus der Mädchenarbeit mit dem Internet	288
Besime Atasever	Medienprojekt der Stadt Wuppertal: Videoprojekt „Mädchenlust, Mädchenlast“	291
Gabriele Bültmann	Zusammenfassung und Diskussion	293

Abschlussplenum

Referat

Margitta Kunert-Zier	Von starken Mädchen und zarten Jungs. Wege und Perspektiven einer geschlechtsbewussten Pädagogik	298
----------------------	--	-----

Podiumsrunde

	Präsentation der Workshop-Ergebnisse und Diskussion	304
--	---	-----

Schlusswort

Harald Lehmann	Resümee und Ausblick	321
----------------	----------------------	-----

Anhang

	Tagungsbericht von Annika Saatweber	323
	Kulturprogramm	324
	Pressespiegel	328
	Internetauftritt: www.meinesache.de	333
	Projekte im Überblick	334
	Who is Who	338
	TeilnehmerInnen-Liste	346
	Publikationen der BZgA	356
	Organisation	359

Gemäß ihrem gesetzlichen Auftrag entwickelt die BZgA alters-, geschlechts- und zielgruppenspezifische Konzepte und Materialien zur Sexualaufklärung und Familienplanung. Nach 20 Jahren Erfahrung in der Mädchenarbeit war es erforderlich, die Erkenntnisse und Erfahrungen in der Sexualaufklärung und der Mädchenarbeit zusammenzuführen und aktuelle Erkenntnisse und Erfahrungen zu diskutieren.

Gesellschaftliche Veränderungen erfordern auch für die Mädchenarbeit die kontinuierliche Anpassung der Methoden und Konzepte an sich verändernde Lebensbedingungen und Bedürfnisse der Adressatinnen.

Es ging um Körperbilder und Schlankeitswahn und um veränderte Lebensentwürfe von Mädchen, um neue Wege in der Gewaltprävention und die Nutzung neuer Medien in der Mädchenarbeit. Die Situation und die Bedürfnisse unterschiedlicher Zielgruppen wie Mädchen aus anderen Kulturen, behinderte Mädchen, lesbische Mädchen wurden in eigenen Workshops diskutiert.

Vertreter und Vertreterinnen aus den Sexual- und Sozialwissenschaften, aus Politik und Administration, aus der Praxis der Jugendhilfe, den Jugendverbänden, aus Mädchenhäusern, der Gesundheitsprävention und der Gewaltprävention standen für das

Vorwort

Die 1996 in Auftrag gegebene und 1999 wiederholte Expertise zum Stand der sexualpädagogischen Mädchenarbeit zeigte deutlich, wie sich Themen und Fragestellungen verändert haben, aber auch wo Defizite und vernachlässigte Zielgruppen zu verzeichnen sind.

Ziel dieser bundesweiten Fachtagung war es daher, den Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis zu unterstützen, den derzeitigen Stand und die Zukunftsperspektiven der sexualpädagogischen Mädchenarbeit zu diskutieren sowie erfolgreiche und in der Praxis bewährte Ansätze vorzustellen.

Die Vorträge, die Diskussionen in den Workshops und die Präsentation der Praxisprojekte zeigten die Vielfalt, die Themen und Fragestellungen der heutigen Mädchenarbeit:

umfangreiche und anspruchsvolle Spektrum der Tagung. Die vorliegende Dokumentation bietet einen umfassenden Überblick über alle Vorträge, eine Zusammenstellung aller Praxisprojekte und fasst die zentralen Diskussionsergebnisse in den Workshops zusammen.

Die BZgA möchte hiermit eine Bestandsanalyse ermöglichen und Anregungen für einen fachlichen Dialog zwischen den unterschiedlichen Akteuren im Themenfeld geschlechtsspezifischer Sexualaufklärung geben.

Die auf der Tagung gewonnenen Erkenntnisse werden in die Arbeit der Bundeszentrale einfließen und in Fachpublikationen oder in spezifischen Medien für Mädchen umgesetzt.

Begrüßung und Eröffnung

„meineSache“ – Mädchen gehen ihren Weg

Dr. Elisabeth Pott
Bundeszentrale für gesundheitliche
Aufklärung, Köln

Eröffnung durch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

Dr. Edith Niehuis
Bundesministerium für Familie, Senioren,
Frauen und Jugend, Bonn

Jugendhilfe – immer noch Jungenhilfe? – Mädchenarbeit in
Jugendhilfe und Sexualpädagogik

Prof. Dr. Cornelia Helfferich
Sozialwissenschaftliches FrauenForschungs-
Institut an der Kontaktstelle für praxis-
orientierte Forschung e.V., Ev. FH Freiburg
(SoFFI K.)

Mädchen in Auseinandersetzung mit Sexualität und Geschlechtern.
Neue Wege geschlechtsspezifischer Sexualpädagogik

Dr. Anne Schwarz
Tübinger Institut für Frauenpolitische
Sozialforschung

Mädchen auf ihrem Weg zu einer selbstbestimmten Sexualität

Dr. Yvonne Fritzsche
psydata – institut für marktanalyse, sozial-
und mediaforschung GmbH, Frankfurt/M.

„...Mädchen sein dagegen sehr.“ Zu den Lebenssituationen in
Ost und West. Ergebnisse der 13. Shell Jugendstudie

persönlichen Auseinandersetzung mit dem Thema, insbesondere durch Information, Motivation und Kompetenzstärkung.

Sexualaufklärung für Jugendliche hat zum Ziel, Jugendliche bei der Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben zu begleiten und zur Gestaltung einer ganzheitlichen Identität beizutragen. Sexualaufklärung heißt auch, Jugendliche zu befähigen, sich als sexuelle Wesen zu entwickeln, eigene Gefühle und Bedürfnisse auszudrücken, Sexualität lustvoll zu erleben und in eigener Verantwortung als Frau und Mann zu leben.

Sexualaufklärung kann Jungen und Mädchen befähigen, mit Begrenzungen und Schwierigkeiten während ihrer Entwicklung konstruktiv umzugehen und darüber hinaus unterstützende Begleitung bei der Entwicklung von Einstellungen und Verhaltensweisen geben. Dazu gehört auch die kritische Auseinandersetzung mit bestehenden Normen und Werten und den gesellschaftlichen Verhältnissen, die Sexualität und den Umgang der Geschlechter miteinander, aber auch weibliche und männliche Geschlechterrollen prägen und beeinflussen.

Aktuelle Studien über Wissen, Einstellungen und Verhalten zur Sexualität zeigen, dass der Informationsstand über Verhütungsmittel und -methoden gestiegen ist und Sexualität überwiegend positiv bewertet wird. Für Jugendliche – Mädchen wie Jungen – nehmen Liebe, Partnerschaft und Treue einen hohen Stellenwert ein. Sie äußern aber auch sehr klar, mehr über Verhütung, Sexualität, Liebe, Lust und Partnerschaft erfahren zu wollen. Untersuchungen belegen aber auch, dass Wissen und Einstellungen der Jugendlichen sowie ihr Sexualverhalten deutlich geschlechtsspezifische Unterschiede aufweisen. Mädchen haben weniger Wissensdefizite als Jungen und wünschen sich von einer Partnerschaft häufiger als Jungen offene Gespräche mit dem Partner, sexuelle Treue und Geborgenheit. Hinsichtlich der Lebensplanung streben zwar weibliche und männliche Jugendliche gleichermaßen an, später sowohl erwerbstätig als auch Eltern zu sein. Mädchen wün-

schen sich, Beruf und Familie miteinander vereinbaren zu können, und hinterfragen die klassische Rollen- und Arbeitsaufteilung zwischen den Geschlechtern, während ihre männlichen Altersgenossen viel selbstverständlicher an traditionellen Rollenzuschreibungen festhalten.

Barbie lebt – Schlankheitsideale und Schlankheitswahn

Forschungsergebnisse zeigen übereinstimmend, dass das Selbstvertrauen von Mädchen mit Beginn der Pubertät deutlich abnimmt und sie in dieser Lebensphase häufiger krank werden als Jungen. Obwohl sie in den ersten zehn Jahren im Vergleich zu den Jungen die gesünderen und medizinisch unauffälligeren Kinder sind, kehrt sich dieses Verhältnis mit Beginn der Pubertät um. Sie klagen häufiger über so genannte Mädchenspezifische Gesundheitsstörungen wie Ess-Störungen, Menstruationsbeschwerden und Unwohlsein, sie gehen häufiger zum Arzt und werden in einem höheren Maße medikamentös behandelt.

Auch Untersuchungen der BZgA zeigen auf, wie frühzeitig – schon vor Eintritt in die Pubertät – sich Mädchen mit ihrem Aussehen, ihrem Gewicht und ihrem Körper beschäftigen. Hier einige Beispiele von Mädchen, die beim Kinder- und Jugendtelefon anrufen, einem kostenlosen bundesweiten Beratungsangebot für Kinder und Jugendliche, das im Rahmen einer Kooperation mit der BZgA auch Beratung zu Fragen rund um Liebe, Sexualität und Partnerschaft anbietet:

- *„Ist es schlimm, dass eine meiner Brüste größer ist?“*
- *„Ich fühle mich scheußlich, ich bin viel zu fett. Wie kann ich dünner werden?“*
- *„Die anderen Mädchen aus meiner Klasse schimpfen mich immer Dicke, das finde ich doof.“*
- *„Ich bin verknallt in Thomas. Was kann ich tun, damit er mit mir geht?“*
- *„Mein Freund will mit mir schlafen – ich will aber nicht. Er meint, dass ich ihn dann nicht liebe oder nicht ganz normal sei. Ist das denn unnormal?“*

Begrüßung und Eröffnung

Die Auswertung dieser Anrufe zeigt, dass schon 9–10-jährige Mädchen Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper äußern, gerne anders aussehen oder andere körperliche Merkmale aufweisen würden.

Eine weitere von der BZgA geförderte Studie der Universität Bremen zeigt, dass Wünsche an das eigene Aussehen stark durch geschlechtsbezogene Schönheitsideale bestimmt sind: Jungen wären häufiger gerne „größer“ und „stärker“, Mädchen wünschen sich eine schlankere Figur und möchten gerne „besser aussehen“. Fast zwei Drittel der 13–14-jährigen Mädchen würden gerne besser aussehen, über die Hälfte – unter ihnen objektiv viele Mädchen mit Normal- bzw. Untergewicht – wäre gerne dünner.

Die Phase der Pubertät ist immer auch eine Zeit der Umbrüche, der Neuorientierung und insbesondere der Bildung einer (auch sexuellen) Identität, aber auch der Auseinandersetzung mit der Darstellung von Männlichkeit und Weiblichkeit. Diese Entwicklungsphase ist von einschneidender Bedeutung für die Gesundheit und einer positiven Aneignung des eigenen Körpers. Eine Mädchenspezifische Gesundheitsförderung und Sexuaufklärung fragt nicht danach, was Menschen krank macht, sondern danach, was Mädchen und junge Frauen gesund hält und orientiert sich an deren Stärken und Ressourcen. Sie entwickelt lebensweltorientierte und ganzheitliche Konzepte, die Mädchen mit ihren Themen, ihren Bedürfnissen und ihrer spezifischen Lebensrealität ernst nimmt. Damit sind die klassischen Themen der Mädchenarbeit wie Sexualität und Körperlichkeit auch zentrale Themen der Gesundheitsförderung. Zwischen Gesundheitsförderung und Mädchenarbeit besteht eine große Nähe, weil sich auch in der Mädchenarbeit der ressourcen- und stärkenorientierte Ansatz durchgesetzt hat. In beiden Konzepten geht es darum, Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl zu stärken und das eigene Leben in die Hand zu nehmen.

Wo steht die sexualpädagogische Mädchenarbeit heute?

Die Bundeszentrale hat fünf Jahre nach der ersten Erhebung zur sexualpädagogischen Mädchenarbeit eine Wiederholungsbefragung in Auftrag gegeben, um herauszufinden, welche Veränderungen in den Ansätzen, Konzepten und Methoden in der Mädchenarbeit zu verzeichnen sind. Bei dieser Erhebung – bei der viele der hier Anwesenden teilgenommen haben – wurden 400 Einrichtungen unterschiedlicher Träger mittels Fragebogen und ergänzenden Interviews mit Expertinnen befragt.

Es hat sich viel getan: Neue, vielfältige Mädchenprojekte sind entstanden, sexualpädagogische Mädchenarbeit hat sich in vielen Einrichtungen etabliert, in nahezu allen Verbänden, Organisationen und Einrichtungen der Jugendhilfe existieren Konzepte oder Selbstverständnispapiere zum Thema (geschlechtsspezifischer) Sexualpädagogik. Wurde bei der ersten Erhebung noch eine mangelhafte Vernetzung der Mädchenarbeit festgestellt, hat sich mittlerweile die Bundesarbeitsgemeinschaft Mädchenarbeit gegründet, in vielen Ländern existieren Landesarbeitsgemeinschaften. Aber noch immer fehlen Erkenntnisse über den aktuellen Stand der Mädchenarbeit in Forschung und Praxis sowie ein Austausch über erfolgreiche Konzepte. Erst jetzt werden viele bisher vernachlässigte Zielgruppen in den Blick genommen, für die adäquate Konzepte, Methoden und Medien entwickelt werden müssen.

Schlagwortartig einige zentrale Ergebnisse dieser Recherche, die pünktlich zu dieser Fachtagung in der Reihe „Forschung und Praxis der Sexuaufklärung und Familienplanung“ veröffentlicht wurde und für alle Teilnehmerinnen am Stand der BZgA erhältlich ist:

- Mädchenarbeit ist Handlungsprinzip für Pädagoginnen: Sexualität ist ein wichtiges Thema, das in Form von Einzelgesprächen, Gruppenarbeit, vorbereiteten Seminaren, aber auch in ungeplanten, alltäglichen Situationen behandelt wird.

- Sexualpädagogische Mädchenarbeit hat sich grundlegend verändert: Wurde lange versucht, Schwächen und Defizite von Mädchen auszugleichen, geht es heute um die Betonung ihrer besonderen Kompetenzen, Ressourcen und Stärken.
- Peer education erweist sich als erfolgversprechender Ansatz, insbesondere in der Mädchenarbeit mit Migrantinnen.
- Neue Kommunikationstechnologien gewinnen auch in der Mädchenarbeit an Bedeutung.
- Sexualpädagogische Mädchenarbeit ist differenzierter und zielgruppenorientierter geworden.
- Viele neue Projekte und Institutionen nehmen Mädchen mit Behinderungen und Beeinträchtigungen verstärkt ins Blickfeld sexualpädagogischer Arbeit.
- Auch die Arbeit mit lesbischen Mädchen nimmt einen festen Platz in der Mädchenarbeit ein, z.B. in Form von Coming-Out-Gruppen und Freizeitangeboten.
- Der Anteil nichtdeutscher Mädchen – außer in den konfessionellen Einrichtungen – ist im Vergleich zu 1996 gesunken. Es fehlen Pädagoginnen mit Migrationserfahrung sowie Konzepte und Materialien für die sexualpädagogische Arbeit mit Migrantinnen.
- Eine weitere Veränderung – in Fachkreisen allerdings nicht unumstritten – ist zu verzeichnen: Die so genannte „reflexive Koedukation“, also die gezielte und häufig zeitlich begrenzte Integration von Jungen ist in einigen Einrichtungen bereits erprobte Realität.

Konzept und Ziel der Fachtagung

Diese Ergebnisse waren Grundlage für die Entwicklung der Tagungskonzeption und sind eingegangen in die sieben Workshop-Themen: Körper und Schönheitsideale, Lebensentwürfe von Mädchen, Mädchen mit Behinderungen, Mädchen aus anderen Kulturen, neue Ansätze in der Gewaltprävention sowie innovative Ansätze und neue Medien in der Mädchenarbeit.

Um eine Tagung dieser Größenordnung nicht an den Bedürfnissen der Teilnehmerinnen vorbei zu planen, hat ein Vorbereitungs-

gremium von Frauen aus der Mädchenarbeit und Frauen-/Mädchenforschung sich regelmäßig getroffen und die Themen und die Struktur der Tagung geplant.

Im Rahmen dieser Fachtagung möchte die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) ein Forum schaffen, auf dem Sie als Fachleute aus Wissenschaft und Praxis den Status quo und die Perspektiven der sexualpädagogischen Mädchenarbeit diskutieren sowie erfolgreiche und in der Praxis bewährte Ansätze präsentieren können. Neben einführenden Impulsreferaten im Plenum werden die verschiedenen Arbeitsschwerpunkte in sieben moderierten Workshops vertieft behandelt.

In allen Arbeitsgruppen werden aktuelle Forschungsergebnisse zum jeweiligen Themenschwerpunkt sowie Erfahrungen aus der Praxis vorgestellt. Darüber hinaus können Sie auf einer gesonderten Ausstellungsfläche – der Projekt-Messe – 30 ausgewählte innovative Projekte aus dem ganzen Bundesgebiet und spezifische Internet-Angebote (von und) für Mädchen kennen lernen.

Mit der Tagung möchten wir den Informationsaustausch und die Vernetzung zwischen den Praxisprojekten und den Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis fördern, aktuelle Forschungsergebnisse, Konzepte und Methoden darstellen und diskutieren und Erkenntnisse für die Entwicklung und Förderung von Konzepten, Medien, Projekten gewinnen.

Mit den Ergebnissen der Fachtagung wird die BZgA ihre konzeptionelle Arbeit in der geschlechtsspezifischen Sexualaufklärung wissenschaftlich fortführen sowie eine Diskussion über die Perspektiven und die Weiterentwicklung der sexualpädagogischen Mädchenarbeit fördern.

Meine Damen und Herren, vor uns liegen drei arbeitsreiche, spannende Tage.

Ich wünsche Ihnen und uns eine rege Diskussion und der Tagung einen guten Verlauf.

Dr. Elisabeth Pott
 Direktorin der
 Bundeszentrale für
 gesundheitliche
 Aufklärung, Köln

Begrüßung und Eröffnung



Dr. Edith Niehuis
Bonn

„Jugendhilfe immer noch Jungenhilfe? – Mädchenarbeit in Jugendhilfe und Sexualpädagogik“

Die heute beginnende Fachtagung verweist darauf, dass nach fast 20 Jahren Erfahrung in der Mädchenarbeit viele Erfolge und Veränderungen zu verzeichnen sind: Die sexualpädagogische Mädchenarbeit hat sich in vielen Einrichtungen etabliert. Themen und Fragestellungen haben sich verändert und theoretische Ansätze wurden modifiziert. Dennoch fehlen Erkenntnisse über den aktuellen Stand der Mädchenarbeit in Forschung und Praxis sowie ein Austausch über erfolgreiche Konzepte.

Ziel dieser Tagung ist es daher, aktuelle Ansätze aus Wissenschaft und Praxis vorzustellen und zu diskutieren, um eine bundesweite Vernetzung der Mädchenarbeit sicherzustellen. Neue Themenstellungen und Methoden sowie bisher vernachlässigte Zielgruppen sind in den Blick zu nehmen.

Auf dieser Grundlage gilt es Perspektiven für die Weiterentwicklung der sexualpädagogischen Mädchenarbeit zu entwickeln. Was für die sexualpädagogische Mädchenarbeit charakteristisch ist, trifft für die Mädchenarbeit vielfach generell zu. (...)

Seit dem 6. Jugendbericht „Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen“ (1984) und dem Inkrafttreten des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (Sozialgesetzbuch SGB VIII) 1990 sind Handlungsvorgaben für die Förderung von Mädchen – und zum Teil auch für die Arbeit mit Jungen – verpflichtend formuliert worden.

Durch diese gesetzliche Verpflichtung zur Umsetzung einer geschlechterdifferenzierten Arbeit in allen Feldern der Jugendhilfe konnte zweifellos die Akzeptanz der Mädchenarbeit erhöht und eine Diskussion um die mädchengerechte Entwicklung der Jugendhilfe in Gang gesetzt werden. Mädchenarbeit ist sozusagen in den Mainstream ge-

kommen: Nicht nur einzelne Frauen nehmen sich dieser Arbeit an, sondern auch Länder und Kommunen sowie eine Vielzahl von freien Trägern der Jugendhilfe wie Jugendverbände und Vereine.

Auf der Bundesebene wurde der gesetzliche Auftrag des Sozialgesetzbuches (SGB VIII/ KJHG) in den Richtlinien des Kinder- und Jugendplans des Bundes (KJP) vom 20.12.1993 umgesetzt. Mädchenarbeit wurde nunmehr als besonderes Förderziel festgeschrieben.

Als eigenständiger Ansatz und als Querschnittsaufgabe soll sie:

- die gesellschaftliche Situation von Mädchen und jungen Frauen fundiert aufarbeiten und sichtbar machen;
- Frei- und Entwicklungsräume schaffen, die Auseinandersetzung mit traditionellen Rollenzumutungen und neuen Ansprüchen ermöglichen;
- Mädchen und junge Frauen darin unterstützen, eigene Interessen zu entwickeln und zu artikulieren sowie Selbständigkeit und Selbstverwirklichung fördern;
- alle Formen von Gewalt gegen Mädchen und junge Frauen entgegenwirken sowie Betroffenen Schutz und Hilfe gewähren;
- darauf hinwirken, dass die Besonderheiten weiblicher Lebenszusammenhänge ange-

messen berücksichtigt sowie die Fähigkeiten und Stärken der Mädchen und jungen Frauen anerkannt und gefördert werden. (...)

Die Bundesregierung ging an die Umsetzung dieser Förderziele insbesondere mit dem Bundesmodellprogramm „Mädchen in der Jugendhilfe“. In der ersten Phase des Programms wurden von 1991–1996 mit jährlich ca. 5–5,5 Mio. Mark zentrale Maßnahmen und Modellprojekte gefördert, die mit neuen Konzepten zahlreiche Impulse – insbesondere zugunsten sozial benachteiligter Mädchen – ausgelöst haben. (...)

Im Mittelpunkt der zweiten Phase des Programms (1998–2000) standen die Ziele:

- die Entwicklung des gleichberechtigten Miteinanders der Geschlechter und der Abbau der strukturellen Benachteiligung von Mädchen und jungen Frauen im Rahmen der Jugendhilfe;
- Erarbeitung und Umsetzung von Konzepten zur Lösung von Problemen spezifischer Zielgruppen oder von speziellen Problemlagen;
- der Transfer von Erfahrungen und Wissen aus der bisherigen Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen in die Jugendhilfe.

(...) Um die Mädchenarbeit als Querschnittsaufgabe in den Strukturen der Jugendhilfe zu verankern, fördern wir Modellprojekte unterschiedlicher Träger in verschiedenen Bereichen der Jugendhilfe und Jugendarbeit.

Programme zur Förderung von Mädchenarbeit finden wir darüber hinaus in den Bundesländern, Kommunen sowie bei Verbänden und unterschiedlichen Trägern der Jugendarbeit.

Mädchenarbeit hat sich heute weitestgehend vernetzt. Mit finanzieller Unterstützung durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gründete sich 1999 die Bundesarbeitsgemeinschaft für Mädchenpolitik.

Dennoch bleibt festzuhalten:

Mädchenarbeit ist in den Feldern der Jugendarbeit nach wie vor nicht ausreichend strukturell abgesichert, dem gesetzlichen Anspruch einer Mädchengerechten Arbeit kommen nicht alle Leistungsbereiche der Jugendhilfe nach, geschlechtsbezogene Arbeit ist noch längst nicht überall originärer Bestandteil kommunaler Jugendhilfeplanung. Mädchenarbeit hängt vor allem von der Lobbyarbeit von Fachfrauen ab. Diese Arbeit ist oft mühsam. (...)

Die strukturelle Verankerung von Mädchenarbeit bleibt somit eine Forderung, die sich in erster Linie an Länder, Kommunen und freie Träger richtet.

Die strukturelle Verankerung der Mädchenarbeit in der Jugendarbeit muss begleitet werden von einer Diskussion um ihre konzeptionelle Weiterentwicklung. Dabei werden die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse eingearbeitet werden müssen, die die Lebenssituation junger Menschen gegenwärtig und zukünftig entscheidend prägen. Die Lebenslagen und Lebensbedingungen der Heranwachsenden haben sich im letzten Jahrzehnt besonders gravierend verändert. (...) Die Geschlechterverhältnisse sind von diesen Prozessen keineswegs unberührt. Im Gegenteil: Im Zuge der Modernisierung der weiblichen Rolle haben Mädchen eine Individualisierung vollzogen, welche mit der der Jungen vergleichbar ist, diese teilweise sogar noch übertrifft. (...) In einer aktuellen Studie zur Analyse der Lebensentwürfe junger Frauen kommt z.B. das Deutsche Jugendinstitut (DJI) zu dem Schluss, dass sich die Lebenszusammenhänge und Lebensentwürfe nicht mehr auf den Entwurf der Doppelorientierung festlegen oder auch reduzieren lassen. Damit hört das polare Leitbild des doppelten Lebensentwurfs im Lebenszusammenhang von Frauen nicht automatisch auf zu existieren, es zeigt aber: Allgemeine Pluralisierung der Lebenslagen und zunehmende Individualisierung der Lebensentwürfe lassen auch die Konstruktionen des weiblichen Lebensentwurfs nicht unberührt. (...)

Begrüßung und Eröffnung

Andererseits wissen wir, dass wir bei weitem nicht von der faktischen Gleichstellung junger Frauen und Männer ausgehen können. Mädchen und junge Frauen erleben vielfache strukturelle Benachteiligungen, die die Realisierung ihrer vielfältigen Lebensentwürfe deutlich einschränken. Unser Ziel muss es deshalb sein, die Mädchen, die im Zuge der Veränderung der weiblichen Rolle eine Individualisierung vollzogen haben, welche mit der der Jungen vergleichbar ist, nicht mehr nur als Mädchen schlechthin zu sehen und „über einen Kamm zu scheren“. Sie sind in ihren Voraussetzungen, Begabungen, Neigungen und Chancen ebenso differenziert zu betrachten, wie ihre männlichen Pendanten schon immer betrachtet worden sind.

Im Bereich der Jugendforschung gibt es heute nur wenige geschlechtsspezifisch angelegte bzw. ausgewertete Mädchenuntersuchungen. Auch in der Frauenforschung spielen Mädchenfragen eine marginale Rolle. Da seit Anfang der 80er Jahre kein neues umfassendes Zahlenmaterial erhoben wurde, das bundesweit die Lebenssituation von Mädchen darstellt, hat das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend Ende letzten Jahres zwei Forschungsprojekte begonnen, um zu sehen, wie weit Mädchenanliegen in der Forschung Berücksichtigung finden, um letztlich grundlegende neue Mädchenuntersuchungen zu ermöglichen.

Ziel der Untersuchung „Bestandsanalyse zur Gleichstellungsarbeit für Mädchen und junge Frauen“ ist es, einen Überblick über die Gleichstellungsarbeit mit Mädchen außerhalb der Kinder- und Jugendhilfe herzustellen. (...)

Die Untersuchung „Sekundäranalytische Auswertung vorhandener Jugendstudien zur Lebenssituation und zu den Perspektiven von Mädchen in Deutschland“ soll bestehende Daten, die die Situation von Mädchen und Jungen sowie jungen Frauen und Männern, deren Lebensperspektive und den Stand der Chancengleichheit widerspiegeln, sichten, bündeln und geschlechtsspezifisch aufbereiten. (...)

Mädchenarbeit – ob feministisch, emanzipatorisch, parteilich oder unterstützend – hat ihre Wurzeln in der Frauenbewegung der siebziger Jahre. Diese hat wesentliche Impulse zu einer Neubestimmung weiblicher Körperlichkeit und Sexualität gegeben. Sexualpädagogische Arbeit und Arbeit mit Mädchen wurde zunächst reduziert auf die Themen Körperaufklärung, Menstruation, Verhütung, sexuelle Gewalt und Kritik an patriarchalen Herrschaftsstrukturen, Geschlechtsstereotypen und einengenden Rollenbildern. (...)

Ziel feministischer Mädchen- und Frauenarbeit war es, diese Defizite auszugleichen, positive weibliche Identifikationsmuster zu entwickeln und für eine Gleichberechtigung der Geschlechter einzutreten.

Heute, nach 20 Jahren Erfahrung in der Mädchenarbeit sind diese Ansprüche weder hinfällig noch gesellschaftlich überflüssig geworden. Aber die Mädchenarbeit hat den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen sowie den Ansprüchen der Mädchen Rechnung getragen und einen Paradigmenwechsel vollzogen. Ohne die gesellschaftlichen Strukturen und die daraus resultierenden Benachteiligungen zu vernachlässigen, werden Mädchen nunmehr als eigenständige Persönlichkeiten mit Stärken und Schwächen gesehen. An den Potentialen und Ressourcen der Mädchen ansetzen, parteilich für ihre Interessen eintreten und sie unterstützend auf ihrem selbstbestimmten Weg zu begleiten, ist der allen Ansätzen gemeinsame Kern.

Demzufolge haben sich auch die Themen, Zielgruppen und Angebotsformen in der Mädchenarbeit geändert: Selbstbehauptung, sexuelle Lust und Körperlichkeit, die Stärke weiblicher Sexualität, die Lust ein Mädchen zu sein, sind selbstverständliche Inhalte in der Arbeit mit Mädchen. (...)

Für viele Mädchen scheint heute die von den Feministinnen der ersten Stunde geführte Debatte um Gleichstellung eingelöst, sie fühlen sich nicht benachteiligt und sie können mit den Aussagen der Frauenbewegung wenig anfangen. In der Realität jedoch ist



ihr Alltag geprägt von Widersprüchen: Die eigenen Bedürfnisse stehen häufig in Kontrast zu den gesellschaftlichen Erwartungen und dem Erleben von Mädchen. Sie erleben einen Widerspruch zwischen der zunehmenden öffentlichen Liberalisierung und dem gesellschaftlichen Umgang mit Sexualität und ihrem Alltag. In den Medien wird der Eindruck erweckt, dass alles erlaubt und alles möglich ist. Das erzeugt einen neuen Erwartungsdruck auf Jugendliche, der sie mit ihren Erfahrungen, Fragen und Enttäuschungen allein lässt. Viele Mädchen haben Erfahrung mit struktureller oder direkter Gewalt; sie erleben die Vermarktung des weiblichen Körpers in den Medien und in der Werbung, machen die Erfahrung von Anmache, Belästigung und sexuellen Übergriffen.

In der sexualpädagogischen Mädchenarbeit ist die personale Aufklärung trotz oder gerade wegen der sexuellen Liberalisierung unersetzbar. Mädchen haben nach wie vor Fragen zu Sexualität, zu Körpervorgängen, zu Verhütung und natürlich zum Thema Liebe und Partnerschaft. Elternhaus, Schule und insbesondere die außerschulische Jugendarbeit sind hier Orte, in denen Jugendliche ihre Erfahrungen sammeln und besprechen können und von erwachsenen Bezugspersonen lernen können.

Sexualpädagogik und Mädchenarbeit kann die bestehenden Geschlechterverhältnisse und strukturelle Benachteiligungen nicht grundlegend verändern. Aber sie kann dazu beitragen, dass Mädchen sich kritisch damit auseinandersetzen und eigene Persönlichkeitsanteile, die nicht in die gesellschaftlich anerkannten Bilder von Weiblichkeit passen, in ihr Selbstbild integrieren. Sie kann die individuelle psychosexuelle Entwicklung von Mädchen positiv beeinflussen und fördern und zum gleichberechtigten Miteinander der Geschlechter beitragen. Sie kann Mädchen bei ihrer Identitätsbildung unterstützen und einen positiven und selbstbestimmten Umgang mit ihrem Körper und ihrer Sexualität fördern.

Neben der sexualpädagogischen Mädchenarbeit besteht die Notwendigkeit einer spe-

ziellen Arbeit mit der Zielgruppe der Jungen und jungen Männer. Tradierte Männlichkeitsbilder beeinflussen sowohl die Sexualität als auch das Gesundheitsverhalten von Männern. Vor dem Hintergrund sich auflösender Rollenfestschreibungen und gesellschaftlicher Individualisierungstendenzen geht es darum, dass Jungen für sich ein positives Bild vom Junge- bzw. Mannsein entwickeln können.

Insgesamt zielt der geschlechtsspezifische Ansatz der Sexualaufklärung darauf ab, einerseits auf geschlechtsspezifische Unterschiede einzugehen, andererseits festgefahrene Rollenmuster zu überwinden.

Sexualpädagogik kann so auch dazu beitragen, Toleranz und Akzeptanz gegenüber der Andersartigkeit, aber Gleichwertigkeit der Geschlechter, gegenüber sexueller Vielfalt und Lebensentwürfen, Werten und Kulturen zu entwickeln und zu fördern. Sexualpädagogische Mädchenarbeit ist darüber hinaus Prävention gegen sexuellen Missbrauch. (...)

Die aktuelle Kinder- und Jugendpolitik will dazu beitragen, junge Menschen in der Weise zu fördern, dass sie in der Lage sind, den veränderten Herausforderungen am Beginn des 3. Jahrtausends zu begegnen. In dem Zeitalter der Globalisierung, Individualisierung und Medialisierung sollen junge Menschen befähigt werden, für sich persönlich einen Platz in der Gesellschaft zu finden, gleichzeitig aber auch Verantwortung für das demokratische Gemeinwesen zu übernehmen. Es geht vor allem darum, jungen Menschen Chancen für ein selbstbestimmtes Leben zu eröffnen und Vertrauen in die Zukunft zu schaffen.

Jugendhilfe muss sich offensiv für die Förderung von Mädchen und Jungen einsetzen. Alle Jugendlichen brauchen Unterstützung und Entwicklungschancen in einer modernen Arbeitswelt, die soziale, kulturelle und kreative Kompetenz verlangt. Die Kinder- und Jugendpolitik der Bundesregierung ist in diesem Kontext auch darauf gerichtet, die bestehende geschlechtsspezi-

Begrüßung und Eröffnung

fische Benachteiligung wirksam abzubauen. Die Bundesregierung hat die Gleichstellung von Frauen und Männern als durchgängiges Leitprinzip benannt und die Förderung dieser Aufgabe unter dem Ansatz des Gender Mainstreaming beschlossen. Mädchenarbeit und emanzipatorische Jungenarbeit sind wichtige Aufgaben der Jugendpolitik. Darauf haben sich auch die Fraktionen von SPD und Bündnis 90/Die Grünen in der Koalitionsvereinbarung festgelegt. Gleichstellungsorientierte Jugendarbeit kann eben nicht bei den Mädchen „stehen bleiben“.

Jugendarbeit braucht ebenso Jungenarbeit. Immer wieder wurde und wird von Mädchenarbeiterinnen eingefordert, dass sich Männer um korrespondierende Angebote für Jungen kümmern müssten.

Während Mädchenarbeit insgesamt eine längere Tradition hat, entwickelt sich Jungenarbeit erst in jüngster Zeit zum Querschnittsthema in der Jugendhilfe. Die Jungen galten eher als die Gewinner im Geschlechterkampf. Erst allmählich wurde erkannt, dass diejenigen Jungen, die am stärksten Probleme machen, selbst die meisten Probleme haben.

Jugendhilfe braucht also Jungenarbeit, um männliche Jugendliche auf ihrem Weg zum Erwachsensein und Mannsein zu begleiten. Dazu bedarf es neuer, differenzierter Ansätze.

Mit der eingeleiteten Reform der Richtlinien zum Kinder- und Jugendplan des Bundes wollen wir dem notwendigen geschlechtsspezifischen Ansatz auch in der Kinder- und Jugendpolitik Rechnung tragen. (...)

Wir verfolgen hauptsächlich folgende Ziele:

- Wir wollen die gesellschaftliche Situation von Mädchen, jungen Frauen, Jungen und jungen Männern und ihre Situation in den Strukturen der Kinder- und Jugendhilfe aufarbeiten und sichtbar machen.
- Wir wollen darauf hinwirken, dass die Besonderheiten weiblicher und männlicher Lebenszusammenhänge festgestellt, verständlich gemacht und aufgearbeitet werden.
- Wir wollen Mädchen und Jungen spezifische Erfahrungsmöglichkeiten und Entfaltungsräume bieten, die zur Identitätsbildung beitragen und auf den Abbau struktureller Benachteiligungen hinwirken.
- Wir wollen Mädchen und Jungen darin unterstützen, ihre Identität zu entwickeln, ihr Selbstbewusstsein zu stärken und sie zu befähigen, ihr Leben eigenständig zu planen und selbstbestimmt ihre Interessen zu verfolgen.
- Wir wollen Jungen und junge Männer sowie Mädchen und junge Frauen für einen partnerschaftlichen Umgang sensibilisieren, ihnen die Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Rolle ermöglichen und sie dazu befähigen, Konflikte gewaltfrei zu lösen.
- Und: wir wollen allen Formen von Gewalt, die sich nach wie vor insbesondere gegen Mädchen und junge Frauen richtet, entgegenwirken sowie Betroffenen Schutz und Hilfe gewähren.

Damit sind die Weichen für eine zukunftsorientierte Kinder- und Jugendpolitik gestellt, die der Gleichstellung der Geschlechter besonders Rechnung trägt.

In diesem Sinne wünsche ich der Tagung einen guten und interessanten Verlauf.

Dr. Edith Niehuis
**Bundesministerium für Familie,
Senioren, Frauen und Jugend, Bonn**

Mädchen in Auseinandersetzung mit Sexualität und Geschlechtern. Neue Wege geschlechtsspezifischer Sexualpädagogik

Wir stehen am Anfang einer Tagung, deren Programm prallvoll ist: Theoretische Perspektiven und Praxisbeispiele zu vielen übergreifenden und speziellen Aspekten der sexualpädagogischen Mädchenarbeit warten auf uns, es wird um neue (alte) Zielgruppen, neue (alte) Themen, neue Zugänge und Methoden gehen. Die Tagung reflektiert Veränderungen der Mädchenarbeit. Gemeinsames Interesse derjenigen, die hier aus unterschiedlichen Ecken zusammengekommen sind, ist die Weiterentwicklung der sexualpädagogischen Mädchenarbeit oder – für die Zielgruppe formuliert: das Interesse daran, Mädchen in der heutigen Zeit einen positiven und selbstbestimmten Umgang mit Sexualität und eine produktive Entwicklung zu ermöglichen.

Die Stichworte „Weiterentwicklung“ und „in der heutigen Zeit“ weisen auf Veränderungsbedarf hin. Dieser Bedarf hat mindestens drei Antriebsquellen. Die erste liegt in dem, was man den „professionsdynamischen Hintergrund“ nennen könnte. Damit ist gemeint, dass Arbeitsfelder und -themen, haben sie einmal Fuß gefasst und sind sie einmal verankert, sich ausdifferenzieren. Eine spezielle Ausdifferenzierung stellt auch das Auftauchen der Jungenarbeit und die geschlechtssensiblen Arbeitsformen mit gemischten Gruppen dar (gemeint sind Ansätze, die als reflektierte oder geschlechtssensible Koedukation bezeichnet werden in Abgrenzung zur Koedukation, die die Geschlechterrelationen unreflektiert wiederholt).

Zur Professionsdynamik gehört auch die Veränderung Sozialer Arbeit insgesamt, von der Mädchenarbeit sich nicht ausnehmen kann. Stichworte sind hier Qualitätssicherung und Qualifizierung, Umgang mit Mittelkürzungen, Professionalisierung, Pro-

jektmanagement, Sponsoring, Nutzung neuer Technologien etc. Kann die Mädchenarbeit davon profitieren? Zur Professionsdynamik gehört auch die Entwicklung fester Strukturen und die inhaltliche Weiterentwicklung von Konzepten auf der Basis der eigenen Erfahrungen und/oder theoretischer Bezüge.

Der zweite Antrieb der Veränderung der Mädchenarbeit sind Veränderungen auf Seiten der Mädchen und damit auch Veränderungen der Konstellation Mädchen – Pädagogin. Um nur ein extremes Beispiel zu nennen: Mädchen treten als Beteiligte bei sexuellen Übergriffen auf. Ist das neu? Oder wird dies heute erst neu wahrgenommen? Wie setzen sich Professionelle damit auseinander? Welche Konsequenzen hat das für die Arbeit mit Mädchen? Sollten nun Gewaltphantasien von Mädchen Thema werden? Was bedeutet das für die Forderung von Parteilichkeit als professionellem Standard? Was verändert sich an den



Prof. Dr. Cornelia Helfferich
Freiburg

Begrüßung und Eröffnung

Lebensumständen, können wir überhaupt noch von „den“ Mädchen sprechen? Gibt es unter den Mädchen „Modernisierungsgewinnerinnen“ und „Modernisierungsverliererinnen“ und damit neue Trennungen und Gemeinsamkeiten entlang den Linien Geschlecht und sozialer Situation? Oder anders gefragt: Haben „Modernisierungsverliererinnen“ vielleicht mit „Modernisierungsverlierern“ mehr gemeinsam als mit den „Modernisierungsgewinnerinnen“? Und entwickeln sich die Chancen für Mädchen, die Vorstellungen von Weiblichkeit und die Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern in unterschiedlichen sozialen Lagen in zunehmendem Maß nach jeweils eigenen Prinzipien?

Der dritte Antrieb hat ebenfalls mit der Überprüfung des Mädchenbildes zu tun; hier ist die Herausforderung aber die Weiterentwicklung feministischer Theorie. Die VertreterInnen der klassischen Sozialisationsstheorie und das Argumentieren damit, dass Mädchen eben anders sind als Jungen („Differenzansatz“), haben sich den Vorwurf eingehandelt, sie würden die Differenz in der Sozialen Paxis erneut herstellen. Aber leider haben sich die konstruktivistischen Ansätze, die sich als Alternative sehen, bislang als wenig geeignet erwiesen, um in den „Niederungen“ der Praxis konkrete Erfahrungen deuten und Handlungen anleiten zu helfen. Dergestalt zwischen Baum und Borke, was die theoretischen Grundlagen der Mädchenarbeit angeht, sind Verständigungen über angemessene Konzeptionen notwendig.

Die gestellten und anderen Fragen zu vertiefen, ist Arbeit, die – im Plenum wie in den Arbeitsgruppen – auf uns alle wartet. Aber auf eine Schwierigkeit möchte ich hinweisen: Diese Veränderungen, deren Notwendigkeit von niemandem bestritten werden kann, müssen in Angriff genommen werden, ohne dass eine wirkliche Verankerung und eine grundlegende strukturelle Veränderung der Lebenssituation von Mädchen – ganz zu schweigen von der feministischen Revolution – stattgefunden hat. Die Beispiele fehlender Verankerung

liegen auf der Hand: Projekte haben mangels finanzieller Mittel nicht an der Tagung teilnehmen können oder mussten in der Zeit zwischen Einladung und heute aufgeben. § 9 des KJHG (Kinder- und Jugendhilfegesetz) ist zwar ein Meilenstein, weil er eine Berücksichtigung der Geschlechterfragen ausdrücklich verankert. Aber er garantiert nicht allein die Qualität der Mädchenarbeit und den Bestand von Mädchenprojekten.

Die Mädchenarbeit hat viel erreicht. Aber vollständig lautet die Bilanz: Sie hat viel erreicht und nichts verändert. Das heißt: Die Entwicklung blieb unvollständig und muss doch zu Neuem übergehen. Damit steht immer wieder die Befürchtung im Raum, die heute abverlangten Veränderungen könnten sich letztlich gegen die Mädchenarbeit selbst wenden und der Ausgangspunkt, die anfangs gewünschten Veränderungen würden ganz aus dem Blick geraten. Doch können konzeptueller Stillstand und konservative Besitzstandswahrung keine Alternative sein. Wenn Mädchenarbeit sich nicht aus der geschaffenen (!) Tradition heraus weiterentwickeln kann, wird sie als politische Eigenart der 70er bis 90er Jahre Bundesrepublik in die Geschichte eingehen – und mehr nicht. Umso wichtiger ist der Austausch über die notwendigen und nicht notwendigen, die akzeptablen und gewünschten Veränderungen, über die Arbeit mit neuen Zielgruppen, über neue Themen, Konzepte und Arbeitsformen – unter Berücksichtigung der heutigen Bedingungen für Mädchen, Pädagoginnen und für die Sexualpädagogik.

Sexualpädagogische Mädchenarbeit verändert sich und wir sind bereits mitten in dieser Veränderung. Aber wo sind wir? Um den Ort zu bestimmen, möchte ich ausnutzen, dass auf dieser Tagung wichtige aktuelle Diskussionsstränge versammelt sind. Nehmen wir das, was vorgestellt und diskutiert werden wird, als „state of the art“ der sexualpädagogischen Mädchenarbeit. Was erfahren wir über sexualpädagogische Mädchenarbeit, außer dass sie vielfältig ist? Gibt es in dieser Vielfalt bestimmte zentrale

Begriffe, Themen oder – vielleicht nicht immer explizite – Grundannahmen, die zu einer Gesamtbilanz gehören würden? Gibt es z.B. wichtige Neuerungen, Kontroversen oder Verweise auf z.B. feministische Theorietraditionen?

Ich nehme für meine Einführung die Unterlagen zur Tagung als Ausgangspunkt, um eine Art vorläufige imaginäre Landkarte der sexualpädagogischen Mädchenarbeit zu zeichnen mit Zweigen, Akzentsetzungen und „Begriffsdomänen“. Davon ausgehend möchte ich in einem zweiten Schritt drei Blickweisen auf die sexuelle Entwicklung von Mädchen einführen, die einige der zentralen Begriffe einbinden und auf eine einfache und für die Praxis brauchbare Weise an feministische Theoriebildung anknüpfen.

Die Landkarte zentraler Begriffsfelder sexualpädagogischer Mädchenarbeit – rekonstruiert aus den Tagungsunterlagen

Als erste Begriffsdomäne möchte ich auf der Landkarte der sexualpädagogischen Mädchenarbeit die „Vielfalt“ einzeichnen. Vielfalt wird in zahlreichen Abstracts angesprochen. Sie meint nicht einfach nur Buntheit als solche, sondern ist verbunden mit Anerkennung von Unterschiedlichem innerhalb der Vielfalt von Ausdrucksformen in der Spannung von Besonderheit und Gemeinsamkeit. Was übrigens für Mädchen mit Behinderung anders diskutiert wird, als für junge Lesben. Bei Mädchen mit einem Migrationshintergrund wird zudem die Vielfalt innerhalb der Gruppe der Migrantinnen hervorgehoben – Vielfalt in der Vielfalt. Die Reduzierung auf ein „typisches“ Migrantinnenmädchen und die Nicht-Anerkennung der Vielfalt unter Migrantinnen ist eine Stereotypisierung, der die eigene Erfahrungswelt entgegengesetzt wird.

Hier schließt die Begriffsdomäne „eigene Kultur“ und „Lebenswelt“ an, verbunden mit den Begriffen „subjektive Sichtweise, subjektives Erleben“, verstanden jeweils als Chiffre für eine Aufforderung zum Verstehen der Eigenlogik, der Eigenheit, zum Stehenlassen von auf den ersten Blick Unverständlichem.

Wir finden einen weiteren begrifflichen Bereich, in dem das vorkommt, was auf die gesellschaftlichen Bedingungen zielt. Die symbolische Ebene des gesellschaftlichen Einflusses markiert Begriffe wie „Bilder“, „Normen“, „Definitionen“, „Bewertungen“, „Vorstellungen“ und „Diskurse“, mit denen die Mädchen konfrontiert sind, die z.B. Weiblichkeit zum Thema haben, aber auch andere für spezielle Gruppen relevante Aspekte, wie z.B. bezogen auf bewegungseingeschränkte Mädchen Diskurse zu Leistung und Mobilität. Als Sozialisationsbedingungen und als Aspekte der materiellen Lebenssituation werden genannt: z.B. Bildungschancen, Berufschancen in den neuen Bundesländern, die Bedingungen der betrieblichen Sozialisation, in der Weichen für die weitere Lebensentwicklung gestellt werden. Eine besondere Rolle bei den Hintergrundbedingungen nimmt die Sexualisierung ein. Damit ist gemeint, dass der Körper, die Beziehungen, die Person des Mädchens ab der Pubertät mit sexuellen Bedeutungen „aufgeladen“ werden und sich der Blick der anderen auf das Mädchen verändert. Die Begriffe „Gewalt“ und „Ausgrenzung“ sind nur spärlich in diesem Begriffsareal vertreten und vollends Un-Begriff geworden ist das „Patriarchat“, das überhaupt nicht mehr vorkommt.

Eine weitere Begriffsdomäne bezieht sich auf die Mädchen und ist zentriert um positive Aspekte und Aktivität: Erwähnt werden „Selbstbewusstsein“, „Stärke“ und „Stärken“, „Ressourcen“, „Fähigkeiten“, „Kompetenzen“ von Mädchen – ganz einem ressourcenorientierten Ansatz verpflichtet, in Umsetzung der Vorgabe ‚weg vom Defizitansatz‘. Mädchen kommen zudem vor allem als Handelnde vor, als „Akteurinnen“, als „Gestaltende“, sie entwickeln „Strategien“ – auch aggressive Strategien, um ihre Lebensthemen umzusetzen, sie „setzen sich auseinander“, z.B. mit Stereotypen, sie „handeln“ etwas „aus“, sie „entwickeln“ oder „revidieren“ Pläne und Vorstellungen; Geschlechtsidentität ist eine „konstruktive Leistung“, Mädchen „produzieren“ oder inszenieren Geschlecht. Der Begriff des Opfers kommt nur

Begrüßung und Eröffnung

an zwei Stellen, vor und zwar in einem gleichsam kompensierenden Zusammenhang: Mädchen, so heißt es sinngemäß, sind nicht nur Opfer, sondern auch die Handlungs- und Lustseite ist zu sehen (Workshop Gewalt).

Strukturmerkmal der imaginären Landkarte der Begriffe sexualpädagogischer Mädchenarbeit ist die **Komplexität**, das **Zusammensehen** von einschränkenden gesellschaftlichen Bedingungen und von Gestaltungsleistungen der Mädchen, der Verweis auf **Ambivalenzen, Widersprüche und Balancen**. Das enthält einen Hinweis auf die doppelte Lebensperspektive, verwandt mit dem theoretischen Konzept der „doppelten Sozialisation“ als Charakteristikum weiblicher Sozialisation, sowie einen Hinweis auf eine Art Zwischenland „zwischen Autonomie und Anpassung“.

Zusammengefasst: Mit der Betonung der Vielfalt der Lebenslagen, der Subjektivität und der Befähigung zeichnet sich eine spezifische moderne sexualpädagogische Arbeit ab, die sich mit normativen Vorgaben, und seien es auch emanzipatorische Normen, zurückhält und die die Voraussetzungen auf persönlicher und gesellschaftlicher Ebene schafft, damit Mädchen ihren Weg gehen,

ihre Entwicklung zu ihrer Sache machen. Der Bezug auf die Bedeutung gesellschaftlicher Bedingungen bleibt aber. Beides zu sehen, die Bedingungen und das Handeln der Mädchen, entspricht dem Paradox, dass Mädchen die Verantwortung für die Gestaltung ihres Lebens übernehmen müssen, die Möglichkeit dazu ihnen aber gleichzeitig entzogen oder nicht gegeben wird, weil die gesellschaftlichen Bedingungen ihrem Zugriff entzogen bleiben. Doch Fragen sind noch offen wie z.B.: Wie viel verallgemeinernde Aussagen und überindividuelle Angebote sind bei so viel Differenzierungsgebot und Betonung von Besonderheiten noch möglich? Wie sind die gesellschaftlichen Bedingungen zu beschreiben? Wie lässt sich die Gestaltungskompetenz näher fassen?

Theoretische Zugänge und die Integration von Sexualität als Thema

Ein Thema wird selten explizit genannt, vielleicht weil es überall irgendwo mit dabei ist. Es ist das Thema, um das es eigentlich geht: **Sexualität der Mädchen**. Sie kommt vor allem sehr unterschiedlich vor: auf der Ebene der Gesellschaft und des subjektiven Erlebens im Sinn von gesellschaftlichen Bildern von Sexualität und von entsprechendem subjektiven Erleben von am-

„Landkarte“ der sexualpädagogischen Mädchenarbeit



bivalenter und tabuisierter Sexualität, auf der Ebene des Verhaltens in sexuellen Beziehungen und Annäherungen, als etwas, das Mädchen sich aneignen und als Medium von Aushandlungsprozessen. Gibt es ein übergreifendes Verständnis der weiblichen Sexualität in der Jugend? Wie sind die gesellschaftlichen Bedingungen bezogen auf weibliche Sexualität zu beschreiben? Was bedeutet sexuelle Entwicklung? Wie lässt sich die Kompetenz, die sexuelle Entwicklung zu gestalten, näher fassen?

Ich möchte drei Ansatzpunkte skizzieren, die für die sexualpädagogische Arbeit mit Mädchen praxistauglich sein können. Im Mittelpunkt steht der Gedanke, dass Mädchen auch ihre sexuelle Entwicklung in diesem gesellschaftlichen Kontext gestalten. Mit ihrem Handeln und ihren Vorstellungen verarbeiten sie die Anforderungen, und dies tun sie nicht nur für sich, sondern unter anderen Menschen (was wesentlich heißt: inmitten der Gleichaltrigen beiderlei Geschlechts).

- Sexualität lässt sich als gegebene Entwicklungsaufgabe und Entwicklung diskutieren – dahinter steht konstitutiv der Gedanke von Entwicklungsbewältigung als Entwicklungsgestaltung. Wie gestalten Mädchen – unter welchen Bedingungen – die sexuelle Entwicklung?
- Sexualität kann als ein Muster von Praktiken, die von Mädchen gelebt werden, betrachtet werden. Dann kann man nach den Bedingungen fragen, unter denen sich diese Praktiken herausbilden.
- Sexuelle Entwicklung hat eine starke interaktive Dimension.

Sexualität als Entwicklungsaufgabe: Was ist die Lösung?

Zentrale Entwicklungsaufgaben sind die Entwicklung einer (weiblichen) Geschlechtsidentität und eine Ablösung von den Eltern; hinter diesen beiden grundsätzlichen Aufgaben des Erwachsenwerdens stehen eine Reihe von Teilaspekten, die sich durchaus widersprechen können. In der Entwicklungspsychologie wird diese Aufgabe – als abstrakte Aufgabe betrachtet – als univer-

sell gegeben gesetzt. Für die Sexualpädagogik ist die kulturelle Ausformung wichtig: Unterschiedliche Kulturen und Gesellschaften haben unterschiedliche Regelungen z.B. für Ablösungsprozesse der Töchter von ihren Müttern, sie halten unterschiedliche Anforderungen und Chancen der Verselbständigung bereit und haben unterschiedliche Vorstellungen von einer erwachsenen weiblichen sexuellen Identität. Der Gestaltungsaspekt betrifft die Bewältigung der Aufgaben, die unterschiedlich ausfallen kann: Sowohl mit einem asketischen als auch mit einem sexualisierten Verhalten können Ängste gemindert und subjektiv für den Moment angemessene Strategien entwickelt werden. Obwohl die Veränderung des Körpers selbst wenig beeinflusst werden kann, können Mädchen doch Strategien entwickeln, um zu signalisieren, dass sie „noch nicht so weit“ oder „schon viel reifer“ sind, als ihr Körper anzeigt; sie tun dies vor allem über bestimmte Formen, den Körper zu präsentieren oder zu manipulieren. Sie können so zumindest die sozialen Folgen der Entwicklungsgeschwindigkeit des Körpers ein wenig beeinflussen.

Die gesellschaftlichen Bedingungen spielen insofern eine Rolle, als sie Entwicklungsaufgaben mehr oder weniger komplex machen und erschweren können. Eine Tabuisierung weiblicher Sexualität erschwert z.B. die Aufgaben, weil kollektive Ängste auf die Mädchen übertragen werden. In bestimmten Untergruppen der Gesellschaft kann die Entwicklungsaufgabe spezifische Akzente tragen. Der Begriff Untergruppe wurde verwendet, um eine kulturelle Differenz zu bezeichnen. Solche Untergruppen können, müssen aber nicht Migrationsgruppen sein. Ein Migrationsstatus kann nicht auf die Frage einer kulturellen Differenz reduziert werden und umgekehrt. Die oben beschriebene Entwicklungsaufgabe kann z.B. schwieriger werden, wenn sie mit zusätzlichen Widersprüchen belastet wird, sie kann aber auch einfacher werden (oder sie ist beides zugleich). Gesellschaftliche Bedingungen können – in Form von Weiblichkeits- und Sexualitätsnormen oder in Form einer eingeschränkten gesellschaftlichen

Begrüßung und Eröffnung

Teilhabe – das Spektrum der „legitimen“, gesellschaftlich nahe gelegten „Lösungen“ einschränken und solche Wege verhindern oder erschweren, die für ein Mädchen gerade angemessen wären. Junge Lesben werden z.B. an einem unbelasteten Coming out gehindert oder fehlende Bildungschancen verstellen die Möglichkeit, mit einer Intellektualisierung und mit dem Ausweichen auf ein anderes Feld das Thema Sexualität ein wenig hinten in der Entwicklung zu stellen.

Leider hat sich die Entwicklungspsychologie wenig mit dem Thema der Sexualität als Entwicklungsaufgabe beschäftigt. Die meisten Ansätze bleiben dem etwas schematischen lerntheoretischen Konzept der Rollenübernahme verhaftet, das zudem als gelungene Bewältigung der Entwicklungsaufgaben die gelungene Rollenübernahme versteht. Unter der Perspektive der Geschlechtertheorien ist der Ansatz zu kritisieren, aber der Grundgedanke der Entwicklungsbewältigung kann produktiv weiterverfolgt werden.

Das Konzept der Entwicklungsaufgaben kann, kritisch für Mädchen umformuliert, den Blick dafür schärfen, wie Mädchen ihre sexuelle Entwicklung unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen gestalten. Es stellt, in die Praxis übertragen, den subjektiven Blick von Mädchen in den Mittelpunkt, die zu einem bestimmten Entwicklungszeitpunkt meinen, ein bestimmtes Verhalten zu „brauchen“. So richtig es ist, dass niemand um das Thema Sexualität in der eigenen Entwicklung herum kommt, so stellt sich doch die Frage: Wer definiert denn eigentlich die Entwicklungsaufgaben? Die Gesellschaft? Die Entwicklungspsychologie? Die Peers? Die Eltern? Die Mädchen selbst? Kann man – immer auf einer bestimmten Konkretionsebene gedacht – nicht die Ausformulierung der Entwicklungsaufgabe „sexuelle Identität“ offen lassen für eine subjektive (gleichwohl gesellschaftliche) Definition, für einen gesellschaftlichen Wandel, ohne den grundlegenden Gedanken der Entwicklungsbewältigung aufzugeben? Erster Anhaltspunkt für Theorie und

Praxis wären dann das Handeln und die Wünsche der Mädchen selbst. Hieß es beim Ausgangspunkt der Entwicklungsaufgabe: „Wir kennen die Frage bzw. die Aufgabe, was sind die Antworten der Mädchen?“, heißt es nun: „Wir kennen die Antworten der Mädchen, was ist ihre Frage, d.h. was haben sie zu bewältigen“?

Sexualität als Muster von Praktiken – was wird hergestellt?

Für die zweite Perspektive, die sich auf das Handeln und die Vorstellungen der Mädchen bezieht, ist der Begriff der Praktiken brauchbar. Bei seiner Verwendung im Geschlechterkontext können wir uns auf die neueren Diskussionen um Männlichkeit in der Gesellschaft, verbunden v.a. mit dem Namen Connell, beziehen. Während der Begriff „Verhalten“ auf behavioristische Erklärungskonzepte (Übernahme von Rollenverhalten) zielt und der Begriff „Handeln“, aus der Soziologie stammend, den mit dem Handeln verbundenen sozialen Sinn in den Blick nimmt, ist der Begriff der „Praktiken“ einer kultursoziologischen Tradition verpflichtet. In der konkreten sozialpädagogischen Praxis ist es ziemlich egal, welchen Begriff man verwendet, denn immer geht es um das Gleiche, nämlich um das, was Mädchen tun und denken. Doch macht der Begriff der Praktiken durch die Denktradition, aus der er stammt, sensibler für bestimmte Aspekte. Zum einen wird mit Praktiken etwas hergestellt, insbesondere werden bestimmte Formen von Weiblichkeit (oder Männlichkeit) hergestellt und es wird Überlegenheit oder Unterlegenheit hergestellt. Die Verbindungen zwischen diesen Aspekten sind interessant: Wie wird in einem gesellschaftlichen Kontext die Herstellung von Überlegenheit mit der Herstellung von Weiblichkeit oder Männlichkeit verknüpft? Hier kommt auf einmal der sonst häufig vernachlässigte Aspekt der Macht und der Kontrolle der Situation und der Kontrolle der Entwicklung ins Spiel. Macht ist ein mindestens so wichtiger Schlüsselbegriff für die sexuelle Entwicklung wie Angst. Zum Zweiten gilt, dass wenn Praktiken immer wieder wiederholt werden, wenn sich ein kollektives Muster



bei Mädchen und Jungen, Frauen und Männern herausbildet, dann gewinnt das Hergestellte Konstanz und tritt uns als feste gesellschaftliche Bedingung entgegen. Gesellschaftliche Bedingungen werden gemacht und sind daher auch veränderbar, aber sie verselbständigen sich immer wieder.

Was Praktiken sein können, lässt sich nach Reinhard Winter für die Entwicklung von Jungen illustrieren. Er beschreibt Praktiken – ohne diesen Begriff zu verwenden – zur Herstellung von Männlichkeit. Er meint damit das Aufladen von Objekten, z.B. von Frauenbildern oder Frauenkörpern, aber auch Motorrädern o.Ä. mit sexuellen Bedeutungen. Anschließend wird symbolisch oder real die Herrschaft über das sexualisierte Objekt hergestellt und so Potenz demonstriert. Mit diesen Praktiken der sexualisierten Unterwerfung wird Männlichkeit hergestellt, Ängste werden gebannt und Geschlechtsidentität gebildet. Da es sehr unterschiedliche „Männlichkeiten“ – ebenso wie unterschiedliche „Weiblichkeiten“ – gibt, fallen die Praktiken auch unterschiedlich aus. Jungen und Männer, ergänzt Connell, sind darauf angewiesen, Männlichkeit immer wieder neu mit Praktiken herzustellen, denn sie sind immer in Gefahr, dass ihnen von ranghöheren Männern die Männlichkeit aberkannt wird.

Sexuelle Gewalt ist eine Praktik, mit der ein Herrschaftsverhältnis hergestellt wird. Auch Weiblichkeit wird in Praktiken hergestellt: Über Kleidung, Körperhaltungen, in bestimmten sozialen Kontexten wird Weiblichkeit durch Gesten der Unterwerfung oder Unterordnung hergestellt. Auch Mischformen von Weiblichkeit und Männlichkeit können hergestellt werden: Praktiken können Uneindeutigkeit herstellen.

Für die Bedeutungen der Praktiken, die es zu entschlüsseln gilt, sind die gesellschaftlichen Bedingungen, die kulturellen Bilder, die Lebenschancen konstitutiv. Die jungen Schwangerschaften (Friedrich) oder die Sehnsucht nach Schwangerschaften (Wittel-Fischer) können als Praktiken oder Sehnsucht nach Praktiken entziffert werden,

mit denen eine bestimmte (überlegene?) Weiblichkeit hergestellt werden kann – vielleicht weil andere Wege, den sozialen Wert als Frau zu bestätigen, nicht zugänglich sind. Praktiken rund um die Menstruation, ritualisierte Begegnungsformen zwischen Mädchen und Jungen und Mädchen und Mädchen oder Praktiken der Präsentation lesbischer Identifikation können in die Diskussion einbezogen werden.

Sexualität als Interaktion – Entwicklung im Kontext

Entwicklung findet nicht im luftleeren Raum statt. Die Geschlechterverhältnisse sind dabei nicht nur Rahmenbedingungen im Sinn von einmal gegebenen, festgeschriebenen externen Ausgangs- oder Rahmenbedingungen der Entwicklung, sondern sie selbst verändern sich im Zuge der Entwicklung; die Entwicklung findet im Zusammenspiel von sozialen Umfeldbedingungen und der Person des Mädchens statt. Die Entwicklungspsychologie hat diesen Aspekt lange vernachlässigt und auch die Mädchenarbeit konzentriert sich auf die Entwicklung des Mädchens ohne die Interaktion mit der Entwicklung des Umfeldes zu sehen. Mit dem Begriff der Praktiken ist bereits ein Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Mädchens und der Entwicklung im Umfeld angesprochen. Denn einige der wichtigen Praktiken, Weiblichkeit herzustellen, bestehen darin, eine bestimmte Beziehung Frau–Mann zu inszenieren. Die beschriebenen Praktiken der Sexualisierung, mit denen Männlichkeit hergestellt und männliche Entwicklung kollektiv bewältigt wird, machen etwas mit Mädchen: Mädchen erfahren sie als Gewalt und Abwertung. Mädchen müssen diese Erfahrungen verarbeiten, die Erfahrungen werden Teil des Kontextes ihrer Entwicklung, der sich als Behinderung der Entwicklung auswirken kann. Das heißt Mädchen müssen ihrerseits Praktiken und Strategien entwickeln, sich angesichts der phantastischen und phantasierten Überlegenheit des Männlichen zu schützen und ihre Form von Überlegenheit herzustellen. Und diese Strategien der Mädchen machen etwas mit Jungen. Diese Wechselseitigkeit scheint symme-

Begrüßung und Eröffnung



trisch, ist es aber nicht, was für die Beziehungen der Geschlechter ausschlaggebend ist: Es sind Männer, die anderen Männern Männlichkeit bestätigen. Auch Frauen wenden sich eher an Männer als an andere Frauen, um Weiblichkeit bestätigt zu bekommen – und stellen so Weiblichkeit eher in Koproduktion mit Männern als unter Frauen her. Die große kulturelle Leerstelle ist die Bestätigung von Weiblichkeit von Frauen durch andere Frauen.

Die weibliche sexuelle Entwicklung – betrachtet unter der Perspektive der Entwicklungsaufgabe oder als Muster von Praktiken – ist verzahnt mit der männlichen sexuellen Entwicklung. Beide Geschlechter nehmen sich in einer „Kultur der Zweigeschlechtlichkeit“ gegenseitig als symbolische Gegenbilder, dienen einander als Identifikations- oder Abgrenzungshorizont, unabhängig davon, ob eine hetero- oder eine homosexuelle Identität herausgebildet wird, und brauchen sich als Gegenpart bei konkreten Erfahrungen. Dass sie in diesem Sinn einander „brauchen“, heißt nicht, dass sie die Entwicklung miteinander gestalten können. Im Gegenteil: Zumindest in einer frühen Phase stehen die Entwicklungen gegeneinander, tendenziell geht die Entwicklungsbewältigung bei dem einen Geschlecht auf Kosten des anderen und das Schutzbedürfnis gegenüber dem anderen Geschlecht ist groß.

Viele Praktiken und Strategien zur Bewältigung von Entwicklung bestehen darin, dass

die Interaktion mit dem anderen Geschlecht auf eine bestimmte Weise gestaltet wird. Ein Beispiel: Auf individueller Ebene kann die Suche nach einem „ungefährlichen Freund“ Ängste lindern und einen Kompromiss darstellen. Auf der Ebene gesellschaftlicher Vorstellungen kann man das Motiv der „großen Liebe“ und die spezifische Geschlechterrelation „Beschützer–Beschützte“ als ein historisches, kollektives Lösungsmuster der von einer christlichen Tradition geprägten Widersprüche weiblicher Sexualität betrachten: Die große Liebe „entschuldigt“ Sexualität und gibt Verantwortung ab – ein historisch-gesellschaftlich „verfügbares“ und „nahe liegendes“ Muster, das in der individuellen Entwicklung möglicherweise einen Entwicklungsschritt ermöglicht – womit über die Folgen für die weitere Entwicklung nichts gesagt ist.

Der Begriff der Praktiken in der Interaktion kann zudem eine Brücke schlagen: Einerseits bestehen die konkreten Praxiserfahrungen in Begegnung mit Mädchen, die sich als Mädchen definieren und für die ihr Geschlecht etwas unzweifelhaft Gegebenes darstellt, für die also die Konstruktionsgeschichte ihres eigenen Geschlechts außerhalb einer in ihren Augen sinnvollen Reflexion liegt. Andererseits besteht der große Zugewinn der feministischen Theoriebildung gerade darin, zu sehen, dass Geschlecht konstruiert wird und aus mehr Optionen besteht als die Aufteilung in „typisch weiblich“ und „typisch männlich“ wiedergibt. Praktiken stellen etwas her – aber nicht frei, sondern **stehen** bei Mädchen im Zusammenhang mit der Bewältigung von sexueller Entwicklung in einem historischen Kontext.

Ausblick: Aufgabe der sexualpädagogischen Mädchenarbeit

Bei allen diesen Betrachtungsweisen stehen das Handeln und die subjektiven Vorstellungen der Mädchen im Vordergrund. Auch die Aufgaben der Sexualpädagogik, die sich daraus ergeben, ähneln sich: Immer geht es um eine Unterstützung bei der Bewältigung der Entwicklungsaufgabe Sexualität, eine Bestätigung des Wertes von Mäd-



chen und eine Anerkennung von den in den Praktiken produzierten Formen von Weiblichkeit bzw. eine Unterstützung beim Finden von für die eigene Entwicklung produktiven Praktiken – insbesondere durch Frauen und insbesondere in der Vielfalt der Lebenssituationen von Mädchen (mehr oder weniger behindert, mehr oder weniger „fremd“, mehr oder weniger hetero- bzw. homosexuell). Interaktionserfahrungen, auch Erfahrungen mit Übergriffen und mit eigener Gewalt, sind aufzuarbeiten und Interaktionskompetenzen sind zu vermitteln. Sofern Praktiken, die zu Lasten der Entwicklung von Mädchen gehen, nicht abgebaut oder von Mädchen neutralisiert werden können, sind Mädchen entsprechend dazu zu befähigen, sich selbst (und sich gegenseitig) zu schützen. Das alles beinhaltet immer einen Zugang zu einer Vielfalt von Optionen (angesichts der Vielfalt der Entwicklungswege), zu Ressourcen und zu Chancen gesellschaftlicher Teilhabe, einen Abbau an Diskriminierungen und gesellschaftlicher Abwertung. Und langfristig bedeuten das Eröffnen von produktiven Formen der Entwicklungsbewältigung und eine Veränderung der Praktiken und der Interaktion eine Veränderung der Geschlechterverhältnisse. Insgesamt sehen wir Konturen einer auf die aktuellen Probleme von Mädchen zugeschnittenen sexualpädagogischen Mädchenarbeit, die Mädchen in ihrem subjektiven Erleben ernst nimmt. Sie ist sogar sehr modern: Fast scheint es verpönt, auf die Tatsache hinzuweisen, dass Mädchen auch Gewalt ausgesetzt sind, nur weil Mädchen nicht auf diese Dimension ihrer Existenz reduziert werden wollen. Auch ganz modern ist die Betonung von Aktivität und Selbstbewusstsein bei Mädchen, da stimmen der Wunsch der Mädchen und das Mädchenbild der Sexualpädagogik überein (und beides wiederum stimmt mit dem Mädchenbild in der Werbung überein). Vielleicht stimmen sie zu gut überein, denn beide scheinen die Hoffnung zu teilen: Mit Autonomie wird alles gut. Übersehen werden die Zeichen, die darauf hindeuten, dass es kein Ende der Geschichte geben kann: Auch autonome Mädchen haben Probleme, aber die sind nun anders ge-

lagert. Neue Probleme sind z.B. ein Gefühl der Überforderung durch den Druck der Autonomieforderung als gesellschaftlichem Ideal oder eine neue Kommerzialisierung und Vermarktung des Bildes des autonomen Mädchens. Ohne Autonomie geht es nicht. Autonomie und Selbstbewusstsein sind die großen Ressourcen, mit Problemen umzugehen (siehe auch die Leitfragen für den Workshop 2).

Solange sich die Mädchen verändern, muss die Mädchenarbeit sich weiterentwickeln. Das macht die Arbeit aber auch so interessant: Gefragt ist die wache Beobachtung der Veränderungen des gesellschaftlichen Umgangs mit (weiblicher) Sexualität, der Bilder und Bedingungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, der Lebenschancen von Mädchen und Jungen, von Frauen und Männern. Die Tagung wird dazu beitragen.

Prof. Dr. Cornelia Helfferich
Sozialwissenschaftliches
FrauenForschungsinstitut der Kontaktstelle
für praxisorientierte Forschung e.V.,
Ev. FH Freiburg

Begrüßung und Eröffnung



Dr. Anne Schwarz
Tübingen

Mädchen auf ihrem Weg zu einer selbstbestimmten Sexualität

Sexualität als politisches und alltagspraktisch zu bearbeitendes Thema war innerhalb der Frauenbewegung im Allgemeinen und innerhalb der Mädchenarbeit im Speziellen schon immer ein Dauerbrenner und ist auch heute – im Jahr 2000 – aktuell wie eh und je bzw. wird als Thema immer wichtiger, denn wir stehen einer ständig größer werdenden so genannten Diskursivierung von Sexualität gegenüber, ebenso wie einer immer breiteren Kommerzialisierung und Vermarktung sexueller Themen und Inhalte, sowie einer wachsenden Palette sexueller (Gestaltungs-)Möglichkeiten.

Verändert hat sich in der theoretischen, alltagspraktischen und politischen Auseinandersetzung also weniger die Tatsache, dass man sich mit dem Gegenstand an sich – der Sexualität – beschäftigt. Gewandelt hat sich vielmehr die Art und Weise, wie wir uns mit dem Thema der Sexualität heute auseinandersetzen. Ging es in den siebziger Jahren hauptsächlich um die Entdeckung, Thematisierung und politische Forderung nach einer eigenständigen weiblichen Sexualität, sind die achtziger Jahre geprägt von dem Diskurs über sexuelle Gewalt und sexuellen Missbrauch. Die neunziger Jahre wiederum scheinen gekennzeichnet von einem relativ verbreiteten Alltagsbewusstsein und Selbstbewusstsein darüber, dass Frauen und Männer, Mädchen und Jungen ein Recht auf die Entfaltung von individueller Sexualität haben. Seit den späten neunziger Jahren fokussieren wissenschaftliche Diskussionen vor allem postmoderne Gestalten von Sexualität ebenso wie eine wachsende Fragilität sexueller Identitäten und den Umgang der Menschen mit den so genannten postsexuellen und posterotischen Formen und Anforderungen. Doch zurück zu dem vorrangigen Thema der neunziger Jahre: dem gewachsenen und vielleicht auch veränderten Rechtsbewusstsein bezüglich individueller sexueller Selbstbestimmung, auf das ich mich im Folgenden beziehen werde. Dieses Rechtsbe-

wusstsein hat sich, wie ich noch zeigen werde, vor allem im sexuellen Verhalten von Teilen der heutigen Mädchengeneration niedergeschlagen. Meine These ist, dass kulturelle Veränderungen im individuellen Zugriff auf Sexualität vor allem an Mädchen, die für mich vielfach die Protagonistinnen allgemeiner Entwicklungen sind, sichtbar werden. Das heißt, dass Sexualität für Mädchen heute zumindest teilweise eine andere Bedeutung hat, einen anderen Stellenwert einnimmt, als für die Generation ihrer leibhaftigen Mütter, aber auch ihrer geistigen Mütter, und damit meine ich die feministisch denkende Müttergeneration, die doch bezüglich des Themas ‚weibliche Sexualität‘ einiges in Bewegung brachte.

Doch zunächst zu meiner Auffassung von Sexualität

Das individuelle und kollektive Verständnis von Sexualität, aber auch die konkreten sexuellen Bedürfnisse und Ausdrucksformen verändern sich m. E. (zumindest in Teilen) ständig, es gibt also keine dauerhaften Wahrheiten über die Sexualität oder um ein Zitat von William Simon zu verwenden: *„Das Dauerhafte ist selten bedeutend und das, was uns bedeutend erscheint, ist selten von Dauer.“*¹ Sexualität ist für mich in Anlehnung an A. Giddens und W. Simon ein soziales Konstrukt, dem individuelle, aber

¹ Vgl. Simon (1999): S. 362



auch kollektive Handlungsentwürfe und -definitionen zugrunde liegen.

Doch was heißt das?

Stehen wir vor einer postmodernen Sexualität, die für Mädchen und Jungen, Männer und Frauen jeglicher sozialer und ethnischer Herkunft eine mehr oder weniger beliebig formbare Masse darstellt? Gibt es im Zuge von Individualisierung und Pluralisierung ein Potpourri an sexuellen Verhaltens- und Äußerungsformen, dessen ‚man‘ und ‚frau‘ sich je nach individuellen Zugängen beliebig bedienen kann? Oder kulturpessimistisch gefragt: Ist die Kommerzialisierung und Medialisierung von Sexualität/gewaltförmiger Sexualität und die angenommene Beliebbarkeit ihrer Äußerungsformen nicht der Tod jeder vitalen individuellen Sexualität? Wie gehen Mädchen und Jungen, Männer und Frauen mit der postmodernen Zumutung um, ständig flexibel sexuelle Identitäten zu bauen, die einerseits in sich stabil und andererseits doch extrem beweglich sein müssen, um den dauernd wechselnden Anforderungen gerecht werden zu können?

Mädchen und junge Frauen (aber auch – wenn auch anders – Jungen und junge Männer) bedienen sich sowohl traditioneller Verhaltensmuster als auch neuer Handlungsoptionen in neuen vielfältigen und selbstgewählten Mixturen, die biografisch ständig neu gemixt werden. Dies bedeutet neue Freiheiten und neues Konfliktpotential, das immer wieder individuell ausbalanciert werden muss. Und genau hierin liegen die neuen Schwierigkeiten. Da es keine stabilen sexuellen Identitätsmuster mehr gibt, müssen diese permanent neu entworfen und in Szene gesetzt werden. Dies produziert Unsicherheiten und Ängste, die immer aufs Neue bewältigt werden müssen. Oder um mit einem Bild zu sprechen: Mädchen und Jungen sind permanent auf dem Weg, sich eine passende Haut für die Einzelteile ihrer (sexuellen) Identität zu suchen, die ihrerseits aber immer wieder ausgetauscht werden können und müssen.

Der Hauptteil der folgenden Ausführungen beschäftigt sich mit der Mädchensexualität

bzw. der sexuellen Identitätsbildung von 12–15-jährigen Mädchen, und zwar unter dem Fokus der Thematisierung von angepassten bzw. widerständigen Einstellungs- und Verhaltensanteilen, die diese Mädchen, angesichts der gesellschaftlichen Forderung sich in das System der kulturellen Zweigeschlechtlichkeit zu integrieren, zeigen.

Danach werden kurz einige Thesen über die Erscheinungsformen von Mädchensexualität im Jahr 2000 vorgestellt.

Sexualität, sexuelle Identitätsbildung von Mädchen

Ich möchte im Folgenden zunächst auf die Seiten der sexuellen Entwicklung von Mädchen eingehen, die sich am ehesten verallgemeinern lassen. Ich beziehe mich dabei zunächst auf zwei eigene Untersuchungen, die ich im Rahmen meiner Tätigkeiten im MädchenGesundheitsLaden Stuttgart und meiner Dissertation durchgeführt habe. Der Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen besteht in der Annahme, dass Sexualität, so wie sie in weiten Teilen von Mädchen erfahren und gelernt wird, gesellschaftlich geformt und damit patriarchal geprägt ist und sich weibliche Sexualität so zu weiten Teilen nach wie vor an männlichen Bedürfnissen und Standards orientiert. Ich gehe ebenfalls davon aus, dass Mädchen in einem nicht unbeträchtlichen Ausmaß Sexualität gewaltförmig erleben. Doch darüber hinaus sind Mädchen auch zunehmend aktive Gestalterinnen ihrer sexuellen Entwicklung. D. h. mit anderen Worten: ihre Sexualität ist einmal eine zugerichtete, die sie via sexueller Sozialisation erfahren und erwerben, sie ist aber auch eine aktiv und individuell gestaltete.

Die hier zugrunde liegende These ist die, dass Mädchen auf dem Weg sind, ihre Sexualität als Teil ihrer Identität selbst zu gestalten und dass Mädchen für die Etablierung ihrer sexuellen Wünsche und Bedürfnisse, für die Verwirklichung ihrer Beziehungsvorstellungen eintreten. Mädchen sind aus dieser Perspektive nicht vorrangig Opfer unserer Kultur hierarchisch geordneter Zweigeschlechtlichkeit, sondern sie sind

Begrüßung und Eröffnung

auch Akteurinnen und Gestalterinnen ihres Selbst. So betrachtet erwerben sie nicht sexuelle Identität im Sinne einer mechanistischen Übernahme von Geschlechtsrollenbildern, sie entwerfen ihre Identität vielmehr selbst in einem permanenten Auseinandersetzungsprozess mit sich selbst, mit Eltern und Gleichaltrigen. Sexualität besitzt hier für Mädchen die Funktion, ein wichtiges Medium und Interaktionsfeld zur Aushandlung von Identität zu sein. Dies ist von besonderer Bedeutung, weil Sexualität für Jungen und Mädchen ein Kristallisationspunkt um Macht ist. In sexuellen Begegnungen, die immer auch Bestandteile von Beziehungen sind und seien sie auch noch so flüchtig, geht es darum, via sexueller Erfahrungen das „eigene“ Selbst zu erkennen, zu formen und vor allem die eigene Position in der Beziehung zu klären. Hier kämpfen Mädchen um Gleichstellung und Jungen verteidigen tendenziell ihre Vormachtstellung. Doch dieser Kampf um mehr sexuelle Autonomie wird Mädchen nicht leicht gemacht.

Einige wesentliche Behinderungen zu einer autonomen sexuellen Identitätsentwicklung hat Helfferich² für Mädchen aufgezeichnet: Mit dem Eintritt in die Pubertät wird die bis dahin relativ offene Identität von Mädchen auf ein klassisches Weiblichkeitsbild, der passiven, sexuell attraktiven, aber zurückhaltenden Frau eingeengt. Diese Beschränkung wird durch eine Sexualisierung auf drei Ebenen hergestellt: Sexualisierung des Körpers, Sexualisierung des Geschlechterverhältnisses und der Sexualisierung der persönlichen Wertschätzung des Mädchens.³ Um sexuell und damit auch sozial begehrenswert zu sein, müssen Mädchen sich diesen Sexualisierungsprozessen zunächst unterordnen. Dies ist, wie Robert Connell⁴ eindrucksvoll beschreibt, eine notwendige Bedingung zur Bestätigung klassisch-männlicher Identität, die sich über eine abgrenzende Unterordnung von Weiblichkeit konstituiert. Gegen diese Zumutungen und Einschränkungen ihrer „Selbstbildung“, in sozialer wie in sexueller Hinsicht, gehen Mädchen aktiv vor.

²Vgl. Cornelia Helfferich (1996)

³Vgl. ausführl. ebd.:16-20

⁴Vgl. Robert Connell (1987)

Aktive Potentiale von Mädchen innerhalb ihrer Beziehungen zu den Eltern

Bezogen auf die Auseinandersetzungen mit den Eltern bilden und entwickeln Mädchen ihre sexuelle Identität weniger in Abgrenzung zur Mutter/zu den Eltern und in der Übertretung ihrer Verbote (obwohl dies natürlich auch vorkommt), sondern in teilweise sehr ausgefeilten und durchaus konflikthaften Aushandlungsprozessen. Man könnte mit Gunter Schmidt auch sagen, dass Jugendsexualität – und hier Mädchensexualität – immer mehr familiarisiert wird. D.h. durch insgesamt wachsende liberale Einstellungen der Eltern wird Jugendsexualität in die Familie hereingenommen, akzeptiert und damit aber auch befriedet. Mädchen dürfen heute häufiger den Freund mit nach Hause bringen und zu Hause auch sexuell aktiv werden. Die Eltern wissen häufig über die sexuellen Beziehungen ihrer Tochter Bescheid. Die Sexualität der Tochter ist quasi in die Familie integriert. Damit verliert die Etablierung einer eigenständigen Sexualität auch in gewisser Weise ihre Funktion, ablösendes Element vom Elternhaus und Symbol für den Erwachsenenstatus zu sein.

Mädchen brauchen heute viel weniger als wir – die vorgängigen Mädchengenerationen – die Möglichkeit, über Abgrenzungen sexuelle Weiblichkeit zu entwickeln. Mädchen suchen – in welcher Form auch immer – den Dialog, die Kommunikation mit Erwachsenen und hier eben auch mit der Mutter, manchmal auch mit dem Vater. In meiner Untersuchung über 12–15-jährige Hauptschülerinnen und Gymnasiastinnen kam dieses Bedürfnis immer wieder stark zum Vorschein. Die Mädchen begreifen sich in ihren Auseinandersetzungen mit den Eltern über sexuelle Autonomiegrade als gleichberechtigte Kommunikationspartnerinnen. Sie suchen damit neue Wege zur Selbstständigkeit, selbst dann, wenn Eltern/Mütter mit Verboten und Bevormundung reagieren. Viele Mädchen versuchen trotz Verboten um Verständnis zu werben, einmal für den Übertritt der Verbote selbst und v.a. für ihre subjektiven sexuellen Bedürfnisse. Sie wollen die Kommunikation, vielleicht auch mit der Mutter, aufrechterhalten.



Zufrieden sind viele Mädchen mit ihren Eltern erst dann, wenn diese sich potentiell gesprächsbereit, offen, aber nicht aufdringlich zeigen, vor allem aber die Mädchen ernst nehmen und respektieren. Die Mutter wird als Verhandlungspartnerin trotz mancher Konflikte häufig positiv gewürdigt. Mädchen sind aber deswegen nicht als zu kompromissbereit zu bezeichnen. Denn das Selbstbewusstsein, mit dem alle von mir befragten Mädchen davon ausgingen, dass sie mit oder ohne Zustimmung der Eltern ein Recht auf sexuelle Erfahrungen haben, dokumentiert den Widerstand von Mädchen, sich an Außenerwartungen anzupassen. Sie weisen potentiell ein Selbstbild auf, das geprägt ist von der Überzeugung, jederzeit aktiv ihre Freiheitsgrade selbst bestimmen zu können. Sie wollen jedoch lieber in Übereinstimmung z.B. mit der Mutter handeln. Übertretungen finden dann statt, wenn die Kommunikation nicht so funktioniert, wie das jeweilige Mädchen sich diese vorstellt.

Ein weiterer Grund für den zunehmenden Aushandlungscharakter in den Beziehungen zwischen Eltern und Töchtern liegt darin, dass Mädchen im Zeichen sich immer stärker auflösender Rollenvorstellungen und Weiblichkeitsbilder mehr denn je auf der Suche nach Orientierungen und Verhaltensanteilen von Erwachsenen sind, die sie als Bausteine für die Entwicklung ihrer Identität benutzen. D.h. es werden einzelne, als interessant oder erstrebenswert betrachtete Verhaltensanteile von erwachsenen Bezugspersonen kopiert, kurzfristig in das eigene Verhaltensrepertoire eingebaut, für gut oder weniger gut befunden und entsprechend integriert oder verworfen. Da sie sich gegenüber den Eltern sehr selbstbewusst bezüglich ihrer Rechte auf eine eigenständige Sexualität empfinden, kann die Mutter eher als Bezugsperson akzeptiert werden bzw. fungieren. Sie ist eine unter mehreren Bezugspersonen und immer weniger eine nur ‚verbotende Instanz‘, die es zu überwinden gilt.

Ein dritter Grund für die Kommunikationsbereitschaft von vor allem jüngerer Mädchen ist die Suche nach Grenzen und Schutz durch Mütter und Väter.

Aktive Potentiale von Mädchen innerhalb von Gleichaltrigenbeziehungen

Bezogen auf gleichaltrige Jungen zeigen Mädchen ebenfalls ein großes Bedürfnis, Sexualität zu verhandeln. Mädchen repräsentieren eine so genannte neue „Interaktions- und Verhandlungsmoral zwischen den Geschlechtern“.⁵ Sie haben jeweils spezifische Vorstellungen davon, wie eine Liebesbeziehung auszusehen hat und versuchen sie auf unterschiedliche Art und Weise zu verwirklichen: die einen, indem sie häufiger aktiv auf den Jungen ihrer Wahl zugehen und eine Beziehung initiieren, innerhalb derer sexuelle Erfahrungen bis hin zum Geschlechtsverkehr integriert sind; die anderen, indem sie entweder Beziehungen zu (gleichaltrigen) Jungen eingehen, die ihren Vorstellungen entsprechen, oder – falls diese Voraussetzung nicht gegeben ist – lieber auf eine Liebesbeziehung verzichten oder diese auf einen späteren Zeitpunkt verschieben. Beide Verhaltensweisen gegenüber Jungen – aktiver Rollentausch oder sich entziehen – zeigen einerseits Momente neuen Selbstbewusstseins, andererseits aber auch solche der Verunsicherung, denn keines der Mädchen zeigte ein konfrontatives forderndes Verhalten gegenüber den Jungen, indem es z.B. Verhaltensveränderungen bei den Jungen aktiv einklagte. Auf der anderen Seite zeigte die zunehmende Initiative und die Verweigerung von Mädchen, dass sie immer weniger gewillt waren, sich auf die Spielregeln von Jungen einzulassen.

Viele Mädchen wiesen insgesamt eine ernüchterte und auch realistische Einschätzung der Jungen auf, die sich vor allem aus gemachten Erfahrungen speiste: Fast alle Mädchen fühlten sich schon mehrfach sexuell von Jungen bedrängt, schätzten das Verhütungsverhalten ebenso wie die Bereitschaft zur Aidsprävention bei Jungen negativ ein und hatten teilweise massive Gewalterfahrungen mit Gleichaltrigen gemacht. Trotz dieser Erfahrungen waren viele Mädchen davon überzeugt, dass mit dem „Richtigen“ diese Probleme lösbar wären. Sie hingen dabei m. E. einer romantischen Vorstellung vom „Märchenprinzen“ und einer

⁵ Vgl. Schmidt (1995)

Begrüßung und Eröffnung

„traumhaften“ Beziehung mit diesem nach, die jedoch mit realistischen Erfahrungen durchwoben war: Die durchaus wahrgenommenen sexuellen Übergriffe des Partners, die sie vor allem dem normierenden Einfluss der Clique zuschrieben, konnten im privaten Raum der Zweierbeziehung ‚zu rechtgerückt‘ werden, ebenso wie sich hier leichter Präventionsmaßnahmen zu Verhütung und Aids gemeinsam besprechen ließen. Manche Mädchen zogen sich hier auf ein traditionell weibliches Terrain, „die Privatsphäre“, zurück, um ihre als berechtigt betrachteten Ansprüche gegenüber dem Partner zu realisieren. Sie reagierten dabei nicht offensiv, indem sie z.B. in der Cliquen-Öffentlichkeit ihre Vorstellungen behaupteten, sondern defensiv und bekräftigten so indirekt die traditionellen Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder, indem sie diese nur im privaten Raum in Frage stellten. Eine andere Verhaltensweise, offensive Konfrontationen zu vermeiden, bestand darin, als gleichaltrige Paare eine Gruppe zu bilden, in der sie ihre Bedürfnisse und Wünsche unterbringen könnten. Sie bauten darauf, dass sich die Jungen unter ihrem Einfluss ‚schon irgendwann mal veränderten‘.

Neben diesen Beobachtungen auf der Verhaltensebene ist eine grundsätzlichere „widerständige“ Entwicklung auf der Einstellungsebene festzustellen: Die befragten Mädchen lehnten die dominante Position des Jungen bei der Beziehungsaufnahme und ein Drängen zu sexuellen Erfahrungen grundlegend ab. Sie entwickelten zunehmend das Bewusstsein, ein Recht zu haben auf sexuelle Selbstbestimmung und generell auf eine eigene, von ihren Vorstellungen geprägte Aktivität. Obwohl sich diese Einstellungen erst zögerlich und über ‚Umwege‘ im realen Verhalten abbildeten, sind sie doch die Voraussetzung für grundlegendere Veränderungen. Das Selbstbild der Mädchen, bezogen auf ihre real existierenden oder gewünschten Partnerschaften, war geprägt von dem Bewusstsein: ‚Ich bin sexuell und sozial gleichberechtigt und habe ein Recht auf die Anerkennung von beidem‘. Insgesamt betrachtet waren die Mädchen wesentlich aktiver in der Gestal-

tung von Partnerschaften als Jungen. Sie waren in der Regel der Motor für Auseinandersetzungen über einen befriedigeren Weg für beide.

Mädchen entwickeln aber auch sexuelle Identität innerhalb ihrer Mädchenfreundschaften

Mädchenfreundschaften könnten per se ein Medium darstellen, um eigene sexuelle Bedürfnisse in der Spiegelung mit potentiell Gleichen zu entwickeln und kennen zu lernen. Meine Forschungsergebnisse machen jedoch deutlich, dass sie viel eher als ‚Vehikel‘ fungieren, Mädchen in die traditionelle Geschlechterordnung zu integrieren, denn die Mädchenfreundschaft verliert in dem Moment an Bedeutung und wird tendenziell abgewertet, in dem eine ‚ernsthafte‘ heterosexuelle Beziehung eingegangen wird. Bezieht man diese Tatsache auf den von Sonja Düring⁶ beschriebenen dominierenden Adoleszenzkonflikt, „den Antagonismus von Autonomie und Liebessehnsucht“, der für das Ringen von Mädchen um Anteile aus Weiblichkeits- und Männlichkeitsbildern steht, lösen m.E. viele Mädchen diesen Widerspruch in Richtung Akzeptanz traditioneller Weiblichkeitsvorstellungen auf, indem sie die kulturell nahegelegte Zweitrangigkeit ihrer Freundschaft zu Mädchen akzeptieren. Alles, was den Mädchen innerhalb ihrer Freundschaft mit der potentiell Gleichen wichtig war, wird jetzt der Beziehung zu einem Jungen untergeordnet. Die Mädchen akzeptieren damit implizit eine ‚Zweitrangigkeit‘ ihrer Person und ihrer sexuellen Bedürfnisse.

Die „Liebessehnsucht“, die kulturelle Forderung und der damit verbundene individuelle Wunsch, ‚ein richtiges Mädchen‘ zu sein, gewinnt hier Oberhand. Doch auch dieser Prozess ist nicht ungebrochen, sondern enthält andere, widerständige Momente, indem die befragten Mädchen parallel zur heterosexuellen Partnerbeziehung oder gemischtgeschlechtlichen Gleichaltrigengruppe die Eigenständigkeit in ihren Mädchenfreundschaften weiterpfl egten und wertschätzten auch in ihrer ‚Zweitrangigkeit‘. Die beste Freundin nimmt die Funktion ein, die wich-

⁶Vgl. Sonja Düring (1993)

tigste Ansprechpartnerin für Probleme mit Eltern oder dem Freund zu sein, sowie sexuelle Einstellungs- und Verhaltensweisen miteinander abzuklären und sich gegenseitig zu beraten. Insofern kommt diesen Freundschaften die wichtige Rolle zu, eigene Verhaltensstandards unter Mädchen zu entwickeln und sie mit der ‚Rückendeckung‘ der Freundin gegenüber Jungen zu behaupten. Außerdem haben viele Mädchen sich ein eigenes Bezugssystem geschaffen, das eine immanente Wertigkeit und Wertschätzung besitzt.

Die Grenzen dieser Freundschaften liegen vor allem im körperlich-sexuellen Bereich. Während die Mädchen psychisch und sozial bereit sind, mit der Freundin nahezu zu verschmelzen, werden alle Körperkontakte, die die Mädchen selbst als sexuell einstufen, streng vermieden. M. E. sind die Mädchen verunsichert, ob das eigene sexuelle Begehren, das durch die psychische und physische Anwesenheit der Freundin immer präsent ist, mit einer heterosexuellen Beziehung zu vereinbaren ist. Das kulturelle Homosexualitätstabu fördert dabei die Auflösung dieses ‚Widerspruchs‘ in Richtung eines Verzichts, womit ebenfalls die Akzeptanz von eigener ‚Zweitrangigkeit‘ realisiert wird.

Homosexualität ist bei vielen Mädchen ein ambivalent besetztes Terrain. Während die kognitiven Einstellungen von Toleranz geprägt sind, belegen die emotionalen Äußerungen eine Ablehnung, die möglicherweise die Verdrängung eigener homosexueller Wünsche, aber auch tief sitzende kulturelle Ängste repräsentieren. Auf ihre eigene Person bezogen, lehnen fast alle (jüngeren) Mädchen mögliche homosexuelle Neigungen ab. Die existierenden körperlichen Kontakte zur Freundin werden rigide gegen den Verdacht des Lesbischseins abgegrenzt. Ich vermute, dass es für die Entwicklung ihres sexuellen Selbstbildes wichtig und notwendig ist, dass sexuelle Gefühle zum eigenen Geschlecht keine Rolle spielen dürfen, weil sie eben nicht mit einer heterosexuellen Beziehung zu vereinbaren scheinen.

Die Beschäftigung mit dem eigenen Körper ist tabuisiert. Das zeigt sich an einem häufi-

gen Vermeiden von Selbstbefriedigung und einer relativ rigiden Kontrolle der Körperkontakte mit der Freundin, sofern Mädchen diese Kontakte als sexuell bzw. nicht mehr als rein freundschaftlich einstufen. Mädchen stehen m. E. somit vor der doppelten Anforderung, gleichgeschlechtliche Impulse zu verdrängen, denn sie vermeiden über die Kontrolle ihrer körperlichen Kontakte zur Freundin hinaus auch die Konfrontation mit dem eigenen Begehren.

Dieser weitgehende Verzicht auf auto- und homosexuelle Betätigungen wird von vielen tiefenpsychologischen Erklärungsmodellen⁷ als Voraussetzung für die Integration in die heterosexuelle Geschlechterordnung interpretiert. Die von mir befragten Mädchen zeigten keine Anzeichen dafür, das Homosexualitätstabu zu überschreiten. Sie zeigten aber durchaus Anzeichen dafür, dieses zu hintergehen, indem sie sich gegenseitig Legitimationen verschafften, einander zu berühren („wenn eine traurig ist, dann darf man sie schon umarmen“) und dies auch



genießen konnten. Sie deklarierten ihre Körperkontakte vor sich und vor anderen als ‚rein freundschaftlich‘. Ich gehe davon aus, dass sich hier zumindest rudimentär erotisch-sexuelle Phantasien entwickeln, die auch Vorstellungen zum eigenen Begehren, zu den eigenen sexuellen Wünschen und Bedürfnissen, entstehen ließen, auch wenn sie zunächst ‚sprach- und vielleicht auch bewusstlos‘ blieben. Solche Vorstel-

⁷ Vgl. z.B. Düring (1993), Flaake (1994), Flaake/John (1992)

Begrüßung und Eröffnung

lungen flossen in ihre verbalen Auseinandersetzungen über Heterosexualität mit der Freundin ein und prägten auch die sexuellen Wünsche, die Mädchen ihren Partnern direkt oder indirekt vermittelten. Insofern waren sie widerständige und eigenständige Verhaltenselemente in dem dominierenden Prozess der Anpassung an die heterosexuellen Geschlechterverhältnisse. Das positive Erleben von gleichgeschlechtlichen Kontakten prägt quasi ‚unter der Hand‘ das Selbstbild von Mädchen.

Lising Pagenstecher hat für ältere Mädchen aus gehobenen Bildungsschichten und großstädtischen Milieus ein zunehmend breiteres Spektrum an sexuellen Orientierungen postuliert. Eine gleichgeschlechtliche Liebesbeziehung wird demnach von solchen Mädchen durchaus in Betracht gezogen. Nach Pagenstecher ist nicht die Wahl des Geschlechts, sondern des Charakters hier das ausschlaggebende Kriterium.⁸ Soweit zur sexuellen Identitätsentwicklung oder besser gesagt Identitätsbildung von Mädchen. Aus Kapazitätsgründen können die Themen „Selbstbefriedigung“ und „Menstruationserleben“ hier nicht berücksichtigt werden, obwohl sie weitere wichtige Elemente der sexuellen Identitätsentwicklung darstellen.

Schlussfolgerungen

Mädchen sind also mit allen Widersprüchlichkeiten und Kehrtwendungen auf dem Weg, die Gestaltung ihrer Sexualität aktiver in die Hand zu nehmen. Sie scheinen sich in kleinen Schritten von einer aufgezwungenen Normierung zu befreien. Doch stimmt dies tatsächlich in dieser Pauschalität? Neben den gemachten mehr oder weniger verallgemeinerbaren Aussagen über Mädchensexualität sind jetzt einige Differenzierungen angebracht: Sonja Düring, die sich in ihren Arbeiten vor allem unter psychoanalytischen Gesichtspunkten mit Mädchensexualität auseinandersetzt, hat einen von ihr in jüngerer Zeit verfassten Artikel mit der Überschrift „Manchmal wäre ich gern ein bisschen geiler – sexuell befreit und doch nicht glücklich?“ versehen. Ist dies als ‚Schlaglicht‘ auf den heutigen Zustand von

Mädchensexualität zu werten? Dazu ein Blick auf die Jugendsexualitätsforschung: Eine der neueren repräsentativen, qualitativen Studien zu Jugendsexualität bezeichnet Mädchen als ‚kontraeuphorisch‘ und ‚desillusioniert‘ bezüglich ihrer Erfahrungen, vor allem aber auch bezüglich ihrer Erwartungen, wie befriedigend sexuelle Begegnungen für sie sein können. Mädchen beklagen zunehmend, dass sie ihre ersten sexuellen Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht als wenig lustvoll und befriedigend empfinden.⁹

Gleichzeitig werden in dieser Untersuchung – ähnlich wie in meiner Untersuchung – Mädchen als autonomer und sexuell initiativer und zunehmend als diejenigen beschrieben, die die Situationen auch kontrollieren, d.h. nach ihren Spielregeln gestalten. Dies wird auch als ein Grund dafür gesehen, dass Mädchen nicht – wie häufig angenommen – immer früher, d.h. in immer jüngerem Lebensalter und früher als Jungen, sexuelle Erfahrungen machen. Es scheint so, als ob Mädchen auch zunehmend den Zeitpunkt selbst bestimmen, wann sie welche sexuellen Erfahrungen machen möchten. Sind Mädchen also einerseits sexuell befreiter und andererseits trotzdem lustloser? Oder weigern sich Mädchen ganz einfach immer häufiger wie Margret Hauch das ausgedrückt hat, „auf das Lust zu haben, was er will“, verweigern sich Mädchen der Anforderung, männliche Inszenierungen von Sexualität mit weiblichen Orgasmen zu schmücken?¹⁰

Ich gehe davon aus, dass viele Mädchen in der Situation sind genau zu wissen, was sie sexuell nicht wollen, andererseits aber häufig nicht klar artikulieren können, was sie wollen, weil weibliche Ausdrucksformen des Sexuellen gesellschaftlich wenig repräsentiert sind. Außerhalb feministischer Kreise etabliert sich nur zögerlich das Bewusstsein, dass es nicht eine geschlechtsneutrale Sexualität, sondern spezifisch weibliche und männliche Sexualitäten bzw. auch geschlechtsspezifisch variierende Bedürfnisse gibt.

Doch genauso wie es die Sexualität nicht gibt, genauso wenig gibt es die Mädchen-

⁸Vgl. Pagenstecher (1993)

⁹Vgl. Schmidt (1993)

¹⁰Vgl. Hauch (1992)



sexualität, denn Mädchen sind keine homogene Gruppe. Es gibt vielmehr sehr unterschiedliche Mädchen mit sehr unterschiedlichen sexuellen Wünschen und Bedürfnissen. Eine 15-jährige Hauptschülerin aus einem Dorf im Oberschwäbischen schlägt sich zumindest teilweise mit ganz anderen Fragen und Problemen herum als vergleichsweise eine 15-jährige Gymnasiastin in der Großstadt. Auch die Themen der sexuellen Sozialisation von Mädchen sind breit gefächert. Krass ausgedrückt variiert das Spektrum von der Frage: „Habe ich überhaupt ein Recht auf eigene Lust?“ bis hin zu der selbstbewussten Haltung: „Ich bestimme selbst den Zeitpunkt und die Gestaltung sexueller Begegnungen“.

Mädchen unterteilen sich also in verschiedene Teilkulturen, repräsentieren verschiedene jugendkulturelle Stile und besitzen darüber hinaus sehr verschiedene Zugangschancen zu Ausbildungs- und Arbeitsplätzen. Vor allem Letzteres prägt m.E. zunehmend die Ausgestaltung sexueller Bedürfnisse und Fragen, wie die sexualpädagogische Praxis und Jugendsozialarbeit zeigt. Dazu ein Beispiel: Vor allem Mädchen aus Förder- und Hauptschulen, die zunehmend realisieren, dass ihre Aussichten auf einen qualifizierten Arbeitsplatz mit einer entsprechenden ökonomischen Absicherung alles andere als rosig sind, formulieren zunehmend Auseinandersetzungsbedarf bezogen auf die Frage, wie ein ansprechendes männliches Wesen gewonnen werden kann, das ihre Existenz absichert. Ein neuer, alter Schwerpunkt der Auseinandersetzung liegt in den Fragen: „Wie muss ich sein, wie muss ich aussehen, welches sexuelle Verhalten muss ich an den Tag legen, um einen Mann zu bekommen, der mir finanzielle Absicherung und Lebenssinn anbietet?“ Dies bedeutet nicht, dass diese Mädchen nicht gleichzeitig sehr ‚eigensinnige‘ Vorstellungen haben, wie ihre Partnerschaft und Sexualität aussehen sollten. Diese Vorstellungen werden aber der realistischen Einschätzung der eigenen und gesellschaftlich zugestandenen Möglichkeiten der Existenzsicherung untergeordnet. Wichtig ist hier, dass sexuelle Identitätsbildung sehr stark mit einer all-

gemeinen Lebens- und Berufsplanung gekoppelt ist und beides stärker als bisher in seiner Verwobenheit miteinander betrachtet werden müsste.

Mädchen auf ihrem Weg zur eigenen posterotischen Sexualität?

Traditionelles liegt also neben Neuem, angepasstes Verhalten neben widerständigem. So weit, so gut und vielleicht auch inzwischen nichts aufregend Neues mehr. Doch wie gehen Mädchen heute mit den Ansprüchen und Zumutungen um „ganz befreit und doch femininsexy“ zu sein, um?

Meine These ist: Mädchen leben zunehmend in mindestens zwei, wenn nicht noch mehr sexuellen Erfahrungswelten, die sie kompetent handhaben und balancieren:

Die Welt der „normalen“ Realität

Damit meine ich die mühevoll, manchmal auch lustvolle Realität, in der häufig – und auch im Jahr 2000 – die Vorstellung des richtigen Typs – des Märchenprinzen eben – vorherrscht, mit dem eine zärtliche Liebesbeziehung angestrebt wird, dem man aber schon zeigen wird, wo’s lang geht. Das sexuelle Verhalten hat sich, wie die neuen Untersuchungen von Starke u.a. zeigen, nicht einschneidend verändert, wenngleich „Sexualtechniken weniger wichtig sind als vergleichsweise die individuelle, lebendige und komplexe Beziehung“.¹¹ Verändert hat sich aber die Wertigkeit sexueller Aktivitäten. Für Mädchen rangiert der Sex als Leidenschaft deutlich hinter Musikhören, Shopping und Mode, selbst sportliche Aktivitäten sind etwas, wenn auch geringfügiger wichtiger.¹²

Die Welt des schönen Scheins

Eine andere Welt, in der sich Mädchen bewegen, ist zunehmend die der Phantasie, innerhalb der – und initiiert durch Filme (Titanic, Lola rennt, pretty woman), aber auch Printmedien wie Jugendzeitschriften – fröhlich in eine phantastische andere Identität geschlüpft wird ohne dabei gleichzeitig die eigene Realität als vergleichsweise defizitär zu empfinden. Mädchen können dabei sehr wohl zwischen den eigenen Mög-

¹¹ Vgl. Starke (1999): S. 32

¹² Vgl. ebenda

Begrüßung und Eröffnung

lichkeiten und der Phantasiewelt unterscheiden, diese auch emotional trennen und sie genießen das Eintauchen in phantastische Geschichten. D.h. nicht, dass solche medialen Idealtypen in Teilen nicht auch mystifiziert oder eben idealisiert werden, das Neue ist hier ein pragmatischer Umgang und eine Differenzierungsfähigkeit zwischen Realität, Schein und Phantasie.

Die Welt der geschlechtsungebundenen sexuellen Kicks

Eine dritte Welt, in die eine Teilkultur von Mädchen abtaucht – nennen wir sie die Welt der permanenten Suche nach sexuellen Kicks und Erotik – möchte ich noch nennen: die Welt der jungen Raverinnen, wenn sie sich auf Rave-Events befinden. Dort inszenieren Mädchen in der Öffentlichkeit der Tanzveranstaltungen sich selbst, ihre Körperlichkeit und ihre Sexualität lustbetont und offensiv. Die Kleidung, das Verhalten, der Tanzstil, kurz der gesamte Habitus betont das sinnliche Vergnügen am eigenen Körper und hebt die sexuellen Reize bewusst hervor. Kleidung soll vor allem eins: geschmückte Haut zeigen. Trotzdem strahlen diese Mädchen eine Unberührbarkeit insofern aus, als dass ihr Verhalten nicht als sexuelle Aufforderung interpretiert wird, die männlichen Raver in der Regel von sexueller Anmache Abstand nehmen und die körperliche und sexuelle Integrität der Mädchen akzeptieren und wahren. Sonja Düring kommentiert hierzu: „*Es geht nicht mehr darum jemanden abzuschleppen, sondern um das Erleben und die Inszenierung des eigenen Körpers und der eigenen Sinnlichkeit. Es ist ein gegenseitiges Bespiegeln, das auf der Anerkennung der anderen als Subjekte beruht, deren Grenzen man/frau respektiert.*“¹³ Mädchen selbst begründen diesen Schutz mit der Anwesenheit vieler schwuler Männer, die dazu beitragen, dass heterosexuelle Jungen und Männer ihr Verhalten verändern bzw. der allgemeinen Friedfertigkeit der Rave-community anpassen: Mädchen äußern dazu: „*Männer, sprechen dich eher als Mensch' an, man ist, androgyner drauf, ,nicht mehr in erster Linie Frau'. Und ,es kommt generell nicht darauf an, welches Geschlecht du hast oder auf*

welches Geschlecht du stehst', es ist total egal, wer schwul, lesbisch oder hetero ist“¹⁴

Der Körper der RaverInnen fungiert als „*Medium der erotischen Inszenierung*“, „*er fungiert in dieser Sinnwelt eben nicht (mehr) als kopfkontrolliertes Werkzeug zur Herstellung von Orgasmen. Der Körper wird nicht mehr von der sexuellen Leidenschaft gesteuert, vielmehr evoziert die Omnipräsenz von Körperlichkeit mannigfaltige, in sich geschlossene Welten erotischer Phantasien.*“¹⁵

Wichtig ist aber nicht nur der eigene Körper und seine Phantasien, sondern auch die anderen Körper, mit denen bzw. mit deren InhaberInnen auch lustvoll geflirtet und sexuelle Anziehung und sexuelle Erregung ständig produziert werden. Diese Inszenierung von Sexualität, das erotische Zeigen eigener Haut und metaphorisch ausgedrückt: das Suchen nach einer kollektiven Haut, strebt nicht nach einem Endpunkt ihrer Aktivität, sondern ist eher als eine permanente Bewegung auf der Suche nach Erregungen, nach sexuellen Kicks zu bezeichnen. (Nebenbei gesagt hat Zygmund Baumann postmoderne Sexualität als Erregungssuche und Erregungssammeln bezeichnet.¹⁶) Hier ist der Weg erregende Kicks zu suchen und selbst zu produzieren das Ziel und weit weniger sexuelle Begegnungen zu haben mit dem Ziel eines bzw. mehrerer wechselseitiger Orgasmen. Hierzu passen auch die Erkenntnisse von Tilmann Walter (1999), der die Zuschreibung, dass sexuelle Lust ihren Höhepunkt in Orgasmen finde, als normatives kulturhistorisch entstandenes Konstrukt entlarvt. Interessanterweise kommt er in seinen diskurstheoretischen Untersuchungen zu dem Schluss, dass im ausgehenden Mittelalter und der frühen Neuzeit Lust als lineare Größe betrachtet wurde: „*Immerzu Lust zu empfinden galt als identisch mit dem Menschsein.*“¹⁷ Die Suche nach dem ultimativen Höhepunkt war – so Walter – unbekannt bzw. eher ein Nebenprodukt sexueller Lust.

Müssen Mädchen also in Zukunft weniger Lust haben auf das, was er will oder männ-

¹³ Vgl. Düring (1996): S. 10

¹⁴ Vgl. Kitlitschko (1997): S. 44

¹⁵ Vgl. Hitzler/Pfadenhauer (1996), S. 11

¹⁶ Vgl. Baumann (1998)

¹⁷ Vgl. Walter (1999): S. 25

liche Lust nicht mehr mit eigenen Orgasmen garnieren bzw. können sie durch die Entwicklung einer neuen, größeren Vielfalt von sexuellen Verhaltensweisen mehr denn je eigene Wege beschreiten, mehr selbst bestimmen?

An den Raverinnen zeigt sich, dass dies teilweise realisiert ist, was ich zuvor behauptet habe: Mädchen fordern selbstbewusster die Wahrung ihrer körperlichen Integrität und die Anerkennung sexueller Rechte ein, Jungen akzeptieren zunehmend die Grenzsetzungen von Mädchen, sind friedlicher und kommunikationsbereiter geworden, ja finden, wie auch das Beispiel männlicher Raver zeigt, selbst andere Ausdrucksformen männlicher Sexualität. Das hört sich nicht schlecht an und scheint in manchen Kontexten in der Tendenz tatsächlich so stattzufinden. Also alles Friede, Freude, Eierkuchen? Nein, denn die Kehrseite des verstärkten Zugehens auf die Wünsche und Bedürfnisse von Mädchen besteht in einer zunehmenden Gewaltbereitschaft von Jungen gegenüber Mädchen, auch zunehmender sexueller Gewalt. Auch dies ist eines der hervorstechenden Ergebnisse der bereits zitierten Jugendsexualitätsstudie von Schmidt et al. und auch meiner Untersuchung. Beides, die wachsende Bereitschaft auf Mädchen einzugehen ebenso wie die zunehmende Gewaltbereitschaft sind zwei Seiten derselben Medaille und resultieren aus der ebenfalls wachsenden Verunsicherung der Jungen bezüglich ihrer eigenen Männlichkeitsvorstellungen, ihrer Männerrolle, die ebenfalls uneindeutiger wird. Die Verunsicherung der Jungen wird durch offensiver auftretende Mädchen noch gefördert.

Zusammenfassend meint dies, dass Mädchen tatsächlich eigene Wege suchen und gehen, um ihre Sexualität autonomer zu gestalten. Es existiert jedoch insgesamt eine nicht zu unterschätzende Diskrepanz zwischen Einstellungen und tatsächlichem Verhalten. Auf der Einstellungsebene zeichnen viele Mädchen ein Bild von sich als sexuell aktiver und selbstbestimmt agierender (junger) Frau. Daraus konstruieren sie ihre

(sexuellen) Weiblichkeitsvorstellungen. Auf der Ebene des realen Verhaltens bemühen sich Mädchen mit wechselhaftem Erfolg um die Umsetzung dieser Vorstellungen. Sie sind sich häufig über strukturelle und persönliche Barrieren im Klaren, aber durchaus nicht immer, wie die ‚Illusion des Märchenprinzen‘ zeigt. Trotzdem tragen Mädchen durch ihre Identitätsarbeit und ihr Bemühen um ein gleichberechtigtes Miteinander dazu bei, ihre geschlechtshierarchischen Lebensbedingungen zu verändern. In diesem Sinne sind sie für mich Modernisierungsträgerinnen im Hinblick auf einen Wandel der kulturellen Zweigeschlechtlichkeit. Ihre Bemühungen brechen sich aber immer wieder an der Realität geschlechtshierarchischer Lebens- und Entwicklungsbedingungen: Einen durchgreifenden Wandel der Geschlechterverhältnisse und damit eine umfassende Realisierung sexueller Wünsche und Bedürfnisse von Mädchen gibt es m.E. (noch) nicht, aber sie zeichnen sich in Teilkulturen und vermutlich auch in der individuellen Phantasie und in den individuellen Wünschen ab. Im Alltag sind jedoch erst ansatzweise Veränderungen feststellbar, die deutlich mehr und häufiger von Mädchen als von Jungen initiiert werden.

Nichtsdestotrotz zeigen sich unterschiedliche Anstrengungen von Mädchen und auch von Jungen, einander vor dem Hintergrund verschwimmender Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen näher zu kommen. Diese gilt es m.E. differenziert wahrzunehmen und pädagogisch zu unterstützen.

Ich möchte schließen mit einem schönen Bild von Ken Plummer, einem britischen Soziologen, der die Entwicklung sexueller Identitäten durch die Analyse „Sexueller Geschichten“ rekonstruiert. ‚Telling sexual stories‘ – so der Titel seines jüngsten Werkes – kann auch etwas anders gewendet werden: warum nicht sexuelle und erotische Geschichten mit und durch Mädchen erzählen und vor allem erfinden lassen, denn folgt man Plummer, so haben solche Geschichten kathartische Wirkung¹⁸ und können – vielleicht auch zunächst visionär – Veränderungen bewirken.

Dr. Anne Schwarz
Tübinger Institut
für Frauenpolitische
Sozialforschung,
Tübingen

¹⁸ Vgl. Plummer (1997)

Begrüßung und Eröffnung

Literatur

- BAUMANN, Z. (1/1998): Über den postmodernen Gebrauch von Sexualität. In: Zeitschrift für Sexualforschung, S. 1–16.
- BEHNKE, C./MEUSER, M. (1/1997): Zwischen aufgeklärter Doppelmoral und partnerschaftlicher Orientierung. Frauenbilder junger Männer. In: Zeitschrift für Sexualforschung, S. 1–18.
- DÜRING, S. (1995): Die Funktion des Feminismus in der Sexualwissenschaft, in: DÜRING/HAUCH (Hrsg.), S. 160–173.
- DÜRING, S. (1993): Wilde und andere Mädchen. Die Pubertät. Freiburg i.B.
- DÜRING, S./HAUCH, M. (1995), (Hrsg.): Heterosexuelle Verhältnisse. Beiträge zur Sexualforschung, Band 71, Stuttgart.
- DÜRING, S. (1996): Manchmal wär' ich gern ein bisschen geiler – Sexuell befreit und doch nicht glücklich. In: Pro Familia Magazin, Heft „Mädchen“.
- GIDDENS, A. (1993): Wandel der Intimität, Frankfurt/M.
- HAUCH, M. (1992): Meine Lust, deine Lust, keine Lust. In: Pro Familia (Hg.): Fachtagung „Zwischen Lust und Technik: Unsicherheiten mit dem Sexuellen“, Frankfurt a.M.
- HELFFERICH, C. (1997): Theorie geschlechtsbezogener Suchtprävention im Jugendalter, in: Franzkowiak, P./Helfferrich, C./Weise, E.: Theorieentwicklung und Praxiserfahrung geschlechtsbezogener Suchtprävention, Köln.
- HELFFERICH, C. (1994): Jugend, Körper und Geschlecht, Opladen.
- HITZLER, R./PFADENHAUER, M.: Raver Sex. Vortrag beim 28. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie am 9.10.96, Dresden.
- KITLITSCHKO, S. (1997) „Let me be your fantasy“. In: Artmaier, H./Hitzler, R./Pfadenhauer, M. (Hg.): Techno zwischen Lokalkolorit und Universalstruktur. München.
- NEUBAUER, G. (1990): Jugendphase und Sexualität, Beiträge zur Sexualforschung, Band 66, Stuttgart.
- PAGENSTECHER, L. (1993): Weibliche Identität, weibliche Sexualität heute: unterdrückt, revolutionär, postmodern?, in: Kind, Jugend, Gesellschaft. Zeitschrift für den Jugendschutz, 38. Jg., S. 84-86.
- PLUMMER, K. (10/1997): Telling Sexual Stories. In: Zeitschrift für Sexualforschung, S. 69 – 81.
- PREISS, D./SCHWARZ, A./WILSER, A. (1996): Mädchen – Lust und Last der Pubertät, Frankfurt/M.
- SCHMIDT, G. (1/1999): Spätmoderne Sexualverhältnisse. In: Diskurs, S. 10 - 17.
- SCHMIDT, G. (1995): Über den Wandel heterosexueller Beziehungen, in: Zeitschrift für Sexualforschung, 8.Jg, S. 1-11.
- SCHMIDT, G. (1993), (Hrsg.): Jugendsexualität. Beiträge zur Sexualforschung, Band 69, Stuttgart.
- SCHMIDT, G./STRAUSS, B. (1998), (Hg.): Sexualität und Spätmoderne. Stuttgart.
- SCHWARZ, A. (1998): Mädchen auf ihrem Weg zu einer selbstbestimmten Sexualität. Frankfurt/M.
- SCHWARZ, A. (1994a): MädchenGesundheitsLaden. Ein sexualpädagogisches Modellprojekt für Mädchen in Stuttgart, in: Sozialpädagogik, 36.Jg., S. 31-36.
- SCHWARZ, A. (1994b): Gesundheits- und Sexualerziehung für Mädchen, in: Unsere Jugend, 46.Jg., S. 248-257.
- SIMON, W. (4/1999): „Desire is a Fuzzy Matrix“. In: Zeitschrift für Sexualforschung, S. 362-373.
- SIMON, W. (1996): Postmodern Sexualities. London.
- STARKE, K. (1/1999): Sexualität und „wahre Liebe“. In: Diskurs, S. 30-35.
- WALDECK, R. (1/1998): Die Fesseln der Frau. In: Zeitschrift für Sexualforschung, S. 30-43.
- WALTER, T. (1/1999): Plädoyer für die Abschaffung des Orgasmus. In: Zeitschrift für Sexualforschung, 25-49

„... Mädchen sein dagegen sehr.“ Zu den Lebenssituationen in Ost und West. Einige Ergebnisse der 13. Shell Jugendstudie

Man findet vielfach Hinweise auf einen Prozess der Subjektivierung. Wertorientierungen sind nicht einfach fremd „vorgegeben“, sie sind keine bloßen Entsprechungen zu von außen vorgegebenen Erwartungshaltungen, sondern bewusst vom agierenden Subjekt „gewählt“, entsprechend der eigenen Lebenslage zu einem bedarfs- und situationsgerechten „Wertecocktail“ gemixt. – Das ist ein „Mix“ auf Vorläufigkeit, er gilt so lange, bis neue Lebenslagen neue Mischungsverhältnisse erfordern.

Den jugendlichen „Wertehimmel“ machen acht Dimensionen aus, die Jungen wie Mädchen in Ost wie West Orientierung in verschiedenen Lebenssituationen geben

Den modernen Orientierungsmustern ist damit eine gewisse Reflexivität eigen, d.h. man folgt ihnen nicht schlechthin konventionell, sondern durchaus nachdenklich. Gelebt wird mehr denn je ein „Sowohl-als-auch“ und nicht – wie es frühere Werterziehungskonzepte implizierten – ein „Entweder-oder“.

Dieser Befund, der sich schon in der vorangegangenen Shell Jugendstudie bei der Beschreibung der Entwicklungen im jugendkulturellen Bereich andeutete, bestätigt sich nun für unsere neu entwickelten Dimensionen. Zum Beispiel korrelieren **Autonomie** und **Menschlichkeit** hoch miteinander: Es schließt sich also keineswegs aus, dass man konfliktfreudige Originalität und Selbständigkeit als ausgesprochen wichtig ansieht, aber dennoch auch Toleranz und Hilfsbereitschaft als ausgesprochen wünschenswert beurteilt.

Zwei Gruppen von Wertedimensionen sind zu unterscheiden, hier „exponierende“ und „integrierende“ Dimensionen genannt, je

nachdem, ob die Dimension dem Individuum dazu dient, sich in der Gemeinschaft zu profilieren, sich herauszustellen, sich zu präsentieren oder ob sie der Einordnung des Individuums in die gesellschaftlichen Strukturen und Prozesse dient.

Man könnte sagen, die klar exponierenden Dimensionen sind die 3 großen A: **Attraktivität** (und dabei insbesondere: materieller Erfolg) sowie **Authentizität** und **Autonomie** stellen sich etwas stärker als ostdeutsche denn als westdeutsche Orientierungen dar. Das Autonomiebewusstsein und ebenso das Streben nach Bewahrung von Handlungsfreiräumen (um sich selbst treu bleiben zu können) sind bei Jungen und Mädchen gleichermaßen stark ausgeprägt. **Attraktivität** indes ist eine Dimension, die bei den Mädchen höhere Zustimmung erfährt als bei den Jungen.



Dr. Yvonne Fritzsche
Frankfurt/M

Begrüßung und Eröffnung

Abbildung 1:
„Autonomie – Kreativität und Konfliktfähigkeit“

Item	Mittelwert	Wichtigkeit in % 4 + 5 auf 5-stufiger Skala
1. selbständig denken und handeln	4,34	84
2. allein auf Ideen kommen	4,01	74
3. sich von unangenehmen Dingen nicht so leicht unterkriegen lassen	4,12	80
4. die eigene Meinung vertreten, auch wenn die Mehrheit anders denkt	4,04	74
5. keine Angst von Konflikten haben	3,95	72
6. den Mut haben, nein zu sagen	4,13	78

Mittelwert Skala: $M = 24,6$; Standardabweichung Skala: $s = 3,77$; Reliabilität: Cronbach's Alpha $r_{tt} = .82$; Quelle der Skala: neu entwickelt; Abfragemodus: 5 = ist mir ausgesprochen wichtig, 1 = ist mir überhaupt nicht wichtig.

Abbildung 2:
„Authentizität – persönliche Denk- und Handlungsfreiheit“

Item	Mittelwert	Wichtigkeit in % 4 + 5 auf 5-stufiger Skala
1. so bleiben, wie man ist	3,82	65
2. tun und lassen können, was man gerade will	3,61	56
3. frei von Verpflichtungen sein	3,19	38
4. sich nicht von anderen beeinflussen lassen	3,72	61
5. den eigenen Kopf durchsetzen	3,52	52
6. immer sagen, was man denkt	3,65	58

Mittelwert Skala: $M = 21,5$; Standardabweichung Skala: $s = 3,77$; Reliabilität: Cronbach's Alpha $r_{tt} = .72$; Quelle der Skala: neu entwickelt; Abfragemodus: 5 = ist mir ausgesprochen wichtig, 1 = ist mir überhaupt nicht wichtig.

Abbildung 3:
„Attraktivität – gutes Aussehen und materieller Erfolg“

Item	Mittelwert	Wichtigkeit in % 4 + 5 auf 5-stufiger Skala
1. auch in 20 oder 30 Jahren noch gut aussehen	3,66	60
2. sich auch mit 30 oder 40 Jahren noch jugendlich anziehen können	3,36	48
3. viel Geld auf der hohen Kante haben	3,44	49
4. in seinem Leben einmal viel Geld verdienen	3,72	61
5. vor allem Spaß haben und viel erleben	3,95	71
6. das eigene Äußere	3,75	64

Mittelwert Skala: $M = 21,9$; Standardabweichung Skala: $s = 4,03$; Reliabilität: Cronbach's Alpha $r_{tt} = .75$; Quelle der Skala: neu entwickelt; Abfragemodus: 5 = ist mir ausgesprochen wichtig, 1 = ist mir überhaupt nicht wichtig.

Als integrierende Dimensionen sind zunächst **Menschlichkeit** und **Selbstmanagement** zu nennen. **Menschlichkeit** ist eine Dimension, die stärker von weiblichen als von den männlichen Jugendlichen befürwortet wird und die in den alten Bundesländern eine größere Zustimmung erhält als in den neuen. **Selbstmanagement** ist die einzige Wertedimension, die bei den Höhergebildeten die geringste Zustimmung erzielt. Sie wird von den Mädchen, insbesondere von den türkischen, stärker vertreten als von den Jungen.

Modernität (Teilhabe an Politik und technischem Fortschritt) ist innerhalb der Wertorientierungen als eine zentrale Dimension zu nennen

An ihr entscheidet sich vieles in Bezug auf die eigene Zukunftsfähigkeit. **Modernität** ist eine Dimension, die aufs Ganze gesehen von den westdeutschen Jugendlichen stärker befürwortet wird als von den ostdeutschen. Es ist zudem eine „männliche“ Dimension.

Das erklärte politische Interesse der Jugendlichen ist weiter rückläufig, aber Politik ist eine männliche Domäne geblieben. Allerdings: Die ostdeutschen Mädchen und jungen

Frauen sind etwas stärker politikinteressiert und technisch bewandert als ihre westdeutschen Altersgenossinnen. Das Ausmaß der erlebten Distanz zur Politik hängt davon ab, inwieweit die Jugendlichen glauben, mit ihrer Zukunft zurechtzukommen. Sie lehnen das politische „Geschäft“, die Landschaft der Sachzwänge, Gremien, Institutionen, Debatten und langen Handlungsketten umso stärker ab, je belasteter ihnen ihre Zukunft erscheint. Die Distanz zum „Politikbetrieb“ ist insgesamt im Osten denn auch größer als im Westen. Indes zeigt sich deutlich eine höhere Technologiebezogenheit im Osten als im Westen.

Technik wie Politik sind Männerdomänen geblieben

Gerade einmal 5% der Mädchen (aber über 40% der Jungen!) erklären, dass sie sich sehr für Technik interessieren. Internet- und Handy-Nutzung, Computerbesitz und Computer-Nutzungsfelder, all dies sind Dinge, wo die Jungen die Nase vorne haben. Das einzige Computer-Nutzungsfeld, mit dem die Mädchen stärker vertreten sind als die Jungs, ist die Textverarbeitung.

Abbildung 4:
Computer-Nutzungsfelder,
Häufigkeiten bei deutschen Jugendlichen (sehr häufig und häufig, in %)

	Total	männlich	weiblich	Alter			Schüler	Studenten
				15-17	18-21	22-24		
Textverarbeitung	70	67	75	<u>63</u>	72	88	<u>50</u>	86
Computerspiele	54	66	39	68	51	<u>41</u>	64	37
Tabellenkalkulation	35	36	33	<u>22</u>	36	48	<u>24</u>	51
Lernprogramme	29	27	30	29	27	29	29	38
Internet	31	34	<u>25</u>	<u>18</u>	33	41	<u>22</u>	51
Sprachprogramme	19	17	20	19	17	20	19	27
Musikbearbeitung	17	21	<u>9</u>	15	17	14	16	13
Softwareentwicklung	7	10	3	5	7	10	5	12

(fett: überproportionaler, unterstrichen: unterproportionaler Anteil)

Begrüßung und Eröffnung

Wichtig aber bleibt: Ein hohes Interesse an Technik oder die Befürwortung von Modernität bedeuten keineswegs zugleich eine „soziale Verarmung“

Im Gegenteil: Gerade Technik und neue Medien (Nutzung von Handy und Internet) sind zumeist Bestandteil eines besonders reichhaltigen und engagierten Soziallebens und Grundlage für aktive Freizeitgestaltung. Diejenigen, die viel und ausgiebig vor dem Fernseher sitzen, pflegen soziale Kontakte weniger und gestalten ihre Freizeit wenig aktiv. Sie sind eben nicht identisch mit den Technikbegeisterten und den Nutzern moderner Kommunikationsmittel im genannten Sinne, sondern eher rückwärtsgewandt und passiv.

Eine eher „weibliche“ Wertedimension ist die Familienorientierung

Der Familienbegriff erhält hier allerdings eine neue, gewandelte Bedeutung. Bei den deutschen Jugendlichen scheint die Orientierung an der Zentralstellung der Familie für die eigene Lebensplanung losgelöst zu sein von irgendwelchen „materiellen“ Nutzenüberlegungen, so hat etwa die Form der „Versorgungsehe“ ausgespielt. Auch ist Familie nicht zwingend mit Konzepten wie „gottgefälliger Daseinsform“, mit Heirat, mit leiblichem Vater-Mutter-Kind-Ideal verknüpft. Vielmehr wird die Familie als Ressource, als emotionaler Rückhalt, als Ort von Verlässlichkeit, Treue, Häuslichkeit und Partnerschaft verstanden. Kinder spielen in der Dimension eine zentrale Rolle.

Familienorientierung ist keine Antwort auf Außenerwartungen, sondern eine Reaktion auf innere, subjektive Bedürfnisse.

Die Jungen und Mädchen in Ostdeutschland sind traditionell stärker kinder- und familienorientiert als ihre westdeutschen Altersgenossen

Die deutschen Mädchen (die später einmal Kinder haben wollen) wünschen sich seit der „Wende“ in Ostdeutschland etwas weniger Kinder, die westdeutschen Mädchen wünschen sich etwas mehr Kinder. „Kein Kind“ wollen im Westen wesentlich mehr Jungen als im Osten. – Auf's Ganze gesehen gilt also, dass im Westen tendenziell ein

höherer Anteil der deutschen Jugendlichen kinderlos bleiben will als im Osten, dass aber im Osten der Trend zur Kleinfamilie stärker ist als im Westen. Das mag zum guten Teil mit dem Ressourcengefälle von West nach Ost und mit anders ausgeprägten Sicherheitserwägungen in den neuen Bundesländern zusammenhängen. Ironischerweise kommen die türkischen Jugendlichen, besonders die Mädchen, den konservativen Familienvorstellungen am nächsten: sie wünschen sich mehrere Kinder und für drei Viertel ist die Ehe Vorbedingung für ein Zusammenleben (bei den deutschen Jugendlichen meint das nicht einmal mehr jede/r Zweite, hier ist für die meisten Jungen wie Mädchen ein Zusammenleben mit Option einer späteren Heirat das Modell der Wahl).

Auch die Skala **Berufsorientierung** drückt in gewisser Weise eine Subjektivierung aus: Beruf ist nicht mehr die vorgegebene Ordnung, in die man sich „automatisch“ einfügt und integriert, sondern ein selbst gewähltes Lebenskonzept, für das man sich persönlich einsetzen muss. Das Lebenskonzept „Beruf“ bedeutet heute mehr denn je verschiedene Optionen in sich zu bündeln. Jugendliche leben keineswegs in einer Welt jenseits der **Berufsorientierung**, bereiten sich nicht auf ein Leben in der Spaß- und Erlebnisgesellschaft vor. Sie nehmen das Lebensziel Beruf ernst und ihre Aufgabe, sich dafür zu qualifizieren und vorzubereiten, sehr genau. Das schließt nicht aus, dass Berufstätigkeit auch Spaß machen soll.

Aber auch für die **Berufsorientierung** gilt, was bei der **Familienorientierung** schon festzuhalten war: Ideal und Realität fallen auseinander, und Jugendliche praktizieren so etwas wie eine pragmatische Akzeptanz von Behelfs- und Zwischenlösungen. Sie wissen etwa ganz realistisch, dass das Verfolgen der Berufsziele Mobilitätsbereitschaft und die Anstrengung einer möglichst guten Ausbildung einschließt.

Das Ressourcendefizit im Osten im Vergleich zum Westen besteht fort

Die Schwierigkeiten der Lebens- und Zukunftsgestaltung, die von vielen Jugendlichen

in den östlichen Landesteilen konstatiert werden, ergeben sich nicht aus einer mangelnden Bereitschaft zu Anstrengung und Leistung. Sie erwachsen aus den unterschiedlichen Lebenslagen. **Berufsorientierung** ist eine integrierende Dimension mindestens für diejenigen, die über schwächere Ressourcen verfügen (niedrigerer Bildungsabschluss, geringeres kulturelles, materielles und soziales Kapital und „schwächere“ Sozialisationsbilanz im Elternhaus, schwächere Persönlichkeitsressourcen wie Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten). Hier dient der Beruf nämlich nicht als Selbstverwirklichung, sondern als Selbstbehauptung, als Vehikel und Vorbedingung, um überhaupt an der Gesellschaft teilhaben zu können. Diejenigen, die besser ausgestattet ins Leben starten, etwa die westdeutschen im Vergleich zu den ostdeutschen Jugendlichen, können es sich eher leisten, sich auf attraktive Arbeitsinhalte, auf Kreativitäts- und soziale Aspekte zu konzentrieren, während für diejenigen mit kärglicher Proviandlage zu Beginn des biografischen Weges erst einmal handfeste materielle Aspekte (Arbeitsplatzsicherheit, Gehalt, Entwicklungsmöglichkeiten) die wichtigere Rolle spielen.

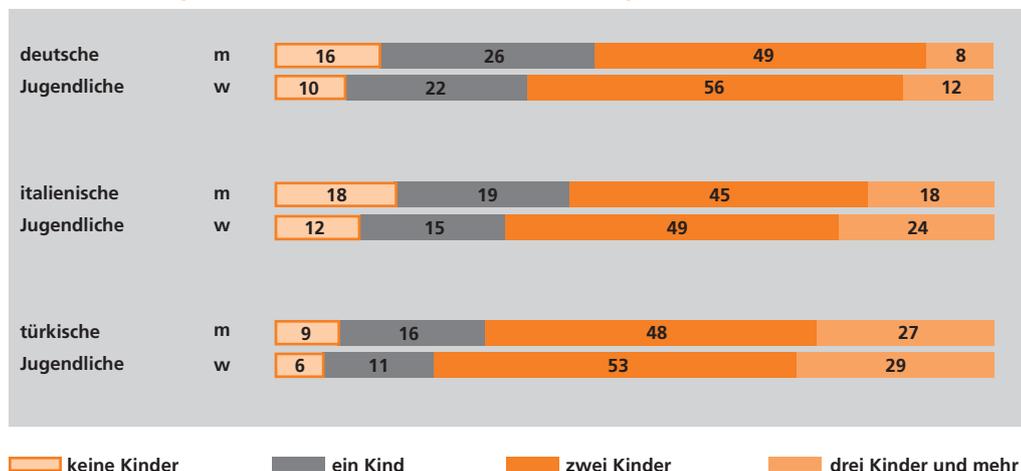
Chancen durch ein vereinigtes Europa rechnet sich entsprechend auch besonders die Gruppe unter den Jugendlichen aus, die sich gut gerüstet fühlt für die Zukunft, die sich mit hohen erreichten oder noch ange-

strebten Bildungsabschlüssen und hohen Persönlichkeitsressourcen als auf die Zukunft eher gut vorbereitet empfindet. Jugendliche mit niedrigerem Status, besonders in den neuen Bundesländern, fürchten eher Nachteile für ihr persönliches Leben durch ein vereintes Europa mit seinen erhöhten Flexibilitäts- und Bildungsanforderungen (z.B. Fremdsprachenbeherrschung) und mit der wachsenden Unsicherheit bezüglich Arbeitsplätzen. Angst vor eigener Arbeits- und Chancenlosigkeit schlägt sich mitunter in der These von der Konkurrenz zu AsylantInnen und AusländerInnen nieder, die zu zahlreich seien, billiger als die Deutschen arbeiteten und einem deshalb die Stellen wegnähmen. Hat man subjektiv das Gefühl, im Konkurrenzkampf um Ausbildungsplätze, Jobs, Mädchen, öffentliche Aufmerksamkeit usf. zu unterliegen, ist man anfälliger für die Adaptierung ausländischer feindlicher Motive.

Einen statistischen Zusammenhang zwischen ausländerfeindlichen Einstellungen und einem überhöht-positiven Deutschlandbild gibt es indes nicht

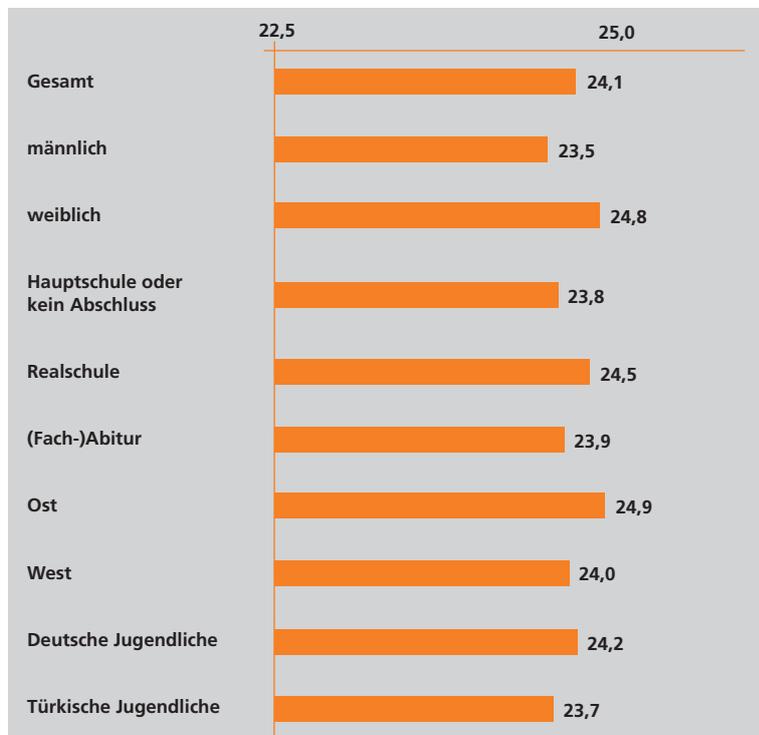
Das deutet darauf hin, dass sich Ressentiments gegenüber Ausländern bei den Jugendlichen im Wesentlichen nicht aus einer rechten rassistischen und nationalistischen Gesinnung herleiten, sondern eher eine Reaktion darstellen auf eigene Ressourcen-schwäche und auf die Angst, im gesellschaft-

Abbildung 5: Kinderwunsch (nach Nationalität und Geschlecht, in %)



Begrüßung und Eröffnung

Abbildung 6:
„Familienorientierung – Partner, Heim und Kinder“



lichen Verteilungskampf zu unterliegen. Eine geeignete politische Gegenstrategie dazu erwächst deshalb nicht aus einem kognitiven Ansatz der argumentativen Auseinandersetzung und logischen Widerlegung von „rechten“ Thesen oder Gruppierungen, sondern aus einem arbeits- und ausbildungsplatzbezogenen Programm und der Stärkung der individuell erlebten eigenen biografischen Leistungsfähigkeit bei jedem einzelnen Jugendlichen.

Aufs Ganze gesehen sind die Jugendlichen in den neuen Bundesländern motivierter, einsatzbereiter, leistungsorientierter als die westdeutschen Jugendlichen

So findet man in den neuen Bundesländern eine Teilgruppe, darunter besonders viele junge Frauen, die sich aufgemacht hat, mit den Anforderungen der modernen Gesellschaft zurechtzukommen. Ihre Leistungsbereitschaft ist deutlich höher als im Westen, die genussorientierte Lebenshaltung ist schwächer ausgeprägt. Eigene Individualität und eigene Interessen werden stärker be-

trachtet, hohe Bereitschaft zu Mobilität und beruflicher Selbstständigkeit wird signalisiert. Während bei den westdeutschen Frauen ein starkes „Mittelfeld“ zu verzeichnen ist, wo der Versuch unternommen wird, auf einfachem Niveau Beruf und Familie zu integrieren, ist bei den ostdeutschen Frauen eine stärkere Polarisierung zu erkennen. Die relativ große Gruppe von jungen Frauen, die eine klare Entscheidung zugunsten des Berufes, der Mobilität und der Modernität trifft und die sich politisch und technologisch auf Kosten einer Familienplanung auf dem neuesten Stand hält, steht einer ebenfalls größeren Gruppe von Frauen gegenüber, die für sich kaum berufliche Chancen sehen, sich vom Konzept „Beruf“ distanzieren und sich klar dafür entscheiden, als „Mehrfach-Mütter“ und „Heimchen am Herd“ zu fungieren.

Berufs- und Familienorientierung bleiben die zentralen Säulen, um die sich biografische Planung rankt

Hinsichtlich der Inhalte und Ziele von Zukunftsplanung zeigt sich ein breiter Konsens in Richtung auf Beruf und auf Familie. Für Jungen wie Mädchen in Ost und West gilt: Ihre Anstrengungen konzentrieren sich auf diese beiden Lebensbereiche. Den meisten gilt als sicher, dass sich Beruf und Familie miteinander verbinden lassen. Und für die meisten (mehr als 75%) soll der Aufwand für Familie und Beruf sich „die Waage halten“. Die Jugendlichen gehen mehrheitlich davon aus, dass es ihnen gelingen wird, Familie und Beruf miteinander zu verbinden. **Berufs- und Familienorientierung** als zusammengehöriges Paar, also nicht als widerstreitende Alternative, stehen im Lebensplan bei den Deutschen ganz eindeutig im Zentrum. Bezeichnenderweise ändert sich aber diese Sichtweise ausgerechnet bei den 22–24-jährigen jungen Frauen. Bei ihnen verlagert sich die Balance zwischen **Familien** und **Berufsorientierung** zugunsten von Familie und Partnerschaft. Hier beginnt sich die Frage nach Kindern und festem Partner konkret zu stellen, und die Frauen spüren wesentlich stärker als ihre männlichen Altersgenossen, dass sie zu Prioritätensetzungen gezwungen sind.

Aus der aktuellen Studie geht hervor, dass sich die Sozialisationsbedingungen bei (jedenfalls den deutschen) Mädchen und Jungen in den untersuchten Dimensionen größtenteils angeglichen haben

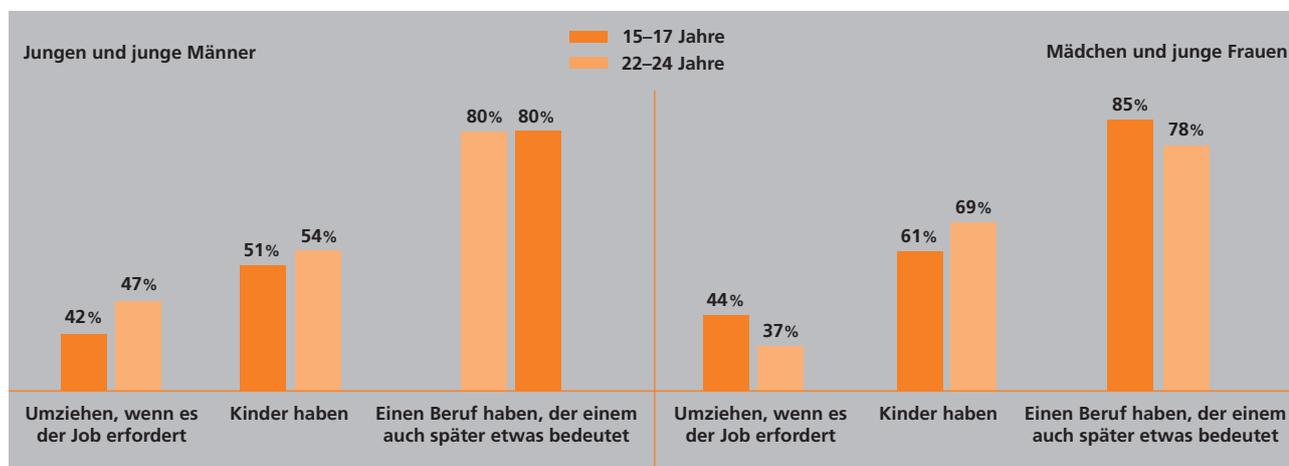
Deutsche Jungen und Mädchen werden in etwa gleich streng erzogen, erfahren in gleichem Ausmaß elterliche Leistungsforderung und elterliches Zutrauen in ihre Fähigkeiten, ängstliche Besorgtheit, materielle Großzügigkeit, verständnisvolle Anteilnahme der Eltern. Mädchen und Jungen sind etwa in gleichem Ausmaß den Eltern respektvoll verbunden und wollen den an ihnen praktizierten elterlichen Erziehungsstil auch später bei den eigenen Kindern beibehalten. Große Geschlechterunterschiede in den Sozialisationsweisen sind indes nach wie vor bei den ausländischen, besonders bei den türkischen, Jugendlichen zu finden. Dennoch, bei den deutschen Jugendlichen sind grundsätzliche „weibliche“ und „männliche“ Verhaltens- und Antworttendenzen anscheinend trotzdem nach wie vor erhalten geblieben. Mädchen sind in der Regel in ihren Urteilen und in ihrem Antwortverhalten sehr viel abwägender, differenzierter, zurückhaltender, vorsichtiger als die Jungen. Während sich die Jungen eher etwas zutrauen, stärker auf ihre eigenen Fähigkeiten, auf Potentiale und Chancen schauen, sind Mädchen sehr viel skeptischer und relativierender in ihren Einschätzungen, auch in ihrem Selbstbild:

Mädchen sind weniger optimistisch als die Jungen in der Einschätzung der gesellschaftlichen wie der persönlichen Zukunft

Sie glauben bei gleichen oder sogar besseren Voraussetzungen (z.B. Bildungsniveau) zu geringerem Anteil als die Jungen, dass sie ihre persönliche Zukunft nach eigenen Vorstellungen gestalten können, dass sie gut vorbereitet in die Zukunft gehen. Sie glauben auch – unabhängig von ihrer Nationalität! – immer zu höherem Anteil als ihre männlichen Altersgenossen, dass sie von anderen (ausländischen) Jugendlichen lernen können. Die Jungen indes glauben zu höherem Anteil als die Mädchen, dass ausländische Jugendliche von ihnen lernen sollten. Während etwa hinsichtlich des technologischen Fortschritts für Jungen tendenziell Potentiale und Chancen im Mittelpunkt stehen und mit Staunen und kindlicher Freude wahrgenommen werden, haben die Mädchen in der Tendenz eher ein besorgtes Auge und schätzen Folgen ab. Insofern zeigt sich, dass eine geschlechtsspezifische biografische Konditionierung nicht durch Sozialisationsmuster allein erklärt werden kann, sondern sich auch auf Grund anderer Einflüsse reproduziert.

Dr. phil. Yvonne Fritzsche
 psydata – institut für marktanalyse,
 sozial- und mediaforschung GmbH
 Frankfurt/M.

Abbildung 7:
Berufs- und Familienwünsche: bei jungen Frauen nur schwer vereinbar





Untersuchungen belegen auffallende geschlechtsspezifische Unterschiede in der Akzeptanz der eigenen Körperlichkeit. Mädchen zeigen ein äußerst kritisches und negatives Körperselbstbild. Trotz vieler Veränderungen in der Lebenssituation von Mädchen hat nach wie vor ein hoher Prozentsatz Erfahrungen mit Diät, ein großer Anteil der normal- und sogar untergewichtigen Mädchen findet sich zu dick.

Im Workshop wurde der Frage nachgegangen, welche Auswirkungen Körper und Er-

scheinungsbild auf das weibliche Selbstwertgefühl und Selbstbewusstsein haben. Wie werden Mädchen von den Maßstäben der Werbung beeinflusst, welche Auswirkungen haben körperliche Betätigung auf den Umgang und die Zufriedenheit mit dem eigenen Körper?

Außerdem wurden aktuelle Forschungsergebnisse zum Körper-Image von Mädchen sowie sport- und bewegungsorientierte Projekte für Mädchen vorgestellt.



Barbie lebt – Über Körper, Schönheit und Diäten

Moderation und Zusammenfassung:

Ina Philipps
Institut für Sexualpädagogik (ISP), Dortmund

Referate

Prof. Dr. Annette Boeger
Universität Essen

Das Körperbild im Jugendalter. Eine geschlechtsspezifische Betrachtung unter entwicklungspsychologischer und klinischer Perspektive

Prof. Dr. Karin Flaake
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Körperlichkeit und Sexualität in der weiblichen Adoleszenz

Dr. Jutta Stich
Deutsches Jugendinstitut e.V. (DJI) München

Das erste Mal: Sexuelle Annäherungsprozesse zwischen Planung, Spontaneität und Lust

Projekte

Anja Wilser, Dagmar Preiß
MädchenGesundheitsLaden e.V., Stuttgart

Schönheitsideale zwischen Standards und Individualitätsansprüchen

Anja Voss
Sportjugend im LandesSportBund NRW
e.V., Duisburg

Schön (eigen)artig sein! Mädchen und junge Frauen zwischen Körperlust und Körperfrust im organisierten Sport!
Praktische Ansätze mädchenorientierter Vereins- und Verbandsjugendarbeit der Sportjugend NW

Zusammenfassung und Diskussion

Das Körperbild im Jugendalter. Eine geschlechtsspezifische Betrachtung unter entwicklungspsychologischer und klinischer Perspektive



Prof. Dr. Anette Boeger,
Universität Essen

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Körper reicht bis zur Jahrhundertwende zurück. Eine der frühesten Wurzeln hat sie in der Psychoanalyse. Freud hat zwar die Begriffe Körperbild oder Körperschema nie verwendet, aber in seinen Werken spielen körperbezogene Phänomene eine zentrale Rolle.

Die Triebtheorie (orale, anale, phallische, genitale Phase) oder der Konversionsbegriff, also die Verlagerung psychischer Konflikte in körperliche Beschwerden basieren auf einer stark körperbezogenen

Persönlichkeitslehre. Head, ein Neurologe und Zeitgenosse Freuds, entwickelte den Begriff des Körperschemas, unter dem er die schematische Vorstellung vom eigenen Körper verstand, die man über die Rückmeldung innerer und äußerer Wahrnehmungsreize bekommt. Eine umfassende Definition bieten Bielefeld und Mrazek an¹: Körpererfahrung/Körperkonzept ist die Gesamtheit aller erworbenen kognitiven, affektiven, bewussten und unbewussten Erfahrungen mit dem eigenen Körper, welche sich untergliedern lässt in Körperbild, Körpererfahrung, Körperorientierung, Körperschema, Körperzufriedenheit. Das Körperkonzept ist Teil des Selbstkonzepts und damit ein wichtiges Element der Identität. Der Einfluss des Körperbildes auf das Selbstkonzept spiegelt sich in unserem Alltag ständig wider. Es wird in den westlichen Gesellschaften suggeriert, dass ein durchs Fitnessstudio gestählter und durchtrainierter sowie durch Diäten schlank-

ker Körper zu einem veränderten Selbstwert führt. Ist der Körper erst schlank und trainiert, wird man auch glücklich sein: beruflich erfolgreich und von Männern begehrt. Wie wir unseren Körper wahrnehmen und erleben, hat einen großen Einfluss darauf, wie wir uns selbst wahrnehmen. Das gilt für beide Geschlechter, besonders aber für Mädchen, weil sie ein starkes Bedürfnis haben, attraktiv zu sein bei einem gleichzeitigen Misstrauen in die eigene Attraktivität. Das legt die Gefahr nahe, das Aussehen mit dem Selbstwertgefühl zu verbinden und dieses damit von der körperlichen Attraktivität abhängig zu machen.

Die frühesten Selbstwahrnehmungen, die die Voraussetzung für die Entwicklung von Identität und Selbstkonzept bilden, sind Körperwahrnehmungen. Das Baby wird gestreichelt, gewickelt, es hat ein körperliches Wohlgefühl oder ein körperliches Unwohlsein und daraus entwickelt sich ein psychisches Gefühl. Das Körperkonzept entwickelt sich also in frühesten Kindheit und ist insofern dynamisch; es verändert sich mit einer Veränderung der Situation, d.h. es verändert sich in Abhängigkeit vom Körperwachstum, von Körperverletzungen, Erkrankungen und anderen Einflüssen. Immer neue Aspekte müssen in die eigene Körpervorstellung integriert werden.

¹ Vgl. Bielefeld (1986) und Mrazek (1997)

hönheit und Diäten

Unter diesem Aspekt stellt das Jugendalter eine besonders bedeutsame Phase dar: Es setzen Reifungsvorgänge ein, die im Jugendalter zu den stärksten Körperveränderungen im gesamten Lebenslauf führen. Der Körper gewinnt also in dieser Zeit an besonderer Bedeutung, zum einen weil er sich so stark verändert und eine Anpassung an diesen veränderten Körper erfolgen muss. Zum anderen hat der Körper aber auch eine identitätsstiftende Funktion, was besonders in Zeiten der

liche ihre Aufmerksamkeit in besonderem Maße auf ihren Körper richten.

Gesundheit, Attraktivität und körperliche Leistungsfähigkeit sind von enormer Bedeutung, nicht nur für die Selbstwahrnehmung, sondern auch im Hinblick auf FreundInnen und heterosexuelle Beziehungen. Der Körper verändert sich auch geschlechtsspezifisch, was ebenfalls akzeptiert und begrüßt werden sollte.

Entwicklungsaufgaben:

Der Fragebogen erfasst folgende Entwicklungsbereiche:

- Peerguppenintegration
- Umgang mit der körperlichen Entwicklung
- Erwerb einer eigenständigen Identität
- Autonomie von den Eltern
- Vorbereitung auf das Familienleben
- Erwerb gesellschaftlicher Kompetenz
- Erwerb beruflicher Kompetenz
- Aufbau eines realistischen Selbstkonzeptes
- Entwicklung eines eigenen Lebensstils
- Aufbau heterosexueller Beziehungen
- Aufbau von Freundschaften

von Seiffge-Krenke, Silbereisen & Otremba, 1984, in der modifizierten Form von Ries, 1990

Orientierungslosigkeit oder in orientierungsschwierigen Phasen wichtig ist. Gerade im Jugendalter wird der Körper stilisiert, mit dem Körper wird experimentiert, wenn wir z.B. an Körperinszenierungen in bestimmten Jugendkulturen wie z.B. Piercing und Punk denken, durch die sich Jugendliche nicht nur von den Eltern abgrenzen und damit lösen wollen, sondern was auch dazu dient, eine eigene Identität aufzubauen.

Das Jugendalter gilt als die traditionelle Übergangsphase schlechthin, in der vielfältige Ereignisse wie Schulübergang, körperliche Reife, sexuelle Erfahrungen, Ablösung von den Eltern an der Tagesordnung sind. In Anlehnung an Erikson hat Havighurst in den 50er Jahren für alle Altersstufen Entwicklungsaufgaben formuliert. In den 80er Jahren wurden sie von Dreher und Dreher in repräsentativen Untersuchungen an Jugendlichen auf ihre Gültigkeit geprüft und erneuert:

Die Akzeptanz eines erwachsenen Körpers gehört zu einer Entwicklungsaufgabe im Jugendalter. Das Jugendalter ist eine Zeit gravierender körperlicher Veränderungen, was einer der Gründe dafür ist, dass Jugend-

Wie verändert sich nun der Körper?

Mädchen entwickeln sich etwa zwei Jahre früher als Jungen. Bei ihnen setzt der Wachstumsschub bereits mit 10 Jahren ein, bei Jungen erst mit 12 Jahren. Es kommt zu schlaksigen, ungelungenen Bewegungen, weil Arme und Beine rascher wachsen als der Rumpf. Besonders im Schädelbereich finden enorme Veränderungen statt. Vor allem kommt es aber zu einer Gewichtszunahme, bei Jungen bedingt durch vermehrte Muskelmasse, bei Mädchen durch Zunahme des Fettgewebes. Dies führt auch zu veränderten Körperformen: Bei Jungen vergrößert sich der Unterschied zwischen Schultern und Hüften, bei Mädchen verkleinert er sich. Als Kriterium der Reifeentwicklung der Mädchen wird in der Literatur die Menarche herangezogen, die erste Pollution ist das Komplement bei den Jungen. Erstaunlich ist das Forschungsdefizit bzgl. der Entwicklung der männlichen Sexualität im Vergleich zur weiblichen. Es lassen sich kaum Untersuchungen zur Pollution finden, dagegen erstaunt die Flut von Untersuchungen zum Menstruationserleben. Offensichtlich verbirgt sich dahinter die Annahme einer unproblematischen männlichen Sexualität und einer problematischen weiblichen Sexualität.

Referate

Barbie lebt – Über Körper, Sc

Eigene Untersuchungen haben gezeigt, dass die meisten Jungen die erste Pollution sehr positiv bewerten, auch wenn sie ein Tabu darstellt und nicht mit Eltern oder Freunden darüber gesprochen wird. Die Menstruation dagegen ist viel ambivalenter besetzt. Die Menarche als markantes Merkmal des Erwachsenwerdens muss akzeptiert und in das Körperkonzept integriert werden. Wie Mäd-

Heute ist zwar die Menstruation weniger tabuisiert als vor einigen Jahren, es steht aber der hygienische Aspekt im Vordergrund.

Enge Beziehungen bestehen auch zwischen dem Zeitpunkt der körperlichen Reife und der Zufriedenheit mit dem eigenen Körper: Der Körper verändert sich nicht nur gewaltig, sondern auch unterschiedlich früh.

Reifeentwicklung während der Pubertät¹:

Reifezeichen bei Knaben	Alter	Reifezeichen bei Mädchen
■ Beginnendes Wachstum	8-9	■ Beginnendes Uteruswachstum
■ Beginnende Schambehaarung: Beginn des Längenwachstumsschubes	10-11	■ Beginnende Schambehaarung, Beginn des Längenwachstumsschubes, Knospenbrust, Wachstum der inneren und äußeren Genitalorgane, Reifung der Vaginalschleimhaut, Rundung der Brüste, Höhepunkt des Längenwachstums, Pigmentierung der Mamillen
■ Erstes Daumensesambeen, Starkes Wachstum von Penis und Testes, 1. Ejakulation	12-13	■ Menarche, zyklische ovulatorische Menstruation, Fertilität
■ Stimmbruch, Axillarbehaarung, Bartflaum der Oberlippe	13-14	■ Axillarbehaarung, Schweißdrüsenfunktion
■ Reife Spermien	14-15	■ Reife Mammæ, Vaginale Sekretion, dichte Schambehaarung in Dreiecksform, kranial horizontal begrenzt
■ Stärkere Behaarung des Gesichts und des Körpers, Fettabnahme, Männliche Pubesanordnung, Akne, Epiphysenfugenschluß	15-16	■ Akne
■ Epiphysenfugenschluß, Schweißdrüsenfunktion, Wachstumsstillstand	16-17	■ Epiphysenfugenschluß, Wachstumsstillstand
	17-19	

Der Zeitpunkt der Reifeentwicklung hat nun einen entscheidenden Einfluss auf die Körperzufriedenheit: Frühreife Jungen sind zufriedener mit ihrem Körper als normal oder spät entwickelte. Sie haben einen hohen Status in der Gruppe und werden von den Eltern als Erwachsene behandelt, d. h. sie werden mit mehr Rechten ausgestattet. Bei frühreifen Mädchen verhält es sich umgekehrt: Sie haben eine negative Einstellung zum Körper, werden von den Gleichaltrigen eher gemieden, sind also Außenseiterinnen und neigen eher zu Problemverhalten

¹nach Wehner und Zenz (1992), S.35/36

chen mit der Menstruation umgehen, d.h. auch sich ihres Körpers bemächtigen, hängt davon ab, wie sie sich in den ersten Lebensjahren ihrer Geschlechtsorgane bemächtigen durften, sich also mit diesen vertraut machen durften und sie kennen lernen konnten. Untersuchungen zeigen, dass die Offenheit in der Familie ebenfalls eine wichtige Rolle bei der Bewältigung der Menarche spielt: Mädchen haben weniger Beschwerden, wenn die Väter über die Menarche ihrer Töchter Bescheid wissen.

(Rauchen, Alkohol), weil sie sich mit Älteren umgeben. Von den Eltern werden sie in ihrer Freiheit eingeschränkt vor allem aus Angst vor ungewollter Schwangerschaft.

Spätreife Mädchen sind zufriedener mit ihrem Körper als frühreife, bei den Jungen verhält es sich umgekehrt. Dafür dürften sicherlich auch die beschriebenen unterschiedlichen Reaktionen der Erwachsenen verantwortlich sein. Hier zeigt sich deutlich, wie geschlechtsspezifisch unterschiedlich die Um-

hönheit und Diäten

welt auf das Erwachsenwerden von Jungen und Mädchen reagiert und wie eng das eigene Körperkonzept damit zusammenhängt.

Bei der nächsten Entwicklungsaufgabe, der Ablösung vom Elternhaus, helfen die Peers, also die Gleichaltrigen. Und bei denen ist man beliebter, wenn man attraktiv ist. Die Gesellschaft der Gleichaltrigen ist die Bühne, auf der das Aussehen im Vordergrund steht. In der Interaktion mit den Gleichaltrigen wird auch Geschlechtsidentität ausgehandelt.

Wie wollen Mädchen und Jungen sich darstellen und wahrgenommen werden wollen?

Die physische Attraktivität gilt als eine hoch signifikante psychosoziale Variable, die allerdings für die Geschlechter eine unterschiedliche Bedeutung besitzt. Weiblichkeit steht schon in den frühesten Tagen eines Babys in Bezug zur Schönheit. Nun löst der Eintritt in die Pubertät bei Jungen und Mädchen gleichermaßen Ängste aus. Diese werden unterschiedlich bewältigt, bei Mädchen wird der Fokus auf das Äußere gelegt, bei Jungen auf Stärke.

Untersuchungen zeigen genau diese Geschlechtsunterschiede: Doppelt so viele weibliche Jugendliche wie männliche Jugendliche wollen ihr Aussehen verändern. Jungen möchten einen leistungsstarken Körper, Mädchen einen hübschen. Fragt man Jungen nach der wichtigsten Eigenschaft, die ihre Freundin haben sollte, nennen sie Hübschsein. Fragt man Mädchen, wie der Freund sein sollte, nennen sie Klugheit. Nicht nur der Stellenwert, den physische Attraktivität einnimmt, differiert zwischen den Geschlechtern, sondern auch die Selbsteinschätzung des Körpers. Mädchen unterschätzen ihre eigene Attraktivität im Vergleich zu Geschlechtsgenossinnen, während Jungen sich im Vergleich zu ihren Altersgenossen häufig als attraktiver einschätzen. Lässt man Jugendliche ihr tatsächliches eigenes Aussehen, das gewünschte Aussehen und als drittes die vom Gegengeschlecht am meisten präferierte Figur einschätzen, dann überschneiden sich bei Jungen alle drei. Also die tatsächliche Figur, die gewünschte und die von Mädchen bevor-

zugte sind nahezu gleich. Mädchen möchten dünner sein, als sie glauben zu sein. Und sie möchten noch dünner sein, als sie meinen, dass Jungen es schön finden. Klinische Relevanz hat der Befund, da bei Mädchen ein negatives Körperkonzept auch in Verbindung mit Depressionen und einem verminderten Selbstwert steht. Bei Jungen ist dies nicht der Fall.

Eine von mir durchgeführte Untersuchung an 300 Jugendlichen ergab unter anderem vielfältige Zusammenhänge zwischen dem Selbstbild unter verschiedenen body image Dimensionen: Jugendliche, die viel Selbstvertrauen hatten, erlebten sich fit bzw. trieben Sport, fühlten sich ihrem Körper gegenüber vertraut und hielten ihren Körper für gesund. Jugendliche mit depressivem Selbstbild hielten sich nicht für fit, empfanden ihren Körper entfremdet, hatten Figurprobleme, fühlten sich nicht gesund und achteten auch nicht auf ihre Gesundheit. Ermittelt man die Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Körperbilddimensionen, kann man sie auf zwei grundlegende Dimensionen zurückführen:

- Äußere Erscheinung, Attraktivität
- Funktions- und Leistungsfähigkeit

Die Beurteilungsdimension, welche die engste Beziehung zu diesen beiden Aspekten hat und zudem mit einer positiven Bewertung des eigenen Körpers einhergeht, ist die der Fitness. Jugendliche, die nach eigenen Angaben sportlich aktiv und fit sind, haben gute Voraussetzungen, die Entwicklungsaufgaben positiv zu bewältigen. Zahlreiche Untersuchungen zur Bedeutung des Sports auf Selbstwert und Körperbild zeigen einheitlich, dass sportlich aktive Menschen ein positiveres Selbstbild und auch Körperbild aufweisen. Allerdings lässt sich nichts über die Kausalrichtung aussagen: Verbessert die sportliche Bewegung den Bezug zum Körper und damit das Körperbild oder treiben sie Sport, weil sie schon vorher einen besseren Bezug zum Körper haben? Für Jungen gilt dieser Effekt noch stärker, kommt er doch ihrem Wunsch nach körperlicher Leistungsfähigkeit entgegen.

Barbie lebt – Über Körper, Sc

Als wichtiger Teilbereich der Erforschung des body image müssen die Untersuchungen zu Körperbeschwerden angesehen werden. Körperbeschwerden sind oft subjektive Aussagen, die nicht notwendigerweise mit einem objektiven Befund einhergehen. Körperbeschwerden zu äußern zeigt, dass eine Beziehung zum Körper besteht. Völlige Beschwerdefreiheit zeigt auch einen Mangel an Körperbezogenheit. Kinder und Jugendliche zeigen eine größere Beschwerdefrequenz als Erwachsene. Bei Kindern und Jugendlichen zeigen Mädchen wieder eine erheblich schlechtere subjektive Befindlichkeit als Jungen.

Haben Mädchen nun real mehr Beschwerden als Jungen oder sind sie einfach sensibler in der Wahrnehmung von Körpersignalen?

Mädchen gehen vermutlich feinfühler mit ihrem Körper um, haben mehr Bezug zu ihm, und dies wurde ihnen auch durch ihre Sozialisation besser ermöglicht. Mädchen nehmen ihren Körper auch differenzierter wahr: Sie sind mit mehr Körperteilen sehr unzufrieden, aber auch häufiger sehr zufrieden im Gegensatz zu den Jungen. Mädchen sind also nicht nur unzufriedener, sondern auch differenzierter in der Beurteilung ihres Körpers. Das hat mit dem Schlankheitsideal zu tun und damit, dass Mädchen ihren Körper funktional gebrauchen, um zu beeindrucken. Sie sind abhängig vom jeweiligen Schlankheitsideal. Jungen gestalten mit ihrem Körper die Umwelt. Mädchen entfernen sich mit Beginn der Pubertät vom Schlankheitsideal, weil sie an Gewicht zunehmen, Jungen nicht.

Die Veränderung des Körpergewichts ist eine entscheidende Variable für die unterschiedliche Zufriedenheit. Frauen überschätzen ihre Körpermaße im Mittel zwischen 14% und 25%. Dies ist ein generelles Phänomen, es gilt nicht nur für Essgestörte. 70% der 12–14-jährigen Mädchen bevorzugen einen untergewichtigen Körperbau, aber nur 16% entsprechen diesem Körperbau ihrem Gewicht nach. Knapp die Hälfte (46%) aller 12-jährigen Mädchen will bereits abnehmen, 11% geben an, bereits Diät zu

halten. Dies sind hohe Werte, die zeigen, wie stark der Wunsch nach Schlankheit schon im frühen Alter vorhanden ist. Die besonders stark ausgeprägte Unzufriedenheit mit dem Körper bei frühreifen Mädchen hängt wesentlich mit dieser Gewichtszunahme zusammen.

Abschließend seien die Ergebnisse von Feingold und Mazzella (1998) zitiert, die 222 Körperbild-Studien der letzten 50 Jahre bezüglich der Geschlechtsunterschiede untersucht haben. Sie fanden eine besorgniserregende Zunahme an Frauen, die ein negatives Körperbild haben. Die positivere Selbsteinschätzung der Männer bzgl. ihrer Attraktivität und ihr positiveres Körperbild haben sich während der letzten Generation vergrößert und damit den Abstand zu den Frauen erhöht. Die Zufriedenheit der Frauen hat also abgenommen, die der Männer ist leicht gestiegen. Die Autoren erklären die Befunde mit Umweltfaktoren, weil in den älteren Studien die Geschlechtsunterschiede nicht bestanden und sich dann kontinuierlich über die Zeit verstärkt haben.

Prof. Dr. Annette Boeger
Universität Essen

Literatur:

MRAZEK, J. (1987): Struktur und Entwicklung des Körperkonzepts im Jugendalter. Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 19, 1-13.
Bielefeld, J. (1986): Körpererfahrung, Göttingen: Hogrefe

FEINGOLD, A. und MAZELLA, R. (1998): Gender differences in body image are increasing. Psychological Science Vol. 9, No. 3, 190-195.

DREHER E. und DREHER M. (1985): Entwicklungsaufgaben im Jugendalter. In: Liepmann, D. und Stiksrud, A.: Entwicklungsaufgaben und Bewältigungsprobleme in der Adoleszenz, 56-70, Göttingen: Hogrefe.

HAVIGHURST, R. (1956): Research on the developmental task concept. School Review. A Journal of Secondary Education, 64, 215-223.

ERIKSON, E. (1950): Childhood and society, New York: Norton.

Körperlichkeit und Sexualität in der weiblichen Adoleszenz

Der Beitrag konzentriert sich auf eine Fassade von Körperlichkeit bei adolescenten Mädchen. Am Beispiel der ersten Menstruation soll die Verknüpfung von körperlichen Veränderungen der Pubertät, den mit ihnen verbundenen Verunsicherungen und gesellschaftlichen Bewertungen aufgezeigt werden und in einem zweiten Schritt Perspektiven für die sexualpädagogische Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen angedeutet werden.

Zur Bedeutung der Adoleszenz

Im Zentrum dieses Beitrags steht die Adoleszenz, die Zeit des Übergangs von der Kindheit zum Erwachsensein, für Mädchen zum Frausein. Diese lebensgeschichtliche Phase ist mit besonderen Anforderungen und Verunsicherungen verbunden. Die körperlichen Veränderungen der Pubertät – das Wachsen der Brüste, die Veränderungen der inneren und äußeren Genitalien, die erste Menstruation – müssen psychisch erst verarbeitet und angeeignet werden. Die veränderten Körperformen müssen in ein neues Körperbild integriert werden, Mädchen müssen zurechtkommen mit der neuen Intensität und Qualität sexueller Wünsche und Erregungen, sie müssen sich auseinander setzen mit ihrer potenziellen Fruchtbarkeit, der Möglichkeit, schwanger werden und Kinder gebären zu können. Die damit immer auch verbundenen Unsicherheiten und Ängste können anfällig machen für die Orientierung an gesellschaftlich nahe gelegten Vorstellungen vom „Frausein“. Mädchen werden mit den körperlichen Veränderungen der Pubertät – ob sie es sich wünschen oder nicht – mit gesellschaftlichen Weiblichkeitsbildern konfrontiert, die Angebote machen zur Verarbeitung und Ausgestaltung adolescenter Entwicklungen, z. B. durch Schönheitsideale und die Dominanz einer heterosexuellen

Orientierung. In diesem Rahmen können sexualpädagogische Angebote für Mädchen und junge Frauen eine große Bedeutung haben. Sie können die Möglichkeit einer Begleitung und Reflexion der adolescenten Entwicklungsprozesse schaffen und damit einen Raum bieten, in dem die Verunsicherungen und Ängste dieser Zeit Thema werden und vielleicht anders bearbeitet werden können als durch die Orientierung an gesellschaftlich nahe gelegten Normen und Maßstäben.

Die erste Regelblutung

Die vorgestellten Analysen beziehen sich nur auf westlich-industrielle Gesellschaften bzw. – wenn es um bundesrepublikanische Verhältnisse geht – nur auf Mädchen und junge Frauen, die durch ihre Sozialisation innerlich in diesem kulturellen Kontext verankert sind.

Die erste Regelblutung hat im Rahmen der körperlichen Veränderungen der Pubertät eine besondere Bedeutung. Das Wachsen der Brüste und die Veränderungen der inneren und äußeren Genitalien geschehen kontinuierlich über einen längeren Zeitraum, die erste Menstruation dagegen ist ein Ereignis, das plötzlich eintritt und unübersehbar auf die anstehenden Veränderungen hinweist. So markiert die erste Re-



Katrin Flaake
Oldenburg

Barbie lebt – Über Körper, Sc

gelblutung wie keine andere körperliche Veränderung in der Pubertät einen Ort von ‚Eintritt‘ in die Weiblichkeit. Sowohl für die Mädchen als auch die soziale Umgebung – Mutter, Vater, Freundinnen und Freunde – ist sie deutlichstes Zeichen eines Zur-Frau-Werdens. Dementsprechend wird die erste Regelblutung von fast allen Mädchen als einschneidendes Ereignis erlebt, das mit starker Verunsicherung und Erschütterung einhergeht. Zugleich ist die Menstruation mit bestimmten gesellschaftlichen Bewertungen verbunden, die bei den Mädchen Prozesse der Ausgestaltung von Körperprozessen gemäß kultureller Vorgaben und gesellschaftlicher Strukturen des Geschlechterverhältnisses in Gang setzen. Diese Prozesse der kulturellen Definition und Ausgestaltung von Körperlichem verlaufen zum großen Teil unbewusst und vermitteln sich über latente Botschaften, die an den gesellschaftlichen Umgang mit Menstruation und die Verhaltensmuster der den Mädchen nahen Personen – bei uns insbesondere Mutter und Vater, aber auch Lehrerinnen und Lehrer – geknüpft sind.

Bevor auf entsprechende Prozesse unter gegenwärtigen – insbesondere für westdeutsche Verhältnisse der 90er Jahre typischen – gesellschaftlichen Bedingungen eingegangen wird, sollen die Strukturen der kulturellen Ausgestaltung von Körperprozessen verdeutlicht werden durch Materialien einer ethnologischen Studie, die auf den ersten Blick wenig mit unseren Verhältnissen zu tun haben, in denen jedoch soziale Inszenierungen aus Anlass der ersten Menstruation beschrieben werden, die die Art und Weise des Eingreifens kultureller Definitionen von Weiblichkeit in die Körperwahrnehmung und das Körpererleben besonders prägnant sichtbar werden lassen. Berichtet wird über Okani, eine junge Frau in einer Stammeskultur im Hochland Neuguineas, die ihre erste Menstruation so beschreibt:

„Ich verspürte etwas Eigenartiges in mir – ich konnte es gar nicht glauben: Eine starke Blutung setzte ein. Ich bekam meine erste Periode. Riyos Frau gab mir sofort etwas

Moos, damit ich das Haus nicht verunreinigte. Eine andere Frau lief sofort hinaus auf den Dorfplatz und posaunte das freudige Ereignis in alle Himmelsrichtungen. (...) Der Sitte gemäß verbrachte ich die Tage der Blutung abgesondert und verborgen jenseits des Dorfes im Menstruationshäuschen. (...) Es war mir strengstens verboten, die Hütte allein zu verlassen. Musste ich einem dringenden menschlichen Bedürfnis folgen, so trug mich die Alte auf ihrem Rücken hinaus in den Busch und wieder zurück. Es war mir verboten, den Boden mit den Füßen zu berühren, um nichts zu verunreinigen. Tag und Nacht musste ich in Hockstellung vor der Feuerstelle sitzen, denn Wärme würde schneller alles schlechte Blut abfließen lassen. Deshalb bemühte sich die alte Frau, stets ein starkes Feuer zu unterhalten. – Mindestens ein Dutzend Mal am Tag wechselte sie mir die Einlage. Das verschmutzte Moos wurde sofort verbrannt und durch neues ersetzt.“¹

In dieser Schilderung wird das Eingreifen kultureller Definitionen von körperlicher Weiblichkeit in das Erleben der jungen Frau deutlich. Ehe Okani dem „Eigenartigen“ in sich nachspüren kann, ehe sie ihren Körperempfindungen und Gefühlen nachgehen kann, ehe sie ein eigenes Gefühl für das Neue in ihrem Körper entwickeln und den damit verknüpften Phantasien, Wünschen und Ängsten Raum geben kann, setzen kulturelle Deutungsprozesse ein und kanalisieren das Erleben in eine bestimmte Richtung. Vermittelt werden die kulturellen Deutungen über die Menstruation durch das Verhalten der erwachsenen Frauen: „Sofort“ gibt eine dieser Frauen Okani „Moos“, um zu verhindern, dass sie das Haus „verunreinigt“. „Sofort“ wird Okani also mit der kulturellen Definition der Menstruation als etwas Verunreinigendem, etwas Schmutzigem, dessen Fluss zu stoppen ist, konfrontiert, eine Botschaft, die im Laufe des Rituals immer wiederkehrt. Die erste Menstruation wird zwar als „freudiges Ereignis“ öffentlich gemacht, ist zugleich aber mit Absonderung und Isolation verbunden. Sie ist nicht Anlass für ein aktives, lustvolles In-die-Welt-Gehen, für neue, nach außen ge-

¹Vgl. Bogner, zit. nach Waldeck (1988), S. 338/339

hönheit und Diäten

wandte Energien, sondern – ganz im Gegenteil – für regressiv Prozesse: Okani wird wieder zum Kind, indem ihr eigene Bewegungen, sich auf die eigenen Füße zu stellen, untersagt werden. Statt Selbstständigkeit also Abhängigkeit, statt neuer Bewegung Bewegungslosigkeit, statt erwachsenem, selbstbewusstem Frausein Fixierungen an eine Kindrolle, statt Stolz auf die neuen körperlichen Potenzen Scham über das Schmutzige des Blutes.

In diesem Ritual, dieser sozialen Inszenierung, sind Elemente erkennbar, die Parallelen aufweisen zu Formen des Umgangs mit körperlicher Weiblichkeit in westlichen, sehr viel komplexeren und hoch industrialisierten Gesellschaften.

Ich beziehe mich im Folgenden auch auf die Ergebnisse einer psychoanalytisch orientierten Auswertung von Interviews mit 14- bis 19-jährigen Mädchen und jungen Frauen sowie ihren Müttern und Vätern zur Bedeutung der körperlichen Veränderungen in der Pubertät. Diese Interviews sind entstanden im Rahmen eines studienbegleitenden Forschungsprojekts an der Universität Oldenburg.

Für die Mutter-Tochter-Beziehung zeigt sich, dass es bei uns zwar keine offenen Rituale um die erste Menstruation gibt, dass aber dennoch bestimmte Muster feststellbar sind, die sich als verborgene Rituale interpretieren lassen. Die erste Regelblutung der Tochter ist auch für Mütter ein einschneidendes Ereignis. Erinnerungen an die eigene Pubertät und erste Menstruation werden wieder belebt. So können sich alle der von uns befragten Frauen gut an ihre eigene erste Regelblutung erinnern, z. T. sogar besser als an die der Tochter. Deutlich ist jedoch auch, wie schwierig es für Frauen ist, sich bei der ersten Menstruation der Tochter anders zu verhalten, als es bei der eigenen Mutter erlebt wurde. Eigene Tabuisierungen im Verhältnis zu Körperlichkeit und Sexualität lassen sich nur schwer auflösen. Zudem ist die erste Regelblutung der Tochter Symbol für die Veränderungen, die in der nächsten Zeit im Verhältnis zu ihr an-

stehen: dafür, dass sie zunehmend eigene Wege gehen und sich sukzessive von der Mutter lösen wird, und auch dafür, dass die Tochter zu einer jungen Frau wird, die ihr erwachsenes Leben noch vor sich hat, während die Mutter mit den durch das Älterwerden gesetzten Grenzen konfrontiert ist. All diese Verunsicherungen können dazu führen, dass ein Sich-Einlassen auf die Gefühle der Tochter bei der ersten Menstruation, auf das Beängstigende und vielleicht auch Beschämende, aber auch das lustvolle Neue, nur schwer möglich ist. Als Lösung kann sich dann der Bezug auf das sichere und neutrale Thema „Hygiene“ anbieten, der auch gesellschaftlich nahe gelegt wird.

Für fast alle der von uns befragten Mädchen war die Mutter die erste und wichtigste Person, der sie vom Einsetzen der Menstruation berichtet haben.

Dabei haben sowohl nach den Schilderungen vieler Töchter als auch denen vieler Mütter Hygienefragen – die Benutzung von Binden und Tampons – im Zentrum der ersten Reaktion der Mütter und der sich anschließenden Gespräche gestanden.

In den Schilderungen deuten sich verborgene Rituale zwischen Mutter und Tochter an, die den von Okani beschriebenen ähneln: „Sofort“ – so hatte Okani berichtet – gibt eine der erwachsenen Frauen ihr „Moos“, um zu verhindern, dass sie das Haus „verunreinigt“. Sofort – so lassen sich viele Mutter-Tochter-Interaktionen kennzeichnen – konfrontieren Mütter ihre Töchter mit dem kulturellen Gebot der Hygiene, mit Binden und Tampons. Es scheint – wie bei Okani – nur wenig Raum und Ermutigung zu geben



Barbie lebt – Über Körper, Sc

für ein Entdecken des „Eigenartigen“ der neuen Empfindungen und Gefühle, für ein Sich-Einlassen auf das Beängstigende und Verunsichernde, aber zugleich auch Lustvolle und Erregende der körperlichen Veränderungen. Es scheint für viele der geschützte Raum zu fehlen, innerhalb dessen Mädchen die Chance haben, selbst sich ihren Körper anzueignen, ein Raum, der Möglichkeiten eines Vertrautwerdens mit dem eigenen



Körper als Voraussetzung für die Entwicklung eines Vertrauens in den Körper bietet. So sind – ähnlich wie bei Okani – mit der Regelblutung kaum progressive Potenzen, kein aktives, lustvolles In-die-Welt-Gehen verbunden, sondern re-gressive Momente wie Leiden und Rückzug dominieren, regressive Momente, die bei Okani symbolisiert sind durch die zusammengekauerte Hockstellung, in der sie ausharren muss.

Diese regressive Haltung wird bei Okani erzwungen durch kulturelle Vorgaben. Bei jungen Mädchen in unserer Kultur ist ein Rückzug während der Menstruation – der oft von einer ähnlich zurückgenommenen Körperhaltung wie bei Okani begleitet ist – dagegen nicht Resultat äußerer Zwänge, sondern Ergebnis innerpsychischer Prozesse, die sich in körperlichen Schmerzen und Beschwerden Ausdruck verschaffen.

Wie bei Okani sind es auch bei uns erwachsene Frauen, meist die Mütter, die die Überbringerinnen der kulturellen Definitionen von Menstruation sind. Besonders deutlich werden diese kulturellen Definitionen in der Tampon- und Bindenwerbung: Das Blut nicht riechen, nicht sehen, nicht fühlen sind die zentralen Aussagen. So ist die Tatsache des Menstruierens in den letzten drei Jahr-

zehnten zwar aus dem Privaten, Verschwiegenen hervorgeholt worden in die Öffentlichkeit, wenig verändert hat sich jedoch daran, dass das, was Mädchen, auch ihrer eigenen Aussage nach, zur Frau macht, kaum etwas ist, das öffentlich wertgeschätzt wird, das also stolz hergezeigt werden kann. Zwar wird nicht mehr – wie es Okani geschah – die menstruierende Frau isoliert, ein entsprechendes Schicksal ist jedoch dem Menstruationsblut beschieden. Das Gebot der Isolation, des Versteckens, ist nicht aufgehoben, Frauen haben es verinnerlicht und vollziehen es individuell an ihrem Körper.²

Warum ist es jedoch gerade die erste Regelblutung, die den Anlass gibt für offene oder verborgene Rituale des Zur-Frau-Werdens, was ist es, dem Einhalt geboten werden soll durch Binden oder andere Hygienemaßnahmen, das als schmutzig und deshalb zu verstecken angesehen wird? Für unsere Kultur haben psychoanalytische Studien zur weiblichen Adoleszenz gezeigt, dass für Mädchen der Beginn der Menstruation eng verbunden ist mit sexuellen Wünschen und Phantasien.³ Die Regelblutung kann erregende und lustvolle Empfindungen auslösen, die inneren und äußeren Geschlechtsorgane werden sinnlich erlebbar. Bei Mädchen, die ihre erste Menstruation als sehr erschreckend erlebt haben, ist häufig eine unbewusste Verknüpfung des Menstruationsblutes mit einer als verboten erlebten selbstbezogenen Lust oder mit sexuellen Phantasien feststellbar.

Durch die enge Verbindung von erster Regelblutung und Sexualität enthalten die an die Menstruation geknüpften Bewertungen zugleich immer auch latente Botschaften über ein lustvolles Verhältnis zum eigenen Körper. Die Reduzierung der Menstruation auf ein Hygieneproblem – die gesellschaftlich nahe gelegt und von erwachsenen Frauen oft vermittelt wird – bedeutet dann: Kümmere dich nicht um deine Lust, die du spürst, sie ist etwas Unsauberes und du bringst sie am besten zum Verschwinden. Eine wesentliche latente Funktion der Reduzierung von Menstruation auf ein Hygieneproblem besteht in einer solchen Tabuisie-

²Vgl. Waldeck (1988), S. 342

³Vgl. Dalsimer (1993); Poluda-Korte (1992); Waldeck (1988, 1995)

hönheit und Diäten

rung sexueller Lust – einer Lust, die zunächst den eigenen Körper, das eigene Geschlecht zum Zentrum hat und Ausgangspunkt sein könnte für eine den eigenen Empfindungen, Wünschen und Phantasien folgende Aneignung des Körpers und der Sexualität. So scheint eine wesentliche Funktion offener und verborgener Rituale um die erste Regelblutung darin zu bestehen, Frauen Körperlichkeit und Sexualität nicht als Quelle von Potenz und Kraft zugänglich werden zu lassen⁴. Damit fehlt für viele Mädchen und junge Frauen der Raum, innerhalb dessen sie sich mit ihren meist zugleich als lustvoll und bedrohlich erlebten sexuellen Phantasien, Gefühlen und Empfindungen auseinandersetzen und sie schrittweise in ihr Selbstbild und Selbstgefühl integrieren können.

Zugleich ist für viele Mädchen die mit der ersten Regelblutung verbundene Möglichkeit, schwanger werden zu können, der von ihr bezeichnete Beginn potenzieller Fruchtbarkeit, verunsichernd und für nicht wenige auch mit als bedrohlich erlebten Phantasien über das eigene Körperinnere verbunden. Die inneren Genitalien – Gebärmutter, Eierstöcke, Eileiter –, auf die die erste Regelblutung verweist, und die für Mädchen und junge Frauen nicht sichtbar sind, müssen erst sukzessive psychisch angeeignet werden. Auch dafür gibt es wenig Hilfestellungen und gesellschaftliche Angebote.

Perspektiven für sexualpädagogische Angebote

Am Beispiel der ersten Regelblutung lässt sich zeigen, dass die Themen Körperlichkeit und Sexualität in der Mutter-Tochter-Beziehung in eine spezifische Dynamik eingebunden sind. Auf Seiten der Mutter können eigene entsprechende Tabuisierungen, aber auch Rivalität und Neid auf die Jugend der Tochter und die ihr offen stehenden Möglichkeiten es schwer machen, der Tochter wirklich zu wünschen, dass sie ihren Körper und ihre Sexualität mehr genießen kann, als es ihr, der Mutter, bisher selbst möglich war. Auf Seiten der Töchter sind Wünsche nach einer positiven Bestätigung ihrer körperlichen Weiblichkeit oft eingebunden in eine widersprüchliche Haltung gegenüber

der Mutter: Wünsche nach Distanzierung und Autonomie sind ebenso vorhanden wie Wünsche nach Nähe und Geborgenheit. Abgrenzungstendenzen stehen in einem oft heftigen Kampf mit den zuwiderlaufenden Wünschen nach Verständnis und Zuneigung.

Vor diesem Hintergrund der für die Adoleszenz spezifischen Beziehungsdynamiken zwischen Müttern und Töchtern können Pädagoginnen die Rolle einer affektiv weniger ambivalent besetzten und gerade dadurch wichtigen Bezugsperson übernehmen.

Eine für die alten Bundesländer repräsentative Studie von Gisela Gille zeigt eindrücklich, wie wenig Mädchen und junge Frauen, die in dieser Studie zwischen 12 und 14 Jahre alt waren, trotz faktenmäßiger Informiertheit über ihren weiblichen Körper wissen, wie wenig es ihnen möglich war, einen inneren Bezug zu den mit der Pubertät verbundenen Veränderungen und ein inneres Bild ihrer weiblichen Genitalien zu entwickeln. Zugleich zeigte sich in dieser Studie auch ein großes Bedürfnis der Schülerinnen, über Sexualität und Körperlichkeit im Rahmen der Schule mit Frauen – schulexternen Personen, aber auch Lehrerinnen – und in Mädchengruppen zu sprechen. Zu entsprechenden Ergebnissen kommt für die Gruppe der 8- bis 14-Jährigen die Studie von Petra Milhoffer (1999).

Es gibt für den schulischen Sexualkundeunterricht einige produktive Ansätze und Konzepte, die Mädchen Raum geben zum Entdecken des eigenen Körpers mit all seinen Facetten, den als bedrohlich und beängstigend erlebten, aber auch den lustvollen und erregenden.⁵

Es gibt Vorschläge für Feiern anlässlich der ersten Regelblutung in Mädchengruppen, Konzepte für einen fächerübergreifenden Unterricht bezogen auf Körperlichkeit und Sexualität und positive Erfahrungen mit Projekttagen zur Sexualkunde in der Schule⁶. Besonders interessant ist ein an der Gesamtschule Kassel-Waldau entwickeltes Stegreifspiel, in dem Mädchen mit verteilten Rollen den Zyklus im Körper der Frau spielen, ein

⁴ Vgl. Friebertshäuser (1995)

⁵ zusammenfassend Fleßner (1996); 2000

⁶ Vgl. Lutzau (1992), Biermann/Schütte (1995), Hollek (1996)

Barbie lebt – Über Körper, Sc

Spiel, das mit großer Begeisterung und Ausdauer und jeweils wechselnden Rollen durchgeführt wurde und helfen kann, die verborgenen inneren Genitalien sinnlich erfahrbar und die Dynamik und Kraft der inneren Prozesse sichtbar und erlebbar zu machen.

Welche Inhalte und Methoden für Sexualkunde gewählt werden, hängt wesentlich auch von den Möglichkeiten und Grenzen der jeweiligen Pädagoginnen ab. Gerade bezogen auf die Themen Körperlichkeit und Sexualität können Pädagoginnen nichts vermitteln, was sie nicht selbst als Person repräsentieren. Insofern setzt sexualpädagogische Arbeit immer auch eine Auseinandersetzung mit eigenen Tabuisierungen und dem eigenen Verhältnis zum weiblichen Körper, zu Lust und Sexualität voraus.

Im schulischen Sexualkundeunterricht scheint dabei eine unbewusste Weitergabe von Tabuisierungen trotz aufklärerischer Intentionen nicht selten zu sein. Dazu zunächst ein Zitat aus dem Buch der amerikanischen Journalistin Peggy Orenstein, die unter dem Titel „Starke Mädchen – brave Mädchen. Was sie in der Schule wirklich lernen“ die Bedeutung von weiblicher Körperlichkeit und Sexualität in der Schule so dargestellt hat:

„Viele Eltern und Erzieher glauben, dass wir unsere Töchter dadurch beschützen, dass wir ihre Verletzlichkeit verschlimmern, indem wir ihnen ein Gefühl für die Gefahren der Sexualität einflößen: die Angst, zum Opfer zu werden, die Angst vor Schwangerschaft und Krankheit. Diese Ängste sind natürlich nur allzu real, aber das ist auch das Begehren, und das lehren wir die Mädchen nicht. Wir als Kultur geben den Mädchen keine Hinweise, wie sie zwischen beidem navigieren können, um zu einer freudigen Erotik zu kommen, zu dem, was Audre Lorde ‚das ja in uns selbst‘ genannt hat. ... Begehren, insofern es Mädchen betrifft, wird in den meisten Klassenzimmern auf ein Element reduziert: Ob man ‚ja‘ oder ‚nein‘ sagt – nicht einmal zu sich selber, sondern zu den Jungen. Die Schule trägt dadurch,

dass die Verweigerung hervorgehoben und das Begehren ignoriert wird, zur Unterdrückung der sexuellen Identität von Mädchen bei. Die ‚offizielle‘ Version von Sexualität, die gelehrt wird, wird zu einem Diskurs, der auf dem Mann auf der Suche nach Lust und der Frau auf der Suche nach Schutz basiert.“⁷

Peggy Orenstein bezieht sich auf Verhältnisse in US-amerikanischen Schulen. Meine Vermutung ist, dass sich ihre Aussagen auch übertragen lassen auf Sexualpädagogik in vielen deutschen Schulen.

Nicht selten dominiert auch an unseren Schulen – so meine Annahme – eine Sichtweise von Körperlichkeit und Sexualität, in der Mädchen primär als Opfer gesehen werden, nicht aber als Begehrende, als Subjekte mit eigenen sexuellen Wünschen und Phantasien. Diese Opferperspektive äußert sich in der Betonung des Schutzaspektes, wenn es um Sexualität geht: Im Vordergrund steht, neben der Vermittlung biologischer und medizinischer Informationen über körperliche Prozesse,

- der Schutz vor Krankheiten wie Aids,
- der Schutz vor einer Schwangerschaft und
- der Schutz vor einer den Männern zugewiesenen, aggressiv und gewaltsam sich äußernden Sexualität.

Es ist ein großes Verdienst feministischer Forschung, dass sie den Aspekt der sexuellen Übergriffe von Jungen und Männern gegenüber Mädchen sichtbar und zum Thema öffentlicher Diskussionen gemacht hat. Problematisch ist für mich jedoch eine Verengung der Perspektiven auf die Opferrolle von Mädchen, auf die Frage, wie Mädchen sich gegen Übergriffe der Jungen und Männer schützen können. Wird nur dieser Aspekt von Sexualität thematisiert, taucht Begehren nur negativ und als Domäne der Männer auf. Mädchen und Frauen werden dann primär als Adressatinnen der den Männern zugewiesenen sexuellen Wünsche gesehen, als Reagierende auf die Bedürfnisse oder Übergriffe des anderen Geschlechts und nicht als aktiv Handelnde, als selbst Begehrende.

⁷Vgl. Orenstein (1996), S. 79 u. 81

hönheit und Diäten

Es fehlt dann seitens der Pädagoginnen, der erwachsenen Frauen, eine Botschaft an die Mädchen, die eine Erlaubnis und Ermutigung zum lustvollen Erkunden des eigenen Körpers und zum Experimentieren mit sexuellen Wünschen und Erregungen in Beziehungen enthält. Eine solche Erlaubnis und Ermutigung geben zu können, setzt eine Auseinandersetzung mit eigenen Ängsten vor einem aktiven Begehren, vor Ag-

gressivität und Rivalität voraus und erfordert eine Reflexion und innere Bearbeitung der eigenen Grenzen und Möglichkeiten, die vielleicht auch zu einer Auflockerung eigener Tabuisierungen beitragen können.

Prof. Dr. Karin Flaake
Carl von Ossietzky Universität
Oldenburg

Literatur

BIERMANN, CHRISTINE/SCHÜTTE, MARLENE (1995): Liebe, Freundschaft, Sexualität. Ein fächerübergreifendes Unterrichtsprojekt für die Jahrgänge 5/6, Bielefeld

DALSIMER, KATHERINE (1993): Vom Mädchen zur Frau. Literarische Darstellungen psychoanalytisch betrachtet. Berlin, Heidelberg

FLAAKE, KARIN (1998): „Weibliche Adoleszenz – Neue Möglichkeiten, alte Fallen? Widersprüche und Ambivalenzen in der Lebenssituation und den Orientierungen junger Frauen“. In: Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit (Hg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen, 43-66

FLAAKE, KARIN/KING, VERA (Hg.) (1992): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. Frankfurt/M., New York

FLEBNER, HEIKE (1996): Mädchenprojekte – Bilanz und Ausblicke. In: Pro Familia Magazin 5, 17-19

FLEBNER, HEIKE (2000): Stark, frech, fordernd? Mädchenbilder von Pädagoginnen. Erscheint in: King, Vera/Müller, Burkhard: Sozialpädagogik und Beziehungen. Freiburg

FRIEBERTSHÄUSER, BARBARA (1995): Initiationsriten und ihre Bedeutung für weibliche und männliche Statuspassagen. In: Feministische Studien 1, 56-69

GILLE, GISELA (1995): Mädchengesundheit unter Pubertätseinflüssen. In: Das Gesundheitswesen 10, g. 57, S. 652-660

HELFFERICH, CORNELIA (1994): Jugend, Körper und Geschlecht. Die Suche nach sexueller Identität. Opladen

HOLLECK, DOROTHEA (1996): Neue Formen des Sexualkundeunterrichts Offene Schule Waldau. Kassel

LUTZAU, MECHTHILD VON (1992): Menstruationsfeier in der Schule. In: Unterschiede 7. Auch in: Blanke, Mechthild/Flaake, Karin/Fleßner, Heike (1997): Sexualität, Selbstbewußtsein, Räume – zur Repräsentanz von Mädchen und Frauen in der Schule. Oldenburger Vordrucke 335. Oldenburg

MILHOFFER, PETRA (1999): Sexualerziehung, die ankommt ... Leitfaden für Schule und außerschulische Jugendarbeit zur Sexualerziehung von Mädchen und Jungen der 3. bis 6. Klasse. Köln, Band 15 der Fachheftreihe Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung, BZgA Köln

ORENSTEIN, PEGGY (1996): Starke Mädchen, brave Mädchen. Was sie in der Schule wirklich lernen. Frankfurt/M., New York

POLUDA-KORTE, EVA S. (1992): Identität im Fluß. Zur Psychoanalyse weiblicher Adoleszenz im Spiegel des Menstruationserlebens. In: Flaake, Karin/King, Vera (Hg.), a.a.O., 147-165

WALDECK, RUTH (1988): Der rote Fleck im dunklen Kontinent. In: Zeitschrift für Sexualforschung 1 und 2, 189-205; 337-350

WALDECK, RUTH (1995): Bloß rotes Blut? Zur Bedeutung der Menstruation für die weibliche Identität. In: Akashe-Böhme: Von der Auffälligkeit des Leibes. Frankfurt/M., 145-165

Das erste Mal: Sexuelle Annäherungsprozesse zwischen Planung, Spontaneität und Lust



Jutta Stich
München

Der erste intensive Kuss, erst recht der Beginn der ersten „großen Liebe“ können aufregender sein als der erste Koitus. Das „erste Mal“ ist nur eine Stufe der sexuellen Entwicklung, aber es ist noch immer ein symbolisch aufgeladenes Ereignis, an das sich fast alle jungen Frauen und Männer Jahre später noch sehr gut erinnern.

Kaum ein Aspekt jugendlicher Sexualität ist so eingehend und beständig wissenschaftlich untersucht worden wie der erste Geschlechtsverkehr: In welchem Alter Mädchen ihn durchschnittlich ausüben und in welchem die Jungen, ob der Junge oder das Mädchen ihn initiiert hat, wie hoch die subjektive Zufriedenheit geschlechtsspezifisch ist und so weiter. Ist der erste Geschlechtsverkehr auch deshalb ein so beliebter Forschungsgegenstand, weil er ein so gut markierbares und deshalb wissenschaftlich kontrolliert abfragbares Ereignis im Zuge der sexuellen Sozialisation eines Menschen ist?

Im Rahmen eines Forschungsprojektes, das ich mit Clemens Dannenbeck und Martina Mayr im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung im Deutschen Jugendinstitut in München durchführe, nehmen wir eine prozessorientierte Perspektive ein und fragen, wie diese Statuspassage in den gesamten sexuellen Entwicklungsverlauf eines Mädchens oder eines Jungen eingebettet ist. Wir sehen uns an, mit welchen Ereignissen, Lebensthemen und biographischen Entwicklungen Mädchen und Jungen ihre Erinnerungen an ihr erstes Mal in Verbindung bringen, welche Vorgeschichten den ersten sexuellen Erfahrungen vorausgehen und welche Entwicklungen die sexuelle Biographie danach nimmt. Vorab eine kurze Information zu unserem Forschungsprojekt mit dem ausführlichen Titel: Sexuelle

Erfahrungen Jugendlicher und Aushandlungsprozesse im Geschlechterverhältnis.

Wir haben sechzig 18- bis 22-jährige Frauen und Männer aus unterschiedlichen Regionen Deutschlands gebeten, uns ihr Leben und insbesondere ihre Erfahrungen mit Freundschaften, Liebe und Sexualität zu erzählen. Die zentralen Fragen der Untersuchung sind: Unter welchen Bedingungen eignen sich Jugendliche ihre partnerorientierte Sexualität an? Wo und wie holen sie sich dazu Unterstützung? Wie verständigen sie sich untereinander über dieses Thema? Die Interviews, die eine Fülle von Informationen über die Lebenswelten der Jugendlichen enthalten, gewähren Einblicke in unterschiedliche Erfahrungsweisen, dokumentieren ungleichen Zugang zu Ressourcen und zeichnen selbst organisierte Lern- und Entwicklungsprozesse im Bereich sexueller Erfahrungen nach. Das Projekt mit einer dreijährigen Laufzeit endet zum Juni 2001. Und noch eine Anmerkung mit Blick auf das Tagungsthema: Dieser Beitrag konzentriert sich nur teilweise auf Mädchen, immer wieder werden auch Handlungs- und Einstellungsmuster von Jungen vergleichend einbezogen.

Vier Erzählungen

Ich möchte damit beginnen, wie vier Mädchen sich an ihr erstes Mal erinnern, und Ihnen vier – mehr oder weniger gekürzte – Er-

hönheit und Diäten

zählungen von sehr verschiedenartigen Erlebnissen vorlesen, die doch alle typische Muster enthalten. **Miriam** blickt leicht amüsiert zurück:

„Das erste Mal, wo wir's probiert haben, also ging immer schief, beide aufgeregt. ... Und dann hat er richtige Komplexe gekriegt, hat er gemeint, oh Gott, er wird wahrscheinlich mal Kinder adoptieren und so. Aber dann, je länger man dann immer zusammen war und die Vertrautheit gekriegt hat, und dann plötzlich ... ist es dann einfach passiert, so ganz selbstverständlich, als wie man es schon 20 Jahre praktiziert hätte. Schon immer. Und es war sehr schön. ... Er war total happy, weil er keine Komplexe mehr haben musste. ... Mir hat das damals nichts ausgemacht, dass es das erste Mal nicht geklappt hat, aber für ihn ist eine richtige Welt zusammengebrochen damals.“

Traudl, unüberhörbar eine Bayerin, lacht heute noch, wenn sie sich an die unbequeme Situation zwischen Komik und Romantik erinnert, in der sie im Alter von 16 Jahren zum ersten Mal Sex erlebt hat:

„Des war recht unbequem (lacht). Aber - also wirklich, i überreib' net, des war scho ganz, ganz schee. Aber es war halt - es war - es is oft - naa, uns is' wirkli überkemma. (lacht) Also es war wirkli - Mir san auf oamoi so drin g'legn und ham a weng a so gschmust. Und dann auf oamoi (5) is' scho passiert, ja ... De ganze Atmosphäre war scho - Es war Nacht, d'Sterne habn g'leucht' und Musi hamma im Auto g'habt und miten in da Wies' hamma gstandn. ... Er hat mi mögn und i han eahm mögn, des hat ma gspürt. Mir ham bestimmt vier Stunden braucht, bis dass (lacht) ma fertig warn. Also es war wirkli ganz schee, ja.“

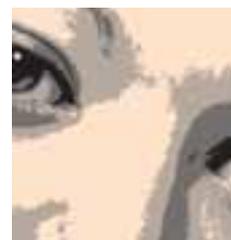
Sweety hat damals „fast Torschlusspanik“ bekommen, als sie mit 17 Jahren immer noch keinen Freund hatte:

„Ich hab mich dann mit meinen Freundinnen noch verglichen, also war natürlich dann irgendwo ganz weit hinten. Na ja und du bist 17, hast noch nich mal, hast noch nie in deinem Leben n'richtigen Freund gehabt

und so. Dann kam da also'n bisschen och Druck of. Weil natürlich was weeß ick aus Film und Fernseh'n: So viele Jugendliche ha'm schon mit 14 ihren ersten Freund oder so und ick hatte mit 17 immer noch keen. Also so fast Torschlusspanik. Im Endeffekt hat's mir nischt gebracht. Ick hätt's noch genauso gut mit 19 machen können, vielleicht wär's dann besser gelofen. Also nicht so, dass ich also verletzt war oder so oder überaus happy, war überhaupt nischt.“

Carmen wurde, als sie 18 Jahre alt war, vergewaltigt. Sie hatte vorher eine sehr enge, auch erotische Beziehung zu einem Jungen, dessen lange Krebskrankheit und Tod sie intensiv miterlebt hat. Auf diesem Erfahrungshintergrund war Sexualität für sie vor der Vergewaltigung sehr positiv besetzt, ohne dass sie bisher sexuelle Erfahrungen im engen Sinn gemacht hatte, als sie von einem Mann mit einer Waffe zum Sex gezwungen wurde. Ihre Geschichte gibt uns ein besonders eindrückliches Beispiel dafür, nicht nur wie wichtig die Peers für die sexuelle Entwicklung sind, sondern auch, welchen entscheidenden Beitrag gute Freundschaften zur Bewältigung auch einschneidender Krisen leisten können. Mit Hilfe des alten Schulfreundes, mit dem sie eine langjährige vertrauensvolle kameradschaftliche Freundschaft verbindet, beginnt sie, körperliche Berührungen - von einem Mann - wieder als wohltuend zu erleben. Auf seine Initiative hin gründen beide eine Selbsthilfegruppe mit Mädchen und Jungen, die unterschiedliche Gewalterfahrungen haben; Carmen kann so das sexuelle Trauma überwinden und nach und nach zu einer lustvollen Sexualität finden.

„Und dann irgendwie war dann eben so das Problem da, dass ich gesagt hab': Na Sex ist doch was ganz Widerliches. Und da hab ich überhaupt keine Lust drauf. Und dann halt der Freund von meiner Schule, der Manuel, der mir auch in dieser Situation wieder auf die Beine geholfen hat und dann auch gezeigt hat, wie schön das sein kann, eben Sex zu haben mit jemandem. Und eben wenn das Vertrauen da ist, dass es das Allerschönste auf der Welt ist.“



Barbie lebt – Über Körper, Sc

Drei Thesen zum Erleben des ersten Geschlechtsverkehrs

- Mädchen unterscheiden, wenn sie von ihrem „ersten Mal“ erzählen, mehr als Jungen zwischen ihrem Körpererleben und ihren Gefühlen, die die gemeinsame Stimmung und die gesamte Situation einbeziehen.

Vermutlich erlebt nur eine Minderheit der Mädchen den ersten Sex als eine körperlich positive Erfahrung; nicht oder kaum vorhandene sexuelle Erregung, Schmerzen oder Verspannungen scheinen eher die Regel zu sein. Insgesamt aber vermitteln die Erinnerungen von jungen Frauen an ihren ersten Geschlechtsverkehr ein positives Bild. Wenn sie von ihrem ersten Mal erzählen, sprechen sie oft von sehr widersprüchlichen Empfindungen. Ein Beispiel dafür ist Hanna. Nichts was die junge Frau in bemerkenswerter Offenheit darüber sagt, wie sie den sexuellen Akt an sich erlebt hat, deutet auf eine angenehme Erfahrung. Und dennoch beschreibt sie, wie sie nach dem ersten Mal ihre frohe Stimmung „total ausgekostet“ habe. Um ihren Erfahrungen und deren subjektiven Bedeutungen gerecht zu werden, ist es besonders wichtig, bewertende Kommentare des Mädchens, beziehungsweise der jungen Frau nicht aus ihrem Zusammenhang zu lösen, sondern sorgfältig auf die Kontexte zu hören und auf die Lebenserfahrungen, die mit ihnen verbunden sind, um so die Widersprüche zu verstehen.

Mädchen – nicht alle – brauchen eine längere Zeit der Erfahrung mit Geschlechtsverkehr, bis sie körperliche Lust so erleben, wie sie es sich wünschen. Für andere ist der erste Koitus oft mit Schmerzen verbunden. Doch weder fehlende sexuelle Befriedigung noch körperliche Schmerzen hindern Mädchen in der Regel daran, ihren ersten Geschlechtsverkehr als schön, sogar „wunderschön“ zu erleben – sofern die emotionalen und situativen Rahmenbedingungen stimmen.

Sie differenzieren sorgfältig zwischen körperlichem Empfinden und ihrer gesamten Gefühlslage, der „Stimmung“. Nicht selten sagen sie etwa, dass es „wunderschön“ war, und gleichzeitig, dass es ihnen „nichts gebracht hat“.

Vertrauen, die Gewissheit von Zuneigung oder zumindest ein Sich-angewomen-Wissen und eine Grundhaltung neugierigen Erkunden-Wollens sind die von Mädchen immer wieder beschriebenen Voraussetzungen dafür, dass sie ein physisch eher unerfreuliches erstes Mal dennoch oft als sehr schön und sogar lustvoll erleben und sich auf einen Prozess der Entdeckung der eigenen sexuellen Lust einzulassen beginnen. Besonders wichtig für den Weg der Mädchen zur Lust ist ein Klima des Vertrauens, das es dem Mädchen möglich macht auszuprobieren und zuzulassen, weil es ganz sicher ist, dass es jederzeit nein sagen kann, seine Signale mit Sicherheit beachtet werden.

Auch Jungen differenzieren gelegentlich, dann aber eher spiegelbildlich: Nicht selten sprechen sie von einem rein physisch guten Gefühl – „das war schon sehr angenehm“ – und ihrer emotionalen Befindlichkeit, die dieser positiven körperlichen Erfahrung nicht entsprochen hat, zu banal oder auch ungut war. (Standardisierte Befragungen über geschlechtsspezifische Differenzen im Erleben von sexueller Lust oder auch die Zu- oder Abnahme von Lust sind also mit großer Vorsicht zu lesen.)

- Für die meisten Mädchen wird Sex immer schöner, wenn sie mehr „üben“, mit ihrem Partner sexuell vertrauter werden oder vielleicht auch einen neuen Partner haben.

Sie würden Sandy zustimmen: „Das erste Mal, wie gesagt, das war nicht so toll, aber dann so nach zehn Mal – man hat dann immer so geübt und also da war’s dann immer, immer sehr schön.“ Umso bedenklicher ist es, wenn gerade der erste Koitus so wichtig genommen wird, wie dies in folgender Rückschau der damals 15-jährigen Cherrie zum Ausdruck kommt:

„Erst so im Laufe der Zeit ... wird’s immer so intensiver, entspannter; so empfinde ich das eben. ... Ich hab mir das früher so vorgestellt, so, dass das alles so ja, sofort perfekt sein muss. Aber so stellt sich das ja jeder vor, und dann klappt das ja sowieso nicht. ... hat’s nicht geklappt so richtig. ... Ich hab

hönheit und Diäten

mir dann nicht Vorwürfe gemacht, aber ich dachte dann, du hast was falsch gemacht, hab mich so gefragt, so selber, neh? Aber heute denk ich, da hab ich nichts falsch gemacht, war ja der ganz normale Lauf der Dinge.“

Cherries nachträgliche Bewertung ist für viele Jungen und Mädchen gleichermaßen typisch.

■ Mädchen, die keine guten Erfahrungen bei ihrem ersten Geschlechtsverkehr gemacht haben und dann zunehmend mehr Freude am Sex bekommen, neigen dazu, ihre anfänglich weniger guten Erfahrungen zu banalisieren oder zu normalisieren.

„Aber das mußte halt sein so ... das ist okay irgendwie. Also ich bereu das jetzt nicht oder so. Ich würd' jetzt sagen, das ist eine Erfahrung, die ich gemacht hab, und ich würd' jetzt auch nicht sagen, das erste Mal Sex ist irgendwie was besonderes oder so. ... wie das erste Mal eine Tasse Kaffee trinken oder erste Mal ein Bier trinken oder so.“

Diese Reparaturstrategie gelingt Mädchen vor allem dann (oder ist ihnen dann wichtig), wenn sie ihr erstes Mal damals selbst initiiert oder in dieser Situation gewollt hatten. Linda war neugierig, wollte (vermutlich mit 17) endlich ihre eigenen sexuellen Erfahrungen machen. Und – wohl auch um sich selbst Mut zu machen – hat sie dann vorher „ziemlich getrunken und ziemlich gekiff“. Infolge war „alles nicht so toll gewesen“. Cherrie, die vorher zu Wort gekommen war, erzählt zunächst nur positiv von ihrem ersten Mal:

„Also ich wollte das. ... Es war so wie man sich das also wünscht, so richtig schön. Die hatten halt, also 'ne Villa, 'ne spanische, so mit Garten, riesengroß mit Pool und so. Also es war echt toll. Also ich kann da nur sagen, es war, es war wunderbar.“

Erst vor dem Hintergrund ihres späteren positiven sexuellen Entwicklungsprozesses wird deutlich, dass nur die situative Rahmung, aber nicht ihr körperliches Erleben positiv waren:

„Das erste Mal, es gab keine Panne oder so, aber es war natürlich, wie das so ist, nicht so der Bringer. ... im Nachhinein war's natürlich nix.“

Wie viele andere Jugendliche – Mädchen und Jungen – bedauert sie rückblickend, zu hohe Erwartungen gehabt zu haben, und normalisiert ihre enttäuschende Erfahrung:

„Das erste Mal, dann denkt man sich, es soll was Besonderes sein, heute sag ich mir, es ist nichts Besonderes. Ganz ehrlich. Also es ist gar nichts Besonderes. Ich find, da wird viel zu viel Trara drum gemacht. Panik, vor allen Dingen. Ich hab mir ja selber Panik gemacht, weil alle sagen, das ist sowas Besonderes. Das ist doch gar nichts. Für mich also ich hätte nie gedacht, dass es so normal ist, dann hätte ich nicht so eine Panik gemacht oder so. Hm, nee, nicht so so, so erst so drauf vorbereiten müssen.“

Daniel, der auf einer Klassenfahrt im alkoholisierten Zustand sein erstes Mal erlebt hat, möchte dieses Erlebnis – „auch nicht schlecht ... bloß, dass es mir so persönlich jetzt nicht viel so gebracht hat“ – umdeuten zum nicht „eentlichen“ ersten Mal: „Das war auch kein richtiges erstes Mal so für mich. Das war halt nur – das war halt das erste Mal.“

Vier Thesen über förderliche und problematische Rahmenbedingungen des ersten Geschlechtsverkehrs für die längerfristige sexuelle Entwicklung

■ Ein besonders wichtiges Kriterium für den längerfristigen sexuellen Entwicklungsprozess ist, ob das Mädchen – oder der Junge – die sexuelle Initiation wirklich gewollt hat.

Ob der erste Koitus mit 14 oder mit 18 Jahren erlebt wurde, ob in einer länger bestehenden Beziehung oder einer kurzfristigen Bekanntschaft, ob aus einer Mischung aus Neugierde und Erregung – oder „Kribbeln im Bauch“, wie die Jugendlichen eher sagen – oder „aus Liebe“: all diese Motive und Rahmenbedingungen können gute Voraussetzungen für das Gelingen der sexuellen

Barbie lebt – Über Körper, Sc

Initiation sein – sofern die Beteiligten die Deutung teilen (!) –, wenn wir Gelingen definieren als ein Erlebnis, das gerne erinnert wird und zu einer positiven sexuellen Entwicklung beiträgt. Eingeengt auf die Ebene des Körpererlebens bekommt der erste Geschlechtsverkehr überwiegend keine besonders guten Noten. Typische Beschreibungen aus der Sicht des Mädchens lauten: nichts ging, nicht geklappt; Schmerzen; ganz angenehmes Gefühl, aber nichts Besonderes; einfach nichts. Aus der Sicht des Jungen: nicht funktioniert, nichts passiert; immer entweder schmerzhaft oder unbefriedigend (für das Mädchen); nicht aufregend, nicht viel so gebracht, nichts Großartiges. Doch oft können die beiden Beteiligten die Schwierigkeiten aufgrund ihrer mangelnden Erfahrung und beträchtlichen Nervosität schon in der Situation emotional aufzufangen und aus vollem Herzen sagen: Es war trotzdem wunderschön. Das gelingt den Mädchen und Jungen besonders leicht, die viel Neugierde mitbringen und nicht bemüht sind, etwas „richtig“ zu machen. In jedem Fall ist ihr Vertrauen in die eigene Handlungskompetenz weniger leicht zu beschädigen. Es gelingt aber den Jugendlichen kaum, die „eigentlich“ nicht wirklich wollten, aber nicht so richtig wussten, wie sie sich einer – nach ihrem Empfinden fortgeschrittenen – Situation entziehen konnten, oder eigentlich etwas anderes wollten.

■ Wenn beim ersten Mal nicht sexuelle Neugierde und Lust wichtiger Teil des Antriebs sind, sondern die Aufnahme einer sexuellen Beziehung funktionalisiert wird, ist ein problematischer sexueller Start vorprogrammiert.

Als besonders problematische Konstellation für die sexuelle Initiation erweist sich, wenn das zentrale Motiv kein unmittelbar sexuelles ist, sondern der Geschlechtsverkehr benutzt wird, um ein anderes Ziel zu erreichen. Solche Ziele sind typischerweise in unbefriedigenden freundschaftlichen Beziehungen und – oft massivem – sozialen Druck von Seiten der Peers begründet. Ein Mädchen, das sich weite Zeitstrecken als Außenseiterin unter den Peers wahrnimmt und mit ei-

nem tief verankerten Einsamkeitsgefühl lebt, kann versucht sein, in eine sexuelle Beziehung zu fliehen, um menschliche Nähe zu finden. Da es aber im Grunde keine körperliche, sexuelle Nähe sucht, sondern emotionale, beruhen seine Beziehungen von Beginn an auf einem Missverständnis, so dass es immer wieder enttäuscht werden muss. Wie in einem Circulus vitiosus nehmen seine Einsamkeitserfahrungen zu. Indem es Sexualität „missbraucht“, um etwas anderes, nämlich emotionale Nähe zu bekommen – gelegentlich sogar am liebsten ohne körperliche Liebe –, sind auch seine Chancen begrenzt, eine lustvolle Sexualität zu erfahren. Das vermutlich häufigste indirekte, „verschobene“ Motiv für den ersten Geschlechtsverkehr ist ein Nachgeben vor dem – offenen oder unterstellten – Druck der Peers. So nehmen Mädchen zum ersten Mal eine sexuelle Beziehung auf, um endlich eine „richtige“ Beziehung vorweisen zu können oder um endlich nicht mehr „Jungfrau“ zu sein. Jungen fühlen sich dem Gruppendruck – ähnlich wie Mädchen auch – ausgesetzt. Ein extremes Beispiel ist der Bordellbesuch eines 15-jährigen Jungen unter starkem Gruppendruck, ein mit heftigem Ekel verbundenes Erlebnis, das der Junge nur schwer verarbeiten kann. So erklärt sich, dass die Mädchen und Jungen unserer Studie, die besonders problematische oder trostlose sexuelle Beziehungen unterhalten – sei es, dass sie sich wiederholt leidvollen Erfahrungen aussetzen oder sich resignativ zurückziehen, sei es, dass sie die Grenzen anderer verletzen –, alle auffallend mangelhafte Beziehungen zu Peers haben.

■ Für Mädchen und Jungen ist es eine der schwierigsten Aufgaben in ihrer sexuellen Entwicklung, ihre eigenen Zeitbedürfnisse abzustimmen mit kollektiven Maßstäben für eine angemessene Zeit, um bestimmte Erfahrungen zu machen.

In dem Maße, wie Kontrolle und Einflussnahme von Eltern und anderen Autoritätspersonen weggefallen sind, fühlen Mädchen und Jungen sich selbst zuständig und verantwortlich für ihre eigene sexuelle Ent-

hönheit und Diäten

wicklung, für das, was sie im Kontext von Sexualität ausprobieren und leben. Wenn sie von ihrem ersten Mal erzählen, nehmen Reflexionen darüber, ob es „gepasst“ hat oder „noch zu früh“ gewesen ist, einen breiten Raum ein; Mädchen und Jungen nehmen es ausgesprochen wichtig, ihre sexuellen Erfahrungen zur „richtigen“ Zeit zu machen. Wie stark die eigenen Bedürfnisse entwickelt sind, sagen Neugierde und sexuelles Verlangen, „die Schmetterlinge im Bauch“ an. Ob die anderen das auch so sehen, können Jugendliche nur ermitteln, indem sie einschätzen, wie erfahren die Altersgefährtinnen und -gefährten sind. Ob Mädchen und Jungen ihre Freundinnen oder Freunde und die Clique beobachten oder Jugendmedien zu Rate ziehen, fast immer schätzen sie das Alter, in dem die Jugendlichen ihre ersten sexuellen Erfahrungen machen, zu jung ein. Und weil Mädchen und Jungen lange, ehe die Mehrheit ihrer Altersgefährtinnen und -gefährten ihre ersten heterosexuellen Erfahrungen hat, sich selbst schon für „überfällig“ halten, spielen viele Jugendliche sexuelle Erfahrungen vor, um sich dem peer-Druck zu entziehen oder „Erfahren-Sein“ als Prestige vermehrend einzusetzen. Auf diese Weise wird die Spirale in Gang gehalten. Eine verlässliche und zufriedenstellende Einbindung in Beziehungen mit Peers ist nicht nur eine wichtige Ressource beim Initiieren und Gestalten von Annäherungsprozessen, sondern auch der beste Schutz, sexuelle Beziehungen nicht nur zur unpassenden Zeit aufzunehmen; sie lässt eigenen Entscheidungen Spielraum, ohne gleich das eigene Ansehen bedrohlich zu gefährden. Aber eine solche Einbindung setzt bereits soziale Kompetenzen und die Bereitschaft zu persönlichem Einsatz voraus.

■ **Spontaneität scheint dem Gelingen des ersten Mals in der Regel besser zu bekommen als eine sorgfältige Vorbereitung.**

Und sie geht dann nicht auf Kosten eines verantwortlichen Handelns – definiert als Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse und Gefühle der Partnerin beziehungsweise des Partners und Schutz vor unerwünschter

Schwangerschaft und sexuell übertragbaren Krankheiten – , wenn die entsprechenden Grundhaltungen ausgebildet sind und präventives Verhalten spielerisch vorbereitet ist, beispielsweise Kondome längst als Spielzeug ihren Platz im Zimmer der oder des Jugendlichen haben. Manche unserer Interviewpartnerinnen und -partner konnten uns eine Geschichte des ersten Mals erzählen, die sich durch eine sehr gelungene Balance zwischen Spontaneität und Verantwortung ausgezeichnet hat.

Zwei Erzählungen

„Wir waren uns unserer Gefühle ganz sicher. Pascal wusste, dass ich die Pille nahm. Und er hatte vorsorglich einen AIDS-Test machen lassen. Unsere Gelegenheit kam, als er sturmfreie Bude hatte. Zur Feier des Tages hatte er sein Zimmer festlich hergerichtet: Auf dem Bett lagen bunte Blumen und daneben brannten weiße Kerzen. Wir ließen uns viel Zeit, zogen uns ganz langsam gegenseitig aus. Dann kuschelten wir uns ins Bett, küsstet und streichelten uns endlos lange. Als Pascal schließlich in mich eindrang, tat es überhaupt nicht weh. Es war einfach nur wunderschön. Wir kamen nach kurzer Zeit fast gleichzeitig zum Orgasmus. Ich glaube, das ist eine Seltenheit beim ersten Mal.“

Dieses Zitat habe ich keinem unserer Interviews entnommen, sondern einem Leserbrief der BRAVO, Heft 41, 1998. Wir wurden in unserem Forschungsteam den Verdacht nicht los, der Brief enthalte nicht die Erfahrungen der 16-jährigen Gina, sondern die Wunschphantasien von Sexualpädagogen. Doch abschließend soll Lars zu Wort kommen, den ich selbst interviewt habe und der seine Erzählung über sein erstes Mal fast wortgleich beginnt:

„Ihre Eltern waren weg, und ... wir haben so versucht, es uns schön zu machen. Das heißt, romantisches Essen, Kerzenlicht. ... Gut eingefädelt. Kondome gekauft, da sie die Pille von ihren Eltern verboten bekommen hatte. Und tja, haben davor eine geraucht, weil man ist ziemlich nervös. Dann haben wir so ein

Barbie lebt – Über Körper, Sc



bisschen angefangen, ja, und dann ist halt nichts passiert. Ziemlich – ziemlich kritischer Augenblick. Also man ist dann auch ziemlich fertig. ... Alle können das, bloß du nicht. ... Die nächsten paar Tage hat man so ein schlechtes Gefühl, so ein runtergepuschtes Gefühl als Mensch. ... Wir haben so zwei, drei Tage danach wirklich darüber geredet. ... Ich glaub, es war beim vierten Versuch hatten wir dann unser erstes Mal „große Liebe“. Und es war einfach wunderschön. Wir waren beide ziemlich euphorisch, waren beide glücklich. Und so rannten wir noch ein paar Monate durch die Gegend.“

Dr. Jutta Stich
Deutsches Jugendinstitut e.V. (DJI),
München

Schönheitsideale zwischen Standards und Individualitätsansprüchen

Projekte

Die letzte Miss Germany war eine 19-jährige junge Frau, die laut ausführlichem Zeitungsbericht bei einer Größe von 1,75 m ein Gewicht von 50 kg auf die Waage bringt – dies entspricht einem Body-Mass-Index (BMI) von 16,3. Unter anderen Umständen würde einer solchen jungen Frau dringend zu einem Arztbesuch wegen deutlichen Untergewichts geraten. Hier zeigt sich ein Paradoxon, mit dem wir es in diesem Feld zu tun haben: Die kulturelle Idealvorstellung einer gesunden (und schönen) jungen Frau liegt dem psychopathologischen Erscheinungsbild von Ess-Störungen gefährlich nahe.



Das Streben nach Schönheit gab und gibt es in jeder Gesellschaft. Schönheitsideale wandeln sich im Laufe der Zeit und sind natürlich kulturspezifisch. Sie dienen auch dazu, Geschlechtlichkeit zu symbolisieren. Ein Zusammenhang zur gesellschaftlichen Stellung der Frau ist allerdings zu allen Zeiten deutlich feststellbar. Unser Schönheitsideal konterkariert die so genannten neuen weiblichen Freiheiten durch das Diktat einer mädchenhaften, d.h. nicht erwachsenen Figur. Mädchen müssten ihre normale körperliche Entwicklung während der Pubertät eigentlich stoppen, um diesem Ideal gerecht zu werden bzw. zu bleiben. Dies lässt darauf schließen, dass sich zwar die Erscheinungsweisen, nicht aber die dahinter liegenden Strukturen verändert haben. Sind Korsett und Reifrock als externe Hilfsmittel zur „ästhetischen Aufbereitung“ nicht einfach ersetzt worden durch interne Zwänge wie Diät halten und Fitness?¹ Die „Dünne im Kopf“, die Mädchen und Frauen auf diese Weise mit sich tragen, richtet viel Unheil an, denn sie produziert Misserfolgs- und Minderwertigkeitsgefühle, lähmt die Aktivität –

und ist immer hungrig. Die Folge ist oft der Kampf gegen sich und den eigenen Körper durch Abmagerungskuren.

Gefordert sind jedoch nicht nur körperliche Standards und Normen, die ja eigentlich nicht normal sind, sondern die gleichzeitige Präsentation von psychischer und in Maßen äußerer Individualität, was die Sache nicht einfacher macht. So haben z.B. Cliques und peer groups in der Pubertät einen wichtigen Stellenwert. Der Zugang oder die Zugehörigkeit wird durch Musikstile, Kleidung und Outfit oder auch kulturelle Zugehörigkeit definiert und symbolisiert. Die „Eintrittskarte“ kostet den Preis hoher Konformität. Dann machen Mädchen aber die Erfahrung, dass das Äußere im Sinne der Normerreicherung allein ja gar nicht reicht. 5 kg leidvoll abgenommen, um in Caprihose mit Top gut auszusehen – doch das bringt noch keinen Statusgewinn. Denn der Status innerhalb der Gruppe/Clique wird über eine von der Gruppe akzeptierte und honorierte Individualität errungen („cool sein“).

Anja Wilser, Dagmar Preiß,
Stuttgart

¹Vgl. Stahr u.a. (1995), 17

Barbie lebt – Über Körper, Sc

Je höher der Bildungsgrad, desto eher können, dürfen und müssen aber auch Individualitätsansprüche verwirklicht werden.

Dieses Spannungsfeld zeigt sich in der Arbeit im MädchenGesundheitsLaden in folgenden Themenblöcken, die mit zugespitzten Thesen verdeutlicht werden sollen:

Die Pubertät zwingt durch die körperliche Entwicklung zur Auseinandersetzung mit Weiblichkeitsidealen.

Die Pubertät bedeutet eine neue, zweite Beheimatung im biologischen wie im sozialen Geschlecht. Der Körper verlangt geradezu die Auseinandersetzung mit Weiblichkeit und den damit verbundenen Bildern sowie Ansprüchen und individueller Ausgestaltung. Grundsätzlich kann nicht übersehen werden, dass die Zugehörigkeit zum weiblichen oder männlichen Geschlecht eine unterschiedliche Position in der Lebenswelt mit sich bringt, allen Thesen von Angleichungsprozessen der Geschlechter zum Trotz.² Die Pubertät ist für Mädchen rein körperlich durch einen eklatanten Zuwachs an Körperfettanteilen gekennzeichnet (die Menstruation setzt bspw. erst bei einem Fettanteil von ca. 24% des Körpergewichts ein), während Jungen eher Muskelgewebe aufbauen. Das heißt, dass die Gewichtsveränderungen in der Pubertät Mädchen eher vom kulturell geformten Schönheitsideal entfernen, während Jungen eher dazu hingeführt werden. Das bedeutet für Mädchen sehr oft ein Gefühl von Versagen des eigenen Körpers. Es beginnt der Krieg gegen weibliche Rundungen, der nur verloren werden kann. Dementsprechend sind die wenigsten Mädchen mit ihrem Körper zufrieden. Sie empfinden Leid und Verzweiflung, weil sie sich zu dick fühlen. Sie halten das Leben erst dann für lebenswert und sich selbst für liebenswert, wenn sie sich den richtigen Körperumfang erhungert oder erarbeitet haben.

Erfahrungen mit verschiedenen Schlankheitskuren haben bereits 11-Jährige. Nahezu zwei Drittel der 13- bis 14-jährigen Mädchen würden gerne besser aussehen,

über die Hälfte der Mädchen dieser Altersgruppe hält sich für zu dick.³

Andererseits stellen wir fest, dass Mädchen, die mit ihrem Körper rundum zufrieden sind, schnell als eingebildet und arrogant gelten.

Mädchen werden in der Pubertät mit der Tatsache konfrontiert, dass sie körperliche Attraktivität besitzen und diese anscheinend eines der wichtigsten Attribute für ihre Zukunftsgestaltung bedeutet. Mädchen müssen lernen, ihren Körper, der ihnen oft als Quelle von Verunsicherung, Bedrohung oder gar Angst vermittelt wurde, umzudefinieren als wichtiges Mittel zur Herstellung von Außenkontakten. Der Körper wird zum zentralen Ort des Selbsterlebens, körperliche Attraktivität wird zu einem wichtigen Element des Selbstbewusstseins. Aber gerade dieser Aspekt der Identität ist besonders labil und fragil, sprich stör anfällig. Mädchen erfahren, dass ihre beginnenden körperlichen Veränderungen – insbesondere das Wachstum der Brüste – von der Umwelt bemerkt und vor allem bewertet werden, was sich an der Vielzahl lauter und leiser Bemerkungen und Kommentare ableiten lässt. Mädchen werden oft allein gelassen in ihrer Auseinandersetzung mit ihrer Situation als heranreifende Frau, mit ihrer Sexualität und Weiblichkeit. Sie brauchen dabei Unterstützung, auch für eine neue Verortung in Beziehungen, und um andere, extrovertiertere Bewältigungsstrategien als die der Manipulation des Körpers zu erproben. Wenn Mädchen ein positiveres Selbstbild und Körpergefühl entwickeln könnten, würde dies gestörtes Essverhalten als „Lösung“ der Konflikte wahrscheinlich verhindern bzw. überflüssig machen. Gestaltung von Schönheit und Selbststilierungen können aber auch eine aktive und kreative Aneignung des Körpers bedeuten, wenn es nicht um Normerreichung, sondern um einen spielerischen und lustvollen Zugang geht. In diesem Fall stellen sie auch einen Lösungsversuch dar und haben somit eine kreative und handlungsleitende Seite.

In vielen Kulturen ist der Eintritt ins Erwachsenenalter durch Initiationsrituale gekenn-

²Vgl. Franzkowiak u.a. (1998), 36

³Vgl. Frankfurter Rundschau vom 14.6.2000

hönheit und Diäten

zeichnet⁴. Sie erfüllen den Zweck der symbolischen Aufnahme in die Erwachsenenwelt, eine Anerkennung und Würdigung des Lebensalters, einen ritualisierten Abschied von der Kindheit. All dies gibt es nicht mehr in unserer entritualisierten Welt, die sich so rational und modern zeigen möchte. Es ist aber die Frage, ob sich die Menschen nicht selbst solche Riten schaffen, weil sie etwas Eindeutiges brauchen, das den Statuswechsel hin zum Erwachsenenleben symbolisiert – ist zum Beispiel nicht der Erwerb des Führerscheins, dem eine ungeheure Bedeutung beigemessen wird, ein solcher Ritus? Für Mädchen und junge Frauen könnte auch die erste Diät bzw. die intensive Auseinandersetzung mit ihrer Figur ein solcher Ritus sein. Sie werden damit aufgenommen in die Welt erwachsener Frauen, die sich damit ja auch unablässig beschäftigen. Nicht selten finden Mütter und Töchter darüber eine neue Dimension ihrer Beziehung auf einer neuen Ebene. Anzumerken bleibt allerdings, dass sie sich damit sozusagen im Mangel, nicht in einer positiven Fülle der Weiblichkeit solidarisieren.

Mädchen tragen ein sexuelles Selbstbewusstsein zur Schau, das der Realität gelebter Beziehungen hinterherhinkt.

Schon früh erfahren Mädchen, dass eine hübsche Frisur, ein schönes Kleidchen ihnen wohlwollende Aufmerksamkeit sichert. Die ästhetische, „weibliche“ Normen erfüllende äußere Erscheinung scheint ein bedeutungsvoller Faktor ihrer Anerkennung zu sein. Auffallend ist aber, dass ihnen die Aneignung des inneren Körperraums deutlich schwerer gemacht wird, was aber bedeutungsvoll wäre. Denn Mädchen entwickeln schon im frühen Kindesalter häufig ein Körperschema, das ihre Sexualorgane nicht mit einschließt. Sie hören, dass sie eine Scheide haben (die sie aber nicht sehen können); alle anderen Geschlechtsteile werden sozusagen darunter subsumiert. Nicht nur die (sprachliche) Negierung der weiblichen Geschlechtsorgane, auch die grundlegend unterschiedliche Bewertung des Erkundens und des spielerischen Ausprobierens des Körpers und seiner Sexualität weist auf eine verschiedene Wertigkeit hin.

Zwar sind die wenigsten Eltern begeistert, wenn ihre Kinder im Kindergartenalter onanieren, doch wird es bei Jungen eher als normal angesehen. Mädchen hingegen wird eine direkte Manipulation ihrer Genitalien meist (aus Gründen einer vermeintlichen Gefährdung) verboten. Die Folge ist, dass sich viele kleine Mädchen indirekt erregen, indem sie sich z.B. an der Sofalehne reiben. Sie wissen aber nicht, welches Körperteil, nämlich die Klitoris, sie stimulieren. Ihnen wird eine eigene, aktive Sexualität also eher abgesprochen.

Gleichzeitig – und das ist die fatale Gegenseite – steht die ständige Sorge der Eltern (und/oder ErzieherInnen), dem Mädchen könnte gerade aufgrund ihres Geschlechts etwas zustoßen. So werden für die Mädchen schnell widersprüchliche Anforderungen spürbar: Auf der einen Seite sollen sie gefallen, und zwar mit und durch ihren Körper, auf der anderen Seite provoziert dieses Gefallen eine potentielle Gefährdung. Die Sexualisierung des weiblichen Körpers provoziert Übergriffe, bedeutet also für das Mädchen eine Bedrohung der eigenen Existenz. Ihnen wird zudem vieles mit dem Argument der Gefährdung nicht erlaubt und ihr Bewegungs- und Aktivitätsradius dadurch eingeschränkt. (Bsp.: Der Junge geht auf den Fußballplatz oder fährt Fahrrad, das Mädchen wird zum Flötenunterricht gefahren oder hüpfert Gummitwist vor dem Haus.) Die ständigen Mahnungen, auf sich aufzupassen, nicht erst im Dunkeln nach Hause zu kommen, nicht mit fremden Männern mitzugehen, bzw. die tatsächlich erlebten Übergriffe wirken angstausslösend und können letztlich dazu führen, die eigene Sexualität, zumindest aber den Stolz auf den eigenen Körper, abzuspalten.

Sexuelle Erfahrungen zu machen und zu verarbeiten, ist einer der zentralen Aspekte der Adoleszenz. Dies vollzieht sich – nicht nur, aber auch – in der tatsächlichen oder phantasierten Aufnahme sexueller Beziehungen. Für Mädchen ist Sexualität ohne Liebe meist nicht denkbar, d.h. den Beziehungen kommt eine hohe Bedeutung zu. Wenn sich Mädchen nur bei „richtigen“ Körpermaßen für liebenswert halten, hat



⁴ Dass diese Riten oft schmerzhaft oder sogar verstümmelnd sind, wollen wir hier keinesfalls gutheißen.

Barbie lebt – Über Körper, Sc

das dramatische Folgen für ihr Selbstwertgefühl. Das vorherrschende Gefühl „So, wie ich bin, stimme ich nicht“ kanalisiert alle Misserfolgserebnisse auf den Aspekt der körperlichen Erscheinung. Dies ist insbesondere deshalb von Bedeutung, da die heterosexuelle Orientierung das dominante Muster der Pubertät darstellt, es also um die Anerkennung von Jungen geht. Mädchen verinnerlichen dabei einen „männlichen Blick“, der in der Regel viel strenger ist, als Jungen es tatsächlich sehen.

Bemerkenswert ist die überaus sexualisierte Mode, mit der wir alle uns zur Zeit herumschlagen müssen. Je enger und körperbetonter, desto modischer. Je weniger Stoff, desto hip. So weit, so gut – doch ist gleichzeitig eine zunehmende Körperfeindlichkeit zu beobachten, die die Vermutung nahe legt, dass hier ein Zusammenhang besteht. Ein glatter, knabenhafter, haarloser, geruchsfreier und am besten nicht blutender, sozusagen steriler Körper, dem dadurch Merkmale eines weiblichen, erwachsenen Körpers genommen werden, gilt als sexy – doch was wird tatsächlich gelebt, was wird versprochen, was bleibt Illusion?

Die Schönheitsvorstellungen werden individueller, je älter die Mädchen werden. Sind zunächst die standardisierten Normen das Maß aller Träume, differenzieren sich diese zunehmend aus und Individualität gewinnt an Bedeutung. Je schöner sie sich fühlen, je sicherer sie sich ihrer selbst sind, umso eher fordern sie ihre Rechte, derer sie sich durchaus bewusst sind, ein.

Schönheitsideale werden auch und gerade durch Familien und andere erwachsene Bezugspersonen eingefordert. Der „Hort der Sicherheit“ entpuppt sich als Normenschmiede.

- „Du siehst aus wie ein Waschbrett mit Erbsen.“
- „Mit den Beinen kriegst du keinen ab.“
- „Du hast einen Arsch wie ein Brauereigaul.“
- „Pass auf, sonst wirst du zu fett.“

Dass das familiäre Umfeld eine wesentliche Sozialisationsinstanz darstellt, ist unbestritten. Dass dies auch für den Bereich der Schönheitsideale gilt, ist zunächst weniger eindeutig. Die körperliche Erscheinung von Mädchen sorgt von Anfang an für Gesprächsstoff innerhalb der Familie. Fast könnte man meinen, dass ein hübsches Äußeres der Tochter die ganze Familie aufwertet. In der Pubertät spitzt sich dies zu: Wenn die Mädchen auch nur zeitweise den Schönheits- und Körperidealen innerhalb der Familie nicht entsprechen, werden sie zum Teil systematisch verbal abgewertet, von Müttern und von Vätern. Auch Großeltern halten sich mit Kommentaren nicht zurück. Die Mädchen werden aufgefordert sich zu zügeln, Disziplin zu zeigen oder weniger faul zu sein.

Den Müttern wiederum wird es schnell als Versagen angelastet, wenn ihre Kinder nicht den strengen körperlichen Normen entsprechen. Durch Gespräche mit Müttern wissen wir, wie verunsichert sie über das „richtige“ Maß des Körpers ihrer Töchter und ihren Einfluss darauf sind. Zudem beobachten wir, dass gemeinsame Essenssituationen in Familien immer seltener werden. Nicht synchronisierte Tagesabläufe führen offensichtlich dazu, dass die Familienmitglieder einzeln, häufig vor dem Fernseher, in der Microwelle erwärmte Speisen zu sich nehmen. Das hat u.a. auch zur Folge, dass Eltern oft sehr spät merken, wenn ihre Töchter ein auffälliges Essverhalten zeigen.

Wird doch zusammen gegessen, essen die Mütter oft nicht mit oder haben sich eine kalorienarme Extraportion zubereitet, da sie selbst laufend an eine Diät denken, eine probieren und wieder abbrechen, kurz: das Thema Diät ist allgegenwärtig. Gleichzeitig erleben die Töchter eine ständige Beobachtung und Kommentare ihres Essverhaltens. In einer solchen Atmosphäre erweist sich die anscheinend so einfache Regel, so viel zu essen, bis man satt ist, als äußerst schwierig. Es kann also nicht verwundern, dass die meisten Mädchen als kontrollierte Esserinnen gelten.

hönheit und Diäten

Andere wichtige erwachsene Bezugspersonen sind LehrerInnen. Hier scheinen sich insbesondere SportlehrerInnen dazu berufen zu fühlen, über die „Richtigkeit“ der Körpermaße zu urteilen. Dies gilt für Abweichungen von der Norm nach oben und nach unten. Statt Freude am Körper und seiner Bewegung zu erleben, fühlen sich die Mädchen mit und durch ihren Körper kritisiert.

„Mädchen stärken“ wird allzu oft in dem Sinne (miss)verstanden, dass Mädchen immer stark sein müssen.

Die gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse schreiten unaufhaltsam und mit immer höherer Geschwindigkeit voran. Die Individualisierung schafft zwar neue Optionen und Chancen, trägt aber sozusagen auf der Rückseite auch die individuelle Verantwortung für Gelingen oder Scheitern. Wir haben es also auch mit individualisierten Risiken im Modernisierungsprozess zu tun. Auch die modernisierten Weiblichkeitsbilder tragen Chancen und Risiken in sich, vor allem aber sind sie sehr widersprüchlich.

Denn traditionelle und modernisierte Bilder existieren dicht nebeneinander. Es scheint heute alles jeder Zeit möglich zu sein – Karriere, Mutter oder kinderlos, Teilzeitjobs, Familienformen aller Art, lesbische Beziehungen, Leben als Single; vieles kann sich im Lebensverlauf immer wieder verändern. Jede muss allerdings ihr Möglichstes tun, um mitzuhalten, um sich einen Platz an der Sonne zu ergattern.

Das Bild, das Mädchen und junge Frauen häufig vermitteln, ist, dass sie genau das hinkriegen. Sie wirken stark, selbstbewusst, emanzipiert, sind sich ihrer Rechte sicher, gleichzeitig sind sie anschniegams, wünschen sich Kavaliere als Freunde und sind fürsorglich. Sie sehen gut aus, wissen Bescheid, haben Spaß am Leben – kurzum: sie gehen, von manchen Erwachsenen neidvoll beobachtet, ihren Weg. Ein solches Mädchenbild hat trotz all seiner Widersprüchlichkeiten ein aktivierendes Potenzial und ist nicht die schlechteste Hintergrundfolie fürs Erwachsenwerden.⁵ Die Aneig-

nung dieses Bildes ist aber anstrengend und nicht jede kann oder möchte dies in ihre Persönlichkeit integrieren. Es scheint, dass die damit zusammenhängenden Konflikte verdeckt bzw. individualisiert werden.

Scheitern gilt als persönliches Versagen. Ist der Preis für die Freiheit, mit allen Widrigkeiten selbst fertig zu werden?!

Es lässt sich eindeutig feststellen, dass sich im Verhältnis der Geschlechter viel verändert hat.

Der Wandel der Geschlechterverhältnisse ist ein ununterbrochener Prozess und wird laufend – von Männern und Frauen – gestaltet. Viele Mädchen und Frauen erleben sich heute individuell als gleichberechtigt, vielleicht sogar in mancherlei Beziehung den Jungen und Männern überlegen. Doch auf struktureller Ebene muss man nach wie vor deutliche hierarchische Macht- und Herrschaftsverhältnisse zwischen den Geschlechtern konstatieren (die die Mädchen selbst oft verleugnen), man denke nur an die unverminderte Existenz sexueller Gewalt, an den Arbeitsmarkt und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Immer noch sind für Frauen Zugangs- und Teilhabechancen in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen erschwert oder sogar verwehrt. Ihr „Kapital“ scheint dagegen in ihrer körperlichen Modellierung zu liegen. Die Vermarktung von Frauenkörpern in Werbung und Medien spricht hier eine deutliche Sprache. Die Überflussgesellschaft schafft sich ein offensichtlich nur durch Askese zu erreichendes weibliches Schönheitsideal.

Die Folgen des gesellschaftlichen Schönheitsideals sind wiederum individualisiert. Körperliche Perfektion scheint eine Frage des persönlichen Einsatzes bzw. des persönlichen Scheiterns zu sein.



Quelle:
MädchenGesundheitsLaden

Barbie lebt – Über Körper, Sc

Literatur

FRANZKOWIAK, PETER/
HELFFERICH, CORNELIA/
WEISE, EVA (1998): Ge-
schlechtsbezogene Sucht-
prävention: Praxisansätze,
Theorieentwicklung, Defini-
tionen. Bundeszentrale für
gesundheitliche Aufklärung,
Köln

PREIß, DAGMAR/ WILSER,
ANJA (2000): Nichts leichter
als Essen?! Essstörungen im
Jugendalter, Stuttgart

STAHR, INGEBORG/ BARB-
PRIEBE, INGRID/ SCHULZ, ELKE
(1995): Essstörungen und die
Suche nach Identität.
Weinheim

STAUBER, BARBARA (1999):
Starke Mädchen – kein Pro-
blem?, in: Beiträge zur femini-
stischen Theorie und Praxis,
Heft 51 „Mädchen“, S. 53-64

⁶vgl. Stahr u.a. (1995), 86

„Sich-in-Form-Bringen ist zum moralischen Imperativ einer individualisierten Lebensweise geworden“⁶.

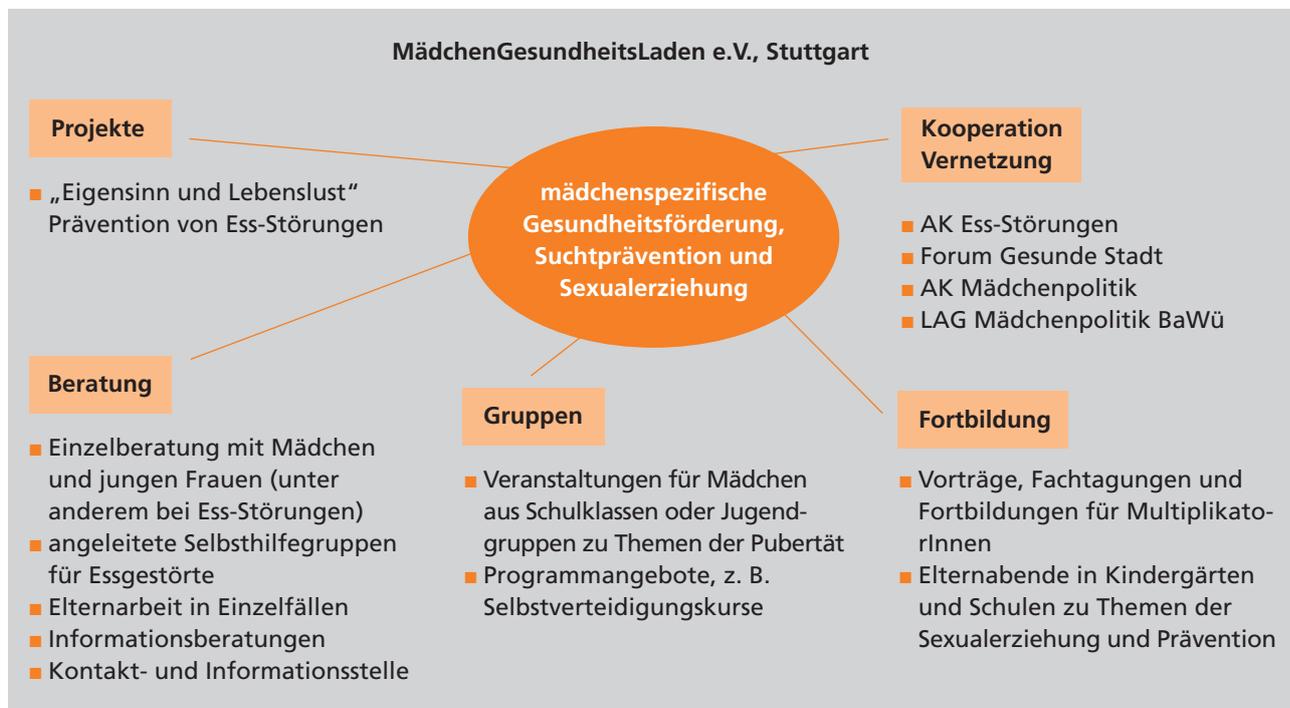
An dieser Stelle werden gemeinhin Utopien oder zumindest ein positiver **Ausblick** formuliert. Allein das fällt uns schwer. In unserer 10-jährigen Praxis im MädchenGesundheitsLaden wurden für uns immer neue Facetten der Thematik sichtbar, die die Allgegenwärtigkeit und das Ausmaß des Körperkults zeigen.

Die Auseinandersetzung damit erleben alle Mädchen mehr oder weniger schmerzhaft. Dennoch gibt es letztendlich viele junge Frauen, die eine innere Balance gefunden haben, deren Selbstbewusstsein nicht an der Erreichung von Schönheitsnormen gekoppelt ist und die mit Lust und Taten- drang dem Leben begegnen. Wir stellen uns oft die Frage, was diese Mädchen mit- bringen, was sie stärkt und schützt, können das aber nicht abschließend beantworten.

Wichtig erscheinen uns die folgenden Aspekte:

- Sport und Freude an Bewegung als positiver Zugang zum Körper (kein Leistungssport!),
- eine beste Freundin und stabile soziale Beziehungen,
- Freiräume, sich auszuprobieren,
- Förderung der Kompetenzen im Umgang mit Konflikten und mit eigener und entgegengebrachter Aggression – Absage an die „großzügige Verliererin“,
- Entwicklungsschritte im eigenen Tempo machen dürfen,
- Förderung des Selbstwerts nicht über Bestätigung für Leistung und Aussehen, sondern für das „So-Sein“, für die eigene Existenz.

Anja Wilser, Dagmar Preiß
MädchenGesundheitsLaden e.V., Stuttgart



hönheit und Diäten

Schön (eigen)artig sein! Mädchen und junge Frauen zwischen Körperlust und Körperfrust im organisierten Sport! Praktische Ansätze mädchenorientierter Vereins- und Verbandsjugendarbeit der Sportjugend NW

Barbie lebt – und auch der Sport trägt derzeit dazu bei, das dem so ist. Der Slogan „Schön (eigen)artig sein“ – den die Sportjugend für die Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen entwickelt hat – spiegelt die Möglichkeiten und Grenzen unserer Arbeit im Rahmen des organisierten Sports in NRW wider.

Barbie lebt – auch im Sport

Artig sein in dem Sinne, dass der Sport als gesellschaftliches Subsystem in unserem Ansatz nicht unabhängig von einem patriarchalen und hierarchisch geprägten System der Zweigeschlechtlichkeit gesehen werden kann. Schön sein – weil sich Sport und Bewegung für Mädchen und junge Frauen häufig im Kontext eines „Weiblichkeitszwanges“ bewegt.¹ Zu diesem Zwang gehören z.B. Leiblichkeit, Sich-Bewegen und Gesundheit.² Mädchen und junge Frauen sind gefordert, sich diesem Zwang anzupassen oder sich zu widersetzen. Eigenartig sein in dem Sinne, dass wir Geschlecht im Sinne von „gender“ nicht als biologische, sondern als soziale und kulturelle Konstruktion und damit als veränderbare Kategorie betrachten. Unsere sport- und bewegungspädagogische Arbeit intendiert eine Erweiterung der eng gesteckten Grenzen ‚weiblicher‘ Bewegungssozialisation sowie den Aufbau einer breiten Angebotspalette ermutigender und grenzüberschreitender Gegenerfahrungen mit dem Ziel, Mädchen physisch und psychisch zu stärken.

Dies sollen Bewegungsangebote sein, die

- selbstwertsteigernde Situationen bereitstellen;
- die körperliche Auseinandersetzungsfähigkeit der Mädchen fördern;

- Erfahrungsmöglichkeiten, besonders in den Bereichen Abenteuer, Mut, Risiko anbieten;
- die Fähigkeit fördern, Raum einzunehmen und Konfliktlernen zu ermöglichen;
- gemeinschaftliches und solidarisches Handeln ermöglichen;
- Körpererfahrungen und Ausdruck ermöglichen³

Im Folgenden sollen nun die Felder, in denen Mädchen Bewegungs- und Sporterfahrungen machen, umreißen, einen Blick auf die Bewegungssozialisation von Mädchen werfen und am Beispiel „Kraft“ den schmalen Grat zwischen Körperlust und Körperfrust aufgezeigt werden.

Bewegungsfelder

Im Zuge seines Größenwachstums und seiner ständigen Ausdifferenzierung ist der Sport zu einem sozialen Feld mit verschwommenen Rändern geworden. Es gibt zahlreiche Möglichkeiten, Körper- und Bewegungserfahrungen zu machen. Der Sportverein als organisiertes Sporttreiben bildet allerdings nach wie vor den Schwerpunkt jugendlichen Sporttreibens. Daneben gibt es z.B. Fitness-Studios, Tanzstudios, Tennis- bzw. Squashhallen oder Kampfsportanlagen, in denen Mädchen und junge Frauen sportlich aktiv sind. Neben diesen „herkömmlichen“



Anja Voss
Duisburg

¹Vgl. Kugelmann (1996)

²Vgl. ebenda

³Vgl. Sportjugend NW im Landessportbund NRW e.V. (1997): Grundlagenkonzeption Mädchen und junge Frauen im Sport, Duisburg, S. 25

Barbie lebt – Über Körper, Sc

Angeboten lassen sich auch – primär in Großstädten – „alternative Flecken“ im Sinne von Sportvereinen oder -kursen mit explizit feministischen Zielsetzungen festmachen.⁴

Außerhalb dieser organisierten Angebote bilden sich unterschiedliche Straßenszenen, die sich neben dem Bewegungsverhalten in erster Linie über Verhaltens- und Dresscode kennzeichnen lassen (z.B. gehört zur Szene der SkaterInnen nicht nur die Wahl urbaner Räume, sondern auch ein eigenwilliges Outfit in Verbindung mit der betonten Lässigkeit ihrer Gesten). Doch bei genauerer Betrachtung „sportlicher Jugendlicher“ zeigt sich, dass Mädchen in vielen Sport- und Bewegungsszenen gar nicht vorkommen bzw. dass sie ihren eigenen Sport treiben. So z.B. in der aktuellen Trend-Sportart des Inline-Skatens. Die Inline-Skates dienen als schnelle Fortbewegungsmittel, die es ermöglichen, in der Stadt auf der Suche nach „Action“ verschiedene Szenetreffpunkte anzufahren. Zugleich sind sie Sportgeräte, mit denen artistische Tricks ebenso realisiert werden können wie Momente des Risikos über hohe Geschwindigkeit. Skaten ist eine Sportart, die einerseits zu den aktuellen Trendsportarten Jugendlicher gehört, die auf der anderen Seite aber einen Körperumgang verlangt, der nicht unbedingt in die weibliche Körpersozialisation gehört. Das Risiko der Stürze, das „durch die Luft fliegen“, der riskante Umgang mit dem Körper – das sind Bewegungserfahrungen⁵, die Jungen im Gegensatz zu vielen Mädchen in ihrer Sozialisation häufig schon sehr früh lernen. Mädchen, die diesen Sport ausüben, bewegen sich auf einem Drahtseil, da sie sich über Erlebnisse des „Nicht-Identischen“ dem „Weiblichkeitszwang“ widersetzen. Allerdings bieten solche Erlebnisse auch die Möglichkeit, Geschlechterstereotypen aufzubrechen und die Handlungskompetenzen der Mädchen zu erweitern. Die Eroberung öffentlicher Räume sollte (wieder) Bestandteil einer selbstverständlichen Frauensportkultur sein.

Im organisierten Sport – betrachtet man hier die Sportvereine in NRW – sieht die Situation für Mädchen wie folgt aus (die fol-

genden Zahlen sind der Studie ‚Kindheit, Jugend und Sport in Nordrhein-Westfalen‘ entnommen):⁶ Nur jedes dritte Mädchen (31%), das derzeit in NRW aufwächst, ist Mitglied in einem Sportverein. Bei den Jungen sind es dagegen 50%. Deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern finden sich auch beim Anteil derjenigen Kinder und Jugendlichen, die noch nie Mitglied in einem Sportverein waren: Den 35% Nicht-Mitgliedern unter den Mädchen und jungen Frauen stehen nur 20% Jungen und junge Männer gegenüber. Mädchen finden nicht nur seltener als Jungen den Weg in den Verein, sondern sie verlassen ihn auch überdurchschnittlich häufig wieder.

Dem Jugendalter (ca. 12–18 Jahre) kommt vor diesem Hintergrund insofern eine Bedeutung zu, als sich die beschriebenen Differenzen zwischen den Geschlechtern besonders mit Eintritt der Mädchen und Jungen ins Jugendalter herauskristalisieren und mit Erreichen des späten Jugendalters deutliche Konturen annehmen. Grundsätzlich gilt außerdem: Je niedriger die Schulkarriere (also die Schulform) ist, umso schwieriger scheint ein Zugang zum Sportverein. Diese Befunde spiegeln die Bedeutung eines sozialen Umfeldes, das die sportlichen Aktivitäten der Mädchen und jungen Frauen fördert und attraktive Möglichkeiten der Vereinstätigkeit anbietet, wider. Insbesondere der soziale Rückhalt durch die Eltern ist für Mädchen anders als für Jungen eine maßgebliche Voraussetzung für ein Vereinsengagement. Für Mädchen aus unteren sozialen Schichten – und innerhalb dieser insbesondere jene mit ausländischen Eltern – werden hier häufig Grenzen gezogen, die für Mädchen aus mittleren oder höheren sozialen Schichten nicht mehr gelten.

Die bevorzugten Sportarten im Sportverein unterscheiden sich bei Mädchen und Jungen zwischen dem 3. und 13. Schuljahr erheblich. Während bei den Jungen in allen Altersklassen Fußball mit jeweils 40% der Nennungen an der Spitze liegt, gibt es bei Mädchen ein breiteres Spektrum an Sportarten sowie Unterschiede in den Altersklassen; sie variieren öfter und wechseln die

⁴Vgl. Schute (1996), 134

⁵Vgl. Rose (1992), 66

⁶Vgl. Diese Studie wurde 1996 im Auftrag des Ministeriums für Stadtentwicklung, Kultur und Sport NRW in Auftrag gegeben und von WissenschaftlerInnen der Universität Bielefeld und Berlin wissenschaftlich begleitet. Konkrete Ergebnisse der Studie finden sich auch in der Grundlagenkonzeption „Mädchen und junge Frauen im Sport“ der Sportjugend NW

hönheit und Diäten

Sportart früher und häufiger. Die Prioritäten wechseln vom Turnen über Pferdesport zum Tennis. Im Gegensatz zu den Jungen versuchen Mädchen im Sportverein offenbar, ihre Interessen über ein breites Sportartenspektrum zu verwirklichen. Die Tatsache, dass sie hierbei einem traditionell weiblichen Sportstil verpflichtet bleiben (müssen), deutet möglicherweise auf verkrustete Vereinsstrukturen hin, die sich bisher eher ungenügend den vielfältigen Bedürfnissen der weiblichen Jugendlichen angepasst haben. Nicht zuletzt lässt sich die Fluktuation der Mädchen aus den Sportvereinen als Indiz dafür interpretieren, dass sich das Angebot in den Vereinen zu selten an den Bedürfnissen von Mädchen und Frauen orientiert. Dies wird zum einen auf mangelnde Kenntnisse hinsichtlich weiblicher Bewegungswünsche und -vorlieben zurückgeführt. Zum anderen treffen Mädchen und junge Frauen im Rahmen ihres Vereinssports nur unzureichend auf Personen, die ihre Interessen überhaupt kennen und vertreten. Der Trainerin/dem Trainer bzw. der Übungsleiterin/dem Übungsleiter kommt für die Entstehung und Entwicklung von Bindungen an den Sportverein eine zentrale Bedeutung zu. Sie repräsentieren in den Augen der Kinder und Jugendlichen nicht nur die Ziele des Vereins, sondern vertreten auch umgekehrt die Interessen der Kinder und Jugendlichen gegenüber dem Verein. Sie sind deshalb für einen Großteil der Kinder und Jugendlichen mehr als nur eine sportliche Fachkraft für Training und Wettkampfbetreuung, sondern stellen eine wertvolle pädagogische Bezugsperson dar. Es stellt sich jedoch die Forderung nach einer stärkeren Betreuung durch Mädchen bzw. Frauen als Übungsleiterin/Trainerin. Oben erwähnte Studie zeigt, dass mehr Kinder und Jugendliche von männlichen Übungsleitern und nur relativ wenige von Übungsleiterinnen betreut werden. Darüber hinaus werden Wettkampfsportlerinnen, die sich in Teams systematisch auf Wettkämpfe vorbereiten, gegenüber den eher Breitensportlich orientierten Mädchen häufiger von Trainern als von Trainerinnen betreut.

Aus der Sicht der im Verein engagierten Mädchen zeigt sich:

Mädchen in Kindergruppen werden im Allgemeinen von Trainerinnen betreut, während Mädchen in Jugendgruppen eher von Trainern betreut werden. Die Wahrscheinlichkeit, als Mädchen im Jugendalter von einem Trainer betreut zu werden, ist zwanzigmal höher als für Jungen von einer Trainerin. Hier bahnt sich möglicherweise im Jugendbereich an, was sich in anderen Führungspositionen des Vereins- und Verbandssystems fortsetzt: Die Führungspositionen innerhalb der Verbände und Vereine sind weitestgehend von Männern besetzt. Erst in den Funktionsbereichen unterhalb des Vereinsvorstandes verschiebt sich die Zahlenrelation stärker zugunsten der weiblichen Vereinsmitglieder.

Lesbische Mädchen im Sport

Die Entwicklung einer lesbischen Existenz, die sich als ein spezifischer Prozess der Auseinandersetzung mit der kulturellen Geschlechterordnung vollzieht⁷, basiert im Wesentlichen auf der Ebene des Körper- und Bewegungsverhaltens. Im Konflikt zwischen den eigenen Ansprüchen und der herrschenden Geschlechterordnung kann das System des Sports eine wichtige Rolle spielen. Der Sportverein wird zum „Zufluchtsort“, er bietet einen Raum, in dem lesbische Mädchen sich so bewegen und wohl fühlen können, wie es „draußen“ nicht mehr möglich ist. Palzkill geht davon aus, dass im Sport Körperbilder und Bewegungsmuster für Mädchen „nicht ausschließlich an Weiblichkeitsnormen, sondern an Funktionalität im Sinne von sportlicher Leistung und Erfolg orientiert sind. Hier kann das Mädchen Anerkennung für Leistungen erfahren, die durch Stärke, Kraft, Aktivität, Durchsetzungsfähigkeit und einen funktionalen Einsatz des Körpers erbracht werden.“⁸ Die einseitige Orientierung an Leistung, Erfolg und Konkurrenz birgt einerseits die Gefahr der Reduktion des Körpers zum „Maschinenkörper“ und damit „seiner rigorosen Ausbeutung unter dem Prinzip der Leistung um jeden Preis“. Die Funktionalisierung des Körpers schließt zwar einerseits – besonders im Leistungssport – ganzheitliche Körpererfahrungen aus, andererseits bietet sie auch einen Schutz vor einer

⁷Vgl. Palzkill (1996), 86

⁸Ebenda, 89

Barbie lebt – Über Körper, Sc



Quelle:
„Wir können auch anders“,
Eine Initiative des Ministeriums für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes NRW, des Landessportbundes NRW und der Sportjugend NRW

„weiblichen Normierung“ des Körpers der Frau und vor einer Reduktion bzw. Degradierung zum Sexualobjekt. Sport in Frauenteams bietet lesbischen Frauen die Möglichkeit, einen Raum zu begehen, in dem sie sich der weiblichen Rolle nicht beugen müssen und ihre identitätsstabilisierende Persönlichkeit umfassend entwickeln können.

Die Grundlagen für geschlechtsspezifische Sport- und Bewegungsbiographien werden schon weit vor einer Anbindung an eine Sportszene oder einen Sportverein gelegt. Deshalb soll im Folgenden die Bewegungssozialisation der Geschlechter skizziert werden.

Zur Bewegungssozialisation

Mit der familiären Sportsozialisation entwickelt sich das erste Interesse am aktiven Sport bei 70–80% aller Kinder schon zwischen dem 5. und 12. Lebensjahr. Den geschlechtsspezifischen Charakterzuschreibungen entsprechend wird schon in den ersten Lebenswochen seitens der Eltern eine geschlechtsdifferierende Erwartungshaltung hinsichtlich des Bewegungsverhaltens an das biologische Geschlecht des Kindes gekoppelt: Mädchen werden eher als schwach, zögernd und zart wahrgenommen, Jungen dagegen wird Stärke, gute Koordination und lebhaftes Verhalten zugeschrieben. Da Kinder stark durch Fremdwahrnehmung und -beurteilung beeinflussbar sind, ist davon auszugehen, dass die Erwartungshaltung der Eltern die Selbstwahrnehmung der Kinder wesentlich beeinflusst. Für die Mädchen gilt hier natürlich besonders die Einstellung der Mutter.

Scheffel stellte fest, dass Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen nicht a priori in ihren Fähig- und Fertigkeiten zu suchen sind, sondern vielmehr in den Möglichkeiten und Grenzen, die ihnen bei der Erforschung ihres Lebensraumes gesteckt werden.⁹ Das geschlechtsspezifische Aufsichtsverhalten der Eltern erhält unter dieser Prämisse große Bedeutung für die primäre Sozialisation: Mädchen werden danach stärker dazu angehalten, sich in der Nähe des elterlichen Hauses bzw. unter Aufsicht von verantwortlichen Erwachsenen aufzuhalten, während

Jungen häufig unbeaufsichtigt in einiger Entfernung des elterlichen Hauses umherstreifen. Das beschützende Verhalten den Mädchen gegenüber ist primär durch Angst vor sexueller Gewalt motiviert. Da zu einem Großteil Mädchen die Opfer sexuellen Missbrauchs sind, ist diese Angst einerseits berechtigt, andererseits ist die Gefahr sexueller Gewalt im familiären Raum am größten, da mehr als die Hälfte der Sexualdelikte nicht durch den „fremden, bösen Onkel“, sondern von Menschen des Familienkreises oder des näheren privaten Umfeldes verübt werden. Weiterhin impliziert die stärkere Beaufsichtigung der Mädchen durch Erwachsene eine intensivere Konfrontation mit dem elterlichen Druck sowie Wert- und Normvorstellungen.

Für die Söhne bedeutet die Abwesenheit dieser Ängste ein Mehr an Freiheit. So erklärt sich auch, dass öffentliche Räume wie z.B. Straßen, Gärten, Hinterhöfe, Grünflächen oder Flussläufe eher von Jungen erobert und besetzt werden. So können Mädchen bei weiträumigen Bewegungsspielen oder großflächigen Ballspielen wie z.B. Fuß- oder Handball oder auch dem oben erwähnten Inline-Skaten weniger Erfahrungen sammeln. Sie entwickeln Bewegungsspiele wie z.B. Gummitwist oder Hüpfcästchen. Auch die zu beobachtenden besseren koordinativen Fähigkeiten der Mädchen lassen sich auf solche Bewegungserfahrungen zurückführen.

Körperlust und Körperfrust am Beispiel „Kraft“

Mädchen und junge Frauen bewegen sich im Sport zwischen Körperlust und Körperfrust. Im Zuge aktueller Pluralisierungstendenzen erweitert sich einerseits das Spektrum der Möglichkeiten, die der Körper als zentrales Medium zur Welt- und Selbsterfahrung hat. Die Bewegungsmöglichkeiten erhöhen sich sowohl durch die oben erwähnten zunehmenden und differenzierten Sportangebote als auch durch die Entdeckung neuer Sportarten ohne institutionelle Anbindung. Andererseits spielt in einer Zeit, in der die Instrumentalisierung und Modellierung des Körpers um (fast) jeden Preis Hochkonjunktur erfahren, neben Schönheitsoperationen,

⁹ Vgl. Scheffel (1991), 34

hönheit und Diäten

Diäten und diversen „Fit-for-Fun-Programmen“ ein „gezieltes“ Krafttraining eine große Rolle. Für Mädchen und junge Frauen sind diese Möglichkeiten häufig auch mit Erlebnissen von Frust und Resignation besetzt. Dies soll im Folgenden kurz am sportlichen Parameter „Kraft“ verdeutlicht werden.

Der Umgang mit Kraft erfährt im Alltag der Geschlechter häufig eine geschlechtsspezifische Ausgestaltung und ist für Mädchen und Frauen ambivalent besetzt. „Einerseits bestimmt das Körperideal der schlanken, straffen, jugendlich-sportlichen Frau unsere Vorstellungen, andererseits stehen starke Mädchen und Frauen trotzdem eher im Gegensatz zu gängigen Weiblichkeitsstereotypen. Die Widersprüchlichkeit der Eigenschaftszuschreibung erlaubt es, ganz nach Bedarf das eine oder andere Frauenbild in den Vordergrund zu rücken, so daß immer ein Anlaß für Gefühle der Mangelhaftigkeit gegeben ist.“¹⁰ Die Widersprüchlichkeit kann damit als Machtmittel benutzt werden, um die bestehende Geschlechterhierarchie zu zementieren. So propagiert z.B. das gegenwärtig in Frauenzeitschriften und Fitness-Studios proklamierte Frauenbild der starken, muskulösen Frau einen Kraft-Begriff weniger im Sinne eines „Bodybuildings“ als vielmehr im Sinne eines „Bodyshapings“. Es geht um das Ausfeilen, das Modellieren im Sinne einer Reduktion von „Problemzonen“ mit dem Ziel einer „Idealfigur“ – wobei der Begriff „Figur“ immer schon die Formung bzw. Gestaltung beinhaltet.

Literatur:

KUGELMANN, C. (1996): Starke Mädchen – schöne Frauen. Weiblichkeitszwang und Sport im Alltag, Butzbach-Griedel

Ministerium für Stadtentwicklung, Kultur und Sport NRW (1996): Forschungsprojekt Kindheit, Jugend und Sport, durchgeführt im Auftrag des Kultusministeriums NRW von den Universitäten Bielefeld und Berlin

PALZKILL, B. (1996): Lebenswürfe und Gesundheit. Die lesbische Perspektive. In: Pfister, G. (Hrsg.): Fit und gesund mit Sport. Frauen in Bewegung. S. 83-98. Berlin

ROSE, L. (1992): „Das Kampffeld ist der Körper“. In: Psychologie Heute, 19, Heft 11, S. 66-70

Den Frauen, die „Krafttraining“ praktizieren, geht es nach Kugelmann¹¹ häufig also weniger um einen Kraftzuwachs als um die symbolische Bedeutung, Kraft zu besitzen. Für viele (gerade sportabstinente) Mädchen und Frauen beinhaltet die Vorstellung, Kraft zu entwickeln, etwas „Bedrohliches“. „Sie sehen die ‚unweiblichen‘ Körper und Bewegungen der Sportlerinnen, und fürchten, durch zu viel Bewegung und Sport ihnen ähnlich zu werden. Dies kann sich für Mädchen fatal auswirken“¹²: Mit der Ablehnung von Kraft als unweiblich fällt ihnen zum einen die Alltagsbewältigung schwerer, zum anderen vergeben sie dadurch die Möglichkeit vielfältiger Selbsterfahrungen über kraftvolle Sportarten wie z.B. Streetball, Klettern oder Biken.

Ziel einer Mädchenarbeit im Sport muss es also sein, möglichst vielfältige Sport- und Bewegungserfahrungen anzubieten, in denen Mädchen und junge Frauen sich von fremden Wertmaßstäben lösen können, in denen sie positive Körpererfahrungen machen und selbstbestimmtere Bewertungsmaßstäbe aufstellen können.¹³

Anja Voss
LandesSportBund NRW e.V.,
Duisburg



Quelle:
„Wir können auch anders“, Eine Initiative des Ministeriums für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung, Kultur und Sport des Landes NRW, des Landessportbundes NRW und der Sportjugend NRW

¹⁰Vgl. Kugelmann (1996), 80f.

¹¹Vgl. ebenda

¹²Vgl. ebenda 81f.

¹³Vgl. Grundlagenkonzeption der Sportjugend NW „Mädchen und junge Frauen im Sport“ (1997), 24

Zusammenfassung und Diskussion



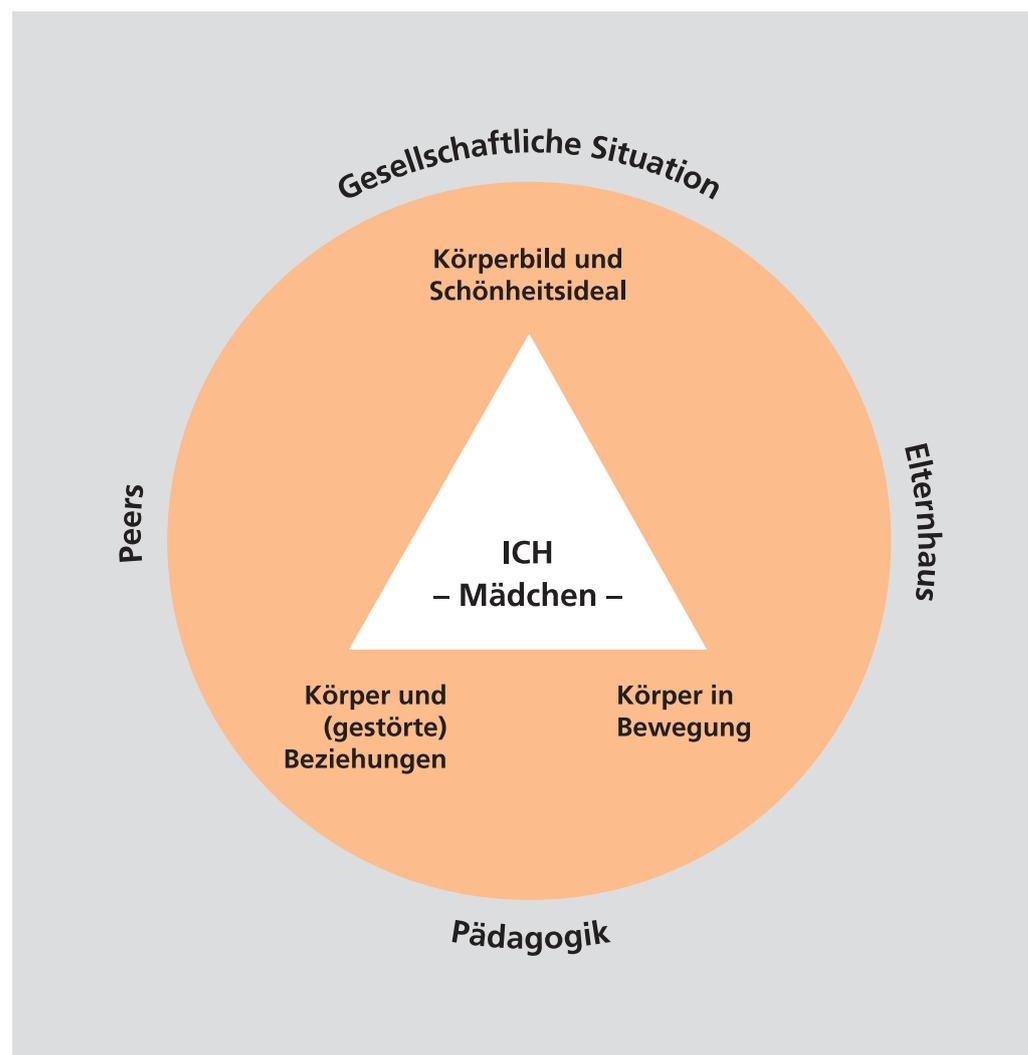
Ina-Maria Philipps
Dortmund

Die Struktur des Workshops orientierte sich an drei inhaltlichen Schwerpunkten:

- Körperbild und Schönheitsideal
- Körper und (gestörte) Beziehungen
 - a) zu sich selbst
(Menstruation, Selbstbefriedigung)
 - b) zu anderen Menschen
(Mädchenfreundschaften, homo- oder heterosexuelle Beziehungen)
- Körper in Bewegung

Die zugrunde liegende Hypothese für diese Fokussierung ist, dass ein Mädchen seine Geschlechtsidentität zentral über seinen

Körper entwickelt und dass das Verhältnis zum eigenen Körper sich wesentlich in eben diesen drei Aspekten vermittelt. Körperempfinden und -zufriedenheit sind dabei gleichermaßen beeinflusst durch die gesellschaftliche Situation (Kultur, Epoche und soziale Schicht mit ihren Normen), das Elternhaus mit seinem spezifischen Umgang mit Sexualität und Weiblichkeit, die peer-Gruppe und die Pädagogik (Kindergarten, Schule, Jugendarbeit), wobei diese Außeneinflüsse individuell vom Mädchen als Subjekt seiner Entwicklung verarbeitet und gestaltet werden. Daraus ergibt sich folgendes Schaubild:



hönheit und Diäten

Körperbild und Schönheitsideal

Sowohl der Vortrag von Prof. Boeger als auch der von Anja Wilser und Dagmar Preiß (MädchenGesundheitsLaden Stuttgart) haben die Eigen-Artigkeit weiblicher Identitätsentwicklung über den Körper belegt und damit der These von der Angleichung der Geschlechter widersprochen: Der in der Pubertät sehr irritierbare Selbstwert kann durch einen attraktiven Körper gestärkt bzw. durch einen vermeintlich unattraktiven erheblich geschwächt werden. Anders als Jungen neigen Mädchen zu Körperunzufriedenheit – und dies in den vergangenen 50 Jahren in zunehmendem Maße – mit der möglichen Folge von Depressionen. Nach Einschätzung der Expertinnen ist davon auszugehen, dass diese überhöhte Achtsamkeit auf Figur und Aussehen biographisch bereits wesentlich früher angelegt wird und dabei die weiblichen Modelle innerhalb und außerhalb der Familie mit der üblichen Selbstkontrolle beim Essen (andere Speisen, kleinere Portionen, Verzicht auf Essen) kopiert werden.

Für die pädagogische Arbeit bedeutet das, dass Appelle, den eigenen Körper, so wie er ist, zu akzeptieren, kaum fruchten können. Wesentlich wichtiger scheint es zu sein, den Mädchen vielfältige alternative Erfahrungen ihres Selbstwertes zu ermöglichen: Je stärker sie sozial eingebunden sind (beste Freundin, Clique), je besser sie schulisch zurechtkommen und je mehr Freude an Bewegung sie haben, desto unabhängiger können sie potenziell davon sein, ob sie den gängigen Schönheitsidealen entsprechen. Je früher derartige positive Selbsterfahrungen gemacht werden und je sensibler die Erzieherinnen im Vorschulbereich für Einschränkungen weiblicher Entfaltung (Kraft, Mut, Lautstärke, raumgreifende Bewegungen) sind, umso eher besteht die Chance, in historisch sehr langsamen Schritten die nachteilige weibliche Kopplung von Erreichen des Schönheitsideals und Lebenszufriedenheit aufzuheben. Insofern erweist sich vermehrte sexualpädagogische Arbeit mit MultiplikatorInnen (Eltern, ErzieherInnen, LehrerInnen) als dringend erforderlich.

Körper und (gestörte) Beziehungen

Anhand der Beiträge von Prof. Flaake und Frau Stich konnte unter den Teilnehmerinnen Übereinstimmung darin erzielt werden, dass trotz aller erfolgreicher Emanzipation der Frauen weibliche Pubertät immer noch nicht in Verbindung gebracht wird mit Bewusstheit für die eigene Potenz und mit der Notwendigkeit, Mädchen darin zu unterstützen, nun aktiv und manchmal auch lustvoll die Welt zu erobern. Vielmehr dominiert eine regressive Verarbeitungsform der Menstruation, nämlich die Betonung von Schmerz, Schwachsein und Passivität. Die Anfrage von Anne Schwarz, ob wir Frauen eine Vorstellung vom eigenen weiblichen Begehren haben, muss deshalb um die Frage ergänzt werden, ob wir ein Gefühl für unsere mit der Menarche beginnende weibliche Potenz haben.

Zugleich gilt es, die Mädchen nicht zu überfordern, indem die Mär von der Pubertät als „lustvoller und schöner Aufbruchphase“ verkündet wird statt wahrzunehmen, dass der Übergang vom Mädchen- zum Frausein für die meisten mit ausgeprägten Irritationen, Unsicherheiten und Selbstzweifeln verbunden ist. Es ist wichtig, die Mädchen anzunehmen mit dem Schmerzlichen ihrer psychisch-physischen Veränderung und dabei als Perspektive aufzuzeigen, dass Lust und Last mit dem eigenen Körper, mit Beziehungen und Sexualität ausbalanciert sein werden.

In diesem Zusammenhang sollte sexualpädagogische Mädchenarbeit im aufklärerischen Sinne den Mythos von der Bedeutung und Schönheit des sog. ‚ersten Mals‘ entlarven und immer wieder die Botschaft vermitteln, dass Mädchen sexuelle Lust erst im Verlauf einer oder mehrerer Beziehungen durch Probieren und Üben entdecken und partnerschaftliche Sexualität in der Regel erst nach längerer Zeit als körperliche Sensation genießen können. Ziel ist es, Mädchen und Jungen dadurch den ‚Druck‘ zu nehmen und so zu einer entspannteren Herangehensweise beizutragen.

Barbie lebt – Über Körper, Sc

Eine weitere Aufgabe besteht darin, die immer noch weithin bestehende gestörte Beziehung der Mädchen zu sich selbst – wie sie z.B. im Umgang mit Selbstbefriedigung zum Ausdruck kommt – zu thematisieren. Es ist davon auszugehen, dass eine wesentliche Ursache für die vergleichsweise geringe Masturbationsrate von Mädchen in der tiefsitzenden Abwertung von Weiblichkeit zu suchen ist, die sich u.a. auch darin spiegelt, dass Mütter immer noch wenig mit ihren Töchtern über ihr Lustorgan sprechen und dessen Entdeckung fördern. Insofern hat auch in diesem Zusammenhang die gezielte sexualpädagogische Arbeit mit Eltern und Erzieherinnen eine große Bedeutung.

Körper in Bewegung

Die Untersuchungen und Experimente der Sportjugend NRW, die von Frau Voss und Frau Wetzels vorgestellt wurden, weisen die spezifisch weiblichen Formen körperlicher Betätigung bzw. des Sports auf: Die ursprüngliche Bewegungsfreude als Kind kann nur dann über die Pubertät hinaus gerettet werden, wenn nicht Leistungsorientierung vorherrscht sowie dem ausgeprägten Wunsch der Mädchen nach Geselligkeit und Spaß und am Wechsel zwischen verschiedenen Sportarten in einem nicht sexualisierten Klima und in abgeschirmten Räumen (Ungestörtheit, Geschützttheit vor Blicken und Kommentaren) Rechnung getragen wird. Hier muss zudem dringend die politische Forderung nach weiblichen Betreuerinnen und Trainerinnen und entsprechend finanzierten Angeboten sowohl im Breiten- als auch im Schulsport erhoben werden.

Im Workshop fehlte die Zeit, um eingehender der andiskutierten Frage nachzugehen, inwiefern die in der Jugendarbeit angebotenen Körper-Bewegungs-Angebote ausreichend und genügend vielfältig sind: Neben Massage und Entspannungsübungen auf der einen und Selbstverteidigungskursen auf der anderen Seite, sollte womöglich noch mehr in den Blick genommen werden, dass Mädchen in Kontakt mit ihrer Kraft, ihrer Angst vor Verletzung und vor raumgreifenden Aktivitäten (Straßenszenen-

Sport wie Skaten oder Basketball ist weitgehend Jungendomäne) kommen. Dabei muss weiter versucht werden, auch ältere Mädchen zu gewinnen. Es könnte sein, dass eine positive Beziehung zum eigenen Körper stärker über körperlich-sinnliche als über verbal-kognitiv-imaginative Methoden zu vermitteln ist und sexualpädagogische Mädchenarbeit ihre Herangehensweise und ihr Repertoire kritisch überprüfen und ggf. mehr mit engagierten Mitarbeiterinnen in den Sportvereinen kooperieren sollte.

Konsequenzen und Forderungen

Besondere Aufmerksamkeit galt in der abschließenden Diskussion über das Verhältnis von Mädchen zu ihrem Körper der Frage, inwiefern mit der Betonung der besonderen Körperlichkeit der Mädchen zur Polarisierung des Geschlechterverhältnisses beigetragen wird, insofern „Mädchenarbeit“ als solche antiquiert ist. Interessanterweise ist der Streit um den Konstruktivismus hinsichtlich der „Lager“ dem Praxisfeld und dem Alter der Workshop-Teilnehmerinnen zuzuordnen: die jungen Universitätsfrauen gegenüber den älteren Praxisarbeiterinnen. Die beiden Positionen stehen einander (noch) unversöhnlich gegenüber.

Doch über diese ‚Lagerfrage‘ hinaus bestand Konsens in der **Empfehlung an die BZgA**, eine weitere Tagung zu organisieren und zur intensiven Beschäftigung mit folgenden Fragen (keine Hierarchisierung der Themen) anzuregen:

- „Welche Bedeutung hat das Geschlecht für die sexualpädagogische Arbeit?“
- „Welche Möglichkeiten sexualpädagogischer Arbeit gibt es, die nicht die Polarisierung der Geschlechter fortschreibt?“
- „Wo konstruiert sexualpädagogische Arbeit das Geschlecht?“

Wünschenswert sind außerdem:

- die finanzielle Förderung von Evaluationsprojekten zur Wirkung von Mädchenarbeit auf Körperbewusstsein und Identitätsstiftung. „Was passiert bei Mädchen bezüglich Körperbild und Selbstwert, wenn sie

hönheit und Diäten

sinnlich und bewegungsorientiert gefördert werden?“;

- die Entwicklung von Methoden und Materialien zum Themenbereich „Sexualität/Körper“ sowohl für homogene Mädchengruppen als auch für gemischtgeschlechtliche Gruppen.

An die **Praxis der Mädchenarbeit** richten sich folgende Empfehlungen:

- Entwicklung partizipativer Methoden (d.h. solche, die die Mädchen in ihrem Subjektstatus ernst nehmen und vermeiden, dass die erfahrenen Mädchen-Anwältinnen die weiblichen Jugendlichen „belehren“);
- kontinuierlicher Auseinandersetzungsprozess (eigene Motive für bestimmte Themen und Methoden, selbstkritische Prüfung der Angemessenheit von Mädchenarbeit angesichts der jeweiligen Zielgruppe);

- mehr Impulse zur sexualpädagogischen Förderung von Mädchen nach außen, also außerhalb der verschworenen Expertinnenschaft, geben;
- Sensibilisierung für die eigene Konstruktion von Geschlecht;
- erhöhte Vielfalt von Themen und Veranstaltungsformen für Mädchen anbieten, um den Zugang für die unterschiedlichen Weiblichkeiten zu erleichtern;
- Klärung der eigenen Utopie vom Verhältnis zum weiblichen Körper.

An die **Politik** geht die Forderung, Freiräume für Diskurse zwischen Wissenschaft und Praxis zu schaffen und entsprechend zu finanzieren.

Ina-Maria Philipps
Institut für Sexualpädagogik (ISP),
Dortmund





Heutzutage möchten junge Frauen Erwerbstätigkeit und Familie miteinander vereinbaren. Untersuchungen belegen aber auch einen Zusammenhang zwischen mangelnden Berufsperspektiven und dem Wunsch nach Mutterschaft bei jungen Mädchen.

Trifft dies besonders auf Mädchen in den neuen Bundesländern zu? Wie planen Mädchen und junge Frauen heute ihre Zukunft? Wie geht die Mädchenarbeit mit den Seh-

süchten und veränderten Lebensbedingungen der Mädchen um, welche Angebote gibt es für junge Mütter?

Anhand von Erkenntnissen aus Forschungsprojekten und Erfahrungen aus der praktischen Arbeit wurden insbesondere die aktuellen Lebenssituationen und die Lebensentwürfe von Mädchen aus anderen Kulturkreisen, minderjährigen Müttern und lesbischen Mädchen diskutiert.

„meine Sache“ – Lebensentwürfe von Mädchen

Moderation und Zusammenfassung:

Dr. Birgitta Wrede
Interdisziplinäres Frauenforschungs-Zentrum
Universität Bielefeld

Referate

Barbara Keddi
Deutsches Jugendinstitut e.V. (DJI), München

... warum sie leben, wie sie leben – Lebensthemen junger Frauen

P.D. Dr. Monika Friedrich
Universität Münster, Institut für Soziologie

Was nun? – Zu Lebensentwürfen jugendlicher Schwangerer
und Mütter

Barbara Genschow
WIMES-Wirtschaftsinstitut für Marktfor-
schung, Evaluation und Strukturentwick-
lung, Rostock

Lebensplanung von Mädchen und jungen Frauen in Mecklenburg-
Vorpommern

Projekte

Anneke Garst
CASA LUNA Kriz e.V. Wohnprojekt
für Mütter, Bremen

Ausweg oder Sackgasse: Schwanger mit 14! Praxisbericht aus dem
Wohnprojekt für junge Mütter

Barbara Wittel-Fischer
Pro Familia Tübingen e.V.

Die ungestillte Sehnsucht nach Schwangerschaft? Ein vergessenes
Thema in der Sexualpädagogik

Karola Berlage
Sozialwerk für Lesben und Schwule e.V., Köln

Nicht mehr tabu, aber immer noch fremd – Lesbische Mädchen
in der Jugendarbeit

Zusammenfassung und Diskussion



Barbara Keddi
München

... warum sie leben, wie sie leben – Lebensthemen junger Frauen

Thema des Beitrags ist die Vielfalt an Lebensentwürfen, Vorstellungen, Plänen und Wünschen der heutigen Generation junger Frauen. Woran orientieren sich junge Frauen bei biographischen Entscheidungen? Lässt sich ein „roter“ Faden herauskristallisieren? Oder sind Veränderungen und Schwankungen in ihren Lebensentwürfen Ausdruck weiblicher Unentschiedenheit? Als Schlüssel dient das Konzept der Lebensthemen.

Die Bedeutung von Lebensentwürfen für Mädchen und junge Frauen

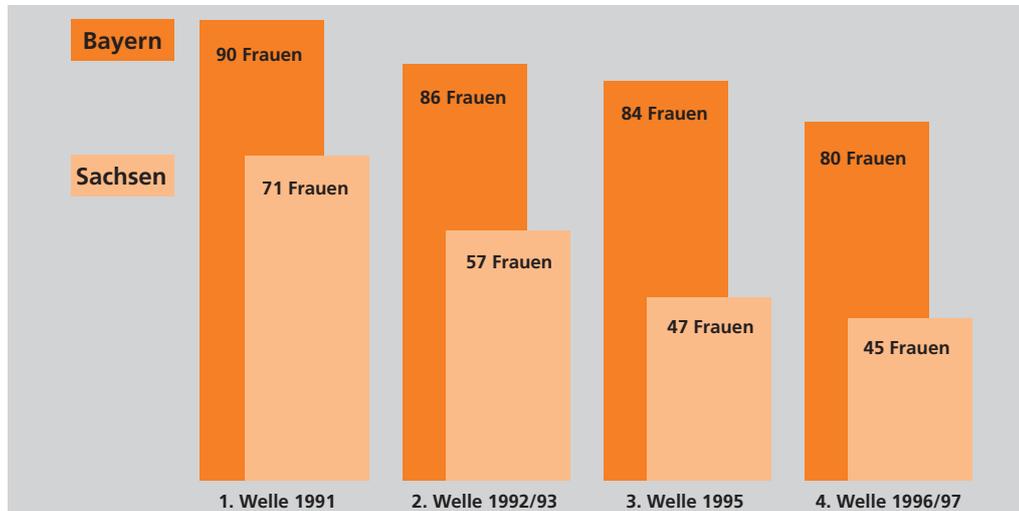
Für Mädchen und junge Frauen stehen in der Lebensphase des Erwachsenwerdens grundlegende biographische Entscheidungen und Schritte für ihr künftiges Leben an. Das bewusste Abwägen, Durchspielen und Zurkenntnis-Nehmen von unterschiedlichen biographischen Möglichkeiten ist für Mädchen und junge Frauen historisch neu und zunehmend wichtig für ihr gesamtes Leben. Dies stellt sie vor neue Anforderungen, schafft aber auch Freiräume für individuelle Entscheidungen. Gleichzeitig bestehen traditionelle Geschlechterstrukturen fort. Selbständig werden bedeutet für Mädchen und junge Frauen herauszufinden, wie sie leben wollen, und Perspektiven zu entwickeln für die ‚Strukturgeber‘ Beruf und Kinder. Hier bestehen unterschiedliche und sich widersprechende Leitbilder für weibliches Leben, aber kein einheitliches Lebensmodell, an dem sie sich orientieren können. Individuelle Orientierungskompetenz ist deshalb in hohem Maß notwendig. Lebensentwürfe zu entwickeln und umzusetzen, bedeutet in diesem Zusammenhang nicht lediglich strategisch rationales Vorgehen und Handeln. Es beinhaltet vielmehr umfassende Kompetenzen und die Fähigkeit zur biogra-

phischen Selbststeuerung. Der eigene Lebensentwurf ist das Ergebnis der Auseinandersetzung der Mädchen und jungen Frauen mit Strukturen, normativen Vorgaben und kollektiven Lebensentwürfen sowie biographischen Erfahrungen.

Anlage der Studie

Dargestellt werden Ergebnisse einer Untersuchung, die das Deutsche Jugendinstitut im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend durchgeführt hat sowie die daraus abgeleiteten Folgerungen für die Beratungs- und Praxisarbeit mit Mädchen und jungen Frauen. Ausgehend von der Frage nach den Vorstellungen einer Generation von Frauen, die explizit den Anspruch darauf formuliert, ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen, wurden junge Frauen (Jahrgang 1963 – 1972) über einen Zeitraum von sieben Jahren viermal interviewt. Ein Auswahlkriterium war, dass sie zum ersten Erhebungszeitpunkt eine Berufsausbildung abgeschlossen und keine Kinder hatten. Befragt wurden junge Frauen aus Bayern und Sachsen jeweils in einer Großstadt, einer Kleinstadt und einer ländlichen Region. Von 125 jungen Frauen, 80 in Bayern und 45 in Sachsen, liegen ausführliche Interviews über sieben Jahre vor.

Projektverlauf



Projektverlauf

In ausführlichen qualitativen Interviews wurden die biographischen Erfahrungen der jungen Frauen, ihre momentane Situation, ihre individuellen Lebensperspektiven sowie deren Umsetzung erhoben. Ein besonderes Augenmerk lag auf der Bedeutung unterschiedlicher Lebensbereiche wie Beruf, Partnerschaft und Kinder, ihren Wünschen und Vorstellungen, ihren Plänen – also der Ebene, auf der Wünsche zu realisierbaren Zielen werden – und der Umsetzung im konkreten Handeln.

Im Alter von Anfang 20 bis Anfang 30 befanden sie sich in einer Lebensphase, in der wichtige Entscheidungen und Statusübergänge anstehen.

Das Forschungsinteresse lag darin herauszufinden,

- welche Lebensentwürfe sie entwickeln und wie sie diese verändern und umsetzen,
- ob diese Lebensentwürfe gleichermaßen für junge Frauen in Ost und West, Stadt und Land sowie Frauen mit hohen und niedrigen Bildungsabschlüssen zutreffend sind,
- inwieweit der doppelte Lebensentwurf planungs- und handlungsleitend für das Leben der jungen Frauen ist, ob und wie sie Beruf und Familie verschränken und ob sich im Lebensentwurf Brüche, Diskontinuitäten, Widersprüche und Ambivalenzen zeigen.

Junge Frauen und ihre Lebensthemen

Für viele der jungen Frauen war es zunächst ungewohnt, als Expertinnen zu ihrem Leben befragt zu werden. Zunehmend empfanden sie es jedoch für sich als wichtig und bereichernd, Bilanz zu ziehen und ihr Leben in einen Zusammenhang zu stellen. Die Grundannahme, dass der doppelte Lebensentwurf für die jungen Frauen im Vordergrund ihrer Lebensplanung steht, musste revidiert werden. Familie und Beruf sind vielfach zentrale Aspekte, aber oftmals nicht die einzigen. Der moderne kollektive Lebensentwurf für Frauen, die Doppelorientierung auf Beruf und Familie, ist ein weiblicher Lebensentwurf, aber nicht der einzige. Er wird von den jungen Frauen nicht zwingend aufgegriffen. Viele der jungen Frauen haben ganz andere Vorstellungen und andere Pläne.

Bei einem Teil der jungen Frauen stehen Bereiche wie Familie, Beruf oder die Balance/Vereinbarkeit von Familie und Beruf im Vordergrund und strukturieren ihr Leben, ihr Handeln und ihre Vorstellungen; andere Lebensbereiche sind nachgeordnet:

- Ein bereichsbezogenes Lebensthema ist die **Doppelorientierung auf Beruf und Familie**, die dem normativen Modell des doppelten Lebensentwurfs entspricht. Junge Frauen mit diesem Lebensthema beziehen ihren individuellen Lebensentwurf auf die Konkretisierung und Vereinbarung beider Lebensbereiche. Beruf und

Referate

„meine Sache“ – Lebensentwürfe

Kinder werden parallel geplant und gelebt: *„Sich im Beruf wohl fühlen und in der Familie und sich keine Gedanken machen müssen, dass Beruf und Familie vernachlässigt werden.“*

- Das **Lebensthema Familie** spiegelt klassische weibliche Zuständigkeiten und Leitbilder wider. Familiengründung und Kinder haben in Planung und Umsetzung oberste Priorität: *„Mann mit gutem Einkommen, zwei Kinder, Häuschen, das würde mich ausfüllen.“*
- Junge Frauen mit dem **Lebensthema Beruf** greifen einen als männlich bzw. für Frauen neu attribuierten Bereich auf: *„Ich könnte niemals Hausfrau sein.“* Im Vordergrund steht – unabhängig vom Ausbildungsniveau – die berufliche Tätigkeit. Der oft vorhandene Kinderwunsch wird verwirklicht, wobei der Partner in die Alltagsarbeit einbezogen wird.

Der Beruf, die Familie oder beides geben diesen Frauen Orientierung bei der Gestaltung ihrer Lebensentwürfe, stehen bei biographischen Entscheidungen im Vordergrund und zeigen Wirkung auf die Bedeutung anderer Lebensbereiche. Natürlich sind auch andere Lebensbereiche für die Frauen im Alltag relevant, jedoch weder bestimmend noch vorrangig handlungsleitend. Das bereichsbezogene Lebensthema strukturiert ihr Leben, ihre Vorstellungen und ihr Handeln, andere Lebensbereiche werden dem untergeordnet oder nachgeordnet, aber nicht ganz aufgegeben. Frauen mit dem Lebensthema ‚Beruf‘ wünschen sich teils durchaus Kinder und setzen den Wunsch auch um, die Betonung liegt hier jedoch auf der Vereinbarung von Kindern mit dem Beruf und nicht umgekehrt. Im Planen und Handeln lassen sich typspezifische Muster identifizieren. Beispielsweise wird die Familiengründung von den jungen Frauen mit dem Lebensthema ‚Familie‘ detailliert und schrittweise geplant, erst wenn die Umstände stimmen, bekommen sie ein Kind. Kennzeichen eines bereichsbezogenen Lebensthemas ist, dass die Frauen das Thema konsequent und über längere Zeit –

in dieser Untersuchung zu allen Zeitpunkten der Befragung – verfolgen.

Andere Lebensthemen sind weniger deutlich auf die Bereiche Beruf oder Familie gerichtet und lassen sich schwerer nachzeichnen. Die jungen Frauen setzen zu unterschiedlichen Zeitpunkten unterschiedliche Schwerpunkte oder verzichten scheinbar völlig darauf; keiner der untersuchten Lebensbereiche strukturiert als roter Faden ihr Leben. Eine Familiengründung ist für diese Frauen oft wenig konkret oder wird ganz abgelehnt. Hier zeigte sich das Plus dieser Längsschnittuntersuchung: Dadurch, dass die Frauen mehrfach befragt wurden, konnten unterschiedliche Orientierungen, Suchbewegungen und Schwankungen in den vordergründigen Handlungsmustern als das erfasst werden, was sie sind: Lebensthemen, die bereichsspezifisch quer zu den Bereichen Familie, Beruf oder beides stehen. Bereichsunspezifische Lebensthemen sind ebenso wie die bereichsbezogenen Lebensthemen geprägt von einer Kontinuität von spezifischen Vorstellungen und Plänen für das eigene Leben. Sie orientieren sich jedoch an biographischen Entwicklungsprozessen:

- Die jungen Frauen versuchen ihrem Bedürfnis nach Autonomie und Eigenständigkeit nachzugehen und einen **eigenen Weg** zu verfolgen. Zentral sind Selbstentwicklung und Entfaltung eines eigenen Lebensstils in allen Lebensbereichen; Kinder können Teil der Selbstentwicklung sein, sind jedoch nicht selbstverständlich: *„Träume muss man auch verwirklichen.“*
- Oder sie versuchen dauerhafte Verbundenheit und Nähe über einen **gemeinsamen Weg** mit einem Partner herzustellen: *„Wenn ich jemanden kennen gelernt hätte, der nicht studiert hätte, hätte ich vielleicht nicht studiert, so einfach ist das.“* Wesentlich sind Zweisamkeit und Partnerschaft. Entscheidungen orientieren sich an einer gemeinsamen Zukunft mit dem Partner.
- Andere Frauen folgen dem Wunsch nach Beständigkeit auf einem zufriedenstel-

lenden Niveau und möchten sich vor allem diesen **Status quo** erhalten: „*Ich habe alles, was ich will.*“ Ihr Leben scheint im Gleichgewicht, Alltagsarrangements sind zufriedenstellend. Beruf, Auskommen, FreundInnen und manchmal ein Partner sind vorhanden; es bestehen weder Kinderwünsche noch andere biographische Ziele.

- Eine weitere Gruppe junger Frauen ist auf der **Suche nach Orientierung**: „*Irgendwann einmal zufrieden sein.*“ Sie haben den Schritt von kollektiven Lebensentwürfen zu individuellen Lebensentwürfen noch nicht vollzogen und befinden sich über den gesamten Untersuchungszeitraum in Auseinandersetzung mit dem widersprüchlichen Angebot an Leitbildern, ohne dass es ihnen gelingt, einen eigenen Lebensentwurf zu finden; ihr biographisches Handeln bleibt inkonsistent. Bei vielfach ungünstigen Ausgangsbedingungen und fehlenden Ressourcen steht der Versuch im Vordergrund, das Leben zu bewältigen und eigene Vorstellungen, z.B. hinsichtlich des Berufs, einer Partnerschaft oder Familiengründung zu entwickeln und umzusetzen. Die jungen Frauen treten im gesamten Untersuchungszeitraum auf der Stelle und sind sehr unzufrieden mit ihrer Situation. Dadurch, dass sie keinen individuellen Lebensentwurf mit eigenen Vorstellungen und Zielen konkretisieren können, reagieren sie vor allem auf Anforderungen von außen.

Frauen mit bereichsunspezifischen Lebensentwürfen haben keinen spezifischen Lebensentwurf im Kopf, wie die große Karriere oder ein Familienleben. Sie versuchen ihre oft nur impliziten Lebensentwürfe umzusetzen. Der erlernte Beruf, die Berufstätigkeit, der Partner oder die Partnerin sowie Kinder sind Bausteine eines Lebensentwurfs, die sie unterschiedlich – nacheinander, nebeneinander oder überhaupt nicht – leben wollen. Erst das Wissen, dass es Lebensentwürfe gibt, die Beruf oder Familie völlig überlagern, erklärt, warum eine Reihe von Frauen sich nur schwer in die Frage um Beruf und Kinder einordnen lassen.

Lebensthemen junger Frauen

Bereichsbezogen	Bereichsunspezifisch
Familie	Eigener Weg
Doppelorientierung auf Familie und Beruf	Gemeinsamer Weg
Beruf	Aufrechterhaltung des Status quo
	Suche nach Orientierung

Mit dem Konzept der Lebensthemen lässt sich ein Bogen spannen zwischen dem für alle Frauen gültigen doppelten Lebensentwurf und der scheinbar unbegrenzten Pluralisierung weiblicher Lebensentwürfe. Weder besitzt der doppelte Lebensentwurf für alle jungen Frauen Gültigkeit, noch sind die Lebensentwürfe der jungen Frauen beliebig und unbestimmt. Die unterschiedlichen Lebensthemen können die gravierenden Unterschiede in den Lebensentwürfen und der Lebensgestaltung der jungen Frauen verständlich und erklärbar machen. Entscheidend ist, dass nicht alle jungen Frauen in Kategorien von Beruf und Familie denken. „Ehe und Familie sind nicht (mehr?) die einzigen oder gar die einzig bedeutsamen ‚Gegenpole‘ zu Beruf und Arbeitsmarkt in der alltäglichen Lebensführung junger Frauen.“¹ Andere ‚Projekte‘ können ihren Platz einnehmen. Dies trifft für Frauen mit dem Lebensthema ‚Beruf oder Status quo‘ zu. Oder diese Projekte stehen in Konkurrenz zum beruflichen Bereich, dies trifft häufig bei Frauen des Typus ‚gemeinsamer Weg‘ zu. Deren Bezugspunkt liegt jenseits von Beruf im privaten Bereich – aber auch jenseits von Familie im traditionellen Sinn; sie zielen auf eine Partnerschaft ohne Kinder. Der Beruf wird gewechselt und aufgegeben, um das Projekt Partnerschaft zu verwirklichen. Frauen mit dem Lebensthema ‚eigener Weg‘ dagegen betonen die Bedeutung biographischer Ziele unabhängig von Beruf und Familie, sie ersetzen beide Strukturmarker.

Ein zentrales Ergebnis der Untersuchung ist, dass ein Lebensthema als roter Faden über den gesamten Erhebungszeitraum

¹ Vgl. Diezinger/Rerrich (1998), S. 165.

„meine Sache“ – Lebensentwürfe

handlungsleitend und strukturierend ist, also biographische Entscheidungen und Handlungen der jungen Frauen dominiert. Vorstellungen, Pläne, Handeln, Nichthandeln orientieren sich am jeweiligen Lebensthema. So lassen sich zum Beispiel Familienbildungsprozesse oder die berufliche Entwicklung anhand des Lebensthemas verstehen. Die Lebensthemen ziehen sich als ‚roter Faden‘ über einen längeren Zeitraum durch das Leben der jungen Frauen, auch wenn sich deren Lebenssituation grundlegend verändert, sie neue Partnerschaften eingehen, Familiengründungen stattfinden, Ortswechsel vorgenommen werden müssen, Arbeitslosigkeit eintritt, schwere Krankheiten oder andere gravierende Ereignisse ihr Leben beeinflussen. Die individuelle Lebensplanung ist zugleich Folge und Umsetzungsversuch des Lebensthemas. Die Frauen verwirklichen bewusst oder unbewusst ihr Lebensthema auf Basis der aktuellen Lebenssituation und vorhandener Ressourcen.

Dies gilt für junge Frauen aus Sachsen und Bayern, für Frauen in Groß- oder Kleinstadt, für Frauen vom Land und für Frauen mit unterschiedlichen Bildungsabschlüssen. Lebensthemen lassen sich nicht in Formeln von Herkunft, Region oder Bildungsabschluss pressen. Sie zeigen die Vielfalt von Frauen-Leben auf, die unter ähnlichen Bedingungen verschiedene Lebenswege einschlagen. Eine Frau mit dem Lebensthema ‚Beruf‘ muss kein Abitur haben, eine Frau mit dem Lebensthema ‚eigener Weg‘ kann auch auf dem Land aufgewachsen sein, eine Frau mit dem Lebensthema ‚Familie‘ kann auch in Sachsen zu Hause sein. Unterschiedlich wird jedoch die Umsetzung in die individuelle Lebensgestaltung sein. Das ‚Wie‘ der Lebensführung und die Lebensentwürfe junger Frauen werden von den Gelegenheitsstrukturen, der Region, der Bildung und der Partnerschaft beeinflusst, das ‚Warum‘ ihres Planens, Handelns und Gestaltens können die Lebensthemen erklären.

Ebensowenig wie eine Zuordnung der Lebensthemen nach Großstadt, Kleinstadt oder ländlicher Region auszumachen ist, konnten wir die Annahme aufrechterhal-

ten, dass sächsische Frauen besonders stringent einen doppelten Lebensentwurf verfolgen, der dem Leitbild der erwerbstätigen Mutter folgt, oder besonders berufsorientiert sind. Auch sächsische Frauen finden sich in allen Lebensthemen. Für die jungen Frauen in Sachsen hat die ‚Wende‘ eine Orientierungsphase eingeleitet. Trotz grundlegend neuer Rahmenbedingungen und erheblicher Verunsicherungen wird auch bei ihnen ein durchgängiges Lebensthema in ihren Entscheidungen sichtbar. Die Annahme der grundsätzlichen Unterschiedlichkeit der Lebensentwürfe ost- und westdeutscher junger Frauen musste revidiert werden. Die unterschiedlichen Sozialisationserfahrungen und Strukturbedingungen schlagen sich nicht in unterschiedlichen Lebensthemen nieder. Auch spezifische Ausprägungen, beispielsweise der kollektive Lebensentwurf zur Selbstverständlichkeit der Erwerbstätigkeit im Leben ostdeutscher Frauen, heben diese grundsätzliche Übereinstimmung in den Lebensthemen nicht auf. So gibt es auch in Sachsen eine Gruppe von Frauen, die Kinder und Familie in das Zentrum ihres Lebens stellt.

Der Stellenwert, den Beruf, Partnerschaft und Kinder bei den jungen Frauen haben, ist je nach Lebensthema sehr unterschiedlich:

■ Beruf

Über alle Lebensthemen hinweg besitzt der Beruf für die jungen Frauen als zentraler Strukturgeber einen hohen Stellenwert. Eine qualifizierte schulische und berufliche Ausbildung sehen sie als unverzichtbare Voraussetzung für die Umsetzung ihres Lebensthemas an: Sei es, dass die berufliche Tätigkeit wie bei den Frauen mit dem Lebensthema ‚Familie‘ die Basis für die Familiengründung darstellt, sei es, dass die Frauen mit den Lebensthemen ‚Doppelorientierung‘ oder ‚Beruf‘ eine kontinuierliche Erwerbstätigkeit anstreben, sei es, dass der Beruf Grundlage einer unabhängigen Lebensführung ist, wie bei den ‚Status quo-Frauen‘. Die oft in weiblichen Biographien sichtbaren ‚Bremsklötze‘ verzögern die Umsetzung der Lebensentwürfe: Zu oft werden junge Frauen in Be-

rufen ausgebildet, die eine eigenständige ökonomische Existenz kaum erlauben. Bei vielen Frauen war deshalb eine Weiterqualifikation erforderlich. Unterschiede zeigen sich darin, wie der Beruf in den Lebensentwurf eingebunden wird und welche inhaltlichen Ansprüche die jungen Frauen an ihn stellen.

■ Partnerschaft

Grundsätzlich wünschen sich fast alle Frauen eine Partnerschaft. Allerdings unterscheiden sich – je nach Lebensstema – die Anforderungen: Frauen mit bereichsbezogenen Lebensstemen bevorzugen einen Partner, der in der Beziehungs- und Familienkonstellation ergänzende Funktionen übernimmt. Frauen mit dem Lebensstema ‚Familie‘ suchen einen Partner, der ein traditionelles Familienmodell mit Ernährerrolle leben will. Dies erlaubt ihnen, das 3-Phasen-Modell auf ihren Lebensentwurf zu übertragen. Frauen mit dem Lebensstema ‚Beruf‘ erwarten von einer Partnerschaft dagegen Teamwork und Entlastung. Diese Vorstellungen – mit dem Beruf als Zentrum im weiblichen Leben – sind jedoch in keinem Leitbild enthalten, auch nicht im sozialistischen Leitbild der ‚werkstätigen‘ Frau. Eine weniger funktionale Rolle spielt der Partner bei Frauen mit dem Lebensstema ‚Doppelorientierung‘; auch sie erhoffen sich praktische Unterstützung in der Umsetzung ihres Lebensentwurfs, betonen aber gleichzeitig den wichtigen und emotionalen Stellenwert einer Partnerschaft. Während sich Frauen vom Typ ‚eigener Weg‘ vorstellen, dass beide Partner trotz Partnerschaft eigenständig bleiben und ihren eigenen Lebensentwurf mit allen Konsequenzen verfolgen, nennen Frauen mit dem Lebensstema ‚gemeinsamer Weg‘ eine funktionierende Partnerschaft als unabdingbare Voraussetzung für ein zufriedenstellendes Leben; die Ausgestaltung ihres Lebens orientiert sich an den Lebensentwürfen des Partners. Frauen mit dem Lebensstema ‚Status quo‘ betonen ihre Unabhängigkeit und Zufriedenheit mit ihrem Leben, auch ohne festen Partner; gehen sie eine Partnerschaft ein,

darf sich ihr Leben dadurch nicht gravierend verändern. Die ‚Suche nach Orientierung‘ macht sich auch in den Partnerschaften bemerkbar: Wo die eigene Zielsetzung fehlt, können auch an den Partner keine konkreten Erwartungen formuliert werden.

■ Kinder

Wie zeigt sich nun die Relevanz der Lebensstemen bei Familiengründungsprozessen? Jedes Lebensstema stellt Kinder und Familie in einen anderen Zusammenhang. So zentral und unverzichtbar wie für das Lebensstema ‚Familie‘ sind Kinder für kein anderes Lebensstema. Allerdings haben Kinder auch für das Lebensstema ‚Doppelorientierung auf Familie und Beruf‘ eine sehr hohe Bedeutung, sind dabei aber dem beruflichen Bereich gleichgestellt. Für das Lebensstema ‚Beruf‘ sind Kinder zwar nachgeordnet, aber nicht ausgeschlossen. Vom Lebensstema ‚eigener Weg‘ lässt sich nicht unmittelbar auf die Bedeutung von Kindern schließen. Sie können ein Baustein innerhalb des eigenen Lebens sein, der der persönlichen Weiterentwicklung dient. Für Frauen mit dem Lebensstema ‚gemeinsamer Weg‘ sind Kinder nur von geringer Bedeutung, ihnen geht es vorrangig um die Partnerschaft und die gemeinsame Zukunft. Auch beim Lebensstema ‚Aufrechterhalten des Status quo‘ spielen Kinder nur eine unbedeutende Rolle, im Gegenteil, sie stellen eher eine Bedrohung für die Situation, die es zu erhalten gilt, dar. Charakteristisch für das Lebensstema ‚Suche nach Orientierung‘ ist, dass die Bedeutung von Kindern unklar und vage, teils auch widersprüchlich ist; hier fehlt ein klarer Lebensentwurf. Langfristige, durch detaillierte Schritte gekennzeichnete Familiengründungsmuster finden sich häufig bei Paaren mit den Lebensstemen ‚Familie und Doppelorientierung‘. Kurzfristige Familiengründungen sind häufiger bei den Lebensstemen ‚Beruf und eigener Weg‘.

„meine Sache“ – Lebensentwürfe

Folgerungen für Politik und Praxisarbeit mit Mädchen und jungen Frauen

Die einzelnen Lebensthemen haben völlig unterschiedliche Inhalte und jeweils eine spezifische Logik, stehen aber gleichwertig nebeneinander. Aus dieser Perspektive heraus verliert eine (Be-)Wertung von Lebensthemen ihren Sinn. Relevant ist allein die Bedeutung der Lebensthemen, Lebensentwürfe und -gestaltung zu beeinflussen und zu strukturieren, und nicht ihr Inhalt. Bei den folgenden Anregungen wird deshalb die Vielfalt der herausgearbeiteten Lebensthemen der jungen Frauen ernst genommen, d.h. als unterstützenswert angesehen.

- Es gibt nicht die jungen Frauen, auch nicht die jungen Frauen im Westen oder im Osten oder die jungen Frauen auf dem Land oder in der Stadt. Gesellschaft und Politik müssen sich darauf einstellen, dass Frauen und ihre Bedürfnisse in Abhängigkeit vom Lebensthema vielfältig und zum Teil sogar widersprüchlich sind. Diese Widersprüchlichkeit und Vielfalt muss Grundlage politischen Handelns sein: Angebote und Regelungen sind auf die Mädchen und jungen Frauen zuzuschneiden und nicht diese auf vorgegebene Leitbilder einzupassen.
- Auch beratende Arbeit muss die Vielfalt der Lebensthemen der jungen Frauen anerkennen und sensibel für sie sein – auch wenn es nicht die eigenen sind. Sie sollte Mädchen und junge Frauen dort abholen, wo sie stehen, ihr Lebensthema nicht werten oder beispielsweise den Lebensentwurf ‚Doppelorientierung auf Beruf und Familie‘ präferieren.

Literatur

DIEZINGER, ANGELIKA/RERICH, MARIA S. (1998): Die Modernisierung der Fürsorglichkeit in der alltäglichen Lebensführung junger Frauen; Neuerfindung des Altbekannten?... In: Oechsle, Mechtild/Geissler, Birgit (Hg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen, S. 165-183

KEDDI, BARBARA/PFEIL, PATRICIA/STREHMEL, PETRA/WITTMANN, SVENDY (1999): Lebensthemen junger Frauen. Die andere Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe, Opladen

- Das eigene Lebensthema ist den Mädchen und jungen Frauen oft nicht bewusst und es ist auch von außen oft nicht auf den ersten Blick erkennbar. Eine bewusste Lebensplanung und deren Umsetzung wird dadurch erschwert, denn sie handeln unbewusst doch danach. Beratung kann helfen, das Lebensthema zu verdeutlichen, und zwar sowohl für die Mädchen oder jungen Frauen als auch für die Beratende selbst. Auch Pädagoginnen und Beraterin-

nen sollten sich mit ihrem eigenen Lebensthema auseinander setzen.

- Ziel von Beratung und Praxisarbeit sollte es sein, die ‚autobiographische Handlungskompetenz‘ zu fördern. Wichtige Kompetenzen, um die individuell ‚richtigen‘ Entscheidungen treffen zu können, sind Selbstreflexion, die Aufarbeitung von Erfahrungen, Kenntnis und Ernstnehmen des eigenen Lebensthemas und die Fähigkeit, Handlungsspielräume zu entdecken, sie zu nutzen und zu gestalten, sowie bei der Umsetzung auch Kompromisse eingehen zu können.
- In der Mädchen- und Frauenarbeit sind auch positive Seiten aufzuzeigen. Es geht nicht nur um Einschränkungen, sondern um die Möglichkeiten und Chancen selbstbestimmter weiblicher Lebensweisen. Es geht auch darum, Phantasien zuzulassen.
- Vor allem in Sachsen und generell in ländlichen Regionen bedarf es zusätzlicher Beratungseinrichtungen für Mädchen und junge Frauen.
- Es ist auch eine kritische Auseinandersetzung mit den Konsequenzen biographischer Entscheidungen und der Frage nach verfügbaren sozialen Ressourcen notwendig. Strukturelle Rahmenbedingungen und die Konsequenzen des bestehenden asymmetrischen Geschlechterverhältnisses sind in diesem Kontext ebenfalls deutlich zu machen.

Barbara Keddi

Deutsches Jugendinstitut e.V. (DJI),
München

Was nun? – Zu Lebensentwürfen jugendlicher Schwangerer und Mütter

Es kann vermutet werden, dass vor dem Hintergrund sich massiv verändernder gesellschaftlicher Zusammenhänge – wie zunehmende Tendenzen zur Individualisierung und Pluralisierung¹ der Lebensbezüge – sich auch die Relevanzsysteme Jugendlicher in Bezug auf berufliche Lebensentwürfe, Partnerschaft und Ehe, Elternschaft, Erziehungsmaximen und Verhaltungsverhalten bzw. Risikoverhalten bzgl. Schwangerschaften der jugendlichen Eltern verändern.

Individualisierung und Pluralisierung bewirken nämlich eine Herauslösung des Menschen aus historisch vorgegebenen Sozialformen und -bindungen, eine abnehmende Verbindlichkeit von Normen und Werten und die daraus erwachsene Notwendigkeit zur individuellen und eigenverantwortlichen Biographieplanung und -organisation.

Weiterhin kann vermutet werden, dass sich diese Prozesse in der Regel über die Phase der Jugendzeit mit gemachten Erfahrungen und mit der Möglichkeit des ‚Ausprobierens‘ verschiedener biographischer Planungsmodelle mehr oder weniger kontinuierlich entwickeln.

Tritt hingegen in jugendlichem Alter eine Schwangerschaft ein, sehen sich die betroffenen jungen Mädchen und sehr jungen Frauen einer völlig neuen und – auch bezüglich der Zeithorizonte, in denen sie sich vorher bewegten – drängenden Bewältigungssituation gegenüber. Da die meisten Schwangerschaften zu diesem Zeitpunkt ungeplant waren, stehen die Jugendlichen relativ ‚plötzlich‘ vor Biographieplanungs- und Lebensentscheidungssituationen, die nicht nur sie selbst, sondern auch das wer-

dende Leben betreffen. Sie müssen zu diesem frühen Zeitpunkt vergleichsweise ‚gültige‘ und für ihr zukünftiges Leben mit Kind weitgehend verbindliche Entscheidungen treffen.

Sind Schwangerschaft und Mutterschaft für alle Frauen – wie Elisabeth Beck-Gernsheim einmal formulierte – ein Sprung in ein anderes Leben, so sind sie für die Jugendlichen ein Sprung zu einem Zeitpunkt, zu dem sie bezüglich ihrer Identitätsentwicklung, Berufs- und Lebensplanung und Verselbständigung gerade erst – um im Bilde zu bleiben – ‚schwimmen lernen‘.

Wie bewältigen diese sehr jungen Mädchen und Frauen diese Herausforderung? Was waren ihre Vorstellungen vor der Schwangerschaft und was verändert sich für sie bezüglich ihrer bisherigen Vorstellungen von ihrem zukünftigen Leben, welche Konsequenzen sehen sie für ihre Lebensentwürfe auf sich zukommen, wie stellen sie sich ihnen?

Zur Beantwortung dieser Fragen werden hier einige Ergebnisse aus den Analysen der Daten der ersten von drei angestrebten Interviewserien für die Studie „Jugendliche Schwangere und Mütter“² vorgestellt, die



P.D. Dr. Monika Friedrich
Münster

¹ Vgl. Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.

² Studie: Jugendliche Schwangere und Mütter, Drittmittelprojekt gefördert von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln

„meine Sache“ – Lebensentwürfe

sich auf

- die beruflichen Aspekte der Lebensentwürfe der jugendlichen Schwangeren, aus ihrer Sicht, und auf
- ihre Vorstellungen von Partnerschaft und Ehe beziehen.

Da es sich um ein mit qualitativen Methoden durchgeführtes Forschungsprojekt handelt, sind die analytischen Ergebnisse weder repräsentativ noch spielt die regionale Verteilung eine wesentliche analytische Rolle. Von Bedeutung sind vielmehr die Sichtweisen der befragten jugendlichen Schwangeren bezüglich ihrer neuen Lebenssituation als sehr junge Frauen, die in einem Alter Mütter werden, das in unserer Gesellschaft – und damit auch aus der Sicht der jungen Frauen selbst – als sehr jung oder zu jung angesehen wird.

Eine wesentliche Veränderung der Voraussetzungen für eine Biographieplanung und -organisation der jugendlichen Schwangeren deutet sich in den Ergebnissen der ersten Interviewserie mit ihnen an: Entgegen herkömmlicher Annahmen und den Darstellungen in der Literatur sind erstaunlich viele der jungen Frauen während der Schwangerschaft nicht von den Kindsvätern ‚verlassen‘ worden.³ Ein unvermutet hoher Anteil – nämlich 32 von 42, also ca. 77% – der jugendlichen und jungen Kindsväter ist präsent. (Drei der 45 Biographien wurden hier nicht berücksichtigt, weil sie keine Aussagekraft für diesen Analysepunkt haben.) Die meisten werdenden Väter erkennen ihre Vaterschaft an und signalisieren, allerdings auf sehr unterschiedliche Weise, explizit oder implizit ihre Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung gegenüber der Schwangeren und dem gemeinsamen Kind.⁴ Es bleibt abzuwarten, ob die Kindsväter auch noch nach der Geburt des Kindes bei den ‚jungen Familien‘ bleiben und ob sie den dann konkreten Belastungen gewachsen und nachhaltig bereit sind, die Verantwortung für ihre Familie auch weiterhin zu übernehmen.

Berichte von Expertinnen aus der Praxis, die mit jugendlichen Schwangeren arbeiten,

bestätigen diese auffällige neue Entwicklung, die zwar auf den ersten Blick eine positive Bewertung nahe legt, bei näherem Hinsehen jedoch auch Probleme und Gefahren in sich birgt, von denen sich einige bereits deutlich in der Beraterischen und sozialpädagogischen Arbeit mit Jugendlichen zeigen bzw. sich belastend auf diese auswirken.

So berichten diese Expertinnen auch – und das bestätigt sich in unseren Ergebnissen – nicht nur von einer zunehmenden Anzahl von Kindsvätern, die die Beziehung zu ihrer Freundin auch nach eingetretener Schwangerschaft fortsetzen, sondern dass einige dieser jungen Männer zum Teil ‚massiv‘ in das Leben ihrer schwangeren Freundinnen eingreifen. Die ‚Präsenz‘ der Kindsväter nimmt – aus der Sicht der Expertinnen, aber auch aus der Sicht einiger der von uns befragten jugendlichen Schwangeren – neben positiven und unterstützenden Formen wie Freude über die Schwangerschaft und künftige Vaterschaft sowie umfassende Unterstützung ihrer Partnerinnen während der Schwangerschaft, auch die männlicher Dominanzversuche, Entscheidungsbestimmung bis hin zur Ausnutzung bzw. Ausbeutung an.

Expertinnen beobachten, dass die jungen Männer zum Teil versuchen, die vergleichsweise gut gesicherte finanzielle Situation der jugendlichen Schwangeren und späteren Mütter für sich zu nutzen. Sie unterstreichen auch, dass sie im Leben ihrer Partnerin eine wesentliche Rolle spielen, häufig mit deutlichem Dominanzverhalten, Druck und massiven Eingriffen in das Leben der jugendlichen Schwangeren und Mütter und ihrer Kinder. Besonders Expertinnen aus der sozialarbeiterischen Praxis betonen, dass die Väter sich entweder in „der Wohnung der jugendlichen Schwangeren und Mütter breit und ihren Einfluss auf ihre Partnerinnen geltend machen“ oder sich als „wenig verantwortlich zeigen und vom Geld der Partnerin leben“ (z.B. in Mutter-und-Kind-Einrichtungen und in Einrichtungen des betreuten Wohnens). Auch in Beratungsstellen werden junge werdende Väter als

³ Vgl. u.a. Hartle, K. (1993): „Jugendliche Mütter – ein Mehrgenerationenproblem“ in: Soziale Arbeit, 42. Jg., Heft 6, S. 193 - 199. Hartle unterstreicht, dass ca. zwei Drittel der Väter „als Vaterfigur erst gar nicht zur Verfügung stehen und auch von dem verbleibenden einen Drittel viele nach einiger Zeit den Kontakt zu den Müttern und Kindern aufgeben oder verlieren“.

⁴ In der einschlägigen Literatur wird demgegenüber überwiegend die These vertreten, dass zusätzlich zur ‚Belastung‘ durch die als ‚zu früh‘ empfundene Schwangerschaft die Angst vor dem Verlassenwerden durch den Kindsvater und Partner käme oder dann ein neuer Partner schwer zu finden sei, der die soziale Vaterschaft zu übernehmen bereit ist.

Druck auf ihre Partnerinnen ausübend erfahren – sowohl in Richtung auf einen Abbruch als auch auf das Austragen der Schwangerschaft hin. Auch in unserem Forschungsprojekt werden diese Tendenzen deutlich, die die Beratungs- und Betreuungsarbeit mit den jungen Frauen beeinflussen.

Im Folgenden werden nun einige Ergebnisse aus den Interviews der ersten Interviewreihe, in der die jungen Frauen als Schwangere befragt wurden, exemplarisch entlang der Dimensionen

- Vorstellungen von Ausbildung, Beruf,
- Vorstellungen von Partnerschaft vorgestellt.

Jugendliche Schwangere und ihre konkreten Lebensentwürfe

Die folgenden, aus den qualitativen Daten herausgearbeiteten Typen der Bewältigung der für die Jugendlichen neuen, komplexen und fordernden Lebenssituation als Schwangere und künftige Mutter machen in einem überraschenden Maße deutlich, wie reflektiert und, zu einem großen Teil, optimistisch die jungen Frauen ihre Vorstellungen, wie es nun weitergehen soll, formulieren.

Zur ersten Dimension - Vorstellungen zu Ausbildung und Beruf - und zur zweiten Dimension - Vorstellungen bezüglich einer Partnerschaft - werden einige ausgewählte Beispiele angeführt.

Die beruflichen Aspekte der Lebensentwürfe unserer Interviewpartnerinnen
Zuerst einige Angaben zu der Art der Bildung/Ausbildung, die die Interviewpartnerinnen anstreben, die auch einen groben Einblick in die Bildungs- und Ausbildungsaspirationen gewähren:

Fünfzehn der jungen Frauen möchten eine Lehre machen, vierzehn von ihnen möchten ihre Schulausbildung (einschließlich Abitur) beenden und dann auf alle Fälle eine Lehre machen. Fünf Schwangere planen eine Ausbildung im Rahmen schulähnlicher Zusammenhänge (wie Ausbildung als Kinderpflegerin, Altenpflegerin, aber auch berufsbil-

dendes Jahr nach Beendigung der Schule ohne Abschluss) zu absolvieren bzw. zu beenden. Zwei Schwangere möchten ein Studium beginnen bzw. fortsetzen. Ebenfalls zwei Schwangere planen vorerst zwar, keine Lehre zu machen, aber nach einer ‚Babypause‘ zu arbeiten, um nicht von Sozialhilfe abhängig zu bleiben oder zu werden bzw. eigene Rentenansprüche für später zu erwerben (beides wurde von Interviewpartnerinnen explizit erwähnt!). Sieben jugendliche Schwangere haben (noch) keine bzw. noch diffuse Vorstellungen und z.T. Zweifel, ob und wie ihre künftige Mutterschaft mit einer Berufstätigkeit zu vereinbaren ist.

Aus den Daten heraus konnten sechs Einstellungs- und Veränderungstypen erarbeitet werden, die die berufliche Biographieplanung betreffen. Vier dieser Einstellungstypen werden hier vorgestellt.

Der erste Typus: Die Konstanten

Diese jungen Frauen planen, ihre Schulausbildung, ihre begonnene Lehre oder ihr begonnenes Studium fortzusetzen, nur zeitverzögert durch Schwangerschaft, Geburt des Kindes und einer unterschiedlich lang geplanten ‚Babypause‘. Zwanzig der befragten jugendlichen Schwangeren konnten diesem Typus zugeordnet werden, bei fünfzehn von ihnen ist der Vater des Kindes präsent, fünf werden ihre Kinder ohne den Kindsvater bekommen. Bei diesem Typus handelt es sich um die numerisch größte Gruppe der Befragten.

Als Beispiel sei hier die 18-jährige Susanne zitiert:

„**Susanne:** *Ich freu mich erst mal auf das Kind, wenn's dann kommt. Dann werd ich die zwei Jahre zu Hause bleiben, das Mutterjahr, und dann werd' ich versuchen, ne Lehre zu machen. Falls ich keine (Lehrstelle) kriege, dann..., dass ich so versuche zu arbeiten, also so zu jobben...Ich will ja nicht dem Staat auf der Tasche liegen, das mag ich nicht so. Will mein eigenes Geld verdienen und dann später dann,*

„meine Sache“ – Lebensentwürfe

ja in fünf Jahren oder so, vielleicht das zweite Kind kriegen.⁵
(18 Jahre, Mittelstadt, mit Vater des Kindes [V.d.K.]) “

Susanne hat sich trotz negativer Erfahrungen vor der Schwangerschaft mit Bewerbungen um eine Lehrstelle nicht entmutigen lassen und plant, nach einer zweijährigen ‚Babypause‘ ihre Ausbildungswünsche zu realisieren. Sie steht exemplarisch für eine Reihe dieser jugendlichen Schwangeren, die einen Abschluss ihrer Schule und/oder einer Lehre anstreben. bzw. ihren Lebensunterhalt selbst verdienen möchten.

Die 16-jährige Nancy 2 wird ihr Kind ohne ihren Freund bekommen. Sie ist ohne Abschluss aus der achten Klasse Hauptschule abgegangen und hat bis gegen Ende ihrer Schwangerschaft eine berufsvorbereitende Klasse der Berufsschule besucht. Sie möchte nach dem Schwangerschaftsurlaub diese Schule weiter besuchen, abschließen und dann eine Lehre als Frisörin aufnehmen.

„Nancy 2: Also nach dem Schwangerschaftsurlaub mach ich das denn weiter, (dann) passt meine Mutter...(auf das Kind) auf vormittags und nachmittags ich...

Int.: Als du noch nicht schwanger warst, wie hast du dir deine Zukunft vorgestellt?

Nancy 2: Na ja, immer positiv eigentlich, also...Lehrstelle kriegen und so, na ja.

Int.: Hattest du einen bestimmten Berufswunsch?

Nancy 2: Ja, Frisörin war mein Traumberuf gewesen.

Int.: Und was ist daraus geworden?

Nancy 2: Na, ich weiß nicht, vielleicht wird was draus, ich hoff' es.

Int.: Und hast du noch einen anderen Berufswunsch, wenn das nicht klappt mit Frisörin?

Nancy 2: Also, mir ist eigentlich alles lieb, Hauptsache, man hat was, ja.
(16 Jahre, Kleinstadt, ohne V.d.K.) “

Der zweite Typus: Die aktiv Realistischen

Die diesem Typus zugeordneten jungen Schwangeren haben ihre beruflichen Wünsche und Ambitionen, die sie vor der Schwangerschaft hatten, vor dem Hintergrund ihrer neuen Lebenssituation reflektiert, mit Kind für sich als nicht realisierbar erkannt und sich intensiv Gedanken gemacht, welche beruflichen Möglichkeiten ihnen für ein Leben mit Kind offen stehen. Sie planen zum Zeitpunkt der Interviews definitiv, diese neuen und aus ihrer Sicht realistischeren Möglichkeiten umzusetzen. Sieben der befragten jugendlichen Schwangeren konnten diesem Typus zugeordnet werden, zwei von ihnen sind ohne Vater des Kindes.

Die Zukunfts- bzw. Berufspläne dieser jugendlichen Schwangeren waren z.T. ‚hochfliegend‘ bis außergewöhnlich und wurden von den jungen Frauen z.T. selbst zum Zeitpunkt des Interviews als ‚Traum‘ oder als ‚Flausen‘ eingeordnet.

Die 17-jährige Christin hat – aus ihrer Sicht – nach einem ‚Abstieg‘ von der Realschule zur Hauptschule diese nach der neunten Klasse ohne Abschluss verlassen und das erste Jahr eines Berufsvorbereitungsprogramms besucht und dieses auch während der Schwangerschaft durchgehalten und noch abgeschlossen.

„Int.: Als du noch nicht schwanger warst, wie hast du dir da deine Zukunft vorgestellt?

Christin: ...Eigentlich, mein Traum war, aus Deutschland auszuwandern...Also, ich sag mal, ich hab mir eigentlich immer so vorgestellt, einen Freund haben, Geld haben, auswandern. Amerika, ne...Hauptsache raus aus Deutschland, na ja, wegen allem Möglichen. Ich wollte raus, neu anfangen. Aber ist ja nichts draus geworden (lacht)...

Int.: Hattest du schon einen konkreten Berufswunsch?

Christin: Verkäuferin...Textilverkauf (hat mir am besten gefallen).

Int.: Und was ist aus deinen Berufs-

⁵ Dialekteigenheiten wie z.B. „dat“ und „ick“ in den sonst wörtlich übernommenen Zitaten wurden für eine leichtere Lesbarkeit durch die hochdeutschen Formen „das“ und „ich“ ersetzt.

wünschen jetzt geworden?

Christin: *Verkäuferin geht deswegen nicht – ich muss jetzt flexible Arbeit finden, wenn ich das Kind nach einem Jahr in eine Kindertagesstätte bringe, und so Kindertagesstätten haben ja meist bloß bis 14 oder 16 Uhr auf. Also muss ich einen Beruf finden, wo allerspätestens um drei oder vier Schluss ist. Und da fällt Verkäuferin ja aus. Ich muss da... bis abends arbeiten. Und mein Freund, der hat auch Schichtdienst ab und zu mal. Ich muss wirklich mal einen Beruf finden, irgendwie, wo dann um drei, halb vier Schluss ist, spätestens... Die (das Arbeitsamt) haben jetzt mal vorgeschlagen...wieder so'n Vorbereitungs-jahr, bloß da kann man das Kind wohl mitnehmen, aber das ist mir nichts, weil, ich brauch wirklich ne Ausbildung und nicht so Überbrückungsarbeiten, ich brauch wirklich ne Ausbildung, ne Lehre, und wenn ich jetzt immer so'ne Überbrückungsarbeiten mache, mein Gott, da hab ich mit dreiundzwanzig, vierundzwanzig immer noch keine Ausbildung, das geht nicht. (17 Jahre, Großstadt, mit V.d.K.)* “

Der dritte Typus: Die resignativ Realistischen

Dieser beschreibt Jugendliche, die realistisch, aber resignativ ihre Berufspläne ihrer neuen Lebenssituation anzupassen suchen. Hier handelt es sich um die jugendlichen Schwangeren, deren z.T. ambitionierte berufliche Pläne vor der Schwangerschaft sich aus ihrer Sicht durch das künftige Leben mit Kind als unrealisierbar herausgestellt haben. Die fünf hier zugeordneten Jugendlichen, eine ohne Vater ihres Kindes, bedauern diese Entwicklung und empfinden die für sie einschränkende Anpassung an ein Leben mit Kind als ‚Beschneidung‘ ihrer beruflichen und sonstigen Zukunftspläne.

Als typisch für diesen resignativen Realismus soll die 18-jährige Ophelia zitiert werden. Sie besucht die 12. Klasse eines Gymnasiums

und möchte ihr Abitur auch mit Kind machen. Sie ist sich aber nicht sicher, ob sie das auch schafft.⁶

„**Ophelia:** *Na, meine Zukunft hab ich mir schön vorgestellt. Ich hab mir, also ich... ich hab mich auch nie gebunden so an Orte oder so. Ich wollte auf jeden Fall viel Geld verdienen, das hab ich mir immer gewünscht. Ich wollte halt nen guten Beruf, nen guten Schulabschluss machen (Abitur) und ja, ich wollte, ich wusste nicht, aber ich wollte ins Ausland auf jeden Fall gehen. Ich wollte... ich hätte halt in England gern was gemacht, so, da studieren, oder in irgend einem anderen Land. Aber ja (resignativ)*

Int.: *Und welche Vorstellungen hast du jetzt von deiner Zukunft?*

Ophelia: *Na ja, jetzt krieg ich halt nen Baby. Und ich möchte auf jeden Fall,... ich möchte die Schule versuchen zu Ende zu machen, wenn ich das zeitlich schaffe. Und ja, falls ich das mit dem Abitur nicht schaffe, will ich auf jeden Fall das Fachabi machen. Und dann, ja, überleg ich halt, dann wollte ich vielleicht ...eine Ausbildung machen nach dem Fachabi. Also ich wollte auf keinen Fall so'n Jahr aussetzen oder so. Weil ich halt, ja weil ich denke.. das erfüllt, glaub ich nicht, wenn ich so den ganzen Tag nur, ich mein, das ist ja auch schön, so'n Kind, aber ich glaub', ich müsste auch noch etwas anderes haben außer so'n Kind immer den ganzen Tag. (18 Jahre, Großstadt, mit V.d.K.)* “

Aus diesen Äußerungen wird sehr deutlich, dass sie die Möglichkeiten, die sie mit Kind als für sich realisierbar ansieht, als Abstrich von ihren ursprünglichen beruflichen Zukunftsplänen bewertet. Sie bringt zum Ausdruck, dass es für sie unrealistisch erscheint, mit Kind im Ausland zu studieren und stellt auch in Frage, ob sie mit Kind das Abitur schaffen kann. Sie passt sich den neuen Ge-

⁶ Beim zweiten Interview wurde deutlich, dass sie nach der Geburt ihrer Tochter die 13. Klasse des Gymnasiums besucht hatte und mitten im schriftlichen Abitur stand.

„meine Sache“ – Lebensentwürfe

gebenheiten eines Lebens mit Kind zwar an, indem sie ggf. ‚nur‘ das Fachabitur anstrebt, betont aber, dass sie ihren ursprünglichen Plänen nachtrauert.

Der vierte Typus: Die durch die Schwangerschaft Stabilisierten

Er charakterisiert jugendliche Schwangere, die – wie sie es selbst sehen – sich durch die zukünftige Verantwortung für ein Kind stabilisiert haben:

Hier handelt es sich um drei junge Frauen, die sich vor der Schwangerschaft entweder in schwierigen Lebenssituationen (wie Drogenkonsum, Leben in kriminellem Milieu, Heim„karriere“) befanden und jetzt über die Schwangerschaft eine neue Perspektive für ihr berufliches Leben entwickeln oder die durch die Schwangerschaft die Notwendigkeit einer beruflichen Ausbildung für sich besonders betonen, um nicht von Sozialhilfe abhängig zu werden. Bei zweien ist der Vater des Kindes präsent. Die 17-jährige Aylien z.B. ist in Polen geboren, aber schon seit der Grundschulzeit hier in Deutschland. Sie lebt zum Zeitpunkt des Interviews wieder mit ihrer allein erziehenden Mutter zusammen. Sie hatte ab der siebten Klasse die Schule geschwänzt, war häufig gar nicht nach Hause gekommen oder von der Polizei aufgegriffen worden, besuchte für kurze Zeit ein Internat und kam dann ins Heim.

Dort scheint sie wieder regelmäßig die Schule besucht zu haben, denn sie berichtet:

„Aylien: *Ja, also erst war's (im Heim) nicht so gut, dann war's eigentlich immer besser. Dann hatt' ich auch wieder ganz gute Noten, ja. Und dann bin ich letztes Jahr wieder nach Hause gekommen...Auf eigenen Wunsch... Ja, ich wollte ja Erzieherin werden. Weil ich auf der hauswirtschaftlichen, sozialpädagogischen Schule war. Da wollte ich direkt den Realschulabschluss machen und danach Kinderpflegerin und danach Erzieherinnenlehre machen. Ja, und dann habe ich erfahren, dass ich schwanger bin. Und jetzt wechsele ich auf eine*

Abendschule, eine Abendrealschule... ich hab mich auch schon angemeldet.

Int.: *Und da willst du dann deinen Realschulabschluss machen?*

Aylien: *Ja, den muss ich jetzt so machen, weil, ich will ja auch direkt nach der Geburt wieder zur Schule gehen. Und so (im Gegensatz zur ‚normalen Realschule‘, in der sie bis zu neun Stunden Unterricht am Tag hat), hab ich nur fünf Stunden am Abend, das geht noch, ja und dann muss ich das irgendwie so machen...*

Int.: *Aha, und was hast du dir dann gedacht, was du machen kannst, wenn du deinen Schulabschluss hast?*

Aylien: *Ja, ich muss mir auf jeden Fall eine Lehre suchen, wo ich schon Geld verdienen kann. Ich dachte so an Krankenschwester... Aber das ist ja auch wieder schwer, was zu finden mit einem Kind, die nehmen das ja nicht gerne.
(17 Jahre, Großstadt, mit V.d.K.)“*

Diese jugendliche Schwangere versucht, durch die Schwangerschaft zusätzlich motiviert, einen mittleren Schulabschluss zu erreichen, wobei sie eine Schulform gewählt hat, von der sie meint, dass sie da ihre schulische Ausbildung auch mit Kind abschließen kann.

Vorstellungen von Partnerschaft

Hier werden zwei Aspekte aus den Daten heraus sichtbar, die für die befragten Jugendlichen von Bedeutung sind: ihre Erwartungen in Bezug auf Heirat und legalisierte traditionelle Ehe und einige Inhalte ihrer Vorstellungen von Ehe/Partnerschaft.

Erwartungen in Bezug auf Heirat

Schon während der eigentlichen Befragung fiel auf, dass eine vergleichsweise große Zahl der Befragten heiraten und in der traditionellen Mutter-Vater-Kind-Triade leben möchte.

■ **Jugendliche Schwangere, deren Freunde und Väter ihrer Kinder präsent sind (eine Jugendliche hat einen neuen Freund, der bereit ist, ihrem Kind sozialer Vater zu sein):**

Sechzehn der jugendlichen Schwangeren formulieren einen konkreten Ehwunsch: entweder sie möchten bald heiraten, sind bereits verlobt und möchten bald heiraten, möchten auf alle Fälle heiraten, wenn auch erst später, oder können sich vorstellen zu heiraten. Eine der jungen Frauen ist bereits verheiratet. Damit stehen also siebzehn der Befragten der traditionellen Vorstellung von Partnerschaft durch eine legalisierte Ehe positiv gegenüber, äußern deutliche Ehwünsche und hoffen auf deren Realisierung.

Demgegenüber möchten neun der jungen Schwangeren mit ihrem derzeitigen Freund oder – sollte die Beziehung zum Vater ihres Kindes nicht von Dauer sein – einem neuen Freund „zusammenleben“. Einige haben diesen Wunsch auch schon realisiert, möchten in Zukunft zusammenziehen und zusammenleben, oder hoffen doch zumindest darauf, mit ihm zusammenbleiben und -leben zu können.

Diese jungen Schwangeren äußern sich nicht konkret zum Thema Heirat, möchten jedoch eine Beziehung zu dritt, weil sie mehrheitlich der Meinung sind, dass das Kind „einen Vater braucht“. Diese Einstellung geht sogar so weit, dass eine der jungen Frauen betont, dass sie mit ihrem Freund zusammenziehen möchte, damit das Kind einen Vater hat, obwohl sie ihm nur wenige positive Eigenschaften zuschreibt und schlechte Erfahrungen mit ihm gemacht hat.

Zwei der künftigen Mütter möchten eine Partnerschaft auf Probe, eine mit dem Ziel, erst einmal zu sehen, ob der Vater des Kindes sich auch als Vater „bewährt“, die andere mit Zweifeln, ob ein Zusammenleben mit dem Partner in einer Wohnung sich positiv gestalten lässt. Sie befürchtet, die Streitereien, die sie mit ihrem Freund immer wieder hat, wirkten sich möglicherweise negativ auf das Kind aus. Sie hat mit dem Vater des Kindes eine komplizierte Konstruktion des sich graduell verlängernden gegenseitigen ‚Besuchwohnens mit Kind‘ in der jeweils eigenen Wohnung der Partner entwickelt. Erst nach einigen Jahren möchte sie dann mit dem Vater des Kindes in einer gemeinsamen Wohnung leben.

Drei der Jugendlichen möchten definitiv nicht heiraten, eine hat erhebliche Bedenken und zwei machten keine Aussage über Ehe- oder Partnerschaftswünsche.

■ Jugendliche Schwangere, deren Freunde und Väter ihrer Kinder nicht mehr präsent sind:

Bei ihnen hat eine vergleichsweise hohe Zahl (fünf) eine dezidiert ablehnende Haltung einer Ehe gegenüber und drei äußern sich ambivalent. Bei diesen acht (von 12 ohne Vater des Kindes) wird deutlich, dass ihre Erfahrungen, während der Schwangerschaft allein und ohne Unterstützung durch die Väter ihrer Kinder zu leben, auch Auswirkungen auf ihre Einstellung zu Heirat und Ehe haben.

Drei der jungen Frauen würden heiraten, „wenn der Richtige“ kommt, und eine von ihnen wünscht sich, mit einem Mann und ihrem Kind zusammenzuleben. Sie hatte, wie sie formuliert, „bis jetzt ja gar keine“ Partnerschaft.

Es kann also gesagt werden, dass sich die in anderen Jugendstudien abzeichnende zunehmende Tendenz, gerade bei sehr jungen Mädchen, durchaus ‚traditionelle‘ Vorstellungen von Ehe und Familie zu äußern, fast immer jedoch verbunden mit dem Wunsch, später berufstätig zu sein, auch in unserer Studie widerspiegelt.

Es kann nicht überraschen, dass der Wunsch nach einer legalisierten Ehe bei den jungen Schwangeren, deren Väter ihrer Kinder präsent sind, deutlich stärker ausgeprägt ist als bei denen, die in der Situation sind, ihre Kinder ohne den Vater der Kinder zu bekommen. Sie haben die Erfahrung gemacht, dass auf die Väter der Kinder wenig Verlass ist und entwickeln nicht zuletzt vor diesem Hintergrund vergleichsweise häufiger eine ablehnende Haltung einer Ehe gegenüber.

Vorstellungen von Ehe/Partnerschaft

Auf ihre Vorstellungen von Ehe/Partnerschaft befragt, formulieren die Jugendlichen u.a. Wertvorstellungen, die ihnen in

„meine Sache“ – Lebensentwürfe

einer Partnerschaft wichtig sind. Der am häufigsten genannte Wert ist der der Treue.

„**Konstanze:** *Ja, dass er treu ist und dass ich treu bin (lacht).*
(18 Jahre, Kleinstadt, mit V.d.K.)“

Treue hat für die jungen Frauen einen hohen Stellenwert. Nicht nur wollen sie selbst treu sein, sie erwarten besonders auch von ihren Partnern, dass sie ihnen treu sind, nicht ‚fremd gehen‘ und betonen explizit die erforderliche Gegenseitigkeit von Treue. Die ebenfalls sehr häufig genannten Werte Ehrlichkeit/Offenheit und Vertrauen werden meist in Verbindung mit Treue genannt. Die Verbindung dieser Werte lässt sich dahingehend interpretieren, dass die jungen Frauen Untreue auch als mangelnde Ehrlichkeit/Offenheit und als Vertrauensbruch verstehen. Wenn diesen Werten in einer Beziehung nicht Rechnung getragen wird, sehen sie sich hintergangen und stellen den ganzen Sinn der Beziehung deutlich in Frage.

„**Vanessa:** *Ehrlichkeit und Vertrauen muss in einer Beziehung sein, sonst hat die Beziehung gar keinen Sinn... und nicht fremdgehen, das muss in der Beziehung da sein, das Vertrauen (dass der andere nicht fremdgeht), sonst hat es gar keinen Sinn.*
(15 Jahre, Mittelstadt, mit V.d.K.)“

Interessant erscheint in diesem Zusammenhang, dass Vertrauen auch vergleichsweise häufig von den jungen Schwangeren genannt wird, deren Väter ihrer Kinder nicht mehr präsent sind. Hier kann angenommen werden, dass sie diesen Wert als besonders wichtig ansehen, weil sie ihre Erfahrung, verlassen worden zu sein, als massiven Vertrauensbruch interpretieren.

Auffallend ist, dass die jugendlichen Schwangeren in der Häufigkeit ‚Liebe‘ erst an vierter Stelle nennen. Sowohl die relativ geringe Zahl der Nennungen dieses ‚klassischen‘ Wertes, als auch die Rangfolge innerhalb der Äußerungen in einer Reihe von Interviews macht deutlich, dass dieses ‚ro-

mantische‘ Ideal einer Beziehung für die Befragten wohl keinen so hohen Stellenwert zu haben scheint, wie vor dem Hintergrund ihres jungen Alters erwartet werden könnte. Hier wird u.a. deutlich, dass die Tatsache, in diesem jugendlichen Alter schwanger zu sein, die Relevanz anderer Werte in den Vordergrund rückt und Werte eine größere Bedeutung erlangen, die auf Beständigkeit und Verlässlichkeit in der Beziehung verweisen.

„**Jasmin:** *Treue, kein Fremdgehen, gar nichts, Liebe.*

Int.: *Aha, was heißt denn Liebe für dich?*

Jasmin: *Ja, so kuscheln oder irgendwie so was, ja, Zärtlichkeit, liebevoll sein, keine Streitereien.*
(20 Jahre, Mittelstadt, mit V.d.K.)“

Weiter betonen die Befragten die Werte des gegenseitigen Respekts und der Rücksichtnahme aufeinander. Eine 17-Jährige formuliert die Bedeutung dieser Werte wie folgt:

„**Aylien:** *Ja, also, dass man sich vertrauen kann...dass man einander respektiert und Rücksicht aufeinander nimmt, dass man sich auf jeden Fall liebt, das ist wichtig, ja. Ja, auf jeden Fall Rücksicht auf den anderen nehmen.*
(17 Jahre, Großstadt, mit V.d.K.)“

Neben Respekt ist auch gegenseitige Toleranz ein Wert, der von den Jugendlichen für eine Beziehung als wichtig angesehen wird.

„**Sabine:** *Aber ne gute Beziehung, ja, das ist dann, wenn für beide die gleichen Werte am wichtigsten sind. Also wenn man, wenn man Vorstellungen hat, was man im Leben am meisten achten will, ja dass man, ja dass das möglichst gleich ist. Dann kann man auch ‚ne Beziehung zusammen haben. Und das... (sind) für mich Respekt und Toleranz. Und wenn das der andere auch hat, dann kann ich mir das schon vor-*

stellen. Aber dann müssen auch die Auffassungen von Respekt und Toleranz einigermaßen gleich sein (lacht).

(19 Jahre, Kleinstadt, ohne V.d.K.) “

Diese von den Jugendlichen genannten Wertvorstellungen machen – gleichsam zwischen den Zeilen gelesen – deutlich, dass sie zum überwiegenden Teil hohe Erwartungen an ihre gegenwärtigen oder zukünftigen Partner und an die Beziehung mit ihnen haben. Aus den Äußerungen kann jedoch nicht ohne weiteres geschlossen werden, dass die Jugendlichen auch glauben, dass sich diese Vorstellungen immer auch ungebrochen realisieren lassen. Dem stehen z.T. auch negative Erfahrungen entgegen – besonders bei den jungen Frauen, deren Partner nicht mehr präsent sind, aber auch bei einigen jungen Schwangeren, die mit den Vätern ihrer Kinder noch zusammen sind und mit ihnen schon Erfahrungen wie Unzuverlässigkeit, Unehrllichkeit oder Untreue gemacht haben.

Bei der Formulierung dieser Werte wird aber auch deutlich, dass es sich um eine Art ‚sprachlichen Rückzugs‘ in Begriffe handelt, von denen die Jugendlichen annehmen und annehmen können, dass sie von der Interviewerin schon verstanden werden. Es handelt sich dabei jedoch um mehr oder weniger beliebig interpretierbare und für die meisten der Jugendlichen wohl kaum präzise formulierbare Vorstellungen. Nachfragen, was sie jeweils darunter verstehen, konnten selten beantwortet werden oder machten deutlich, welche z.T. diffusen Vorstellungen hinter diesen konventionalisierten Begrifflichkeiten stecken (vgl. oben das Zitat aus dem Interview mit Jasmin).

Zusammenfassung

Aus den ersten vorgestellten Analyseergebnissen wird ersichtlich, dass die jugendlichen Schwangeren in Bezug auf ihre künftige Planung eines Lebens mit Kind höchst komplexen Anforderungen ausgesetzt sind, die sie mehr oder weniger kurzfristig zu bewältigen haben. Bei einer größeren Zahl der jugendlichen Schwangeren zeigt sich, dass

u.a. die erstaunlich hohe Präsenz der werdenden Väter und ihre als ermutigend und unterstützend empfundenen Reaktionen auf die Schwangerschaft es den jungen Frauen ermöglicht, ihre Lebensentwürfe mit Kind optimistisch anzugehen und die ihnen wichtigen beruflichen Ziele – wenn auch zeitverzögert – weiter zielgerichtet anzustreben. Die verbreitete, großenteils durchaus optimistische Grundhaltung gegenüber einem zukünftigen Leben mit Kind in jugendlichem Alter kann als Antwort auf die Frage ‚Was nun?‘ mit einem entschiedenen ‚Nun denn‘ beantwortet werden.

Unsere Interviewpartnerinnen haben sich für das Austragen ihrer Schwangerschaft in den meisten Fällen bewusst entschieden und zeigen – gleichsam in einem Reifungsschub – ein hohes Maß an Verantwortung ihren noch ungeborenen Kindern gegenüber. Dieses oft explizit formulierte Verantwortungsbewusstsein schlägt sich bei vielen von ihnen in konkreten und auch realistischen Planungen ihres zukünftigen Berufs- und Privatlebens nieder. Dieses hohe und zielgerichtete Aspirationsniveau ist jedoch auch verbunden mit Ängsten und Zweifeln, ob sie das alles auch ‚schaffen‘. Dabei wird (aus hier nicht präsentierten Analyseergebnissen) aber auch deutlich, dass die jungen Frauen nicht nur lebensweltlich orientierte Unterstützung brauchen, sondern sie – wie individuell differenziert auch immer – z.T. auch selbstbewusst bis kritisch einfordern.

P.D. Dr. Monika Friedrich
Universität Münster, Institut für Soziologie



Barbara Genschow
Frankfurt a.M.

Lebensplanung von Mädchen und jungen Frauen in Mecklenburg-Vorpommern

Diese Studie entstand in Zusammenarbeit mit dem Institut für Politik- und Verwaltungswissenschaften und dem Institut für Soziologie der Universität Rostock. Ziel der von der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten der Landesregierung Mecklenburg-Vorpommern im März 1998 in Auftrag gegebenen Studie war es, die Lebensplanung von Mädchen und jungen Frauen im städtischen und ländlichen Bereich sowie in wirtschaftlich unterschiedlich strukturierten Regionen des Landes zu analysieren und ihre Erwartungen an Politik und Wirtschaft zu erfragen.

Vorbemerkungen

Die Untersuchungsergebnisse basieren auf 512 quantitativen (Fragebogen) sowie 42 qualitativen Befragungen (Interviews) von Mädchen und jungen Frauen vorwiegend im Alter zwischen 15 und 25 Jahren. Die theoretische Ausgangsbasis für die Studie bildeten die in der wissenschaftlichen Literatur beschriebenen ‚Grundtypen von Lebensplanungskonzepten‘. In der jüngeren soziologischen Literatur wird von vier weiblichen **Lebensplanungstypen** ausgegangen, die wie folgt kurz beschrieben werden:

- Die Familie steht im Zentrum der traditionellen weiblichen Lebensplanung. Die Mädchen und jungen Frauen, die diesem Lebensplanungskonzept zuzuordnen sind, stellen Liebe, Ehe und Mutterschaft in den Mittelpunkt ihrer Wünsche. Nach der Schule und eventueller Berufsausbildung ist es für sie wichtig, einen geeigneten Partner zu finden, zu heiraten, Kinder zu bekommen und ganz für die Familie da zu sein.

Der Anteil junger Frauen, für die dieser Typus der Lebensplanung attraktiv ist, hat in den letzten Jahren in der gesamten Bundesrepublik stark abgenommen.¹ An seine Stelle trat ein ‚modernisierter‘ Typ familienzentrierter Lebensplanung. Dieser unterscheidet sich vom traditionellen dadurch, dass die jungen Frauen zunächst schon Wert auf eine Berufsausbildung legen und eine gewisse Selbständigkeit im jungen Erwachsenenalter anstreben, dies alles erfolgt jedoch unter dem Gesichtspunkt der späteren Eheschließung und Familiengründung. Nach der Geburt der Kinder wollen sie zunächst so lange zu Hause bleiben, bis sie den Eindruck haben, dass ihre Kinder sie nicht mehr rund um die Uhr brauchen. Wenn die Kinder das Kindergarten- bzw. Schulalter erreicht haben, planen sie die Wiederaufnahme ihrer Berufstätigkeit, allerdings i.d.R. nur als Teilzeitbeschäftigung zur Aufbesserung des Familienetats und nicht vordergründig im Sinne der Selbstverwirklichung.²

¹ Vgl. dazu B. Geissler, M. Oechsle (1996), *Lebensplanung junger Frauen*, Weinheim, S. 131-167

² Vgl. ebenda, S. 168-189

- Der zweite weibliche Lebensplanungstyp wird in der Literatur als ‚Typus der berufszentrierten Lebensplanung‘ bezeichnet. Er zeichnet sich dadurch aus, dass Frauen, die diesen Weg für sich wählen, den Wunsch haben, ein Leben lang berufstätig zu sein, Karriere zu machen, und notfalls auch bereit sind, auf Kinder zu verzichten bzw. ihren Kinderwunsch in eine spätere Lebensphase zu verschieben. Orientierungsgröße für sie ist der berufstätige Mann.³
- Daneben gibt es Mädchen und junge Frauen, die für sich ein neues Verhältnis von Arbeit und Leben entwerfen. Konkret sieht das so aus, dass sie ihre Lebensplanung völlig individualisieren (= Typ 3), d.h., für sie haben Selbstbestimmung und Selbstverantwortung einen höheren Stellenwert als Karriere, Ehe und Familie. Ihr Lebenslauf ist durch Diskontinuität und Flexibilität gekennzeichnet.⁴ Andererseits gibt es Mädchen und junge Frauen, die eine Lebensplanung generell verweigern. Auch sie sind dem o.g. Typus zuzuordnen. Kennzeichnend für sie ist u.a. die Suche nach dem eigenen Leben, frei von jeglichen Zwängen. Sie leben, so gesehen, nur in der Gegenwart, d.h. von einem Tag auf den anderen.⁵
- Der vierte Typ beinhaltet eine doppelte Lebensplanung. Die jungen Frauen, die diesem Modell zuzuordnen sind, streben eine Balance zwischen Beruf und Familie an. In einer Phase der verlängerten Adoleszenz, d.h. durch das Hinausschieben des Erwachsenwerdens, versuchen Mädchen und junge Frauen, ihren Traumberuf zu finden und zu erlernen. Berufstätigkeit ist für sie nicht nur unter dem Gesichtspunkt der finanziellen Unabhängigkeit wichtig, sondern Bestandteil ihres Selbstverwirklichungsanspruches. Die Familienphase wird von ihnen bewusst geplant, i.d.R. wenn sie beruflich Fuß gefasst haben, sich Kinder leisten und ihnen etwas bieten können. In der Partnerschaft wollen sie gleichberechtigt, d.h. nicht abhängig sein. Nach einer kurzen Familienphase wollen Frauen, die diesem Typus zugeordnet werden können, wieder voll in den Beruf einsteigen.



In der DDR war es für die Mehrzahl der Mädchen und Frauen selbstverständlich, ein Leben lang berufstätig zu sein. Dabei rangierten ihre beiden wichtigsten Lebenswerte – Berufsarbeit und Familie/Kinder – meist gleichgewichtig nebeneinander. So gaben bei einer Familienbefragung im Jahre 1982 über 60% der Zwanzig- bis Vierzigjährigen an, dass beide Lebensbereiche für sie gleichermaßen bedeutsam seien.⁶ Kaum eine Frau wollte ausschließlich Hausfrau sein oder für einen längeren als den staatlich zugestandenen Zeitraum vor und nach der Geburt eines Kindes aus dem Erwerbsprozess ausscheiden.⁷ Berufsarbeit war für Frauen in der DDR ein unverzichtbares Element ihrer Lebensplanung. Sie bedeutete nicht nur Selbstbestätigung und Lebenssinn, sondern auch finanzielle Unabhängigkeit vom Mann und die Chance, die eigene Lebensform frei wählen zu können.

Der Anteil dieser zwischen Beruf und Familie ‚vereinbarungsorientierten‘ Frauen hat nach der Vereinigung nicht ab-, sondern weiter zugenommen. Im Jahre 1992 sprachen sich in einer Familienbefragung 76% der Frauen bis zum 40. Lebensjahr für eine Gleichgewichtigkeit zwischen Erwerbsarbeit und Familie mit Kindern aus. Im Jahr 1996 waren es sogar 81%.⁸ Die Zahl der fa-

³ Vgl. ebenda, S.191-233

⁴ Vgl. ebenda, S. 235-257

⁵ Vgl. ebenda, S. 259-267

⁶ Vgl. J. Gysi, D. Meyer (1992): Leitbild: berufstätige Mutter – DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Ehe, in Hellwig, G.; Nickel, H.M. (1945-1992), (Hg): Frauen in Deutschland, Berlin, S. 141

⁷ Vgl. dazu C. Hübner (1997): Auswirkungen des Transformationsprozesses auf die Situation von Frauen in Mecklenburg-Vorpommern, in: Rostocker Informationen zu Politik und Verwaltung, H.8, Rostock

⁸ Vgl. Frauen wollen Arbeit und Kinder, in: Norddeutsche Neueste Nachrichten (NNN), 27.3.1996

„meine Sache“ – Lebensentwürfe



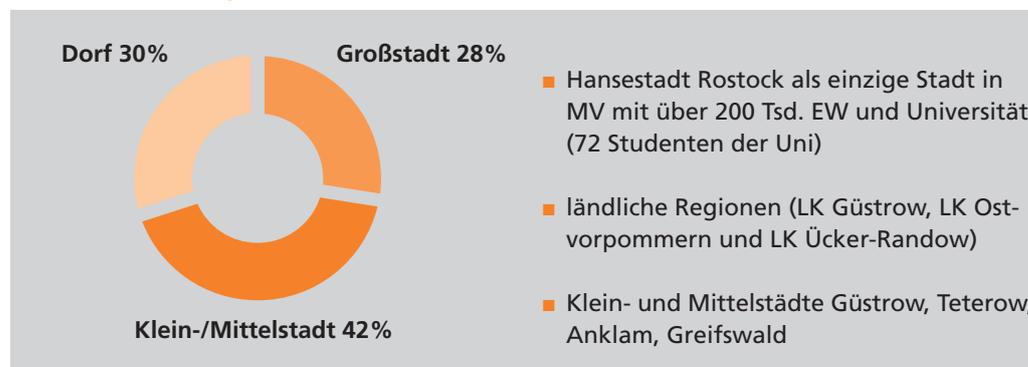
milienorientierten Frauen – also der Frauen, für die in der Hierarchie die Familie den ersten Rang einnahm – hat sich von 38% (1982 und 1988) auf 13 %⁹ (1996) reduziert. Die Gruppe der vorrangig berufsorientierten Frauen ist dagegen nur um ein Prozent auf nunmehr 2% gestiegen.¹⁰ Auf der ande-

ren Seite halten jedoch auch nur 5% der ostdeutschen Frauen das Hausfrauendasein für erstrebenswert.¹¹

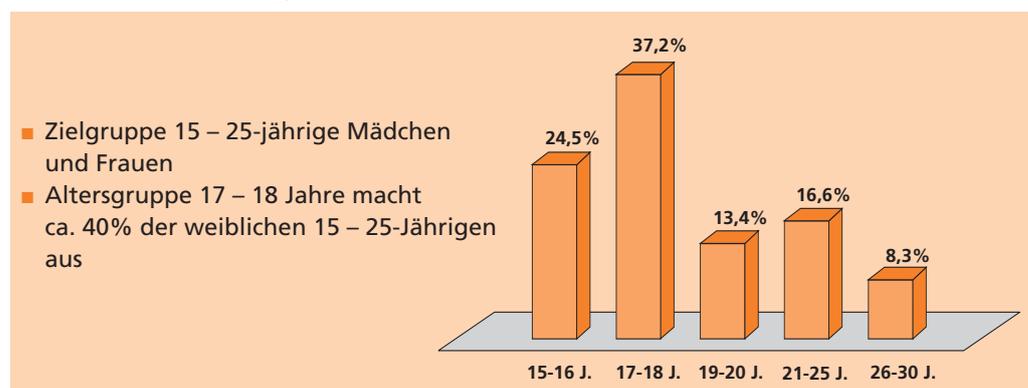
Diese allgemeinen Aussagen zur Lebensplanung von Mädchen und jungen Frauen in Mecklenburg-Vorpommern bildeten den Hintergrund für die Befragung. Konkret sollte ermittelt werden, inwiefern der in der DDR vorherrschende Lebensplanungstyp ‚Doppelorientierung‘ auch unter den neuen Bedingungen in Mecklenburg-Vorpommern prägend ist, oder ob es in den acht Jahren seit dem Beitritt der DDR zum Geltungsbereich des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland zu einer stärkeren Ausdifferenzierung im Sinne der o.g. vier Grundtypen von Lebensplanung gekommen ist.

Nachfolgend sind die wichtigsten Ergebnisse der Studie in Grafiken und Diagrammen dargestellt.

Wohnort der Befragten



Altersstruktur der Befragten

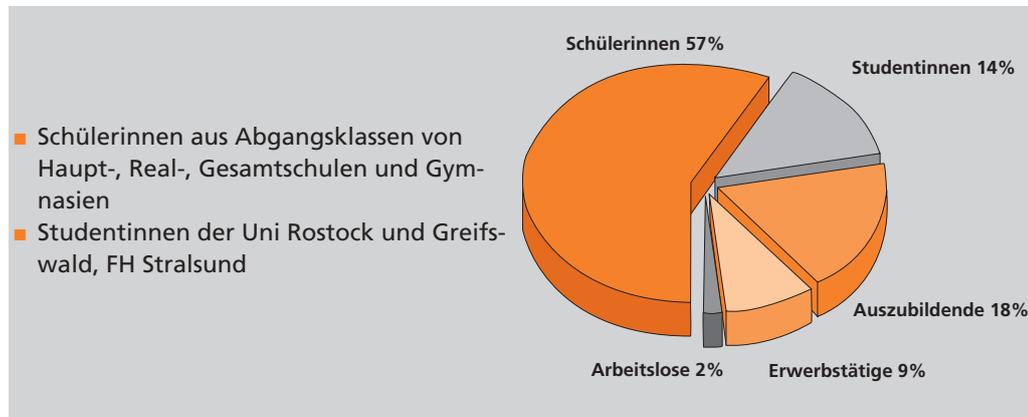


⁹ ebenda

¹⁰ Vgl. Gysi, Meyer, s.a.a.O., S.142

¹¹ Vgl. Ostdeutsche Frauen suchen beruflichen Erfolg, in: Ostseezeitung, 2.4.1997

Status der Befragten



Wesentliche Untersuchungsergebnisse

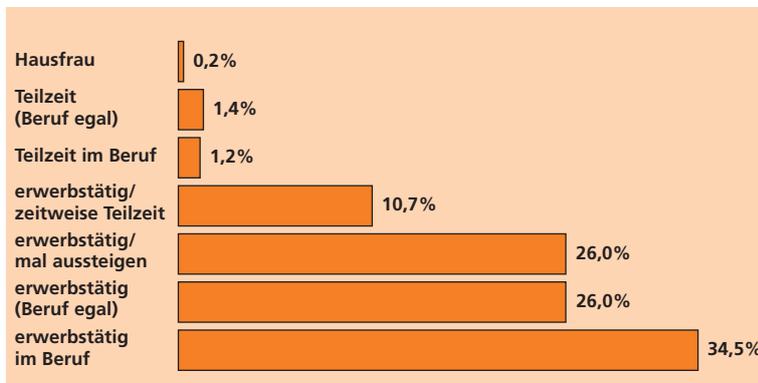
	Berufs- und Arbeitsleben	Familie und Partnerschaft	Freizeit	politische/soziale Tätigkeiten
Pläne für die Zukunft				
viele	65%	54%	53%	10%
keine	2%	9%	5%	41%
unsicher	33%	37%	42%	49%
Zukunftsgefühle				
positive	23%	55%	59%	6%
negative	19%	2%	3%	35%
unsicher	58%	43%	38%	59%
Aktivitäten, um die Ziele zu erreichen				
aktiv werden	76%	47%	57%	9%
auf sich zukommen lassen	4%	25%	8%	52%
unsicher	20%	28%	35%	39%

■ Mädchen und junge Frauen haben **kein festgelegtes Konzept** oder fertige Pläne für ihr künftiges Leben. Zwei Drittel der Befragten haben aber „viele Pläne“ für das Berufs- und Arbeitsleben entwickelt, und sie haben konkrete Vorstellungen über ihr zukünftiges Leben. Der Typ der „doppelten Lebensplanung“ dominiert nach wie vor. Beruf und Familie spielen gleichermaßen eine Rolle bei den Lebensentwürfen, wobei die überwiegende Mehrheit erst im Beruf Fuß fassen möchte und dann irgendwann Familie und Kinder haben will.

■ **Berufs- und Erwerbstätigkeit** nimmt einen hohen Stellenwert in den Lebensplanungen der Mädchen und jungen Frauen ein. Dauerhaft erwerbstätig möchten fast zwei Drittel der Befragungsteilnehmerinnen sein, jede Vierte kann sich vorstellen, mal eine gewisse Zeit auszusteigen. In Teilzeit wollen 13% arbeiten und nur zwei junge Frauen können sich ein Dasein als Hausfrau vorstellen. Berufstätigkeit für Frauen wird als wichtiger Bestandteil eines selbstbestimmten Lebens bewertet.

„meine Sache“ – Lebensentwürfe

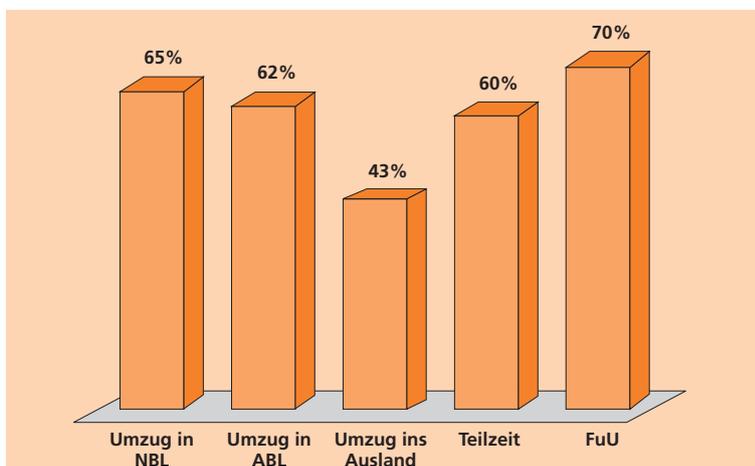
Zukünftiges Berufsleben



■ Für die **Berufswahl** waren für die befragten Mädchen und jungen Frauen in erster Linie Interessen und Neigungen sowie der Wunsch Selbstverwirklichung ausschlaggebend. Sie möchten nicht nur Geld verdienen, sondern sich mit ihrem Beruf identifizieren.

■ **Arbeitslosigkeit** wird von den meisten Befragten als gesellschaftliches und nicht als individuelles Problem wahrgenommen. Entsprechend gilt Arbeitslosigkeit als Bedrohung und erzeugt Angst, weil sie mit Depression, Nutzlosigkeit, Verzweiflung usw. verbunden ist und Perspektivlosigkeit erzeugt. In Hinsicht auf die Vermeidung oder Beendigung von Arbeitslosigkeit wären zwei Drittel der Mädchen und jungen Frauen bereit, in andere Bundesländer zu ziehen. Einen Arbeitsplatz im Ausland würden sogar 43% der Befragten akzeptieren.

Um meine Arbeit zu erhalten, würde ich ...

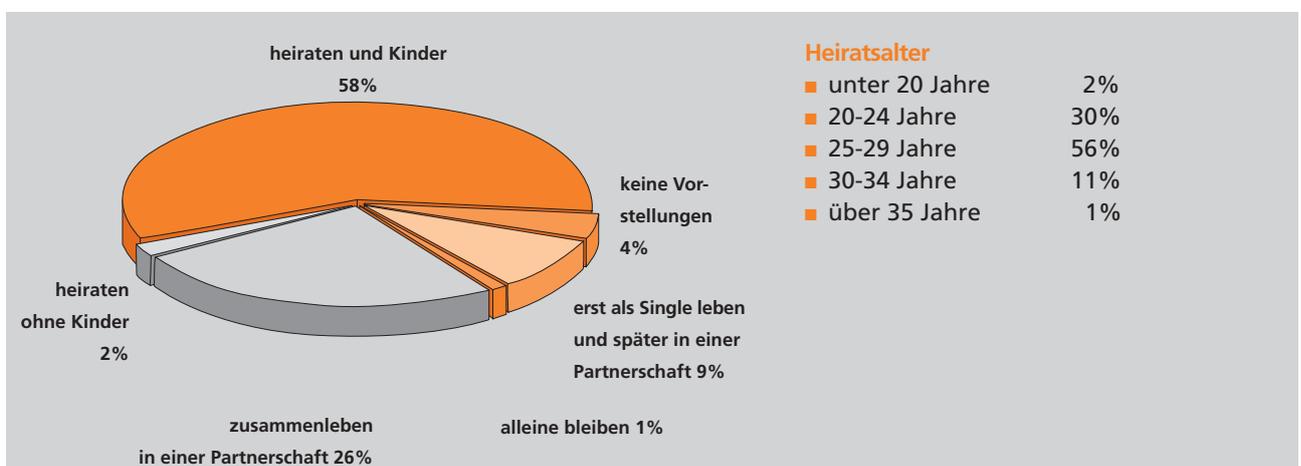


Das wird auf keinen Fall akzeptiert:

- 76% schlechtes Arbeitsklima
 - 61% ABM
 - 55% geringe Bezahlung
- ABL: alte Bundesländer
NBL: Neue Bundesländer
FuU: Fortbildung u. Umschulung

■ **Ehe und Familie** sind fester Bestandteil der Lebensplanung. 60% der Befragten wollen die Ehe und jede Vierte eine feste Partnerschaft. Kinder wollen 95% der befragten Mädchen und jungen Frauen. Im Durchschnitt möchten sie ihr erstes Kind mit ca. 26 Jahren bekommen und mit 32 Jahren wollen sie ihre Kinderwünsche abgeschlossen haben. Die überwiegende Mehrheit wünscht sich zwei Kinder und nur 5% wollen keine Kinder haben.

Ehe und Partnerschaft



Heiratsalter

- unter 20 Jahre
 - 20-24 Jahre
 - 25-29 Jahre
 - 30-34 Jahre
 - über 35 Jahre
- | | |
|----------------|-----|
| unter 20 Jahre | 2% |
| 20-24 Jahre | 30% |
| 25-29 Jahre | 56% |
| 30-34 Jahre | 11% |
| über 35 Jahre | 1% |

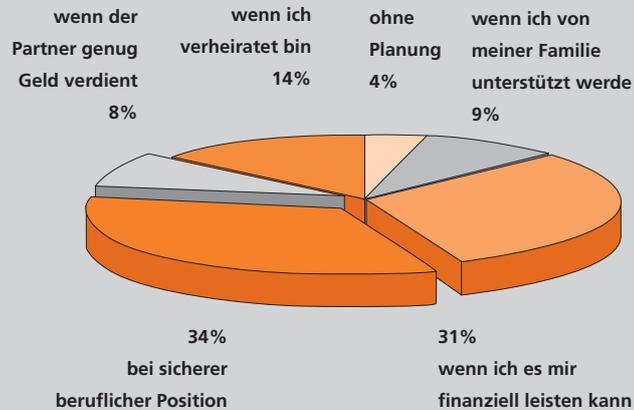
Realisierung des Kinderwunsches

Kinderanzahl

- kein Kind 5%
- 1 Kind 20%
- 2 Kinder 58%
- 3 und mehr Kinder 17%

Durchschnittsalter bei Geburt des

- 1. Kindes 26,5 Jahre
- 2. Kindes 28,7 Jahre
- 3. Kindes 32,6 Jahre



- Probleme, die mit der **Vereinbarkeit von Beruf und Familie** verbunden sind, halten die meisten der befragten Mädchen und jungen Frauen für lösbar. Dabei spielen notwendige und gesellschaftliche Rahmenbedingungen, um berufliche und persönliche Lebensvorstellungen realisieren zu können, eine wichtige Rolle. Die wichtigste Rahmenbedingung besteht in der beruflichen Gleichberechtigung und Gleichbehandlung (90%) gegenüber Männern. Fast drei Viertel der Befragungsteilnehmerinnen sehen ausreichend vorhandene Kinderbetreuungsmöglichkeiten als notwendige Rahmenbedingung und wünschen sich eine bessere Familienförderung.
- Aufgrund der großen Unsicherheit über die Chance beruflicher Einstiegs- und Entwicklungsmöglichkeiten in Mecklenburg-Vorpommern ist ein relativ großes Potential an **abwanderungsbereiten Mädchen**

und jungen Frauen vorhanden. Auf die Frage, ob sie sich vorstellen können, in zehn Jahren noch in Mecklenburg-Vorpommern zu leben, antworteten 56% mit „nein“. Da Berufstätigkeit ein wesentlicher Bestandteil der Lebensplanung ist, ist es für sie kein großes Problem, ihre Chancen anderswo zu suchen.

Außerdem gelten Flexibilität und Mobilität in der bundesdeutschen Gesellschaft als positive Eigenschaften. Eine lebenslange Berufstätigkeit scheint untrennbar mit der Bereitschaft zum Ortswechsel verbunden zu sein. Wenn die befragten Mädchen und jungen Frauen sich damit identifizierten, kann das auch als positive Entwicklung interpretiert werden. Sie setzen sich eben aktiv für ihre Ziele ein. Andererseits verliert Mecklenburg-Vorpommern dadurch gerade die jungen Menschen, die Träger der wirtschaftlichen Entwicklung sein könnten.

Barbara Genschow
WIMES-Wirtschaftsinstitut
für Marktforschung, Evaluation
und Strukturentwicklung, Rostock



Anneke Garst
Bremen

Ausweg oder Sackgasse: Schwanger mit 14! Praxis- bericht aus dem Wohnprojekt für junge Mütter

Casa Luna ist eine stationäre Einrichtung und betreut junge schwangere Mädchen und junge Mütter im Alter von 15 bis 21 Jahren. In Einzelfällen liegt das Alter unter 15 Jahren. Der Träger von Casa Luna ist der Verein Kriz – Bremer Zentrum für Jugend- und Erwachsenenhilfe e.V.

Casa Luna ist eine Mädchenspezifische Einrichtung. Die Arbeit ist parteilich und ganzheitlich. Es gilt, die Entwicklung der eigenen Wertschätzung, die Geschlechterrollenidentität, das Durchsetzungsvermögen, die Übernahme von Verantwortlichkeiten und die selbstbestimmte Lebensführung zu fördern und zu stärken. Das Muttersein der Mädchen gehört ebenso zu ihrer Gesamtperson wie ihre Jugendlichkeit. Die Mutterrolle bringt somit zusätzliche Schwierigkeiten in ihrer Lebensbewältigung mit sich, ohne sie darauf zu reduzieren. Die familiären Hintergründe der jungen Mädchen sind oft von wenig Unterstützungspotential gekennzeichnet. Die Schwangerschaft des Mädchens belastet die Familie so stark, dass als einzige Reaktion ein „Rausschmiss“ möglich scheint. Die Schwangerschaft wird die Ursache dafür, dass die Mädchen ihr gewohntes Umfeld verlassen müssen.

Pädagogische Inhalte in der Einrichtung sind: Alltagsbewältigung, die Versorgung des Kindes, der Aufbau einer stabilen Mutter-Kind-Beziehung und das Entwickeln einer Berufs- und Lebensperspektive.

Beobachtungen und Erfahrungen aus der langjährigen Arbeit mit minderjährigen Müttern zum Thema Liebe und Sexualität

Ein hoher Prozentsatz der jungen Mädchen, die bei uns wohnen, sind nicht in der Lage, sich ihrer eigenen Sexualität langsam und

altersgerecht zu nähern. Vorsichtiges Ausprobieren und Entdecken kennen sie nicht. Viele haben bereits in jungen Jahren sexuelle Gewalterfahrungen machen müssen. Mädchen, die sehr früh Missbrauch erfahren haben, mussten häufig schon sehr jung die Herkunftsfamilie verlassen und sind in Heimen oder Pflegefamilien aufgewachsen. Die Jugendlichen zeigen Orientierungs- und Haltlosigkeit auch in persönlichen Beziehungen. Auf der Suche nach Geborgenheit und Liebe können sie daher noch keine stabile Liebesbeziehung eingehen. Sie suchen immer wieder ihnen bekannte, alte Beziehungsmuster, in denen Sexualität mit Gewalt verknüpft ist. Alkohol und Drogen spielen hier vielfach eine Rolle.

Verhütung

Die meisten Mädchen haben sich nicht bewusst für eine Schwangerschaft entschieden. Auf die Frage, warum sie schwanger geworden sind, erfolgt meistens die Antwort: „Ich habe die Pille vergessen, oder nach einer alkoholisierten Nacht die Pille wieder erbrochen.“ Auch die unbedingt erforderliche sehr genaue und regelmäßige Einnahme der Pille erfordert eine starke Disziplin und eine feste Tagesstruktur, die die meisten Mädchen in dem Alter noch nicht haben. Einige trauen sich nicht den Weg zum Frauenarzt zu machen, um sich die Pille verschreiben zu lassen. Außerdem wollen viele Frauenärzte die Zustimmung

der Eltern, bevor sie einem jungen Mädchen die Pille verschreiben.

Die Verantwortung für die Verhütung liegt leider immer noch bei den Mädchen und Frauen. Die Benutzung von Kondomen wird von den Partnern der Mädchen häufig strikt abgelehnt. Die Befriedigung der Lust geht über die Konsequenz und Verantwortlichkeit. Auch wird von den Mädchen des Öfteren behauptet, dass das Kondom geplatzt sei. Im Umgang mit dem Kondom herrscht bei den Jugendlichen Befangenheit und Unsicherheit in der Handhabung. Sie empfinden die Benutzung eines Kondoms als fremd und unangenehm und halten es nicht für 100 % sicher.

Die schwangeren Mädchen, die zu uns kommen, sind noch sehr jung. Manche sind gerade 13 Jahre alt und haben noch keinen regelmäßigen Menstruationszyklus. Sie wissen nicht, wann die fruchtbaren Zeiten sind und alle Fragen diesbezüglich werden als „peinlich“ empfunden, denn man möchte sich keine Blöße geben, noch nicht alles zu wissen. Einige Mädchen aus der Einrichtung berichten, gleich beim „ersten Mal“ schwanger geworden zu sein. Das ‚erste Mal‘ erfolgt für die Mehrheit der Jugendlichen ungeplant. Es gibt ein vages Gefühl „es könnte bald passieren“. Das ‚erste Mal‘ kommt überraschend und auf die Verhütung wird verzichtet.

Schwangerschaft

Die Entscheidung, das Baby zu behalten und nicht abzutreiben, wird von vielen bewusst getroffen. Manche verheimlichen die Schwangerschaft vor Freunden und vor der Familie über die kritischen 12 Wochen hinaus. Sie wollen das Kind, haben aber Angst, den Fragen und vor allem dem Drängen der Familie nicht gewachsen zu sein und letztendlich gegen ihren Willen abzutreiben. Sehr junge Mädchen (13/14 Jahre) erfahren vielfach selbst erst sehr spät, dass sie schwanger sind, denn ihr Zyklus ist noch nicht so regelmäßig. Eine Abtreibung kommt dann häufig nicht mehr in Frage. Die Mädchen, die zu uns kommen, haben sich bereits für das Kind entschieden. Dies hängt damit zusam-

men, dass die Einrichtung ‚Casa Luna‘ Schwangere ab der 13. Woche aufnimmt. Die Mädchen haben sich also bereits vor der Kontaktaufnahme mit uns für das Austragen des Kindes entschieden.

Die Familie, das Jugendamt und Gleichaltrige glauben häufig, dass so junge Mütter die Erziehung eines Kindes kaum schaffen können. Die Mädchen jedoch schätzen ihre eigenen Fähigkeiten diesbezüglich ziemlich hoch ein. Sie meinen auf vieles verzichten zu können, wenn das Baby erst einmal da ist. Außerdem sei es doch schön und leicht mit einem so winzigen Wesen zu knuddeln und zu schmusen. Windeln wechseln wäre auch nicht so schwer und das Übrige klappe dann schon. Ihnen fehlt die realistische Vorstellung von der physischen und psychischen Belastung, die auf sie zukommt.

Für die Mädchen bedeutet die Schwangerschaft auch die Chance eines Neubeginns. Durch Konflikte in der Familie, Pflegefamilie und mit dem Freund wird unter Umständen eine Schwangerschaft unbewusst herbeigewünscht. Dass die Schwangerschaft als Antwort auf diese Konflikte zu neuen ungeahnten Problemen führt, ahnen sie nicht. Manchen Mädchen hat die Schule schon lange keinen Spaß mehr gemacht oder die Schule wurde nur noch unregelmäßig besucht. Ein Abschluss war nicht in Sicht. Die Schwangerschaft/Mutterschaft bietet nun die Legitimation, auf die Schule verzichten zu können. Die meisten Mädchen, die im Casa Luna wohnen, sind schulpflichtig und müssen noch ihren Hauptschulabschluss machen.

Außerdem bietet die Schwangerschaft und das Muttersein einen anerkannten gesellschaftlichen Status. Der Staat befürwortet dies und belohnt das Verhalten in Form von Erziehungsurlaub und Erziehungsgeld. Es kann Rücksichtnahme der gesellschaftlichen Anforderungen (z.B. Schule, Ausbildung) eingefordert und gleichzeitig Anerkennung – etwas geschafft zu haben – erworben werden.

Projekte



Quelle: Casa Luna, Bremen



Quelle: Casa Luna, Bremen

„meine Sache“ – Lebensentwürfe

Für die jungen Mütter ist es ganz wichtig, endlich etwas ‚Eigenes‘ zu haben, das nur ihnen gehört. Sie wollen das Baby so versorgen, wie sie es für richtig empfinden. Dies geschieht manchmal in starker Konkurrenz zur eigenen Mutter. Obwohl häufig mit der Schwangerschaft auch die Hoffnung verbunden ist, den Partner zu halten, realisiert sich dies in den wenigsten Fällen. Der Vater des Kindes scheint bei der Entscheidung für oder gegen das Kind keine ausschlaggebende Rolle zu spielen. Für viele Väter hört ihre Verantwortlichkeit spätestens beim Bekanntwerden der Schwangerschaft auf. In über 60–70% der Fälle wird ein Vaterschaftsprozess vom Jugendamt angestrebt.

Die letzten Wochen der Schwangerschaft sind mühsam und vor allem die Geburt wird von den jungen Mädchen wie ein brutaler Eingriff in ihren Körper erlebt. Sie müssen ihre intimsten Bereiche zeigen und haben sich niemals vorstellen können, dass die Geburt solche Schmerzen bereiten könnte.

Nach der Geburt

Manche Mädchen sind nach der Geburt wie in einem Schockzustand. Das lang ersehnte Baby ist da, aber wer bin ich nun? Bin ich noch Kind oder plötzlich Frau? Ist mein Körper überhaupt noch von mir? Viele erleben ihren Körper als sehr fremd nach der Geburt. Der Bauch ist nicht schnell genug wieder in seiner alten Form, wie vor der Schwangerschaft. Es gibt Schwangerschaftsstreifen, die ihren Körper verunzieren. Sie mögen sich nicht mehr in Bikini oder Badeanzug zeigen. Die Angst, dass beim Stillen der Busen nun auch noch unattraktiv wird, und die Angst vor der engen Intimität mit dem Kind, hält einige Mütter vom Stillen ab. Außerdem ist es ihnen ‚peinlich‘ in der Öffentlichkeit stillen zu müssen, weil das Baby bei Karstadt nun mal gerade schreit und Hunger hat. Ihm eine Flasche zu geben wirkt da viel sauberer und unverfänglicher. Jede(r) kann das Baby mit der Flasche füttern, stillen kann aber nur die Mutter! Dieses bedeutet eine enorme Abhängigkeit und Bindung an das Kind. Es ist nicht möglich, länger als 3 Stunden getrennte Wege

zu gehen. Das Kind muss überall mit hin genommen werden. Dieses halten die Mädchen meistens nicht aus. Sie sind froh das Baby mal „abgeben“ zu können an einen Freund, eine Freundin, an die Familie oder an die Betreuerinnen des Hauses.

Wenn das Baby geboren ist, werden die Träume rasch von der Wirklichkeit eingeholt. Die ersten Tagen und Wochen sind noch harmonisch, doch wenn das Baby immer mehr sein eigenes Recht einfordert, wach ist, wenn Mutter schlafen will, schreit, wenn es nun gar nicht passt, oder einfach nicht wieder aufhören möchte zu schreien, ist die junge Mutter sehr schnell überfordert. Sie ist selber noch ein Kind mit kindlichen Bedürfnissen und muss nun ununterbrochen für jemand anders da sein und ihre eigene Bedürftigkeit zurückstellen. Hilflosigkeit, Verzweiflung oder auch Wut auf das Kind können die Folge sein. Die Wut richtet sich auch gegen den Freund, der manchmal auch der Vater des Kindes ist. An ihn werden Ansprüche gestellt, er soll „auch mal etwas tun.“ Die junge Mutter ist neidisch auf die Freiheit des Freundes, der sich seiner Verantwortlichkeit so leicht entziehen kann.

Die Sexualität verändert sich in und nach der Schwangerschaft. Die veränderte Körperlichkeit während der Schwangerschaft, die Erfahrung der Geburt, die Zeit des Wochenbettes, fordern Rücksichtnahme auf die junge Frau. Innerhalb von neun Monaten hat sich der Körper des jungen Mädchens derart verändert, dass sie sich selber wieder zurechtfinden muss. Viele Fragen tauchen auf. Z.B.: Geht Sex während der Schwangerschaft, wenn ja, wie lange? Bis kurz vor der Geburt? Wie ist es nach der Geburt? Will ich überhaupt nach diesem Erlebnis wieder? Ist es noch dasselbe wie vor der Schwangerschaft? Genau wie das Mädchen, muss sich auch der Freund mit der neuen Situation vertraut machen. Nichts ist mehr wie es war. Vertraute Gesten, Handlungen und die Liebe müssen neu entdeckt werden. Die Jugendlichen sind mit der gesamten Situation, einschließlich ihrer neuen Rollen als Eltern, überfordert. Konflikte bleiben



Quelle: Casa Luna, Bremen

nicht aus. Nicht selten geht die Beziehung spätestens dann in die Brüche. Von den Mädchen, die in unserer Einrichtung wohnen, sind nur noch sehr wenige ein Jahr nach der Geburt mit dem Vater des Kindes zusammen.

Nach der Trennung fängt dann eine Zeit der Neuorientierung an. Es werden mehrere Beziehungen versucht, oft in einem rasanten Tempo. Es muss jetzt nicht nur ein Freund, sondern auch ein Vater für das Kind gesucht werden. Bei jedem „neuen Vater“ soll das Kind Papa sagen und begeistert sein. Ebenso muss der „neue Ersatzvater“ auf Anhieb vom Kind begeistert sein. Da die Beziehungen jedoch meistens nur kurze Zeit halten, bindet das Kind sich umso stärker an die Mutter, weil sie die einzige wiederkehrende Person in seinem Leben ist.

Oft dauert es ein bis anderthalb Jahren bis die junge Frau sich nach der Geburt wieder soweit sortiert hat, dass sie in der Lage ist eine etwas dauerhaftere Beziehung zu einem Freund, der sie mit ihrem Kind annimmt, einzugehen. Zur gleichen Zeit entwickeln sich wieder Gedanken über die Zukunft. Das erste Jahr ist überstanden, das Kind krabbelt oder läuft sogar schon, es versteht schon ein bisschen was die Mutter sagt und fängt selber an zu brabbeln. Erst jetzt fühlt sich auch die Mutter wieder etwas freier. Ihr Körper hat sich wieder „normalisiert“, und sie ist in ihre neue Rolle als junge Frau und Mutter hineingewachsen.

Schule und Beruf

Auf der Suche nach einem Ausbildungsplatz, ob Schule oder Lehre, erlebt sie dann, dass es gerade für sie in ihrer besonderen Situation wenig realistische Möglichkeiten gibt. Schule ist weder von den Unterrichtszeiten noch von den Inhalten auf junge Mütter abgestimmt. Die Mädchen fühlen sich in ihrer alten Schule häufig fehl am Platz. Außerdem müssen sie meistens ein Schuljahr wiederholen, so dass ihre früheren KlassenkameradInnen schon eine Klasse weiter sind. Bei den Lehrstellen stellt sich die Situation noch gravierender dar. Der tägliche Arbeitsbeginn ist häufig sehr früh. Die junge Mut-

ter muss noch erheblich früher aufstehen, um sich selber und das Kind für den Tag fertig zu machen. Dann kommt noch die Fahrt zur Arbeit dazu, so dass der Arbeitstag leicht aus 10 – 12 Stunden besteht. Das Kind muss während dieser Zeit von einer Tagesmutter versorgt werden. Nach dem Arbeitstag schließt sich der normale Alltag mit Einkaufen, Kochen, Haushalt, Kind versorgen an. Danach muss noch für die Schule oder Ausbildung gelernt werden. Das Kind hat nachts noch keinen festen Schlafrhythmus, so dass beiden der Schlaf fehlt. Dieser Stress führt häufig zu einem vorzeitigen Abbruch der Schule oder der Ausbildung.

In Bremen gibt es seit 2 Jahren zwei Ausbildungsprojekte für junge Mütter. In einem Projekt können die jungen Frauen ihren Hauptschulabschluss nachholen. Im anderen Projekt können sie eine kaufmännische Lehre machen. Beide Projekte sind zeitlich und inhaltlich auf Mutter und Kind eingestellt. Es gibt eine große Nachfrage, so dass nicht immer alle Bewerberinnen aufgenommen werden können.

Bis eine junge Mutter ihren Weg gefunden, einen Beruf erlernt hat und finanziell für sich und das Kind sorgen kann, vergehen häufig viele Jahre. Einige Mädchen sehen in dieser Situation in einer erneuten Schwangerschaft, mit der finanziellen Absicherung über Erziehungsgeld, Kindergeld, Unterhalt und Sozialhilfe eine bessere Lösung.

Anneke Garst
CASA LUNA Kriz e.V.
Wohnprojekt für Mütter,
Bremen



Barbara Wittel-Fischer
Tübingen

Die ungestillte Sehnsucht nach Schwangerschaft und Mutterschaft? Ein vergessenes Thema in der Sexualpädagogik

Normalerweise wird das Thema Schwangerschaft bei Mädchen problemorientiert bearbeitet: Schwangerschaft gilt es zu verhindern (im wahrsten Sinn des Wortes zu verhüten) und Sexualpädagogik soll darüber aufklären.

Sich mit Sehnsüchten und Wünschen bezüglich Schwangerschaft und Mutterschaft zu befassen, erscheint nicht nur als ungewöhnlich, sondern als fremd und fast gefährlich. Als Sexualpädagogin ging es auch mir jahrelang darum, Mädchen und junge Frauen aufzuklären, um ungewollte Schwangerschaften zu vermeiden und Mädchen und junge Frauen darin zu bestärken, selbstbestimmt ihre Sexualität zu leben. Die Aufklärungsarbeit geschah immer ein bisschen unter dem Duktus: „zu früh ein Kind zu bekommen, ist nicht gut“. Damit wurde das Thema Schwangerschaft, geplante oder ungeplante, zwangsläufig problemorientiert von mir bearbeitet. Ein ganz anderes Licht auf diese Thematik warf die Arbeit mit Aussiedlerinnen¹ und jungen ausländischen Frauen. Es zeigte sich hier, dass in deren Leben Schwangerschaft und Mutterschaft nicht wegzudenken sind und somit in sexualpädagogischen Konzepten ihren Eingang finden müssen. Diese Erfahrungen hinterfragten meine eigene Praxis, die meiner Kolleginnen und unserer sexualpädagogischen Konzepte.

Um Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich ausdrücklich darauf hinweisen, dass mir als Pro Familia Mitarbeiterin durch die Beratungspraxis (u.a. Schwangerschaftskonfliktberatungen und Jugendberatungen) die problematischen Seiten, wenn Mädchen und junge Frauen jung Mutter werden, wohl bekannt sind und es in meinem Beitrag nicht darum geht, eine neue junge Mütterlichkeit romantisierend heraufbeschwören zu wollen. Ein weiterer Grund, mich diesem Thema auf diese Weise zu nähern, ist ein Anstieg der Rat suchenden

Frauen in den Sprechstunden zu „ungewollter Kinderlosigkeit“. Immer mehr Frauen über 30 Jahren leiden darunter, wenn sie kinderlos bleiben. Häufig bedauern diese Frauen, sich nicht schon früher mit dem Thema auseinander gesetzt zu haben. Ich möchte darum das Thema Schwangerschaft einmal von seiner lebensbejahenden Seite betrachten – trotz aller Mängel auch seitens der Politik, die nötigen Strukturen für ein Leben mit Kindern zu schaffen. In anderen Ländern wie Frankreich oder den skandinavischen Ländern ist meines Wissens das Alter der Gebärenden im Durchschnitt niedriger als in Deutschland. Ein Grund hierfür liegt sicherlich darin, dass für Frauen und Familien besser vorgesorgt ist. Mein Anliegen ist also nicht, die Konkretion junge Mutterschaft (junge Frauen sollen Mütter werden) zu proklamieren, sondern sich mit eigenen Sehnsüchten und Wünschen in der sexualpädagogischen Arbeit befassen zu dürfen. Die sexualpädagogische Arbeit erlebt ja gerade darin ihre Stärken, indem sie sich mit Wünschen, Träumen, Hoffnungen, Sehnsüchten befasst, also mit jenen unbewussten Gefühlen zu Körperlichkeit, Liebe und zur Sexualität, die Frauen leiten und durch das Leben führen. Dies sollte auch beim Thema „Schwangerschaft“ geschehen.

Ausgelöst durch diese Erfahrungen mit Spätaussiedlerinnen kristallisierte sich – wie bereits gesagt – dieses ungewöhnliche Thema „Ungestillte Sehnsucht nach Schwangerschaft und Mutterschaft?“ als ein wichtiges und lange vergessenes Thema auch für hiesig aufgewachsene Mädchen und junge Frauen² heraus.

¹ Ich weise hier auf das gemeinsame Projekt „Sprache und Fremdsprache der Liebe“ vom Jugendgemeinschaftswerk Reutlingen und dem Kreisverband der Pro Familia Tübingen/Reutlingen hin.

² Mit „hiesig aufgewachsenen Mädchen und jungen Frauen“ sind hier in erster Linie westdeutsche Mädchen gemeint. In zweiter Linie sind darunter auch Mädchen und junge Frauen zu verstehen, die in Deutschland aufgewachsen sind, deren Familien jedoch aus anderen Kulturkreisen stammen. Wobei bei diesen die Bandbreite zwischen Annäherung an die deutsche Kultur und Übernahme bzw. Identifizierung mit dieser sehr groß ist.

Dabei lassen sich 4 Thesen formulieren:

- Die Sehnsucht nach Schwangerschaft und Mutterschaft ist nicht nur bei Aussiedlerinnen anzutreffen, sondern sie ist auch bei hiesig aufgewachsenen Mädchen und jungen Frauen eine ungestillte Sehnsucht.
- Diese Sehnsucht wird von Sexualpädagoginnen nicht genügend wahrgenommen.
- Eine zukunftsweisende Sexualpädagogik muss sich dem Thema „Schwangerschaft und Mutterschaft“ stellen. Sie kann sich dabei dem Thema Schwangerschaft und Mutterschaft nicht nur problemorientiert nähern, sondern sie muss sich ihm auch in seiner ganzen phantasie- und kraftvollen Seite öffnen.
- Eine Sexualpädagogik, die sich allen Potentialen und Lebenswegen von Mädchen und Frauen zuwendet, hilft ihnen in der Gestaltung der Lebensplanung. Sie verhindert unter Umständen ein böses „Erwachen“, wenn es aus biologischen oder anderen Gründen nicht mehr möglich ist, einen Kinderwunsch in das eigene Lebenskonzept zu integrieren.

Ungestillte Sehnsucht?

Die erste These lautete: Auch Mädchen und hiesig aufgewachsene Frauen sehnen sich nach Schwangerschaft und Mutterschaft, auch wenn dies immer häufiger nicht mehr ins eigene Lebenskonzept integriert wird. Die Lebensentwürfe der Spätaussiedlerinnen und hiesig aufgewachsener Mädchen und Frauen sind unterschiedlich geprägt. Für Spätaussiedlerinnen sind Familiengründung und frühe Mutterschaft immer noch normal. Daher kann man bei diesen Mädchen und jungen Frauen nicht von einer ungestillten Sehnsucht sprechen. Zu beachten ist, dass deren Lebensentwürfe mitunter ein Sinnkonzept in Zeiten der Desorientierung und Eingliederung darstellen. Bei diesen Frauen fällt insbesondere auf, dass trotz der frühen Mutterschaft relativ wenige Kenntnisse über körperliche Vorgänge (z.B. Menstruation, Verhütung und Sexualität) vorhanden sind. Die Informations- und Aufklärungsarbeit ist somit für Spätaussiedlerinnen (für Mädchen, für junge Frauen als auch für Mütter) unbedingt notwendig.

Westdeutsche Mädchen und Frauen dagegen streben eine gute Ausbildung und eine spätere Berufslaufbahn an. Die Themen Ausbildung, Qualifizierung und Behauptung auf dem Arbeitsmarkt sind häufig so dominant, dass ein Kinderwunsch völlig zurückgestellt wird. Fast möchte man sagen, der Kinderwunsch ist über Jahre hinweg geradezu zu einem Tabuthema geworden. Die Situation auf dem Arbeitsmarkt verschärft diese Situation für Mädchen und junge Frauen enorm. Bis die Frauen sich heute erlauben, in ihrem Lebensentwurf noch an etwas anderes als die Berufsabsicherung zu denken, können Jahre vergehen. Hier muss natürlich innerhalb der Mädchen differenziert werden: Mädchen mit wenig Berufsaussichten, die sich in einer beruflichen Warteschleife befinden, das BVJ (Berufsvorbereitungsjahr) besuchen, werden häufig sehr früh schwanger und verfolgen weniger berufliche Pläne als Mädchen, die eine akademische Laufbahn einschlagen.

Ausgelöst durch die Arbeit mit Aussiedlerinnen und verstärkt durch die Selbstverständlichkeit, mit der Schwangerschaft und Mutterschaft darin ihren Platz finden müssen, kann man sich fragen, ob diese Unterschiede kulturell bedingt sind, oder ob bei den hier aufgewachsenen Mädchen und jungen Frauen die diesbezüglichen Anfragen einfach zu wenig wahrgenommen wurden und werden, aber genauso vorhanden sind. In der Projekt- und Seminararbeit, in der sexualpädagogischen Beratungsarbeit, in der Schwangerenberatung wie in der Schwangerschaftskonfliktberatung taucht das Thema „Schwangerschaft und Mutterschaft“ in seinen unterschiedlichen Facetten mit allen dazugehörigen Ambivalenzen immer wieder auf. Wenn man hinhört, machen hiesig aufgewachsene Mädchen und junge Frauen durch ihre Fragen deutlich, dass sie ein starkes Interesse am Thema Schwangerschaft und Mutterschaft haben.

Unerkannte Sehnsucht?

Die zweite These ist, dass gerade dieses Interesse von Mädchen, sich mit dem Thema „Schwangerschaft und Mutterschaft“ auseinander zu setzen und die damit verbunde-

„meine Sache“ – Lebensentwürfe

nen Sehnsüchte von Sexualpädagoginnen ungenügend wahrgenommen werden. Dabei möchte ich noch einmal betonen, dass ich hier nicht die konkrete Ebene, also die Umsetzung, meine, sondern die Ebene, sich in der sexualpädagogischen Arbeit mit eigenen Wünschen, Visionen und Sehnsüchten befassen zu dürfen. Schwangerschaft und Mutterschaft wurde in der Arbeit mit Mädchen lange Zeit nur problemorientiert wahrgenommen. Eigene Sehnsüchte, Wünsche und Visionen zu Schwangerschaft und Mutterschaft tauchten in der Sexualpädagogik mit Mädchen und jungen Frauen kaum auf. Hier kommt der Rolle der Pädagogin eine ganz entscheidende Bedeutung zu. Wird die Beschäftigung und Auseinandersetzung mit „Schwangerschaft und Mutterschaft“ von der Pädagogin anerkannt und als wichtig erachtet, wird sie dieses Thema auch wahrnehmen und inhaltlich behandeln können. Fehlt der Pädagogin dagegen die Wertschätzung für dieses Thema (aus welchen Gründen auch immer), wird sie selbst Anfragen und vorsichtig formulierte Interessen von Mädchen nicht aufnehmen. Damit findet das Thema keinen Eingang in die sexualpädagogische Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen.

Das starke Interesse der Mädchen und jungen Frauen, sich mit der eigenen Lebensplanung und der Integration von Schwangerschaft und Mutterschaft auseinanderzusetzen zu wollen, zeigt den hohen Bedarf heutiger Generationen, sich diesem Thema zu stellen. Erst die Auseinandersetzung damit hilft, einen eigenen Standpunkt zu finden. Dabei müssen unter anderem folgende Fragen geklärt werden:

- Möchte ich mit einem Kind leben? Was bedeutet das für mich?
- Möchte ich mich völlig dem Beruf und meiner Karriere widmen? Was bedeutet das für mich?
- Unter welchen Bedingungen kann ich mir beides vorstellen?

Erkannte Sehnsucht?

Eine zukunftsweisende Sexualpädagogik, so formuliert in der 3. These, muss sich dem Thema „Schwangerschaft und Mutter-

schaft“ widmen. Mädchen und junge Frauen mit dem Thema Schwangerschaft und Mutterschaft allein zu lassen, weil emanzipatorische Konzepte sich in den letzten Jahren aus verständlichen Gründen auf andere Inhalte (Beruf, Ausbildung, Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen, Stärkung des Selbstbewusstseins für Mädchen, Selbstverteidigung etc.) gestützt haben, ist heute sicherlich keine zukunftsweisende Sexualpädagogik für Mädchen und junge Frauen mehr. Denn sie stehen einerseits in der schwierigen Situation, sich in der Arbeitswelt ihren Platz sichern zu müssen. Sie wollen zugleich auch die anderen Seiten, die ihre Weiblichkeit und ein weiblicher Lebensentwurf bieten können, gerne leben bzw. sich zumindest mit solch einem Lebensentwurf auseinander setzen. Sexualpädagogische Konzepte sollten die häufig in Deutschland zu beobachtende Zweiteilung von Beruf „oder“ Familie durch ein „und“ ersetzen, und sie sollten Mädchen und Frauen in ihren Lebensentwürfen und deren Ausgestaltung begleiten.

„Bewusste“ Lebensgestaltung

Wenn junge Frauen anfangen, über Schwangerschaft und Mutterschaft bezüglich des eigenen Lebens nachzudenken, sind sie häufig in einem Alter „wo es Zeit wird“, sich damit zu befassen. Allerdings kann dies Frauen unter Druck setzen, wenn die „biologische Uhr“ bereits tickt. In Folge davon kommt das Thema „ungewollte Kinderlosigkeit“ – statistisch betrachtet – vermehrt auf Frauen und Paare zu. Der Anstieg der Ratsuchenden in den Sprechstunden der Pro Familia oder in den Frauenkliniken zum Thema ‚ungewollte Kinderlosigkeit‘ belegt dies. Elternschaft wird mit einem Mal aus biologischen Gründen zu einem schweren und komplizierten Thema. Auf Grund dieser Entwicklung sollte sich eine zukunftsweisende Sexualpädagogik allen denkbaren Lebenswegen von Mädchen und Frauen öffnen, um unterschiedliche Lebenskonzepte bewusst zu machen. Eine in die Zukunft weisende Sexualpädagogik hilft in der Gestaltung einer Lebensplanung und verhindert unter Umständen ein böses „Erwachen“, wenn es aus biologischen oder aus

anderen Gründen nicht mehr möglich ist, einen Kinderwunsch ins Lebenskonzept zu integrieren.

Natürlich kommt auch eine Sexualpädagogik mit diesem Ansatz an ihre Grenzen, und das soll hier nicht verschwiegen werden, denn „bewusst“ das Thema „Schwangerschaft und Mutterschaft“ zu bearbeiten ist immer nur begrenzt möglich. Die unbewussten Dimensionen, warum sich junge Frauen Kinder wünschen, warum sich manche das gar nicht vorstellen können, warum es bei manchen erst geschieht, wenn es bereits zu spät ist und warum manche Schwangerschaften trotz Verhütung entstehen, lassen sich nicht über pädagogisches Handeln klären. Jedoch halte ich es für wichtig, Anstöße zu geben, für Orientierungshilfen zu sorgen und somit zur Bewusstwerdung beizutragen.

Eine zukunftsweisende Sexualpädagogik

Es gibt also unter umgekehrten Vorzeichen auch heute noch die Last und die Unvereinbarkeit der Doppelorientierung für Mädchen und Frauen. Sexualpädagogische Arbeit muss Mädchen und Frauen die Möglichkeit geben, neben aller Berufsorientierung darüber nachdenken zu dürfen, wie sie ihre eigenen Sehnsüchte und Wünsche nach Mutterschaft ernst nehmen können, und wie sie ihren Lebensentwurf – entsprechend ihren Wünschen – gestalten können. Dieser Anspruch erfordert einerseits ein Umdenken der Pädagoginnen, andererseits aber auch eine Veränderung und Weiterentwicklung der vorhandenen sexualpädagogischen Konzepte.

Welche neuen Ansätze oder Konzepte könnte es in der Sexualpädagogik für Mädchen und Frauen geben?

In jeder Altersstufe können je nach Interesse der Mädchen und jungen Frauen sexualpädagogische Bausteine entwickelt werden, die das lange vergessene Thema „Schwangerschaft und Mutterschaft“ wieder in die breite Palette sexualpädagogischer Themen aufnimmt.

Für Jüngere (8–12-Jährige):

Babysitterkurs: Mädchen setzen sich im Spiel mit Babys (Puppen) mit ihrem weiblichen, körperlichen und inneren Potential auseinander. Sie sind im Kurs euphorisch dabei, mit Babys wie „in echt“ umzugehen, sie finden kein Ende beim Saubermachen, sie wickeln und wiegen sie in den Schlaf. Im Spiel können sie ihre Phantasien, wie es ist, Mutter zu sein, auf eine positive und unbeschwerte Art ausleben. Die Lust daran lässt sich auch darüber erklären, dass sie im Spiel wieder eigene Wünsche nach „Klein-Sein“, „Umhegt-Werden“, „Behütet-Werden“ ausleben können und sich an ihre Zeit als Kleinkinder erinnert fühlen.

Bei Pubertierenden und jungen Erwachsenen sollte das Thema „Mutterschaft“ explizit aufgenommen werden, und zwar in folgenden Bereichen:

- beim Thema ‚Verhütung‘,
- bei einer Schwangerschafts- und einer Schwangerschaftskonfliktberatung,
- bei einer Klärung der eigenen Geschlechtsrolle,
- beim Thema ‚Partnerschaft‘
- und nicht zuletzt beim Thema ‚Lebensentwürfe und -phantasien‘

Wenn in diesen Bereichen das Thema Mutterschaft seinen genuinen Stellenwert erhält und sich Pädagoginnen frei genug fühlen, den Mädchen und jungen Frauen unterschiedliche Lebenskonzepte (ein Leben mit Kindern, ein Leben ohne Kinder, ein Leben mit Partnerschaft oder ohne Partnerschaft, ein Leben, das sich vorrangig der Selbstverwirklichung widmet) zuzugestehen, müssen sie nicht befürchten, mit diesem Ansatz eine in der Sexualpädagogik traditionalistisch geprägte Linie einzuschlagen. Vielmehr wissen sie dann, dass eine zukunftsweisende Sexualpädagogik Mädchen und jungen Frauen den Zugang zu allen möglichen weiblichen Potentialen offen hält.

**Barbara Wittel-Fischer
Pro Familia Tübingen e.V.**



Karola Berlage
Köln

Nicht mehr tabu, aber immer noch fremd – Lesbische Mädchen in der Jugendarbeit

Junge Lesben gab es nicht – für junge Lesben gab es nichts. Die Arbeit mit jungen Lesben hat in den vergangenen 15 Jahren gravierende Entwicklungen erlebt.

Wenn 1985 ein 17-jähriges Mädchen seine Liebe zu Frauen bzw. Mädchen entdeckte, war das oft gleichbedeutend mit einer Krise, mit Perspektivlosigkeit und mit existenziell empfundener Einsamkeit. Lesbisch-Sein galt noch nicht als Lebensform, sondern als sexuelle Festlegung und Schicksal. Folglich fanden die jungen Frauen damals wenig attraktive Identifikationsmöglichkeiten und keine Lebensmodelle vor, an denen sie ihre Identität hätten weiterentwickeln können. Das soziale und kulturelle Angebot erstreckte sich auf Großstädte und hier auch nur auf Angebote der Lesbenszene: Discos, Lesungen, Diskussionsforen – alles Angebote für die engagierten, emanzipierten, feministisch bewegten, erwachsenen Lesben. Das war schlicht überfordernd für jugendliche Frauen, und ihnen blieb oft keine andere Wahl, als aufs Erwachsenwerden zu warten.

Glücklicherweise hat sich das Bild der Lesbe in den folgenden eineinhalb Jahrzehnten sehr differenziert, emanzipiert, und hat sich in vielen gesellschaftlichen und politischen Bereichen als akzeptierte und attraktive Lebensform etabliert. Bei jeder Lebensformendiskussion wird heute in politischen und sozialen Fachkreisen die „homosexuelle“ Lebensform als gleichwertig mit der heterosexuellen hervorgehoben und deren Schutz und Akzeptanz auf vielen Ebenen beworben.

Das ist auch gut so. Es wird darüber gesprochen, es gibt öffentliche Stellungnahmen auf politischer Ebene und es öffnen sich juristische Pforten der Antidiskriminierung und Gleichbehandlung.

Diese Entwicklungen bedingen mit, dass das Coming-out junger Frauen heute deutlich früher als noch vor 10 Jahren stattfin-

det, nämlich zwischen dem 12. und 17. Lebensjahr.¹

Ist die Jugendarbeit heute auf junge Lesben vorbereitet?

Jung geoutete Lesben und Mädchen, die noch auf dem Wege sind, sich ihrer lesbischen Gefühle sicher zu werden, brauchen besonderen Schutz und viel Unterstützung. Auch wenn Presse und Öffentlichkeit Lesben und Schwule selbstverständlich und tabufrei thematisieren, so ist auf der zwischenmenschlichen Kommunikationsebene nach wie vor eher Sprachlosigkeit und Unbeholfenheit die Reaktion von PädagogInnen. An dieser Stelle sind PädagogInnen, was den angstfreien Umgang mit einer diskriminierten Lebensform angeht, oft keinen Schritt weiter, als die jungen Lesben selbst. Das zeigt, dass Enttabuisierung und Emanzipation viel Zeit brauchen, um verinnerlichte Begrenzungen zu weiten. So mag sich manche Jugendeinrichtung konzeptionell verpflichten, offen für junge Lesben zu sein – es bedarf einer tieferen Kenntnis der Situation von jungen Lesben heute, um ihnen einen adäquaten Weg in der Jugendarbeit zu bahnen. Die Erfahrung zeigt, dass es nur in sehr wenigen Jugendeinrichtungen Angebote für junge Lesben gibt. Zwar findet der mädchen-spezifische pädagogische Ansatz mittlerweile fast überall Einlass – es gibt Mädchenräume, Mädchenzeiten, Mädchengruppen und Mädchenthemen, jedoch innerhalb dieser Mädchenspezifika wird die lesbische Lebensform eher vernachlässigt.

Wie erlebt die junge Lesbe heute ihr Coming-out?

Stellen wir uns eine 16-jährige Jugendliche vor, die nach ein paar Affären mit Jungen

¹ Vgl. Senatsverwaltung für Jugend und Familie (1999): „Sie liebt sie – er liebt ihn“, Berlin.

schließlich ihre erotischen Gefühle zu Mädchen wahrnimmt. Gemessen an heterosexuell orientierten Mädchen wäre nun normal, dass sie sich umschaute, sich in ein Mädchen verliebt und mit anderen Freundinnen und Freunden darüber redet. Sie wird ermutigt, auf das Mädchen, in das sie verliebt ist, zuzugehen und um sie eindeutig zu werben. Wenn das Werben erfolgreich war, kommen die beiden Mädchen als Paar zusammen. Auch das Umfeld erlebt das junge Paar: Eltern, peer group, Jugendgruppen und PädagogInnen – alle nehmen teil an diesem Leben, an den Herz- und Schmerzgeschichten – ganz normal, wie bei heterosexuellen Freundinnen auch. Die junge und verliebte Lesbe kann sich ganz auf ihre Gefühle konzentrieren und ohne Diskriminierung, d.h. ohne dass ihre Empfindungen grundsätzlich in Frage gestellt werden, ihre Pubertät erleben. So jedoch sieht bis heute die Realität keiner lesbischen Jugendlichen aus.

Die Situation gestaltet sich eher folgendermaßen:

Eine 16-jährige Jugendliche verliebt sich in ein Mädchen und ist zunächst verwirrt. Es dauert eine Weile, bis sie begriffen hat, dass sie in ein Mädchen verliebt ist. Sie weiß zwar, dass es Lesben gibt, aber damit hatte sie sich bisher überhaupt nicht identifiziert. Die Haltung ihrer Eltern, LehrerInnen, FreundInnen und anderer Jugendlicher gegenüber Lesben ist eher distanziert, befremdet und indirekt diskriminierend. Auch ihre eigene Haltung gegenüber Homosexualität war bisher eher allgemein abwertend, wenngleich sie sich darüber wenig Gedanken gemacht hat.

Wie geht sie mit ihren Verliebtheitsgefühlen gegenüber dem Mädchen nun um? Sie sagt es erst mal niemandem. Sie versucht sich einzureden, es sei sicherlich nur eine Phase, die bald vorüberginge, bis sie sich wieder in Jungs verliebe. – Es vergeht Zeit und die Gefühle lassen nicht nach. Sie hofft, dass noch niemand sie ‚entdeckt‘ hat. Sie zeigt sich nach außen jungorientiert, damit niemand was merkt, aber nach innen träumt sie von dem Mädchen. Der Druck in ihr wird jeden Tag stärker. Sie fühlt sich abge-

trennt von den anderen. Sie allein trägt ein Geheimnis in sich, das zu lüften sie sich nicht traut, aus Angst vor Ablehnung. Sie beginnt, nach Hilfe Ausschau zu halten. Sie sucht nach kleinen Zeichen, die ihr sagen, dass lesbische Gefühle o.k. sind. Die Eltern fragt sie nicht, die will sie nicht beunruhigen. FreundInnen fragt sie nicht, die bedrängen sie ständig mit Fragen, ob sie immer noch keinen Freund hat. LehrerInnen, vielleicht ist die Bio-Lehrerin auch lesbisch, die hat mal gesagt, dass sie nicht verheiratet ist und mit einer Freundin in Urlaub war. Aber sie traut sich nicht. Dann ist da noch das Jugendzentrum. Da gibt es Pädagoginnen und Pädagogen – die sind eigentlich immer offen für alles, aber ob sie mit Homosexualität umgehen können? Vielleicht finden die sie dann unnormale, vielleicht denken die dann, sie sei in sie verliebt oder sie befürchten, sie würde auf der nächsten Ferienfreizeit jedes Mädchen antatschen. So etwa phantasiert die 16-jährige Jugendliche in der ersten Phase ihres Coming-outs und trägt schwer an den internalisierten Vorurteilen gegenüber Lesben.

Dies ist auch im Jahr 2000 noch eine Realität von jungen Lesben, an der sich zeigt, dass sich trotz gesellschaftlicher Liberalisierung die tatsächliche Werteveränderung noch nicht bis in die interpersonelle Kommunikation durchgesetzt hat. Die Situation, wie die eben beschriebene, ist keine Seltenheit. Auch wenn junge Lesben das Glück haben, sich Erwachsenen und FreundInnen anvertrauen zu können, und die Erfahrung machen, dass sie akzeptiert und angenommen sind, so fehlen ihnen immer noch Lebensräume, in denen sie sich mit Gleichgesinnten treffen, sich mit ihnen austauschen können und in denen sie keine „Exotinnen“ sind.

Das lesbisch-schwule Jugendzentrum anyway in Köln

In Köln hat das ‚Sozialwerk für Lesben und Schwule‘ 1998 ein Jugendzentrum für lesbische und schwule Jugendliche eröffnet – das anyway. Das Sozialwerk unterhielt bis dahin nur eine Beratungsstelle für Lesben und Schwule. In dieser Beratungsstelle häuften sich die Anfragen der jüngeren



„Es wurde mir klar, welchen Weg ich gehen mußte und auch wollte.“



... und eine lesbische Beziehung wird als Grund nicht akzeptiert.

Quelle:
KOMM RAUS
Eine Broschüre für Lesben und solche, die es werden wollen
glf-Sozialwerk e.V., Köln

„meine Sache“ – Lebensentwürfe

Ratsuchenden seit ca. 1994 um ein Vielfaches. Dank starker bundesweiter Öffentlichkeitsarbeit in den 90er Jahren zugunsten der Emanzipation von Lesben und Schwulen war es Lesben und Schwulen endlich zu einem früheren Zeitpunkt im Leben möglich, ihre lesbischen bzw. schwulen Gefühle wahrzunehmen. Es wurde deutlich, dass den Jugendlichen nicht mit der individuellen Klärung durch Beratungsgespräche geholfen war, sie waren danach so allein wie vorher – nur eben zu sich als Lesbe stehend.

Nach einem Prozess von ca. 4 Jahren stand die Konzeption, die Finanzierung und schlussendlich das Jugendzentrum für lesbische und schwule und bisexuelle Jugendliche und deren Freundinnen und Freunde zwischen 14 und 25 Jahren. Die Erfahrung der ersten zwei Jahre zeigt, wie groß der Bedarf an spezifischen Angeboten für junge Lesben ist. Ca. 50% der BesucherInnen stammen aus dem Umkreis von bis zu 100 km von Köln, die anderen 50% der BesucherInnen stammen aus Köln und dem nahen Umfeld. Für viele ist die Erfahrung, als Lesbe unter Lesben (und Schwulen) zu sein und sich damit in einer Norm mit anderen zu wissen, eine enorme Unterstützung in der sexuellen Identitätsentwicklung. Manchmal kommen junge Frauen nur wenige Male ins **anyway**, weil die weite Entfernung es unter Umständen nicht anders zulässt. Aber diese wenigen Male die Erfahrung gemacht zu haben, dass es andere Lesben gibt und dass es eine akzeptierte und vor allem lebendige interessante Lebensform sein kann, hilft vielen jungen Frauen in ihrer Weiterentwicklung sehr.

Welche Unterstützung brauchen junge Lesben?

Natürlich versteht sich, dass es ein spezifisches Jugendzentrum wie das **anyway** nur in großen zentralen Städten geben kann. Aber die Erfahrung der Arbeit in diesem Jugendzentrum gibt Aufschluss darüber, was junge Lesben zur gesunden Identitätsentwicklung brauchen. Hier folgt zusammengefasst eine kurze Auflistung von Faktoren, mit denen PädagogInnen und Jugendeinrichtungen positiv Einfluss auf die gesunde

sexuelle Identitätsentwicklung junger Lesben nehmen können:

Die Pädagogin, in der Arbeit mit jungen Frauen, ist eine entscheidende Identifikationsfigur für junge Frauen. Ist die Pädagogin selbst heterosexuell, so ist eine ehrliche Bereitschaft zur Selbstreflexion der eigenen heterosexuellen Wertestrukturen unbedingt Voraussetzung für eine akzeptierende Haltung gegenüber der lesbischen Lebensform. Darüber hinaus ist die Kenntnis spezifischer Lebenszusammenhänge von Lesben im Allgemeinen und die kulturelle Situation vor Ort im Besonderen von großer Bedeutung, um jungen Lesben zu signalisieren, dass der Pädagogin das Thema „Lesbisch-Sein“ vertraut ist. Wichtig ist natürlich, dass sie bei Diskussionen und anderen Gesprächen, in denen es um Lebensformen geht, die homosexuelle und insbesondere die lesbische immer mit erwähnt, z.B. wenn es um ein Pärchen geht, kann sie verschiedene ‚Paarmodelle‘ benennen: Mann/Frau; Frau/Frau, Mann/Mann. Ist die Pädagogin selbst lesbisch, ist es wünschenswert, wenn sie ihre lesbische Identität auch nach außen vertreten kann. Dies bedarf natürlich des Rückhaltes des Kollegiums und nicht zuletzt des Trägers der Einrichtung. Nach wie vor gilt nämlich als allergrößte Hilfe für Lesben im Coming-out die direkte Identifikation mit „ihresgleichen“.

Die Institution kann nach außen signalisieren, dass sie lesbische Mädchen willkommen heißt. Über offene Angebote für lesbische Mädchen wird die Hürde der ‚Fremdheit und des Niemandslandes‘, worin sich junge Lesben in der heterosexuell dominierten Umwelt fühlen, niedriger. Ist dieses offensive Angebot unter gewissen Umständen in der Einrichtung nicht möglich, so sind schon kleine Hinweise auf ‚Lesbenwelten‘ von großer Bedeutung. Diese Hinweise können von Postkarten über Plakate, auf denen Lesben abgebildet sind, bis hin zu Flyern von externen Lesbengruppen, Lesbentelefonen oder Lesbenveranstaltungen reichen. Hiermit wird Lesben, die sich in der Einrichtung nicht outen wollen, eine Hilfestellung zu weiteren Schritten geboten.

Die Aufklärung ist eine wichtige Basisarbeit zur Integration von diskriminierten Gruppen – das ist der Jugendarbeit generell nicht fremd. So ist Aufklärungsarbeit zu den Themen: Sexualität – Liebe – Lebensform und Umgang mit Anderssein sowieso eine zentrale Aufgabe in der Jugendbildung, die nicht nur der Akzeptanz von Lesben und Schwulen in dieser Gesellschaft dienlich ist, sondern perspektivisch der Integration vieler und dem pluralistischen Menschenbild förderlich ist. Also ist eine Art der Aufklärung heterosexueller Jugendlicher wichtig, um das homosexuellenfeindliche oder ignorierende Klima der Jugendeinrichtung zu verändern.

Die Vernetzung und Kooperation mit lebensspezifischen und lesbisch-schwulen Projekten des Umfeldes sind von großer Bedeutung. Diese Zielsetzung kann sogar mit einem Aufklärungsprojekt verbunden werden. So gibt es in vielen größeren Städten bereits lesbische und schwule Jugendgruppen, die den Austausch mit anderen Jugendgruppen suchen. Auch Lesben- und Schwuleninitiativen stellen sich erfahrungsgemäß gerne für Diskussionsabende und Einladungen in ihren Zentren zur Verfügung.

Zum Abschluss noch ein kurzer Bericht aus einem Workshop im Rahmen der Fachtagung des Sozialwerks im Jahr 1998: Coming-out 2000. Der Titel des Workshops lautete: „Offen lesbisch schon mit 16: froh, verliebt und unbeschwert?“ An diesem Workshop nahmen ausschließlich lesbische Frauen zwischen 23 und 45 Jahren teil. Alle Frauen arbeiteten professionell und ehrenamtlich in der Mädchenarbeit bzw. in der lesbischen Mädchenarbeit.

Ausgehend von der Perspektive älterer Lesben, die überwiegend neidisch auf die Angebote für junge Lesben heute schauen und nachträglich bedauern, dass es damals gar nichts für junge Lesben gab, sollte in diesem Workshop folgende Frage überprüft werden: „Leben jung geoutete Lesben leichter oder leben sie nur früher zwischen Diskriminierung und Anpassung?“

Anhand einer Phantasiereise wurden alle Frauen auf den Stand von 16 Lebensjahren zurückversetzt und sie bekamen auf dieser Reise die Möglichkeit, als 16-Jährige in Kontakt mit anderen jungen Lesben zu treten. Interessant war das Ergebnis bei den über 30-jährigen Frauen. Keine dieser Frauen wäre zu der Junglesbengruppe gegangen. Das Problem für sie war, dass sie keinen Namen für ihr Lesbisch-Sein hatten und sich nicht mit einer lesbischen Gruppe identifizieren konnten, obwohl sie tatsächlich mit 16 Jahren lesbische Gefühle hatten.



Quelle: Sozialwerk für Lesben und Schwule e.V.

Auffällig war auch das Erleben der jungen Lesben, die an einer solchen Gruppe tatsächlich teilgenommen hatten. Sie berichteten, dass die Gruppe ihnen sehr viel Auftrieb und Motivation für die gesamte weitere Entwicklung gegeben hat. Waren also die befragten jungen Lesben andere als die befragten über 30-Jährigen? Sind die befragten jungen Lesben mutiger gewesen, oder haben sich die Zeiten seit den 70ern geändert?

Eine ausgiebige Diskussion zeigte, dass junge Lesben heute wie damals unter großem Druck leben. Selbst wenn sie eine peer group gefunden haben, müssen sie das Spannungsfeld zwischen potenzieller Diskriminierung und einem oft heimlich gelebten Lebensbereich in der Lesbengruppe ausbalancieren. Wir fragten uns, ob es jungen Lesben zumutbar sei, sich diesem Druck zu stellen – schließlich wird ihre lesbische Identität durch eine solche Gruppe sehr stark gefördert. Die junge Lesbe mit Selbstbewusstsein gerät eher in Konflikte mit der heterosexuellen Welt als eine eingeschüchterte, angepasste Lesbe. Ist jungen Lesben dieser Druck zumutbar oder wäre es besser, ihnen für die Entwicklung Zeit zu lassen, bis

„meine Sache“ – Lebensentwürfe

sie älter sind und sich gegen Diskriminierungen besser zu Wehr setzen können? Wie auch immer – junge Lesben sind so oder so einem großen Druck ausgesetzt, denn: **outen sie sich nicht**, stehen sie unter dem enormen heterosexuellen Anpassungsdruck und müssen sich mit Defizitbildern des „Mauerblümchendaseins“, „der Prüderie“ und „der Mannesscheue“ auseinandersetzen. Eine Studie zur Situation lesbischer und schwuler Jugendlicher in Berlin, herausgegeben 1999 von der Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, stellte in diesem Zusammenhang fest, dass die Selbstmordrate bei jungen potenziellen Lesben um ca. 30% höher liegt als bei anderen Mädchen.

Outen sich junge Lesben und wissen um ihre lesbische Identität, sind sie zwar dem Druck ausgesetzt, diskriminiert zu werden, aber es gibt für sie einen Standpunkt, von

dem aus sie Rückhalt gewinnen und durch den sie sich von Diskriminierungen distanzieren können.

Die Anfangsfrage, ob jung geoutete Lesben leichter leben oder nur früher zwischen Diskriminierung und Anpassung leben, bekam eine Antwort: **„Sie leben leichter, weil sie einen Namen haben!“**

Mit diesem Namen sind: die Sichtbarkeit, lebende Vorbilder, sind positiv vermittelte Bilder von Lesben gemeint, die jungen Lesben eine Orientierung geben können. Das kann die Werte des ersten Jahrzehntes im neuen Jahrtausend von den 70ern im letzten Jahrtausend gravierend unterscheiden.

Karola Berlage
Sozialwerk für Lesben und Schwule e.V.,
Köln

Zusammenfassung und Diskussion

Zentrale Thesen, Forderungen und Handlungsbedarfe

- Mädchen und junge Frauen entwickeln sehr **unterschiedliche und vielfältige Lebensentwürfe**. Viele sind außerhalb des Settings von Familie und Beruf anzusiedeln (z. B. sexuelle Orientierung, eigener Weg, Partnerschaft, andere Lebensformen). So ist beispielsweise ‚Beruf‘ nicht für alle ein zentrales Thema, sondern vielmehr eine notwendige Voraussetzung zur Sicherung des eigenen Lebensunterhaltes und zur Verwirklichung eigener Lebensplanungen. Dabei lassen sich die Lebensentwürfe nicht in Formeln wie Herkunft, Bildung, Region pressen.
- Die zumindest in Teilbereichen stattfindende gesellschaftliche Liberalisierung hinsichtlich homosexueller Lebensformen hat sich noch nicht in der allgemeinen zwischenmenschlichen Kommunikation niedergeschlagen. Angebote für **junge Lesben** müssen vor allem die Schaffung von Lebensräumen für ihr ‚Anderssein‘ zum Ziel haben und eine lesbische Identitätsfindung ermöglichen. Pädagoginnen müssen für die Lebenssituation lesbischer Mädchen sensibilisiert sein.

Lesbisch-Sein muss in vielen Kontexten benannt und thematisiert werden, um Offenheit gegenüber lesbischen Lebens zu signalisieren und Vielfalt auch hinsichtlich sexueller Orientierungen zu ermöglichen. ‚Aufklärung‘ muss bei den Pädagoginnen beginnen, sie müssen eine Sprache finden, um Raum geben zu können für individuelle Entscheidungen der Mädchen bezüglich ihrer Lebensformen.

- Es gibt wenig grundsätzliche Unterschiede zwischen den Lebensentwürfen von **Ost-Mädchen und West-Mädchen**. Viele messen dem eigenen Beruf einen hohen Stellenwert zu, weil sie eigenständig leben wollen. Lebensentwürfe spiegeln die Verarbeitung individueller Bedürfnisse vor dem Hintergrund struktureller Rahmenbedingungen wider. Entsprechend reagieren

viele Mädchen auf die Strukturschwäche im Osten mit einer hohen Mobilitätsbereitschaft. Untersuchungen zeigen, dass sich viele durch Abwanderung in den Westen Alternativen erschließen.

Zwar ist es positiv zu werten, dass viele Mädchen aktiv auf die Situation der Perspektivlosigkeit reagieren. Jedoch könnte die Energie, die sie in den Umgang mit ihren biographischen Unsicherheiten und ihrer Entwurzelung investieren, auch in Projekte vor Ort fließen. Deshalb besteht ein großer Handlungsbedarf hinsichtlich der Förderung von Ausbildungsplätzen und Erwerbsarbeitsmöglichkeiten für Mädchen. Von großer Bedeutung ist auch der Ausbau von Einrichtungen der Mädchenarbeit, denn aktuell sind Mädchen zu großen Teilen auf Eigeninitiative bei der Herstellung von soziale Kontakten angewiesen.

- Neue Themen in der Mädchenarbeit sind **Kinderwunsch und Mutterschaft**. Phantasien und Wünsche auch der sehr jungen Mädchen bezüglich Mutterwerden sollten zugelassen werden, um eine Auseinandersetzung über damit verbundene Sehnsüchte zu ermöglichen. Hier geht es nicht darum, die traditionelle Mutterrolle als Orientierung zu vermitteln. Die Ebene der konkreten Umsetzung des Wunsches nach einem Kind muss von der Ebene der Auseinandersetzung mit dem Wunsch nach Mutterschaft unterschieden werden. Denn die Erfahrungen der Projekte, die mit jungen Müttern arbeiten bzw. die Mädchen und junge Frauen bei Schwangerschaft (skonflikten) beraten, zeigen, dass mit dem Wunsch nach einem Kind und dessen Realisierung vielschichtige Bedürfnisse verbunden sind. Diese Bedürfnisse müssen ernst genommen und thematisiert werden, auch wenn den Pädagoginnen eine Entscheidung gegen eine frühe Mutterschaft ‚vernünftiger‘ erscheint. So werden z.B. Schwangerschaften von einigen Mädchen so lange verheimlicht, bis ein Abbruch nicht mehr möglich ist, da sie ein Kind wollen und wissen, dass sie ihre so-



Dr. Birgitta Wrede
Bielefeld

„meine Sache“ – Lebensentwürfe



ziale Umwelt unter Druck setzen würde, die Schwangerschaft abzutreiben. Sexualpädagogische Mädchenarbeit sollte eine Auseinandersetzung mit tatsächlichen Wünschen und mit dahinter liegenden Motiven ermöglichen (z.B. Sehnsucht nach etwas Eigenem, Wunsch nach Anerkennung). Dies beinhaltet auch eine Klärung der eigenen Geschlechtsrolle, der Vorstellungen bezüglich Partnerschaft und die Ermöglichung einer realistischen Einschätzung des Lebens mit einem Kind. Mutterschaft sollte als legitimes Lebensthema anerkannt und thematisiert werden.

Ein anderer Umgang mit dem Thema Kinderwunsch ist besonders in der sexualpädagogischen Arbeit mit Aussiedlerinnen und Migrantinnen notwendig, weil für diese Mädchen Mutterschaft eine besondere Bedeutung hat. Wichtig ist zu bedenken, dass die strukturellen Bedingungen für Familien in anderen Ländern wesentlich besser sind als in der BRD.

Forschungsbedarf gibt es hinsichtlich der jungen Väter: Wie sieht deren Verhaltensverhalten aus und was haben sie für einen Zugang zu ihrer Vaterschaft?

- Viele Lebensentwürfe von Mädchen enthalten Entwürfe von **Geschlechterbeziehungen**. Gerade qualifizierte Mädchen und junge Frauen im Westen geraten in strukturelle und emotionale Aushandlungsabhängigkeiten von Männern, während Mädchen und junge Frauen im Osten ihr Leben unabhängiger von einem Partner zu planen scheinen. Geschlechterverhältnisse und -beziehungen müssen als gemeinsame Themen von Mädchen und Jungen, Frauen und Männern bewusst gemacht werden. Die Forderung nach Vereinbarkeit muss abgelöst werden von der Forderung nach Verantwortungsübernahme durch Männer und Jungen. Der Vorbildfunktion der männlichen Pädagogen kommt hier eine große Bedeutung zu.

Um die Ziele einer geschlechterbewussten sexualpädagogischen Mädchenarbeit erreichen zu können, ist eine entsprechende

Jungenarbeit als gleichberechtigte Ergänzung notwendig. Die Jungenarbeit muss sich dem Aspekt der Geschlechtergerechtigkeit öffnen, dazu müssen die im Vergleich zur Mädchenarbeit sehr guten Ressourcen (feste Stellen, gute institutionelle Anbindung etc.) genutzt werden. Die männlichen Pädagogen müssen entsprechend sensibilisiert und ausgebildet werden.

- Unklar sind bislang die **Prozesse der Wertbildung** bei Mädchen und junge Frauen, die in den unterschiedlichen Lebensentwürfen zum Ausdruck kommen. Hier ist eine Langzeituntersuchung notwendig, die bei sehr jungen Mädchen ansetzt. Zudem müssten auch Jungen und Eltern befragt werden, um Hinweise auf deren Einfluss auf die Entwicklung bestimmter Werthaltungen der Mädchen zu erhalten.
- Eine **Akzeptanz der Vielseitigkeit** der Lebensentwürfe von Mädchen ist notwendig. Es gibt nicht nur eine politische Maßnahme (z.B. ausschließliche Konzentration auf die Unterstützung der Verwirklichung des ‚doppelten Lebensentwurfs‘), vielmehr müssen Konzepte der Mädchenarbeit für die Vielseitigkeit der Lebensentwürfe offen sein. Mädchenarbeit arbeitet zwar schon lange mit der Vielseitigkeit von Mädchen. Es ist aber notwendig, wie hier im Workshop, diese Vielschichtigkeiten zu benennen und auch einzeln zu diskutieren, um die verschiedenen Themen kommunikationsfähig und damit bearbeitbar zu machen.
- Mädchen sind heute mit den **Ansprüchen**, die an sie herangetragen werden und die sie verinnerlichen und als ihre begreifen, überfordert. Sie müssen darin unterstützt werden, sich einer oft daraus resultierenden Vielfachbelastung zu entziehen.

Es muss ein Bewusstsein über die gesellschaftlichen Bedingungen, die sich den Mädchen in den Weg stellen, geschaffen werden, damit sie Fehlschläge nicht als individuelles Versagen begreifen. Das gilt besonders für Mädchen in den neuen Bundesländern.

von Mädchen

- **Ziel von sexualpädagogischer Mädchenarbeit** ist nach wie vor, die Handlungskompetenzen der Mädchen und jungen Frauen zu fördern, Orientierungshilfen anzubieten und individuelle Unterstützungsmöglichkeiten zu eröffnen. Es müssen Konzepte und Methoden entwickelt werden, die auf eine ganzheitliche Lebensplanung ausgerichtet sind und auch homosexuelle Lebensentwürfe und solche mit Kind umfassen. Denn erst die Auseinandersetzung mit allen Optionen und Potentialen schafft den Raum, sich für einen eigenen Lebensentwurf entscheiden zu können. Die Vielfältigkeit der je individuellen Lebenswelten muss angemessen berücksichtigt werden. Bislang gibt es in vielen Konzepten nur eine eingeschränkte Akzeptanz einer Vielfalt. ‚Emanzipatorische‘ Wertnormierungen gehen fast immer einher mit einer Abwertung von Mütterlichkeit und von traditionellen Lebensentwürfen. Vorstellungen von Innovation und Modernität sind häufig orientiert an männlichen Vorstellungen; Muttersein galt lange als tabu unter ‚modernen‘ Frauen. Diese ‚Normenwüste‘ gilt es zu überdenken.
- Diese Ziele bedingen hohe Anforderungen an die **Qualifikation der Pädagoginnen**. Ihre akzeptierende Haltung, Offenheit und Authentizität im persönlichen Kontakt zu den Mädchen gilt als besonders wichtig. Aufgrund dessen ist die Auseinandersetzung der Pädagoginnen mit der eigenen Biographie und ihrer eigenen Einstellung gegenüber alternativen Lebensentwürfen notwendig. Das Ziel, Mädchen zur Grenzsetzung zu befähigen, korrespondiert damit, dass auch Pädagoginnen ihre Grenzen kennen lernen und durchsetzen müssen. Dazu müssen sie in ihrer Selbstakzeptanz gestärkt werden. Ihre Ausbildung sollten große selbstreflexive Anteile beinhalten. Supervision muss als Qualitätssicherung Standard werden.
- Mädchenarbeit braucht eine **strukturelle Absicherung**. Das gilt allgemein, auch weil Pädagoginnen einen Teil ihrer Energie bislang immer wieder in die Absicherung ih-

rer Arbeit investieren müssen. Besonders trifft dies jedoch für die Projekte in den neuen Bundesländern zu, da dort Mädchenarbeit fast ausschließlich durch Pädagoginnen mit befristeten Stellen oder ehrenamtlich geleistet wird.

- Es müssen Methoden in Praxis und Forschung entwickelt werden, die den Mädchen **Raum zur Partizipation** geben, so dass tatsächlich ihre Themen und Bedürfnisse in die Mädchenarbeit einbezogen und in der Wissenschaft berücksichtigt werden.
- Der **Austausch zwischen Praxis und Wissenschaft**, wie er auf der Tagung stattgefunden hat, wird für sehr gut und notwendig befunden. Er muss fortgeführt und intensiviert werden. Modelle zur Zusammenarbeit müssen entwickelt und initiiert werden. Deshalb sollten mehr Ressourcen für Netzwerke, Kooperationen und praxisgeleitete Forschung zur Verfügung gestellt werden. Praxisgeleitete Forschungsprojekte ermöglichen eine schnelle und direkte Reaktion auf (gesellschaftlich bedingte) Veränderungen bei den Mädchen. In diesen Projekten kann überprüft werden, ob die Voraussetzungen, auf denen die Mädchenarbeit beruht, noch stimmen. Dabei sollten insbesondere interdisziplinäre Projekte gefördert werden, um eine Kombination von soziologischen, pädagogischen und psychologischen Perspektiven zu ermöglichen. Schon existierende Netzwerke für Mädchenarbeit müssen ausgebaut und abgesichert werden.
- Sexualpädagogische Erkenntnisse und Konzepte müssen stärker in die Jugendhilfe einfließen, weil hier bislang wenig Geschlechterbewußtsein vorhanden und umgesetzt wird. Eine Möglichkeit hierzu bietet die **Vernetzung von Mädchenarbeit und Jugendhilfe**.

Dr. Birgitta Wrede
Interdisziplinäres Frauenforschungs-Zentrum
Universität Bielefeld





Mädchen mit Behinderungen erleben ihre Adoleszenz als besonders verunsichernd und beängstigend. Konfrontiert mit gängigen Schönheitsidealen und den Reaktionen ihrer Umwelt erleben sie Gefühle von Scham und Entwertung ihrer Körperlichkeit.

Seit einigen Jahren entwickeln Fachfrauen aus der Mädchenarbeit und der Arbeit mit behinderten Mädchen Konzepte und Modelle für die (sexualpädagogische) Arbeit mit dieser Zielgruppe.

In dem Workshop stellten Fachfrauen und Mitarbeiterinnen aus unterschiedlichen Projekten und Institutionen ihre Konzepte vor. Zentrale Fragestellungen waren dabei, ob die Integration nichtbehinderter Mädchen sinnvoll ist, ob und wie die Einbeziehung der Mütter erfolgen sollte und welche sexualpädagogischen Medien und Methoden besonders geeignet sind.

Mittendrin trotz Handicap – Mädchen mit Behinderungen

Moderation und Zusammenfassung:

Tina Kuhne
Initiative Münchener Mädchenarbeit
I.M.M.A. e.V.

Referate

Prof. Dr. Ulrike Schildmann
Universität Dortmund

Sozialisation und Behinderung: Mädchen zwischen gesellschaftlichen Vorurteilen und selbstbestimmtem Leben

Claudia Franziska Bruner
Deutsches Jugendinstitut e.V. (DJI) München

Die Herstellung von Behinderung und Geschlecht. Sozialisations- und Lebensbedingungen von Mädchen und Frauen mit (Körper-)Behinderungen

Projekte

Kathrin Ziese
mixed pickels e.V., Lübeck

(Sexual-)Pädagogische Arbeit mit Mädchen mit Behinderungen im Spannungsfeld unterschiedlicher Interessen

Heide Adam-Blaneck
Bundesverband für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V., Düsseldorf

Mittendrin – Lebenswelten behinderter Mädchen und junger Frauen. Erfahrungen eines Modellprojektes

Franziska Swars
Bundesverband für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V., Düsseldorf

„Wir sind Frau'n, die sich viel trau'n“
Zur (sexualpädagogischen) Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen mit Mehrfachbehinderungen

Bärbel Mickler
Autonom Leben e.V., Hamburg

Geschlecht: behindert, besonderes Merkmal: Mädchen.
Die Arbeit für und mit Mädchen und jungen Frauen mit Behinderung in der Beratungsstelle für behinderte Menschen von Autonom Leben e.V.

Brigitte Frey
Pro Familia Nürnberg

Unbeschreiblich weiblich? Sexualpädagogische Fortbildung für MitarbeiterInnen in Einrichtungen für Mädchen und Frauen mit Behinderung

Zusammenfassung und Diskussion

Sozialisation und Behinderung: Mädchen zwischen gesellschaftlichen Vorurteilen und selbstbestimmtem Leben



Ulrike Schildmann
Dortmund

Die Sozialisation behinderter Mädchen bewegt sich zwischen zwei Polen: Auf der einen Seite stehen vorurteilsbeladene (eugenische) Haltungen der Gesellschaft gegenüber behinderten Menschen, auf der anderen Seite befindet sich der demokratisch orientierte Anspruch auf gleiche (Bildungs- und) Lebenschancen für alle Menschen, also auch für behinderte.

In diesem Zusammenhang steht die Forderung nach sozialer Integration und einem „Leben so normal wie möglich“; darüber hinaus wird von behinderten Menschen selbst immer häufiger ein „selbstbestimmtes Leben“ eingefordert. Die Sozialisation behinderter Mädchen bewegt sich zwischen diesen Polen. Es ist also kein Wunder, dass sie voller Widersprüche steckt.

Behinderung ist ein gesellschaftliches Phänomen, eine **soziale Zuschreibung** gegenüber Menschen, die im Zusammenhang mit gesundheitlichen Problemen und/oder individueller Leistungsminderung die allgemeinen Normalitätsvorstellungen¹ nicht oder nur eingeschränkt erfüllen. Der vorliegende Beitrag orientiert sich an dem Behinderungsverständnis der Weltgesundheitsorganisation (WHO 1980), nach dem zu differenzieren ist zwischen Schädigung im medizinisch-diagnostischen Sinne, Beeinträchtigung oder Leistungsminderung im individuellen, vor allem psychologischen Sinne, und schließlich Behinderung im sozialen Sinne von Zuschreibung, Kontrolle, Sanktionierung, Besonderung. Für die Sozialisation behinderter Mädchen – insbesondere im Zusammenhang mit Sexualität und Sexualerziehung – ist diese Unterscheidung von Wichtigkeit, wie zu zeigen sein wird.

¹Vgl. Schildmann (2000)

²Vgl. Becker-Schmidt (1989), S. 29 f.

³Vgl. Becker-Schmidt (1989), S. 40 f.

Unter **Sozialisation** ist der Prozess zu verstehen, in dem der einzelne Mensch gesellschaftsfähig und -tauglich werden soll und eine eigene Identität ausbildet: „Es muß sich ein Ich entwickeln, das im Stande ist, seine innere Realität als eine handlungsrelevante Schicht von Phantasien, Imaginationen, Triebspannungen sowie Abwehrmechanismen anzuerkennen... Das gleiche Ich muß aber auch die Wirklichkeit außerhalb seiner Innenwelt als objektive und anderen als individualpsychologischen Gesetzmäßigkeiten folgende begreifen. Innen- und Außenseite tauschen sich aus und interagieren miteinander – nicht in herrschaftsfreier Kommunikation, sondern in konflikthaften Auseinandersetzungen.“²

Im Rahmen von Sozialisation und Identitätsfindung spielen Körper und Sexualität eine zentrale Rolle: „Die Selbst- und Fremddefinition des sexuellen Geschlechts sind immer Resultate von Körpererfahrungen einerseits, solchen am eigenen Leib und dem der gleichwie gegengeschlechtlichen Bezugspersonen, und phantasmagorischen Verarbeitungen dieser sinnlichen Erfahrungen andererseits.“³ Im Folgenden soll die Sozialisation behinderter Mädchen in dem Spannungsbogen zwischen gesellschaftlichen Vorurteilen und selbstbestimmtem Leben erörtert werden. Zuerst wird die Ebene der gesellschaftlichen

Mädchen mit Behinderungen

Abwehr von Behinderung (Abschnitt 2) dargestellt; dieser wird in Abschnitt 3 die Ebene des Anspruchs auf selbstbestimmtes Leben gegenübergestellt. Abschnitt 4 schließlich folgt dem Motto der Tagung: „Meine Sache. Mädchen gehen ihren Weg.“

Gesellschaftliche Vorurteile als Voraussetzung für die Sozialisation behinderter Mädchen

„Kind nach Maß?“⁴, so könnte die Ausgangsproblematisierung für die Untersuchung der Sozialisation behinderter Mädchen zusammengefasst werden.⁵ Die Geburt eines behinderten Kindes stürze Mütter ebenso wie Väter in eine tiefe Krise, so die bisher unhinterfragte These, die wir allerdings nicht unhinterfragt lassen sollten; denn wir könnten die These ggf. differenzieren. Zwar wurde erst vor wenigen Jahren die Möglichkeit, dass einer Mutter das Leben mit einem behinderten Kind nicht zuzumuten sei, als Grund für einen Schwangerschaftsabbruch gesetzlich fixiert⁶ und damit ein neues eugenisches Feld eröffnet, welches unüberschaubare Folgen haben könnte. Aber ebenso formierte sich auch Widerspruch gegen die gesellschaftliche „Entsorgung“ von Menschen mit Schädigungen und Beeinträchtigungen. Auch (potentielle) Mütter und Väter könnten von diesem Widerspruch beeinflusst werden.

Dennoch: Die gesellschaftliche Abwehr ist vorhanden und sollte näher untersucht werden. Zugrunde liegen ihr vor allem die gesellschaftlichen Vorstellungen von Normalität, ausgedrückt in den Kategorien Gesundheit und Leistung. Sie bilden die Ausgangspunkte der Sozialisation von Kindern in der modernen Industriegesellschaft. Gerät die Normalität ins Wanken, dann werden die je individuellen und familiären Perspektiven unklar und die allgemeinen Vorstellungen von Elternschaft und Erziehung als nicht oder nur eingeschränkt realisierbar wahrgenommen. Die Eltern geraten in eine Krise, bedingt durch die gesellschaftlichen Strukturen und Normen, die heute – wie das gesamte 20. Jahrhundert hindurch – eugenischen Charakter haben. Ein aktuelles Beispiel ist die verstärkte Beeinflussung

(potentiellen) Mütter und Väter durch die humangenetische Beratung und pränatale Diagnostik. Durch sie werden Schwangerschaft und Geburt heute mehr denn je begleitet und kontrolliert, und die (potentiellen) Mütter nehmen die Angebote vermehrt an; denn ihre Angst vor einem behinderten Kind scheint immer größer zu werden, und dies aus folgenden Gründen:

In einer Gesellschaft,

- die arbeitsteilig funktioniert und dabei Erwerbsarbeit hoch und Reproduktionsarbeit gering bewertet,
- die durch Einkind- oder maximal Zweikinderfamilien geprägt ist und im Rahmen von Familienplanung Zeitpunkte oder Zeiträume für die Geburt der Kinder festzulegen versucht,
- und die vorgibt, mit Hilfe von humangenetischer Beratung und pränataler Diagnostik behinderte Kinder verhindern zu können, in solch einer Gesellschaft erhält das gesunde Wunschkind höchste Bedeutung. Alle Frauen werden von dieser gesellschaftlichen Sichtweise beeinflusst. Frauen, die ein behindertes Kind zur Welt bringen, stehen jedoch unter einem besonderen Legitimationsdruck (selbst dann, wenn die Schädigung ihres Kindes gar nicht hätte pränatal erkannt werden können).

Dies sind die Ausgangspunkte für die familiäre Sozialisation behinderter Kinder. Nicht der elterliche Wunsch, sondern die enttäuschte Erwartung steht also gegebenenfalls am Anfang von Sozialisation und Erziehung des Kindes. Die Beschäftigung der Mütter und Väter mit sich selbst, mit ihrer Krise, ihren Sorgen und ihrer Not, ist Ausgangspunkt der so genannten Erziehung ohne Vorbild, der Erziehung des außergewöhnlichen Kindes.

Beeinflusst wird die Sozialisation behinderter Kinder des Weiteren durch einige Faktoren, die im Folgenden kurz angerissen werden sollen. Dabei wird vielleicht zunächst der Eindruck entstehen, ob nun ein Mädchen oder ein Junge behindert sei, das spiele doch für die Sozialisation keine vordringliche Rolle, denn im Zentrum der Bemühungen

Referate

⁴Vgl. Bündnis 90/Die Grünen (1996)

⁵Vgl. Schildmann (1996)

⁶Vgl. § 218 StGB; Thomas/Kluth, Hg. (1993)

Mittendrin trotz Handicap – M

ständen die Schädigung und individuelle Beeinträchtigung des Kindes. Dieser Eindruck mag entstehen, wie im Folgenden gezeigt und begründet wird; er stellt sich aber als falsch heraus, denn die Geschlechterspezifika schwingt immer mit als eine – zum Teil kollektiv unbewusste – unhinterfragte gesellschaftliche Erwartungshaltung.

Ausgehend von der oben genannten These, dass die durchschnittliche Mutter und der durchschnittliche Vater Angst davor haben, mit einem behinderten Kind leben zu müssen und sich – in ihrer Vorstellung – die Erziehung und Versorgung dieses Kindes möglicherweise nicht zutrauen, werden von ihnen an oberster Stelle schädigungs- und beeinträchtigungsspezifische Faktoren zur Diskussion gestellt. Die These lautet: Unter behinderten Kindern stellen sich – in ihrer Angst – die meisten Mütter und Väter mehrfach geschädigte und intellektuell beeinträchtigte Kinder vor. Diese beiden Gruppen von Kindern würden die ganze reproduktionsbezogene Arbeitskraft (im Allgemeinen) der Mutter fordern und trotzdem nicht die Gewähr geben,

- mit ihnen „normal“, d.h. in bis dahin erlernter Form kommunizieren zu können und
- ein Sozialisationsziel zu erreichen, welches im Allgemeinen in dem Begriff der späteren Unabhängigkeit von den Eltern zusammengefasst wird.
- Vor dem Hintergrund der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung würden außerdem insbesondere die Mütter ihr eigenständiges Leben für das Kind aufgeben müssen und sich vielleicht auch selbst sozial isolieren.

Bei der Erziehung körperlich geschädigter Kinder, insbesondere Mädchen, spielt daneben – aufgrund geschlechterspezifischer (waren-)ästhetischer Maßstäbe – die äußere Erscheinungsform eine zentrale Rolle der Verunsicherung. Hier wird von vielen Eltern versucht, das körperlich unvollkommene Erscheinungsbild des Kindes mit unterschiedlichsten Mitteln und Methoden zu kaschieren. Für die Kinder, insbesondere Mädchen,

resultiert aus dieser Sozialisationserfahrung häufig ein gestörtes Körper- und Selbstbild.

Neben der Schädigungsspezifika (s.o.) spielen für die Sozialisation ebenso der Zeitpunkt der Schädigung des Kindes eine Rolle, außerdem die Entwicklung von Schädigung, Beeinträchtigung und Behinderung im Rahmen der Biographie der betreffenden Person. Auf diese – wie auf weitere – Zusammenhänge wurde an anderer Stelle ausführlicher eingegangen.⁷

Stellen Schädigung/Beeinträchtigung/Behinderung zentrale Einflussfaktoren der Sozialisation dar, dann gewinnen neben der Familie und in Kooperation mit ihr medizinische und therapeutische Institutionen eine Bedeutung für die Sozialisation behinderter Mädchen (und Jungen), wie dies bei den nichtbehinderten Vergleichsgruppen nicht vorstellbar wäre. Teilnahme an umfangreichen diagnostischen Verfahren, Krankenhausaufenthalte mit körperlichen Eingriffen, schmerzhaftes Therapieren im Rahmen der Krankengymnastik u.Ä., Experimente und schließlich Gewalt verschiedenster körperbezogener Art sind Erfahrungen, die die Entwicklung behinderter Frauen massiv beeinflussen und ihr Körperbewusstsein – einschließlich des sexuellen Bewusstseins – beeinträchtigen können.⁸

Die Konzentration auf den Komplex Schädigung/Beeinträchtigung/Behinderung lässt die Verbindung zwischen **Behinderung und Geschlecht** des Kindes scheinbar in den Hintergrund treten. Vor diesem Hintergrund spricht Monika Jonas von einem „Verlust der Geschlechtsspezifika“, der psychoanalytisch gesehen weitgehende Folgen für die geschlechterspezifische Sozialisation habe: *„Der Verlust der Geschlechtsspezifika bedeutet für die Mütter, daß sie mit ihren Söhnen nicht das bisexuelle Ganzheitsphantasma leben können, daß ihr Sohn nicht Objekt des Begehrens wird, nicht der ‚Held‘. Durch die behinderte Tochter kann die Mutter nicht mit den erhofften idealen sozialen Qualitäten in der Zukunft weiterleben. Die Identifikation der Mutter auf der geschlechtsspezifischen Ebene ist deutlich ge-*

⁷Vgl. Schildmann (2000a)

⁸Vgl. exemplarisch Ewinkel u.a. (1985); Gottschalk (1999)

Mädchen mit Behinderungen

stört. Die Behinderung der Tochter/Des Sohnes läßt diese zum ‚ewigen Kind‘ werden, zum sexuellen Neutrum, ohne Zukunft als Mann oder Frau.“⁹

Die Erziehung zum ‚sexuellen Neutrum‘ mag meines Erachtens eine vor allem frühkindliche Sozialisationsstruktur – vor allem bei geistig und körperlich behinderten Kindern – abgeben. Sie verkehrt sich jedoch spätestens ab der Pubertät – und nun vor allem für Mädchen – ins Gegenteil; die gesellschaftliche Praxis, an behinderten Mädchen ab dem frühen Jugendalter Sterilisationen vorzunehmen (heute unter 18 Jahren absolut verboten¹⁰), um Schwangerschaften nach sexuellem Missbrauch oder Vergewaltigung vorzubeugen, bringt die Doppelbödigkeit der Erziehung zum ‚sexuellen Neutrum‘ zum Vorschein. Das gängige Muster der Sexualerziehung dieser Mädchen scheint so auszusehen: Im frühkindlichen Alter liegt die Aufmerksamkeit der familialen Sozialisation auf der Beseitigung, Linderung, Kompensation von Schädigungen und Beeinträchtigungen des Kindes; dadurch treten Geschlechterspezifika, Sexualität u.Ä. in den Hintergrund. In späteren Jahren, etwa ab der Pubertät (deren Eintreffen nicht wenige Mütter und Väter überrascht), erhält gerade die Geschlechtlichkeit bei Töchtern eine hohe Bedeutung. Der ersten Form von sexueller Neutralisierung folgt nun eine zweite: mit Hilfe eines körperlichen Eingriffs, der Sterilisation (mit oder ohne Wissen der Tochter), soll nun wenigstens die Möglichkeit einer – gewollten oder nach Vergewaltigung oder sexuellem Missbrauch ungewollten – Schwangerschaft grundsätzlich ausgeschlossen werden. Die beiden Ebenen der ‚sexuellen Neutralisierung‘ hängen eng miteinander zusammen. Für Mädchen mit intellektuellen und/ oder körperlichen Beeinträchtigungen ist dieses Sozialisationskonstrukt von zentraler Bedeutung, und wenn nicht von allen Müttern und Vätern praktiziert, so doch – im eugenischen Sinne – von der modernen Gesellschaft in Erwägung gezogen. Hier unterscheidet sich die Struktur der Sozialisation behinderter Mädchen entscheidend von der nichtbehinderter Mädchen. Gegenüber behinderten Jungen unterscheidet sie sich ebenfalls, da ins Zentrum des An-

liegens die Probleme der (ungewollten) Schwangerschaft rücken. Der Zusammenhang von Behinderung und Geschlecht ist, wie hier angedeutet, immer in Beziehung zu setzen zu der Schädigungs- und Beeinträchtigungsspezifika, daneben aber auch zur Altersspezifika der Mädchen bzw. jungen Frauen.

Den dargestellten Strukturen folgen auch die öffentlichen Sozialisationsinstanzen, vor allem die Schule. Sie geht auf alle oben genannten Sozialisationsfaktoren ein, reproduziert und stabilisiert diese. Am Beispiel der Schule für geistig Behinderte wird das Muster am deutlichsten: Hier sollen vor allem so genannte alltagspraktische Fähigkeiten vermittelt werden, d.h. geistig behinderte Mädchen sollen auf ihre spätere eigene Versorgung vorbereitet werden. Sie sollen ihre eigene Körperhygiene beherrschen, sich mit Nahrungsmitteln versorgen und ihr Zuhause in Ordnung halten können. Einen Teil der – von Frauen im Allgemeinen geleisteten – Reproduktionsarbeit also sollen sie erlernen.

Ein anderer, wesentlicher Teil dagegen bleibt von der schulischen Sozialisation weitestgehend ausgeschlossen, nämlich die individuelle Auseinandersetzung mit Sexualität, Schwangerschaft und Kindererziehung. Die von der Institution Schule beabsichtigte reduzierte Annäherung an die (gesamt-)gesellschaftliche Realität führt aber bei einem Teil der behinderten Mädchen zu Identitätsproblemen, spätestens dann, wenn sie beginnen, sich mit ihren Müttern, Schwestern und anderen Frauen zu vergleichen. Die schulische Erziehung ist dieser Problemlage meistens nicht gewachsen; sie weicht ihr aus und konzentriert sich stattdessen bei Mädchen mit einer geistigen Behinderung – ebenso wie bei vergleichbaren Jungen – auf die Vorbereitung einer späteren Arbeit (und Betreuung) in Werkstätten für Behinderte. Die Werkstattarbeit beinhaltet zwar wiederum hausarbeitsbezogene Beschäftigungen, nämlich materielle Tätigkeiten wie Waschen und Nahrungsmittelverarbeitung, spart aber den gesamten körperbezogenen Reproduktionsbereich mit Anteilen von Versorgungs- und Beziehungsarbeit komplett aus.

⁹Vgl. Jonas (1990), S. 70

¹⁰Vgl. Betreuungsgesetz §1905

Mittendrin trotz Handicap – M



Die dargestellte Struktur, die eugenischen Charakter hat und sich in den verschiedensten Vorurteilen gegenüber behinderten Mädchen und Frauen manifestiert, ist – so kann abschließend festgestellt werden – verankert in den gesamtgesellschaftlichen Strukturen von Patriarchat und kapitalistischer Wirtschafts- und Sozialstruktur.

Selbstbestimmt leben

Eugenischen Einstellungen und sozialen Benachteiligungen behinderter Menschen wird in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten mit sozialem Widerstand begegnet. Dieser gipfelt in dem von behinderten Menschen selbst formulierten Anspruch auf ein selbstbestimmtes Leben.¹¹ Den Widerstand eint das Bemühen um die Verbesserung der Lebensbedingungen behinderter Menschen; seine Wurzeln liegen in folgenden sozialen Reformbewegungen begründet:

- Normalisierungsprinzip,
- Integrationspädagogik und
- (Selbsthilfe-)Bewegung „Selbstbestimmt leben“.

¹¹Vgl. zusammenfassend Miles-Paul, Hg. (1992)

¹²Vgl. zusammenfassend Schildmann (1997)

Diese Reformbewegungen haben dazu beigetragen, das gesellschaftliche Ansehen behinderter Menschen positiv zu beeinflussen und die gemeinsame Erziehung und Förderung Behinderter und Nichtbehinderter – insbesondere in den öffentlichen Sozialisationsinstanzen – anzustreben. Welche Rolle dabei allerdings dem Lebensbereich Sexualität und der sexuellen Sozialisation zugeacht wird, ist nicht ganz einfach zu beantworten. Dennoch soll im Folgenden der Versuch unternommen werden, einige Thesen dazu zu entwickeln.

Das Normalisierungsprinzip¹² entstand Ende der 50er Jahre in Dänemark und verbreitete sich in den 60er und 70er Jahren in Skandinavien, Nordamerika und Zentraleuropa. Der Anspruch des Prinzips, behinderten Menschen ein „Leben so normal wie möglich“ zu gewähren, entstand vor dem Hintergrund der Unterbringung geistig behinderter Menschen in Anstalten und Großeinrichtungen, die eine soziale Eingliederung ihrer Klientel weder beabsichtigten noch ermöglichten. In den acht von Bengt Nirje entwickelten Leitideen¹³ enthält das Normalisierungsprinzip mit seiner Forderung

Mädchen mit Behinderungen

nach einem normalen Leben in einer heterosexuellen Welt auch einen knappen Hinweis auf die Bedeutung der Sexualität (geistig) behinderter Menschen. Weiter ausgearbeitet wurde diese Forderung meines Wissens nur in der Praxis der Behinderteneinrichtungen, die sich heute mit Sexualität, Schwangerschaft und Elternschaft auseinandersetzen, allerdings nach meiner Auffassung mehr infolge der historisch brisanten Debatte über die (Zwangs-)Sterilisation Mitte der 80er bis Anfang der 90er Jahre¹⁴ als im Zuge der allgemein gehaltenen Forderungen des Normalisierungsprinzips. In dessen Rahmen jedenfalls wurde die Sexualität und deren Geschlechterspezifik, die für unseren Zusammenhang zentral ist, kaum theoretisch reflektiert.

Etwas später als das Normalisierungsprinzip und von diesem beeinflusst, entstand die Integrationspädagogik, in der Bundesrepublik Deutschland um 1970. Sie konzentriert sich auf die gemeinsame Erziehung behinderter und nichtbehinderter Kinder und Jugendlicher und auf die Überwindung der Hierarchien zwischen Normalität und Behinderung und ist damit, anders als das Normalisierungsprinzip, vor allem ein bildungspolitisches Konzept.¹⁵ Aber auch die Integrationspädagogik hat bisher kein spezielles Augenmerk auf Fragen der sexuellen Sozialisation behinderter (und nichtbehinderter) Mädchen und Jungen gelegt, womit sie sich in die Tradition der öffentlichen Bildungseinrichtungen einreicht, die wesentliche Bereiche des privaten und reproduktionsbezogenen Lebens ausblenden. Dennoch sei hier auf eine integrationsbezogene Parallelentwicklung hingewiesen, die sexualpädagogische Relevanz hat: Der Beginn der Integrationspädagogik traf in eine Zeit, als auch andere soziale Bewegungen für gesellschaftliche Liberalisierungen eintraten, u.a. für die Liberalisierung der Sexualität.¹⁶ Zu dieser Zeit wurde auch die soziale Integration behinderter Menschen im umfassenden Sinne zur Zielsetzung aller behindertenpädagogischen Bemühungen erhoben und die gesellschaftlichen Einstellungen gegenüber der Sexualität behinderter Menschen teilliberalisiert, d.h. behin-

derten Menschen wurden Sexualleben und Partnerschaften zugestanden, aber Schwangerschaft und Mutterschaft blieben noch bis weit in die 80er Jahre hinein tabuisierte Themen.

Die Bewegung Selbstbestimmt leben (Independent Living Movement), in Deutschland um 1980 aus den USA importiert und direkt verbunden mit der Ende der 70er Jahre von Behinderten gegründeten Krüppelbewegung, nahm von ihrem Beginn an eine andere Position ein als die vorangenannten Bewegungen; denn sie ist keine Bewegung, in der für behinderte Menschen und mit ihnen gehandelt wurde/wird, sondern ausschließlich von ihnen und durch sie selbst. In diesem Rahmen entstanden auch die Krüppelfrauengruppen, die den Zusammenhang von Sexualität – Weiblichkeit – Behinderung nachhaltig in die öffentliche Diskussion einbrachten, u.a. mit der Schrift von Carola Ewinkel u.a. „Geschlecht: behindert – besonderes Merkmal: Frau“ (1985). Aufgeworfen wurden vor allem die Themen Vergewaltigung und Sterilisation, später auch – im Zuge der kritischen Diskussionen um Gentechnologie und Reproduktionsmedizin – das zentrale eugenische Thema „Kinder oder keine – wer entscheidet?“.¹⁷ Es ist also das Verdienst der sozialen Bewegung behinderter Frauen, das Thema Sexualität und Behinderung in die öffentliche Diskussion gebracht zu haben und dessen eugenischen Charakter aufzudecken und anzuprangern. Damit ist meines Erachtens eine Seite der Medaille beleuchtet, die dunkle, die verletzende, die eugenische. Ihr bewusst gegenübergestellt werden sollte die andere Seite, die enttabuisierte, kommunikative und interaktive. Dieser Seite der Medaille, die die Sexualität als grundlegendes Persönlichkeitsrecht und als Merkmal der Persönlichkeitsentwicklung definiert, wird erst in den letzten Jahren mehr Aufmerksamkeit geschenkt, worauf im letzten Abschnitt meines Beitrags eingegangen werden soll.

Schlussreflexion – „Meine Sache: Mädchen gehen ihren Weg“

Der Titel ist Programm. Wir stehen am An-

¹³ Vgl. Nirje (1992 und 1994)

¹⁴ Vgl. Betreuungsgesetz v. 1990

¹⁵ Vgl. umfassend Eberwein, H., Hg. (1988)

¹⁶ Vgl. Studentenbewegung und Frauenbewegung

¹⁷ Vgl. Köbsell/Waldschmidt (1993)

Mittendrin trotz Handicap – M

fang einer feministischen Mädchenarbeit, die – aus der kritischen Analyse heraus – das Potential gewonnen hat, Vielfalt anzuerkennen:

- in (inter-)kultureller Hinsicht,
- geschlechterdifferenzierend (doing gender) und
- individuelle Beeinträchtigungen akzeptierend¹⁸.

Heute geht es darum, dieses Potential zu nutzen und pädagogisch umzusetzen. Auf dem Gebiet der Sexualpädagogik wird zu zeigen sein, welcher Grad von Selbstbestimmung und gegenseitiger Akzeptanz – unter den jeweils gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen – für behinderte Mädchen und von ihnen selbst hergestellt werden kann. Die sexualpädagogische Mädchenarbeit hat dabei vier analytische Ebenen zu berücksichtigen, die an dieser Stelle der Integrationspädagogik entlehnt werden:¹⁹

- die individuelle (psychische und körperliche) Ebene,
- die interaktionelle Ebene,
- die institutionelle Ebene,
- die gesellschaftliche Ebene.

An der Reflexion der Sexualität auf allen vier Ebenen sind die Pädagoginnen nicht weniger beteiligt als die betreffenden Mädchen und jungen Frauen selbst. Die sexualpädagogische Förderung setzt bei uns an – die kritischen Fragen haben wir Pädagoginnen zunächst einmal uns zu stellen. Vor dem Hintergrund der eigenen (Sexual-)Biographie und im peer counselling mit anderen Pädagoginnen entsteht die Grundlage für eine Sexualpädagogik der Vielfalt.

Prof. Dr. Ulrike Schildmann
Universität Dortmund

¹⁸Vgl. Prengel (1993); Hagemann-White (1993); Schildmann (1996a)

¹⁹Vgl. Klein u.a. (1987), S. 39 f.

Literatur:

BECKER-SCHMIDT, REGINA (1989): Dynamiken sozialen Lernens. Geschlechterdifferenz und Konflikte aus der Perspektive von Frauen, in: Dies. und Gudrun-Axeli Knapp: Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz: Suchbewegungen sozialen Lernens, 2. Auflage, Bonn, S. 13-103.

BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN. Bundestagsfraktion (1996): Kind nach Maß? Pränatale Diagnostik im Streit, in: Lang & schlüssig 13.56, Februar.

EBERWEIN, HANS (Hg.) (1988): Behinderte und Nichtbehinderte lernen gemeinsam. Handbuch der Integrationspädagogik, Weinheim und Basel.

EWINKEL, CAROLA u.a. (1985): Geschlecht: behindert – besonderes Merkmal: Frau, München.

GOTTSCHALK, ULRIKE (1999): „Sie haben Probleme mit Macht“ – Therapieerfahrungen aus 40 Jahren, in: Birgit Rommelspacher (Hg.): Behindertenfeindlichkeit. Ausgrenzungen und Vereinnahmungen, Göttingen, S. 97-121.

HAGEMANN-WHITE, CAROL (1993): Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen?, in: Feministische Studien 11, Heft 2, S. 68-78.

JONAS, MONIKA (1990): Behinderte Kinder – behinderte Mütter?, Frankfurt a.M..

KLEIN, GABRIELE u.a. (1987): Integrative Prozesse in Kindergartengruppen. Über die gemeinsame Erziehung von behinderten und nichtbehinderten Kindern, Weinheim und München.

MILES-PAUL (Hg.) (1992): Wir sind nicht mehr aufzuhalten, München.

NIRJE, BENGT (1992): The Normalization Principle Papers, Uppsala.

Ders. (1994): Das Normalisierungsprinzip - 25 Jahre danach, in: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 63, Heft 1, S. 12-35.

PRENGEL, ANNE-DORE (1993): Pädagogik der Vielfalt, Opladen.

Dies. (1996): Förderung und soziale Absicherung von Eltern mit behinderten Kindern, in: Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen, s.o., S. 43-51.

SCHILDMANN, ULRIKE (1996a): Integrationspädagogik und Geschlecht, Opladen.

Dies. (1997): Integrationspädagogik und Normalisierungsprinzip – ein kritischer Vergleich, in: Zeitschrift für Heilpädagogik 48, H. 3, S. 90-96.

Dies. (2000): Forschungsfeld Normalität. Reflexionen vor dem Hintergrund von Geschlecht und Behinderung, in: Zeitschrift für Heilpädagogik 51, Heft 3, S. 90-94.

Dies. (2000a): Einführung in die Systematik der Frauenforschung in der Behindertenpädagogik, in: Ulrike Schildmann und Bettina Bretländer (Hg.), s.u. (Abschnitt 2.3). Schildmann, Ulrike und Bettina Bretländer (Hg.): Frauenforschung in der Behindertenpädagogik. Systematik – Vergleich – Geschichte – Bibliographie. Ein Arbeitsbuch, Münster.

THOMAS, HANS und WIBFRIED KLUTH (Hg.) (1993): Das zumutbare Kind, Herford, Stuttgart, Hamburg.

WELTGESUNDHEITSORGANISATION (WHO) (1980): International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps, Genf.

Mädchen mit Behinderungen

Die Herstellung von Behinderung und Geschlecht. Sozialisations- und Lebensbedingungen von Mädchen und Frauen mit (Körper-)Behinderungen

In den Mittelpunkt meines Vortrags stelle ich vier thesenartige Überlegungen. Sie resultieren zum einen aus meinen wissenschaftlichen Arbeitszusammenhängen im Rahmen der Mädchen- und Frauenforschung und zum anderen aus einer ersten Sicht auf narrativ-biographische Interviews, die ich gegenwärtig im Kontext meiner Promotion durchführe. Da ich mich noch in der Auswertungsphase befinde, kann ich keine gesicherten wissenschaftlichen Befunde vorlegen, sondern ausschließlich Denkanstöße und Diskussionsanregungen geben.



Claudia Franziska Bruner
München

These 1

Von der – gegenüber Nichtbehinderten und gegenüber behinderten Männern – spezifischen Situation behinderter Frauen bzw. behinderter Mädchen zu sprechen, unterstellt eine allen zu dieser Kategorie gehörenden Menschen gemeinsame Situation und Interessenlage.

Geschlecht und Behinderung sind dabei die primären identitätsstiftenden Merkmale, die „uns“ unterscheiden sollen von Männern und „normalen“ („gesunden“, „nichtbehinderten“) Frauen. Übersehen wird dabei, dass dieses „Wir“ keineswegs eine solidaritätsstiftende Kategorie darstellt. Der Annahme, wir hätten identische, gemeinsame und gesonderte (uns von anderen prinzipiell unterscheidende) Interessen, liegt die große Gefahr der Essentialisierung von Kategorien wie Behinderung und Geschlecht zugrunde.

These 2

Die Kategorien Geschlecht und Behinderung mögen Differenzen zwischen Menschen

markieren und gesellschaftliche Benachteiligungen bedingen. Sie verhalten sich jedoch nicht additiv zueinander.

Insofern ist die Rede von der „doppelten“ Benachteiligung irreführend. Es bleibt empirisch zu klären, wie Behinderung und Geschlecht zusammenwirken. Theoretische Anregungen kann man hierzu in neueren feministisch orientierten Arbeiten zur Situation von Migrantinnen finden, in denen es um das Verhältnis von ethnisch/kultureller Differenz und dem Geschlechterverhältnis geht.

These 3

Geschlecht und Behinderung sind beides soziale Konstrukte.

Ihrer Herstellung, ihrer Reproduktion und ihrer Wirkungsweisen lässt sich empirisch in narrativ-biographischen Interviews auf die Spur kommen. In solchen Interviews erzählen die Befragten aus ihrem Leben und produzieren damit biographische Texte, die Annahmen darüber enthalten, wie sie zu dem geworden sind, was sie heute sind:

Mittendrin trotz Handicap – M

z.B. ein behindertes Mädchen oder eine behinderte Frau. Dabei bietet sich auch die Chance, Entwicklungs- und Verlaufsprozesse nachzuzeichnen und so die individuelle Sozialisation als Erfahrungsgeschichte zu reflektieren.

These 4

Die Kategorien Behinderung und Geschlecht beschreiben keine Eigenschaften von Menschen, sondern (soziale) Verhältnisse.

Auch diese These lässt sich sehr anschaulich empirisch auf der Grundlage von narrativ-biographischen Interviews verdeutlichen. Ich werde versuchen, dies an einem Beispiel zu illustrieren, in dem es um Fragen von Sexualität und Behinderung geht.

Zu These 1:

„Wir“ behinderte Mädchen und Frauen?

Lassen sie mich mit einer persönlichen Erfahrung beginnen: Als (körper)behindert zu gelten und weiblich zu sein – das stiftet noch keine Solidarität. Mit dem erst kürzlich entdeckten „Wir“ – behinderte Mädchen und Frauen mit ihren ganz besonderen und gesonderten Interessenlagen – mit diesem „Wir“ ist es nicht weit her. Ich meine damit nicht, dass es uns immer noch an medienwirksamen Artikulationsvermögen und politischer Durchschlagskraft fehlt. Ich meine vielmehr, dass Vorsicht geboten ist bei der vorschnellen Annahme, wir als „weibliche Behinderte“ oder „behinderte Mädchen und Frauen“ hätten identische Interessen, die uns von allen anderen unterscheiden, befänden uns in einer „gleichen“ Situation.

Deutlich vor Augen geführt wurde mir dies anlässlich der Mitarbeit an einer Sondernummer einer Zeitschrift eines Frauenprojektes, welche die Lebenssituation behinderter Mädchen und Frauen thematisieren sollte. Die an dieser Nummer aktiv beteiligten (behinderten) Frauen konnten sich keineswegs auf eine einheitliche frauen- und behindertenpolitische Zielsetzung einigen. So sprach sich eine Seite etwa dafür aus, sich zunächst einmal ausschließlich auf die Integrationsproblematik zu konzentrieren und das Thema Geschlechterdifferenz

hintenanzustellen. Denn als körperlich und sexuell Benachteiligte könne man das Verhältnis zu den Männern doch nicht zusätzlich belasten durch den Fingerzeig auf andere Aspekte geschlechtsspezifischer Benachteiligung. Unversehens unterließ diesen Frauen dabei die Übernahme herrschender Geschlechtsrollenbilder, körperlicher Schönheitsstandards etc. Die Kritik daran erschöpfte sich in einem hilflos-resignierenden Bedauern, dass die Umstände nun einmal nicht so seien, dass man selbst in Konkurrenz treten könne zu den nichtbehinderten Frauen. Politisches Ziel dieser Position ist die Aufhebung behindertenspezifischer Benachteiligungen, die unabhängig von der Geschlechterdifferenz gesehen werden.

Zugegeben, etwas spöttisch zugespitzt könnte man sagen: „Erst wenn die Welt so eingerichtet ist, dass wir bei den Männern genauso begehrt sind wie unsere nichtbehinderten Geschlechtsgenossinnen, erst wenn die Männer auch unsere Vorzüge honorieren – erst dann können auch wir uns mit den herrschenden patriarchalen Strukturen auseinander setzen!“

So wie das vorgeblich gemeinsame kollektive Interesse von Frauen der Frauenbewegung zwischen den Fingern zerrann, so müssen vielleicht auch „wir“ einsehen, dass die Kategorie „Behinderung“ weder Einheit noch Solidarität stiftet. Dabei muss man gar nicht erst auf die bekannten Hierarchisierungen zwischen unterschiedlichen Behinderungen hinweisen. Nicht zuletzt reduziert uns dieses „Wir“ vor allem auf die beiden Identitätsmerkmale „weiblich“ und „behindert“ und lässt außer Acht, dass wir – so wie wir nicht Frauen sind, sondern zu ihnen gemacht werden – eben auch keine behinderten Mädchen und Frauen sind, sondern um nichts weniger zu solchen gemacht werden.

Zu These 2:

Geschlecht und Behinderung – Doppelte Benachteiligung?

Sedef Gümen schreibt in ihrem Beitrag über „Das Soziale des Geschlechts“: „Der Hinweis, dass sich die Lebensumstände, die Diskrimi-

Mädchen mit Behinderungen

nierungserfahrungen, die Arbeit und die Interessen von Frauen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer ‚ethnischen‘ Minderheit oder ‚Kultur‘ unterscheiden, kann zwar den Blick auf die Vielfalt der Erfahrungen oder Identitäten lenken, löst aber nicht das Problem der Essentialisierung dieser Kategorien.“¹ Mit dem gleichen Umstand wie im Migrations- bzw. Ethnisierungsdiskurs haben wir es zu tun, wenn wir in die Diskussion um die Situation von Behinderten die Geschlechtskategorie einführen. Es reicht nicht aus, Mädchen und Frauen mit Behinderungen in den Blick zu nehmen und auf diese Weise eine neue homogene Einheit zu suggerieren. Mit den Worten von Sedef Gümen könnte man sagen, eine solche Vorgehensweise versteht Behinderung als askriptives Merkmal, das man/frau hat. Damit kann man den Strukturmomenten von Differenz (z. B. staatliche Regulierungen, institutionelle Regulierungen z.B. durch das Gesundheitssystem) und den Herstellungs- und Konstituierungsprozessen von Zugehörigkeit nicht gerecht werden. Erkannt werden müsste, dass die sozial- und gesellschaftspolitische Erzeugung von Behinderung (hier geht es letztlich um die Grenzziehung zwischen ‚krank und gesund‘, ‚normal und nicht normal‘, ‚leistungsfähig und nicht oder eingeschränkt leistungsfähig‘, ‚autonom und hilfsbedürftig‘, ‚attraktiv und unattraktiv‘ etc.) und ihre reale Wirkung (ungleiche Zugangschancen zu gesellschaftlichen Ressourcen, Gütern und Positionen, aber auch z. B. zu familialen Lebensformen, selbständige Alltagsorganisation etc.) einen konstitutiven Bestandteil des Sozialen bildet – genauso wie die Erzeugung der Kategorie ‚Geschlecht‘. Und weiter ist zu fragen: Ist die Differenz zwischen behinderten und nichtbehinderten Frauen – immer und in jeder Situation aufzeigbar? „Hier taucht die Frage auf, in welchem Verhältnis die analytische Trennung zwischen Differenz (innerhalb der Kategorie Frau) und Hierarchie (zwischen Frauen und Männern) zum theoretischen Rahmen des Geschlechterverhältnisses steht.“²

Zu These 3: Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht und Behinderung

Mir geht es um den Zusammenhang zwischen Sozialisation, Geschlecht, Lebensentwürfen und Körperbehinderung bei Mädchen bzw. Frauen. Hierzu befrage ich Frauen, bei denen vor der Pubertät eine körperlich sichtbare, mobilitätseinschränkende Behinderung eingetreten ist. Sie sollen zum Zeitpunkt des Interviews ihre (erste) schulische und berufliche Ausbildung weitgehend abgeschlossen haben bzw. im Falle von Studentinnen eine Berufsperspektive entwickelt haben oder erwerbstätig sein und sich ggf. in einem familialen und/oder beruflichen Lebensabschnitt befinden.

Ich führe narrativ-biographische Interviews durch, die darauf abzielen, dass die Befragten möglichst viel aus ihrem Leben erzählen, wobei ich mich als Interviewerin zunächst äußerst zurückhalte. Auf diese Weise soll das Präferenzsystem der Befragten möglichst unbeeinflusst bleiben: d.h. die Befragten entscheiden, was sie wie ausführlich und in welcher Form von sich erzählen wollen. Erst in der letzten Phase des Interviews stelle ich (wenn es sich nicht schon erübrigt hat) noch einige leitfadengestützte Fragen.

Ich zitiere im Folgenden aus einem Interview. Dabei ist mir wichtig zu zeigen, wie ‚Behinderung‘ von den an der geschilderten Situation Beteiligten gemeinsam konstruiert wird, d.h. mit Bedeutung versehen wird, und dass es sich dabei um einen Entwicklungsprozess handelt.

Kurz einige biographische Eckdaten über meine Interviewpartnerin Frau Feldheimer: Frau Feldheimer wurde 1954 geboren. Sie hat keine Geschwister. Bei ihrer Geburt traten aufgrund einer Nabelschnurverschlingung Komplikationen auf. Zunächst wurden ihr ärztlicherseits geringe Überlebenschancen prognostiziert. Heute sitzt Frau Feldheimer im Rollstuhl. Sie besuchte ein Internat, brach das Gymnasium 1973 ab und begann dann eine Lehre als Kauffrau. 1974 bezog sie eine eigene Wohnung und lernte ihren späteren Lebenspartner kennen. 1978 bekam sie ihr erstes Kind und heiratete. Gleichzeitig begann die Familie mit einem

¹Vgl. Gümen, Sedef (1998): Das Soziale des Geschlechts. Frauenforschung und die Kategorie „Ethnizität“. In: Das Argument 224, S. 187-201

²Vgl. ebenda S. 195

Mittendrin trotz Handicap – M

Hausbau auf dem Dorf, in der Nähe ihrer Eltern. 1984 wurde ihr zweites Kind geboren, das aufgrund von spina bifida körperbehindert ist. Ein halbes Jahr nach der Geburt wurde Frau Feldheimer wieder berufstätig. Seit 1997 lebt ihre Mutter in einem Pflegeheim, seitdem übernimmt sie die Versorgung und Alltagsorganisation des Vaters.

Die folgende Erzählung beschreibt die Situation, in der Frau Feldheimer im Alter von zwölf Jahren ihren ersten Rollstuhl bekam. Zuvor hatte sie sich mit Stöcken oder einer Art Fahrrad fortbewegt, auf dem sie es zu einiger körperlicher Geschicklichkeit gebracht hatte:

„Ich war zwölf, und zwar des war kurz bevor ich ins Internat kam, auf's Gymnasium, da hab ich meinen ersten Rollstuhl bekommen und also, das war schon 'ne – aber 'ne, der Rollstuhl hingestellt und fahr mal! Nix Einweisung oder Rollstuhlsport oder so was, gar nix (lacht). Also, des war der erste Rollstuhl, ja. Also momentan war's negativ für mich. Ich hab mich für bis dato mit meim Fahrrad dann ganz gut fortbewegt und äh – mit meinen Stöcken und Schienen, ja – und des ging eigentlich ganz gut und am Anfang, ich ich konnt ja mit dem Rollstuhl net umgehen, das war ja nur hinderlich und äh – da war ich eigentlich net sehr – ich mein, ich hab zwar nach außen hin stolz getan, aber innerlich hab ich mir gedacht Scheißkarre, ne, und äh – wirklich so – und erst ja, aber des hat nicht lange gedauert und na hab ich eigentlich doch die Vorteile gesehen, des war vielleicht 'ne Woche, wo ich mit der Kiste gekämpft hab und gedacht hab, was soll des, ich fahr Fahrrad (lacht). Ne, und wo ich aber eigentlich dann gemerkt hab, Moment amal, des is' ja 'n ganz ganz andere Perspektive, die is' viel besser wie dieses Fahrrad, ne, aber gut, des, da muß ma halt selber durch und vor allem ich war ja vorher in dem Sinn nie mit einem Rollstuhl konfrontiert, gar nie, ne, (...) insofern äh – war der Rollstuhl eigentlich – ja, eigentlich zuerst amal, hab ich 'n sehr mißtrauisch beäugt und vielleicht war's für mich auch so'n bißchen der Tick, Moment – so, du bisch ja doch behindert, ne, so diese

Erfahrung vorher, die war für mich au' oft hinderlich, immer nur zu warten, bis mich da jemand trägt oder, wenn ich eben keine Stöcke hatte oder mal, oder Treppen, viele Treppen waren und so, konnt ich ja net, konnt ich dann im Rollstuhl auch net, aber trotzdem des war was anderes. Also ich war irgendwo noch auf meinen zwei Beinen und dann nimmer. Wobei ich dann später es genau andersrum empfand – so als ich dann so 15 war und als ma ja auch dann nach den Buben schielte und na ja, und dann mußte ich immer also einmal in der Woche sollte wohl Therapie sein, ich weiß es nich, mußte ma also, muß ich mit Schienen und Stöcken einen riesenlangen Gang entlanglaufen im Heim, und zwar also das Mädcheninternat, das war so der hinterste Flügel des Hauses und da mußte man also des Jungeninternat durchqueren um dann zum Aufzug zu kommen und in den Speisesaal und des gleiche zurück, das war Spießrutenlaufen, also ich hab, da hatten wir 'ne Heimleitung, die hat darauf bestanden, also, einmal in der Woche mußte das sein...“

Auf den ersten Blick handelt es sich um eine einfache Sache der Gewöhnung bzw. Umgewöhnung. Daneben erzählt Frau Feldheimer hier jedoch auch, wie sie in ihrer Lebensgeschichte zur Behinderten und zum behinderten Mädchen im Besonderen gemacht wurde.

Frau Feldheimers erste Reaktion auf den Rollstuhl ist negativ: sie empfindet sich überfahren (von ihren Eltern, die ihr diese „Scheißkarre“ schenken, weshalb sie auch noch nach außen hin dankbar sein muss), unvorbereitet (ihr werden keinerlei Hilfen zuteil) und sie sieht auch nicht die Notwendigkeit eines Rollstuhls ein, weil sie sich doch mit ihren Stöcken und Schienen sowie ihrem Fahrrad ganz gut eingerichtet hatte. Der Rollstuhl erscheint ihr fremd – trotz ihrer Lebenserfahrung, die ja durch zahlreiche Klinikaufenthalte geprägt ist – denn er symbolisiert für Frau Feldheimer ihr endgültiges Verwiesensein auf einen Behinderterstatus. Der erste Rollstuhl konfrontiert sie endgültig mit ihrer Behinderung und stellt eine Herausforderung für ihr Selbstbild dar; der Rollstuhl bringt zwar – was sie

Mädchen mit Behinderungen

später erkennt – auch Vorteile mit sich, aber verändert auch ihre äußere Erscheinung und die Bedingungen, unter denen sie wahrgenommen wird. Später wird der Rollstuhl seinerseits zu ihrem Erscheinungsbild gehören – und umgekehrt wird der erzwungene Umgang mit Krücken für sie zum Spießrutenlauf. Dann nämlich wirkt das therapeutisch erzwungene Am-Stock-Gehen diskreditierend, besonders, wenn es potentiell diskreditierbar ist durch Jungen. Wir sehen hier, wie eine möglicherweise therapeutisch begründete pädagogische Intervention der Heimleitung für Frau Feldheimer zu einer zentralen Erfahrung ihrer Geschlechtssozialisation wird. Alle sind sie an der Herstellung von Behinderung und Geschlecht beteiligt:

- die Eltern, für die der erste Rollstuhl die entwicklungsmäßig folgerichtige Ausstattung für ihre Tochter am Ende ihrer Kindheit ist – einem Zeitpunkt also, der gleichbedeutend ist mit ihrem Weggang aus dem Elternhaus (Eintritt in das Internat);
- die Heimleitung, die ihre Entscheidung gleichzeitig wie eine therapeutisch angesagte Übung und eine pädagogisch wirksame Disziplinierungsmaßnahme aussehen lässt;
- die Jungen, die sich in einem weitgehend geschlechtshomogenen Raum bewegen und für die der Anblick eines Mädchens (das zudem noch „anders“ ist als die anderen) allemal ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit darstellt;
- und schließlich sie selbst, die sehr sensibel die Erwartungen ihrer sozialen Umwelt antizipiert und harte Identitätsarbeit leistet.

Alle ‚basteln‘ auch mit daran, sie zu einer behinderten Frau zu machen. Denn Eltern wie Heimleitung zeigen wenig Gespür dafür, dass der Rollstuhl für Frau Feldheimer nicht nur ein Hilfsmittel darstellt (sondern sie endgültig als Behinderte klassifiziert) und dass der Krückengang durch das Jungeninternat nicht nur eine körperliche Qual ist, sondern auch von hoher Bedeutung für Frau Feldheimers sexuelle Sozialisation. Und wir erkennen, dass sich die Benachteiligungen durch Geschlecht und Behinderung hier alles ande-

re als additiv zueinander verhalten, sondern vielmehr ineinander verschränkt sind.

Zu These 4:

Vom Merkmal „behinderte Frau“ zu sozialen Verhältnissen

An obigem Beispiel deutete sich bereits an, was ich mit meiner letzten These zum Ausdruck bringen will: dass nämlich Behinderung (ebenso wie das Geschlecht) kein besonderes Merkmal darstellt, das mehr oder weniger zwangsläufig eine bestimmte Lebenssituation bedingt, sondern dass dies Differenzkategorien sind, die situativ und kontextuell jeweils aufs Neue hergestellt werden und sich in der Interaktion, im Verhältnis zwischen Menschen (oder auch zwischen Mensch und Institution) herausbilden und reproduzieren.

Hören wir noch eine zweite Episode aus Frau Feldheimers Leben. Sie erzählt von einem Schlüsselerlebnis mit einem Gynäkologen. Zum Zeitpunkt dieser Episode war Frau Feldheimer bereits verheiratet und Mutter – Umstände, die von Seiten ihrer dörflichen Umgebung nur schwer zu verdauen waren.

„Ich denk halt auf'm Dorf ist es'n großes Problem gewesen damals, inzwischen ist der Ort hier wahrscheinlich kuriert, ja – Behinderte heiraten, was soll des und schwanger, so 'n Quatsch ne, Fragen auch dann wirklich dermaßen teilweise unter der Gürtellinie.“

Sie erzählt, wie problematisch für sie ihre erste Zeit auf dem Dorf war, als verheiratete Mutter – und wie problematisch dies wiederum für das Dorf war. Frau Feldheimer spürte ein großes Unverständnis für ihre eigene Situation, stieß auf Ablehnung ihrer Lebensweise, empfand ein hohes Maß an Aufdringlichkeit und Zumutung. Aber: sie erzählt auch, wie sie sich gleichsam als „heilsam“ wirkende Person begreift: der Ort ist nämlich inzwischen von seiner Krankheit „kuriert“, d.h. man hat gelernt (!). Frau Feldheimer hat ihre dörfliche soziale Umgebung mit ihrer Lebensweise konfrontiert, so dass dieser Umgebung gar nichts

Mittendrin trotz Handicap – M

anderes mehr übrig blieb, als sich der Herausforderung zu stellen und sich schließlich an sie zu gewöhnen. Wie wenig „stabil“ ein solcher Lernerfolg allerdings ist – und wie wenig übertragbar auf andere Situationen und Kontexte – ,zeigt das folgende Zitat:

„Ja gut, ich hab also ein Erlebnis, des vielleicht a bissle ausschlaggebend war, und zwar war des also nachdem ich äh – den Tobias hatte, vier Jahre später wollten wir also wieder 'n Kind und dann bin ich also hier zum Gynäkologen, bei dem ich ja immer auch zur Vorsorge war und der und dann hab ich ihm's g'sagt, so ich setz die Pille jetzt ab. Ich, ja und so, wahnsinnig, und was fällt Ihnen ein und dann sagt er, und er hat, der hat mich aber noch nie vorher g'fragt, ob ich 'n Kind hab, der hat a die Narbe g'sehn, ich weiß nich, was der gedacht hat, das geht nicht, sag ich, was soll d'n des, ich hab doch schon 'n Kind, das gibt's doch nicht und des hat er mir also dorta komplett abg'stritten und dann hat er mir trotzdem einfach 'n Rezept mitgegeben, des hab ich 'm dann vor seinen Augen zerissen, hab's ihm wieder hingelegt, so eiskalt war ich dann schon und bin gegangen und äh – also des war für mich dann auch so 'n Zeichen, hoppla, wie sieht der dich eigentlich und ich bin auch nie wieder hin zu ihm und ich hab mir dann an andern gesucht.“⁶

Es kommt mir hier nicht darauf an, darüber zu spekulieren, wie sozial oder fachlich kompetent bzw. sensibel dieser Gynäkologe sich zeigt. Was ich verdeutlichen möchte ist, wie sich im Verhältnis der beiden Beteiligten die Kategorie ‚behinderte Frau‘ erst herausbildet. Während Frau Feldheimer ihren Arzt als Frau mit einem Kinderwunsch aufsucht und von ihm eine gynäkologische Auskunft erwartet, sieht der Arzt in ihr die Behinderte, die sich und ihre Umgebung ohne Not in eine risikofolle, wenn nicht sogar gefährliche – oder zumindest doch unbequeme – Situation begibt. Frau Feldheimer kann diese Perspektive nicht einnehmen und sich auch nicht in sie hineinversetzen. Sie erkennt in der Position des Arztes die totale fachliche Inkompetenz – hat er denn vergessen – oder schlimmer noch – nie

erkennt, dass sie bereits Mutter ist? Frau Feldheimer gelingt es in dieser Situation nicht, sich als „Frau“ zu präsentieren – die Definitionsmacht für die Situation liegt eindeutig beim Arzt und der einzige Ausweg aus Frau Feldheimers Sicht ist ein Arztwechsel. Besonders pikant wird diese Geschichte später durch den Umstand, dass die „Warnungen“ des Gynäkologen nachträglich – in den Augen von Frau Feldheimers sozialer Umgebung – augenscheinlich berechtigt waren: ihr zweites Kind kam schwerst körperbehindert zur Welt. Man kann sich vorstellen, was es für Frau Feldheimer bedeutete, nunmehr ihrer Umgebung klar machen zu müssen, dass diese Erkrankung nichts mit ihrer Person zu tun hatte und in keiner Weise Resultat eigenen Risikoverhaltens war.

Folgende Schlussfolgerungen ergeben sich aus meiner Sicht:

In der Auseinandersetzung um gesellschaftliche Teilhabe sind „wir“ aufgerufen, uns zu positionieren – das bedeutet aber, die binären Dichotomien Behinderte – Nichtbehinderte und Mann – Frau dadurch zu verschieben, dass man/frau sich einer generalisierenden Fremd- und Selbstzuschreibung zu widersetzen trachtet. Dabei wird deutlich, dass wir nie nur als Behinderte oder Frau handeln, sondern dass Behinderung immer schon ‚vergeschlechtlicht‘ ist, so wie umgekehrt die Kategorie des Geschlechts auch immer in einen Normalitäts- und Gesundheitsdiskurs eingebettet ist. Die Biographieforschung kann dazu beitragen, Sozialisationsprozesse nachzuzeichnen, in deren Verlauf sich Geschlecht und Behinderung als Differenzkategorien reproduzieren. Eine solche Untersuchung verspricht „Pionierinnen neuer Verortungsperspektiven“³ beschreiben zu können, die sich außerhalb der herrschenden Diskurse zu bewegen vermögen.

Claudia Franziska Bruner M.A.
Deutsches Jugendinstitut e.V. (DJI),
München

³Vgl. Gutierrez Rodríguez, Encarnación (1999): Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung. Opladen, S. 16

(Sexual-)Pädagogische Arbeit mit Mädchen mit Behinderungen im Spannungsfeld unterschiedlicher Interessen

Ziel des Vereins mixed pickles e.V. ist es, die spezifische Situation, die alltäglichen Erschwernisse, Benachteiligungen und Ungleichbehandlungen von Mädchen und Frauen mit Behinderungen in unserer Gesellschaft zu ermitteln, aufzuzeigen und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, damit die Lebenssituation von behinderten Mädchen und Frauen im Sinne eines selbstbestimmten und gleichberechtigten Lebens verändert werden kann. Darüber hinaus will der Verein zur Gleichberechtigung und zur Verständigung von behinderten und nichtbehinderten Mädchen und Frauen beitragen.

Die Arbeit bei mixed pickles e.V. basiert auf einem feministischen, ganzheitlichen und parteilichen Ansatz und orientiert sich an dem „Selbstbestimmt-Leben-Gedanken“.

Sexualitätsverständnis

Sexuelle Entwicklung ist ein sukzessiver Lernprozess, der sich innerhalb und durch Beziehungen konstituiert. Sexualität ist als das Resultat von Sozialisationsprozessen und nicht als Folge einer biologischen Determination, also als Ergebnis von Trieben und Anlagen, zu verstehen. Sexualität ist mehr als Fortpflanzung, sie umfasst alle sinnlichen und zärtlichen Äußerungen, und die sexuelle Sozialisation bestimmt wesentlich die Bildung der Geschlechtsidentität und die Übernahme der Geschlechtsrolle. Sexualität erweist sich insbesondere in der Zeit der Adoleszenz, in der spätestens die eindeutige Zugehörigkeit zur Kategorie Frau gefordert wird, als ein wesentlicher verhaltenslenkender Faktor. Denn Sexualität, präsentiert als heterosexuelles Begehren, trägt im entscheidenden Maße zur Konstruktion der Geschlechtsidentität bei.

Sexualpädagogik

Verstehen wir Sexualität wie eingangs beschrieben, als einen lebenslangen, sukzessiven Prozess, darf eine sich als emanzipativ begreifende Sexualpädagogik nicht auf Sexualeklärung beschränken, sondern muss in allen Lebensphasen entwicklungsbegleitend die emotionalen, sozialen und psychischen Aspekte der sexuellen Identität ansprechen. Sexualpädagogik ist demzufolge nicht auf eine biologische Wissensvermittlung zu beschränken, sondern umfasst die Berücksichtigung und Reflexion der gesamten Lebensbezüge. Hierzu gehören insbesondere:

- die Gestaltung von sozialen Beziehungen,
- Geschlechterrollen,
- Freizeitgestaltung,
- Wohnformen.

So verstanden, erweist sich Sexualpädagogik als ein emanzipativer Prozess, der es ermöglicht, Mädchen in ihrer Identitätsfindung und in ihrem Recht auf Selbstbestimmung zu unterstützen.

Projekte



Kathrin Ziese
Lübeck

Mittendrin trotz Handicap – M

Ausschluss von Mädchen mit Behinderungen

Mädchen mit Behinderungen sind jedoch von diesem emanzipativen Prozess weitestgehend ausgenommen, denn nur sehr zögerlich geraten sie in das Blickfeld (sexual-)pädagogischer Arbeit. Zwar haben sowohl die Sonderpädagogik als auch die feministische, genderspezifische Sozialisationsforschung in neuerer Zeit wichtige Beiträge zum Thema „sexuelle Sozialisation“ geliefert.

So wird z.B. die Bedeutung der sexuellen Sozialisation von Karin Flaake tiefergehend analysiert.¹ Sexualität wird in diesen Arbeiten als ein äußerst wichtiger verhaltenslenkender Faktor erachtet, der im entscheidenden Maße zur Konstruktion von Geschlecht beiträgt. Innerhalb der Sonderpädagogik sind die Lebensläufe behinderter Frauen zwar unter dem Aspekt „Entsexualisierung“ analysiert worden, jedoch wurde m.E. Sexualität bisher eher als Teilaspekt verhandelt und weniger als mitkonstituierender Faktor der Konstruktion und Identität „Frau mit Behinderung“. Die Frage nach der Bedeutung der sexuellen Sozialisation unter geschlechtsspezifischen Aspekten steht also noch aus.

Eine Verschränkung beider Disziplinen hat jedoch bisher kaum stattgefunden. So gilt noch immer, dass innerhalb des Behindertensektors eine „gender-neutrale“ Betrachtung dominiert und innerhalb der feministischen Forschung bisher lediglich ein Forschungspostulat zur Frage der besonderen Bedingungen der Selbstbestimmung behinderter Mädchen existiert. Es gilt also, einen Brückenschlag zu tätigen und vorhandene Ansätze miteinander zu verbinden und weiterzuentwickeln.

Ausgangslage

- Lebenslagen von Mädchen mit Behinderungen sind gekennzeichnet von einer „doppelten Diskriminierung“ und widersprüchlichen Erwartungen, die es Mädchen erschweren, eine selbstbestimmte Identität auszubilden und die normierte Kategorie Frau herzustellen.

- Gesellschaftliche Deutungsmuster verhindern eine selbstbestimmte Sexualität (zwischen Entsexualisierung und Dramatisierung der Sexualität).
- Mangelnde sexualpädagogische Aufklärung in der Schule bzw. fast keine außerschulischen Angebote.
- Unzureichende Aufklärung durch die Eltern (Angst und Unsicherheiten führen zur Reproduktion des gesellschaftlichen Deutungsmusters „Entsexualisierung“).
- Eingeschränkter Zugang zu Aufklärungsmaterialien, Filmen, Jugendzeitschriften oder sog. Straßenaufklärung.
- Homosexualität bzw. lesbische Lebensformen werden tabuisiert.
- Jugend- bzw. Mädchenspezifische Erfahrungsräume sind nicht zugänglich (Freizeitzentren, Disko, Jugendräume etc.).

Forderungen für eine emanzipative Sexualpädagogik

Die sexualpädagogische Arbeit mit Mädchen mit Behinderungen bedarf der Einbeziehung ihres gesamten Lebenskontextes. (Sexual-)Pädagogische Arbeit richtet sich an alle Beteiligten, also sowohl an Mädchen und junge Frauen mit (und ohne) Behinderungen, an Mütter und Väter, an LehrerInnen als auch an MultiplikatorInnen der Behinderten- und Jugendarbeit.

Ziel sexualpädagogischer Arbeit sollte es sein, Handlungskompetenz, Handlungsbereitschaft und Handlungssicherheit im Umgang mit Sexualität und sexualpädagogischen Themen zu erhöhen. Dazu gehört, den Enttabuisierungsprozess hinsichtlich der Themenkomplexe „Sexualität“ und „Behinderung“ bei allen Beteiligten voranzutreiben, so dass Heimlichkeiten, Angst und Unsicherheiten zugunsten (selbst-)verantwortlichen Handelns abgebaut werden.

So arbeitet mixed pickles e.V. auf folgenden Ebenen:

- Vernetzung aller Beteiligten in Arbeitskreisen und durch Kooperationsveranstaltungen.
- MultiplikatorInnenfortbildungen und Fachberatungen für LehrerInnen und

¹Vgl. Flaake K., Hg. (1994): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen, und Helffrich, C. (1994): Jugend, Körper und Geschlecht

Mädchen mit Behinderungen

MitarbeiterInnen der Behinderten- und Mädchenarbeit.

- Mütterarbeit, um diese für den Selbstbestimmungsprozess ihrer Töchter zu sensibilisieren:
 - Einzelberatungen
 - Gruppenberatungen, die von einer „Mädchenarbeiterin“ und durch eine Pädagogin, die nicht im Mädchenbereich tätig ist, durchgeführt werden.
- (Sexual)Pädagogische Arbeit mit Mädchen mit (und ohne) Behinderungen – Orientierung am Grundgedanken des Empowerments sowie an lebensweltorientierten und geschlechtsbewussten pädagogischen Ansätzen:
 - Umfassende Unterstützung in der Entwicklung und Umsetzung selbstbestimmter Lebensperspektiven.
 - Stärkung der Mädchen in der Wahrnehmung und adäquaten Durchsetzung individueller Bedürfnisse und in der Nutzung ihrer Ressourcen.
 - Kontinuierliche geschlechtshomogene Freizeit- und Gruppenangebote (Schaffung von Erfahrungsräumen).
 - Seminarwochenenden zur Vertiefung (Fokus Liebe, Freundschaft, Sexualität).
 - Selbstbehauptungsseminare (für Mädchen mit und ohne Behinderungen, ermöglicht das Kennenlernen neuer Erfahrungswelten)
 - Zusammenarbeit mit Gruppen für behinderte Jungen.

Der Gedanke des Empowerments beinhaltet Rahmenbedingungen, wie z.B. Zeit und Raum Mädchen und Frauen mit Behinderungen zur Verfügung zu stellen, und sie dahin gehend zu stärken, sich aktiv für die eigenen Belange und Interessen einzusetzen. Der Gedanke des Empowerments distanziert sich von jeder Art der Bevormundung und geht davon aus, dass Mädchen und Frauen Expertinnen ihres Lebens sind.

(Sexual)Pädagogik befindet sich in einem Spannungsfeld unterschiedlicher Interessen, doch erst die Erarbeitung gemeinsamer Lösungswege führt dazu, dass Mädchen mit Behinderungen auf ihrem Weg zu einem selbstbestimmten Leben unterstützt werden.



Kathrin Ziese
mixed pickles e.V., Lübeck

Mittendrin – Lebenswelten behinderter Mädchen und junger Frauen



Heide Adam-Blaneck
Düsseldorf

Unter diesem Motto führt der Bundesverband für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V., ein Zusammenschluss von örtlichen Elternselbsthilfeorganisationen, seit Anfang 1998 ein dreijähriges Modellprojekt zur Arbeit mit behinderten Mädchen und jungen Frauen durch, das aus Mitteln des Kinder- und Jugendplans des Bundes gefördert wird. Ziel des Projektes ist es, Gruppen für behinderte Mädchen oder integrative Mädchengruppen auf regionaler Ebene zu initiieren und gemeinsam mit den örtlichen Projekten Konzepte zur Arbeit mit behinderten Mädchen zu entwickeln und zu erproben. Mädchen und junge Frauen mit Behinderung sollen bestärkt werden, ihre Bedürfnisse öffentlich zu machen und ihre Interessen zu vertreten.

Hintergrund des Projektantrages war die Erfahrung, dass sich das Arbeitsfeld Mädchenarbeit als ein Bereich der Jugendarbeit in den letzten Jahren immer weiterentwickelt hat, während geschlechtsspezifische Ansätze in der Arbeit mit behinderten Jugendlichen bisher weitgehend außer Acht gelassen wurden: Probleme der Jugendlichen und jungen Erwachsenen werden allgemein auf die Behinderung zurückgeführt.

Wie aber sehen die Lebenswelten behinderter Mädchen aus? Wie ist es um die Chancengleichheit bestellt? Wo unterscheiden sich die Lebenswelten von Mädchen mit und ohne Behinderung? Wie können geschlechtsspezifische Ansätze in die Arbeit mit behinderten Kindern und Jugendlichen eingebunden werden?

Diese und andere Fragen standen und stehen im Zentrum des Projektes.

Kernpunkt der Auftaktphase bildeten zwei bundesweite Aktionen: der Gestaltungswettbewerb „Jung – weiblich – behindert!?!“, in dessen Rahmen behinderte Mädchen und junge Frauen ihre Lebenswelten darstellen sollten, sowie die Mädchenkonferenz „Jung und mittendrin!“, in deren Mittelpunkt erstmalig die Bedürfnisse und Interessen behinderter Mädchen und junger Frauen standen.

Ziel der beiden Aktionen war es, einerseits mehr über die Lebenswelten behinderter Mädchen und junger Frauen zu erfahren, andererseits Interessentinnen für die weitere Projektmitarbeit zu gewinnen. An dem Gestaltungswettbewerb beteiligten sich so-

Mädchen mit Behinderungen

wohl einzelne Mädchen und junge Frauen als auch Mädchengruppen. Die beteiligten Gruppen waren in erster Linie Mädchen-Arbeitsgemeinschaften an Schulen für körperbehinderte Kinder und Jugendliche. In den Beiträgen setzten sich die Teilnehmerinnen mit ihrem sozialen Umfeld (Eltern, nichtbehinderte Geschwister, SchulkameradInnen etc.) auseinander oder stellten die Themen ‚Liebe‘, ‚Sexualität und Partnerschaft‘, ‚Schönheitsideale‘, ‚berufliche Perspektiven und Wünsche‘ an die persönliche Zukunft in das Zentrum. Alle Beiträge wurden zu einer Ausstellung zusammengefasst und erstmals auf der Mädchenkonferenz gezeigt.

Die Mädchenkonferenz sollte den Teilnehmerinnen den Freiraum geben, anderen behinderten Mädchen und jungen Frauen zu begegnen, Kontakte zu knüpfen und sich über Erfahrungen, Wünsche und Bedürfnisse auszutauschen.

Bereits in der Auftaktphase wurde deutlich, dass das Projekt auf ein großes Interesse sowohl bei den beteiligten Mädchen und jungen Frauen als auch bei Fachfrauen speziell aus dem Bereich der Behindertenhilfe stieß.

Seit Anfang 1999 arbeitet der Bundesverband mit zehn regionalen Projekten zusammen. Die Gruppen haben sich zum größten Teil bereits an den Aktionen des ersten Projektjahres beteiligt. Hinzugekommen sind zwei integrative Mädchengruppen, die gezielt zur Mitarbeit eingeladen wurden. Die Hälfte der Gruppen findet im Rahmen von Mädchen-AGs an Schulen bzw. Tagesstätten für Körperbehinderte statt. Im Einzelnen sind dies:

- Rote-Zora-Mädchenbande, Mädchen-AG der Rheinischen Schule für Körperbehinderte, Leichlingen
- Mädchen-AG der Friedrich-von-Bodelschwingh-Schule, Wiesbaden
- Selbstverteidigungsgruppe für Mädchen mit Behinderungen an der Heinrich-Steul-Schule, Frankfurt
- Mädchen-/Frauen-AG an der Fritz-Felsenstein-Schule, Königsbrunn

- Mädchen-/Frauengruppe des Astrid-Lindgren-Hauses, Kempten

Die Themen und Aktivitäten in den Mädchen-AGs differieren je nach Alter der Teilnehmerinnen. Während jüngere Mädchen eher an kreativen Angeboten interessiert sind, stehen für Mädchen und junge Frauen ab ca. 14 Jahren Fragen zu Sexualität und Partnerschaft, aber auch der Bereich Selbstbehauptung im Mittelpunkt des Interesses.

Darüber hinaus bevorzugen die Mädchen und jungen Frauen Außenaktivitäten, d.h. Aktionen außerhalb ihres Lebensumfeldes, das geprägt ist durch Ganztagsunterricht, lange Fahrzeiten zu den zentral gelegenen (Sonder-)Schulen und durch eine eingeschränkte Mobilität, auch in der – oftmals nicht behindertengerechten – häuslichen Umgebung.

Die anderen fünf Mädchengruppen finden im Rahmen der offenen Jugend-/Mädchenarbeit statt. Im Einzelnen sind dies:

- „Mädchen-Power-Club“ des integrativen Freizeittreffs, Wismar
- „Mädchenspaß“ bei „Leben mit Behinderung“, Hamburg
- Frauengruppe in der integrativen Freizeittätigkeit „Regenbogenhaus“, Essen
- Mädchen-/Frauengruppe bei „Lebendiger Leben e.V.“, Dresden
- Gruppe für junge Frauen mit Behinderung des „Mädchentreff e.V.“, Tübingen

Diese Gruppen entstanden in Einrichtungen, die im Rahmen ihrer Gesamtkonzeption integrativ arbeiten, bzw. dort, wo z.B. selbst betroffene Pädagoginnen tätig sind. Bei den beiden integrativen Gruppen zeigt sich, dass ein gleichberechtigtes Miteinander von behinderten und nichtbehinderten Mädchen zumindest in weiten Teilen dort existiert, wo die Jugendlichen bereits im Vor- und Grundschulalter gemeinsam Kindertagesstätten bzw. Schulen besucht haben. Es zeigt sich, dass die in der offenen Arbeit vorherrschenden Konzepte der „Komm“-Struktur in der Arbeit mit behinderten Mädchen kaum greifen, sondern dass neue Kon-



Quelle: Einladung zur „Mädchenkonferenz 2000“ – Behinderte Mädchen und junge Frauen gestalten ihre Zukunft, Bundesverband für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V.

Mittendrin trotz Handicap – M

zepte mit einer „Geh-zu-den-Mädchen-hin“-Struktur entwickelt werden müssen. Begleitend zur Arbeit vor Ort finden halbjährlich Treffen der Multiplikatorinnen statt, die der Vernetzung, dem Erfahrungsaustausch und der Fortbildung dienen.

Den Abschluss des Projektes bildete die Mädchenkonferenz im Herbst 2000.

Das Motto der Veranstaltung lautete „Mädchenkonferenz 2000 – Behinderte Mädchen und junge Frauen gestalten ihre Zukunft“. Dementsprechend ging es in den angebotenen Workshops darum, die eigenen Wünsche und Fähigkeiten zu entdecken und eigene Vorstellungen für die persönliche Zukunft zu entwickeln sowie verschiedene (neue) Angebote auszuprobieren. Anders als bei der ersten Mädchenkonferenz richtete sich die Veranstaltung diesmal nicht ausschließlich an Mädchen und junge Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen, sondern auch an nichtbehinderte Teilnehmerinnen.

Die Mädchenkonferenz endete mit einer Matinee, die sich als öffentliche Veranstaltung an alle Interessierten richtete. Die Veranstaltung diente als Forum für persönliche Zukunftsvorstellungen der Mädchen sowie als Plattform für (politische) Forderungen der Projektteilnehmerinnen an eine Arbeit mit und für Mädchen und junge Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen. Um die Aussagen der Teilnehmerinnen über die Veranstaltung hinaus für die Jugend-/Mädchenarbeit nutzbar zu machen, wurde die Matinee zu Dokumentationszwecken auf Video aufgezeichnet (voraussichtlich ab Anfang 2001 erhältlich).

Projektbegleitend wird die Zeitschrift **MIMMI (Mitmach Mädchenmagazin Mittendrin)** herausgegeben. Sie erscheint zweimal jährlich (Frühjahr/Herbst) und ist eine Zeitschrift von (behinderten) Mädchen und jungen Frauen für Mädchen und junge Frauen. Sie bietet ein Forum für Kontakte und Austausch zwischen Mädchen-/Frauengruppen und einzelnen Mädchen und jungen Frauen. Da die MIMMI insgesamt auf eine große Resonanz stößt, wird die Zeitschrift über die Laufzeit des Projektes hinaus erscheinen.

Heide Adam-Blaneck
Bundesverband für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V.,
Düsseldorf



Quelle: MiMMi, Mitmach – Mädchenmagazin – Mittendrin, Hrsg.: Mädchenprojekt des Bundesverbandes Körper- und Mehrfachbehinderter



Mädchen mit Behinderungen

„Wir sind Frau'n, die sich viel trau'n“ – Zur (sexualpädagogischen) Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen mit Mehrfachbehinderungen

Der oben genannte Titel ist dem Rap entnommen, den die jungen Frauen mit Mehrfachbehinderung aus der Mädchen-/Frauengruppe in der Schule, in der ich arbeite, geschrieben haben. Der Rap begleitet einen Film zum Thema „Liebe“.

Die Unterstützung für die Gründung einer Mädchen- und Frauengruppe erhielt ich, als die Leitung der Schule einen Anstoß durch die Ausschreibung eines Gestaltungswettbewerbes des Bundesverbandes für Körper- und Mehrfachbehinderte erhielt. Diese wurde mehr oder weniger zufällig an mich weitergegeben, da ich schon bekannt war als eine, die sich für „Frauenfragen“ interessierte und für die Belange von Mädchen und Frauen der Einrichtung einsetzte.

Zu dem Gestaltungswettbewerb erstellten wir gemeinsam mit den Mädchen und jungen Frauen sowie mit einer Referendarin zusammen eine Ton-Diashow. Durch den Erfolg mit der Diashow – wir bekamen den ersten Platz des Gestaltungswettbewerbs –, aber vor allem auch durch das Mitwirken im Bundesmodellprojekt des Bundesverbandes für Körper- und Mehrfachbehinderte, ist der Fortbestand der Mädchen- und Frauengruppe an unserer Schule gesicherter. Wir sind präsent an der Schule und vertreten die Einrichtung in Aktionen auch über die Stadtgrenze hinaus. In der Gruppe wurden zusammen mit den Mädchen und jungen Frauen Themen aufgegriffen, die sie bewegten. Dies waren insbesondere Thematiken, in denen deutlich wurde, wie umfassend sie von anderen fremdbestimmt, ausgeschlossen und nicht ernst genommen werden.

Für die Gestaltung der Diashow brauchten die Mädchen und jungen Frauen keinen Ansporn, denn den hatten sie allein dadurch, dass sie einen eigenen Freiraum bekamen, um alles sagen zu dürfen, was sie ärgerte,

was sie traurig und was ihnen Spaß machte. Sie sprudelten einfach darauflos, so, als hätte sie noch nie jemals jemand nach ihren Interessen gefragt. Was am Ende der Inhalt der Diashow wiedergibt, ist der Ärger über die Ausgrenzung aus der Gesellschaft und die Unzugänglichkeit von Verkehrsmitteln, die Traurigkeit über die Einschränkungen durch die Behinderung, die Sehnsucht nach Freundschaft und Solidarität, auch und gerade mit Nichtbehinderten.

Eine Frauen-/Mädchengruppe in einer sonderpädagogischen Einrichtung kann ein Anfang dafür sein, sich eigene **Freiräume** zu erschließen. Die jungen Frauen fordern diese nun für sich und andere Mädchen ein: *„Ich finde es erholsam, mal was allein zu machen und Jungen nicht immer dabei zu haben.“*; *„Was wir für Themen haben, dürfen Jungen wissen, aber ich will unter Frauen bleiben.“*; *„Weil es Jungen nichts angeht.“*; *„Weil man anders über Gefühle reden kann.“*; *„Weil wir unter Frauen zusammen sind.“*

Aber was meine ich mit „Freiräumen“?

Mädchen und junge Frauen erfahren einen Raum, der sie schützt und in dem sie relativ frei sind von fremden Bewertungen. Sie erleben einen Raum, in dem sie Körpererfahrungen machen können, ohne dadurch therapeutisch versorgt oder gepflegt zu werden. Mädchen und junge Frauen mit Körper- und Lern-/oder geistiger Behinderung brauchen andere und längere Wege, um sich Themen zu erschließen. Im Rahmen der sexualpädagogischen Arbeit gibt es nur weni-



Franziska Swars
Düsseldorf

Mittendrin trotz Handicap – M

ge Materialien, die für sie zugänglich sind. Oft sind die vorhandenen Materialien zu abstrakt oder können wegen der motorischen Einschränkungen nicht verwendet werden. Selbst in Materialien, die explizit für Menschen mit geistiger Behinderung konzipiert werden, sind Mädchen und junge Frauen mit Mehrfachbehinderung nicht konsequent im Blick. Hier stehen gezielte Veränderungen an, z.B. bzgl. der Darstellung von Mädchen mit Behinderungen in Büchern und anderen Medien.

Es sollte zur Selbstverständlichkeit werden, dass behinderte Mädchen als Heldinnen und im Alltagsgeschehen auftreten. Das bedeutet auch, bei allen Materialerstellungen zu berücksichtigen, dass bei Mädchen mit geistiger Behinderung nicht die verbale Kommunikation im Vordergrund steht. Durch die finanziellen Mittel des Bundesmodellprojekts war es uns z.B. möglich, passende Materialien zu kaufen oder selbst erarbeiten zu können.

In dem **Freiraum** geht es darum, Möglichkeiten für Auseinandersetzungen zu schaffen, zu unterschiedlichen Bereichen von Sexualität und PartnerInnenschaft, zu Schwangerschaft und Verhütung und der Abhängigkeit von den Eltern. Auch die Ängste der jungen Frauen, keinen Partner oder keine Partnerin zu finden, der/die sie mit ihrer Behinderung annimmt und Körperlichkeit und Sexualität mit ihnen leben will, werden angesprochen. Für Mädchen und junge Frauen aus moslemischen Familien war es durch eine geschlechtshomogene Gruppe erstmals möglich, Sexuaufklärungseinheiten und Gruppenfahrten mitzumachen.

Freiraum für Mädchen und junge Frauen mit Behinderungen, ist auch ganz praktisch gesehen ein Raum, in dem eine junge Frau ihre Körperpiercings allen zeigen kann; in dem zwei junge Frauen sagen können, dass sie miteinander leben wollen und davor Angst haben, getrennt zu werden;¹ in dem eine junge Frau mit Tetrastatik² einen ferngesteuerten Vibrator kennen lernt, um ihn dann mit ihrer Mutter kaufen zu können; in dem eine türkische junge Frau erzählen

kann, dass sie keinen von ihrem Vater ausgesuchten Mann heiraten will und vieles mehr. Durch das Vorhandensein einer Mädchen- und Frauengruppe in einer Einrichtung kann das Bewusstsein der dort arbeitenden und erst einmal nicht interessierten Fachkräfte angeregt werden, über geschlechtsspezifische Differenzierung nachzudenken. So machen sich KollegInnen Gedanken darüber, was in der Gruppe für Inhalte und Ziele verfolgt werden.

Es ist ein Prozess, in dem es darum geht, Mädchen und Jungen in der Behindertenhilfe in ihrer geschlechtlichen Differenz und mit ihren Bedürfnissen wahrzunehmen. Wesentliche Bereiche, die davon berührt werden, sind u.a.:

- das Leitbild der Einrichtung, in dem geschlechtsspezifische Differenzierung vorkommen sollte;
- bei der Klassenbildung muss berücksichtigt werden, dass mindestens zwei Mädchen in einer Klasse sind, um zu verhindern, dass ein Mädchen als Einzelne in einer Jungengruppe ist;
- Akzeptanz von Mädchen und Jungen mit Behinderungen in ihrer Rolle als Heranwachsende, das heißt, dass sich die Regeln an der Schule nicht von denen an Schulen für Nichtbehinderte unterscheiden sollten, bezüglich des Auslebens von Freundschaften und Beziehungen;
- sexualisierte und andere Übergriffe, z.B. der Jungen auf die Mädchen, werden wahrgenommen und mit Sanktionen belegt;
- es muss eine Diskussion über zu erarbeitende Richtlinien stattfinden, wie sexualisierte und andere Übergriffe des Personals auf die Kinder und Jugendlichen verhindert werden können bzw. welche Maßnahmen bei Zuwiderhandlungen zu ergreifen sind.

Mädchen und Jungen mit unterschiedlichen Behinderungen werden häufig von Zuschreibungen nichtbehinderter Mütter/Väter und PädagogInnen in ihrer jeweils eigenen Entfaltung umfassend behindert (gemacht). Hier greift der Prozess des „Behindert-Wer-

¹Vgl. Trennung ist für sie als Mädchen und junge Frauen mit Behinderungen, die auf Assistenz und den Willen ihrer Eltern angewiesen sind, nach dem Verlassen der Schule meist selbstverständlich, wenn die Eltern in unterschiedlichen Orten wohnen oder sie in verschiedene Einrichtungen kommen. Sie haben entgegen der Situation Nichtbehinderter kaum Chancen ihren Aufenthaltsort selbst zu bestimmen.

² spastische Lähmung der Arme und Beine

Mädchen mit Behinderungen

dens“, den Prof. Dr. Ulrike Schildmann als einen gesellschaftlichen Prozess im Sinne von Kontrolle, Disziplinierung, Sanktionierung für die Nichterfüllung der geforderten Normalität beschreibt.³

Oft stehen Eltern und KollegInnen mit Fragen über Sexualität und Behinderung ratlos da und legen ihre Hoffnung in Fortbildungen zu dem Thema Sexualität und (Körper- und/oder geistige) Behinderung. Doch auch diese werden häufig von nichtbehinderten Frauen und Männern durchgeführt, deren Sichtweise von der ‚nichtbehinderten Normalität‘ bestimmt ist. Gerade Jugendliche mit geistiger Behinderung nehmen durch Medien, wie z.B. Film und Fernsehen, besonders intensiv die geltenden Normen von PartnerInnenschaft, Ehe, Streben nach Werten usw. auf. Sie sind sensibel für das, was an sie bewusst oder unbewusst herangetragen wird. So ist eines der höchsten Ziele der Mädchen und jungen Frauen meiner Gruppe, zu heiraten, Kinder zu bekommen und eine eigenständige Familie zu haben. Es ist ein ständiger Angriff auf das Selbstwertgefühl, wenn ein Mädchen mit Behinderung nur von Personen umgeben ist, die in ihrer Vorbildwirkung eigentlich überhaupt nichts mit ihr zu tun haben.

Denn: Die meisten Mädchen und jungen Frauen mit (Mehrfach-)Behinderungen heiraten nicht, sie leben mehr oder weniger abhängig in Einrichtungen oder in ihren Familien. Ein eigenständiges Leben wird ihnen – auch gesellschaftlich – kaum zugestanden, das ist ihre Realität! Die Stärken und Fähigkeiten, die sie zeigen oder entwickeln, werden von der so genannten Normalität kaum wahr- oder ernst genommen.

Auf der anderen Seite fehlt es oft an einem so genannten „normalen Umgang“ mit den Fähigkeiten der Mädchen und jungen Frauen. Ich bezweifle, dass wir PädagogInnen in den Sondereinrichtungen diesen immer haben, denn auch bei uns existieren Bilder darüber, was durch „die Behinderung“ unmöglich ist. So wird sonderpädagogisches Wissen schnell zum „Hemmschuh“.

Die Einbeziehung der Mütter und/oder Väter kann sich schwierig gestalten. Einige sind überbehütend und gehen davon aus, dass sie ihre Tochter ein Leben lang weiterversorgen und über deren Leben bestimmen werden. Andere vernachlässigen ihre Töchter mehr oder weniger. Viele sind unsicher, wie sie unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen ihre Töchter bestmöglich unterstützen können. Im Allgemeinen gibt es kaum Personal für eine gezielte Arbeit mit den Müttern und /oder Vätern.

Das Betreuungsrecht ist für Mädchen mit Behinderungen relevant. Es kann Eltern die Möglichkeit zur negativen Machtausübung über ihre Töchter geben, z.B. wenn das Pflegegeld als Einnahmequelle für den Haushalt verwendet wird und die Tochter deshalb nicht in eine Wohngruppe ziehen kann; oder wenn sexuelle Gewalt unter dem Deckmantel der Pflege und des Aufenthaltbestimmungsrechts ausgeübt wird. Eine gesetzliche Betreuung wird meiner Erfahrung nach manchmal auch dann genehmigt, obwohl sie von der jungen Frau nicht benötigt würde.

Parteiliche und geschlechtsbezogene Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen in den Einrichtungen der Behindertenhilfe leistet einen Beitrag dazu, dass Mädchen und Frauen mit (Mehrfach-)Behinderungen ihr Leben in die Hand nehmen und selbst bestimmen können, wie sie ihre eigene weibliche und sexuelle Identität leben wollen. Für die Situation der Mädchen und jungen Frauen mit Behinderungen würde es sich sicher als hilfreich erweisen, wenn von offiziellen Behörden, wie z.B. den Kultusministerien, Richtlinien zur geschlechtsspezifischen Differenzierung ergingen, die eine Förderung in diesem Sinne in den Einrichtungen der Behindertenhilfe verbindlich machen. Dazu zählt auch, dass der § 9 Abs. 3 des Kinder- und Jugendhilfegesetzes⁴ in der Behindertenhilfe endlich in der praktischen Arbeit umgesetzt wird. Denn dort sind die Grundlagen für die Chancengleichheit von Mädchen und Jungen bereits festgelegt.

³Vgl. Schildmann, U. (1983): Lebensbedingungen behinderter Frauen. Gießen

⁴„Bei der Ausgestaltung der Leistungen und der Erfüllung der Aufgaben sind ...3. die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen zu berücksichtigen, Benachteiligungen abzubauen und Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen zu fördern.“
Vgl. § 9 Absatz 3 des Kinder- und Jugendhilfegesetzes: Grundrichtung der Erziehung, Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen.

Franziska Swars
Bundesverband
für Körper- und
Mehrfachbehinderte
e.V., Düsseldorf



Bärbel Mickler
Hamburg

Geschlecht: behindert, besonderes Merkmal: Mädchen. Die Arbeit für und mit Mädchen und jungen Frauen mit Behinderung in der Beratungsstelle für behinderte Menschen von Autonom Leben e.V.

In der Regel fehlt behinderten Mädchen, unabhängig davon, ob sie in einer Sondereinrichtung oder „integriert“ aufwachsen, ein Rahmen, in dem sie sich mit ihrer speziellen Lebenssituation auseinandersetzen können; denn diese unterscheidet sich in wesentlichen Bereichen von der Lebenssituation nichtbehinderter Mädchen sowie behinderter Jungen. Sie erfahren mangelnde Anerkennung, sie erleben eine Abwertung ihres Mädchen- bzw. Frauseins, ihnen wird eine weibliche Identität überhaupt abgesprochen. Der Buchtitel „Geschlecht: behindert; besonderes Merkmal: Frau“ spiegelt ihre Lebenssituation treffend wider.¹

Vom „Mädchen mit Behinderung“ zur „behinderten Frau“

Insbesondere die ausgetauschten und reflektierten Erfahrungen behinderter Frauen haben deutlich gemacht, dass es dringend erforderlich ist, sich feministisch orientiert mit behinderten Mädchen auseinanderzusetzen und entsprechende parteiliche Angebote zu konzipieren, in denen ihr Geschlecht und ihre Behinderung als integrale Bestandteile ihrer Person angemessen berücksichtigt werden.

Zusätzlich zu den Diskriminierungen, die alle Mädchen erleben, kommen die behinderungsbedingten Diskriminierungen bei Mädchen mit Behinderungen hinzu. So potenzieren sich zwei Formen von Herabwürdigung mit maßgeblichen Auswirkungen auf die Entwicklung des Selbstwertgefühls.

Auf weitere Aspekte zur Sozialisation behinderter Mädchen soll hier nicht näher eingegangen werden.

Die Lebensbedingungen behinderter Mädchen und junger Frauen machen es erforderlich, einen Rahmen zu schaffen, in dem sie die Möglichkeit haben,

- sich mit Mädchen in einer ähnlichen Situation auszutauschen und auseinanderzusetzen,
- Methoden und Techniken kennen zu lernen, die ein positives Körperbewusstsein fördern,
- mit behinderten Frauen in Kontakt bzw. Austausch zu treten,
- ihre eigenen Kompetenzen erkennen und nutzen zu lernen,
- ihr Selbstwertgefühl und ihre Selbstbehauptung zu stärken.

¹Vgl. Ewinkel C., Hermes G. (1992): „Geschlecht: Behindert; Besonderes Merkmal: Frau“, München

Mädchen mit Behinderungen

In der Beratungsstelle von Autonom Leben e.V. wurde bis vor kurzem von mir als angestellter blinder Sozialpädagogin und einer rollstuhlfahrenden Psychologiestudentin vierzehntäglich ein Treff für Mädchen und junge Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen angeboten. Die Teilnehmerinnen leben zum Teil in einer eigenen Wohnung, in der Familie oder in einer Institution.

Fragen und Themen, die in der Gruppe Raum hatten, waren u.a.:

- Manchmal fühle ich mich gar nicht wie eine Frau, sondern eher wie ein Mädchen. Und was heißt das eigentlich „eine Frau sein“?
- Was kann ich tun, wenn ich mal Probleme mit meinen Betreuern oder meinen Eltern habe?
- Wie gehe ich damit um, wenn mich jemand anstarrt oder blöde anmacht?
- Warum ist es für mich so schwer, mich in der Werkstatt oder in der Wohngruppe gegen Männer durchzusetzen? Was kann ich da machen?
- Manchmal hab ich das Gefühl, dass meine Eltern meine Behinderung nicht akzeptieren.
- Zum Frauenarzt zu gehen, ist für mich immer Stress.
- Kann ich eigentlich Mutter werden?
- Ich kann mich in meiner Wohngruppe nie mit meinem Freund oder meiner Freundin zurückziehen.
- Mit wem kann ich über Partnerschaft und Sexualität reden, ohne deshalb ausgelacht zu werden?
- Und mit wem kann ich über Partnerschaft und Sexualität reden, wenn ich lesbisch bin?
- Ich habe es erlebt, dass ein Mann mich an der Brust oder an anderen Stellen angefasst hat, obwohl ich das gar nicht wollte. Muss ich mir das gefallen lassen?
- Welche Möglichkeiten hab ich, wenn ich arbeiten möchte?
- Was kann ich tun, wenn ich woanders wohnen möchte?

Der Treff war keine reine Gesprächsgruppe, sondern bot auch Raum für Kreativität und

unterschiedliche Aktivitäten. Wir haben Medien (wie z.B. Bücher und Filme) mit einbezogen. Auch sonstige Freizeitaktivitäten, wie z.B. gemeinsames Kochen, Spaziergänge, Spielen oder Eis essen, hatten Raum.

Den Teilnehmerinnen wurde in Zusammenarbeit mit Hamburger WenDo Trainerinnen ein Kurs für feministische Selbstbehauptung und Selbstverteidigung angeboten. Die Teilnehmerinnen konnten hier verbal, aber auch körperlich ihre individuellen Möglichkeiten der Selbstverteidigung und Selbstbehauptung erfahren und ausprobieren.

Für die Teilnehmerinnen war dieser Kurs eine äußerst wichtige Erfahrung, da sie hier Stärken und Handlungskompetenzen kennen lernen konnten, die ihnen sonst aufgrund ihres Geschlechtes und ihrer Behinderung ständig abgesprochen werden. Da ein kontinuierlicher fachlicher Austausch mit den Hamburger WenDo Trainerinnen besteht, konnten die Erfahrungen des Kurses auch im Treff aufgegriffen und weiter vertieft werden. Auch aus Sicht der Teilnehmerinnen sind weitere Kurse dringend erforderlich. Dies scheidet zur Zeit vor allem an der Finanzierung.

Zur Zeit gibt es diese Gruppe für junge Frauen nicht. Eine Schwierigkeit im Treff war, dass die Teilnehmerinnen schnell in Loyalitätskonflikte gegenüber manchen BetreuerInnen kamen. Dies galt insbesondere für diejenigen, die in einer Institution lebten. Wenn Teilnehmerinnen von Problemen in der Institution erzählten, so geschah dies häufig mit der Bemerkung *„Eigentlich dürfte ich das hier ja gar nicht erzählen.“*

Für einige MitarbeiterInnen aus Institutionen stellte die Teilnahme von Bewohnerinnen am Frauentreff eine Bedrohung dar: Denn in Institutionen, wie sie heute bestehen, ist in der Regel ein selbstbestimmtes Leben behinderter Menschen nicht möglich. Und ein verändertes Bewusstsein bei den Bewohnerinnen wird sich auch zwangsläufig auf das Leben bzw. die Arbeit in den Institutionen auswirken.



Quelle:
„Im Netz und Frei“,
Hamburger Netzwerk
„Mädchen und FrauenLesben
mit Behinderung“
Zeichnungen: Cassandra Ruhm
und Nati Radke

Mittendrin trotz Handicap – M

Eine weitere große Schwierigkeit für die Teilnehmerinnen war, dass sie auch in Zusammenhängen außerhalb des Treffs miteinander Kontakt hatten. Konfliktsituationen außerhalb des Treffs führten dazu, dass sie nicht zum Frauentreff kommen wollten.

Da von jungen Frauen grundsätzlich nach wie vor Interesse an einem Gruppenangebot geäußert wird, werden wir von Autonom Leben e.V. längerfristig ein neues Angebot ins Leben rufen. Zur Zeit ist für Mädchen und junge Frauen das Angebot der Beratungsstelle auf individuelle Beratung und Unterstützung durch behinderte Frauen begrenzt. Die Beratung und Unterstützung bezieht sich jedoch auf alle Bereiche, die das Leben als Mädchen bzw. junge Frau mit Behinderung betreffen.

Autonom Leben e.V. : Wer sind wir?

Der Verein Autonom Leben e.V. wurde 1984 gegründet. Er setzt sich für die Würde und Selbstbestimmung behinderter Menschen ein. Dies geschieht u.a. durch Veranstaltungen, Aktionen, Öffentlichkeitsarbeit, Fortbildungsangebote und die Beratungsstelle für Menschen mit Behinderung. Die meisten Mitglieder des Vereins sind behindert. Nicht-behinderte Menschen können Mitglied werden, haben jedoch weniger Entscheidungsbefugnis.

Quelle:
„Im Netz und Frei“,
Hamburger Netzwerk
„Mädchen und FrauenLesben
mit Behinderung“
Zeichnungen: Cassandra Ruhm
und Nati Radke



Autonom Leben e.V. ist kein reines Frauenprojekt. Die Arbeit für und mit Mädchen und Frauen mit Behinderungen ist jedoch ein besonderer Schwerpunkt.

Was bieten wir an?

In der Beratungsstelle bekommen behinderte Menschen, deren Angehörige und FreundInnen Beratung und Unterstützung in allen Fragen, die das Leben mit einer Behinderung betreffen. Im Beratungsteam arbeiten ausschließlich Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen und Qualifikationen. Unabhängig von ihren Anliegen bieten wir Mädchen und Frauen, die sich an die Beratungsstelle wenden, grundsätzlich an, von einer Frau beraten zu werden.

Das Angebot der Beratungsstelle umfasst einfache Auskünfte, Tipps, Beratung in rechtlichen Fragen, psychosoziale Beratung, Begleitung zu Behörden und Ämtern, Unterstützung bei der Suche nach einer geeigneten Wohnform, bei der Suche nach einem geeigneten Ausbildungs- oder Arbeitsplatz, einmalige und regelmäßige Hausbesuche u.a.

Wir bieten spezielle Beratung und Unterstützung für Mädchen und Frauen mit Behinderungen. Dies umfasst u.a. individuelle Beratung in allen Fragen, die den Themenkomplex Mädchen- bzw. Frausein mit Behinderung betreffen, unterschiedliche Angebote für behinderte Mütter, Gruppenangebote für Mädchen und Frauen mit Behinderung, unregelmäßige Wochenendkurse in Selbstverteidigung und Selbstbehauptung, Maßnahmen gegen sexualisierte Gewalt in Form von Beratung, Unterstützung, Fortbildungen etc.

Autonom Leben e.V. ist außerdem die Anlauf- und Koordinationsstelle für das Hamburger Netzwerk „Mädchen und FrauenLesben mit Behinderung“.

Bärbel Mickler
Autonom Leben e.V.,
Hamburg

Unbeschreiblich weiblich? Sexualpädagogische Fortbildung für MitarbeiterInnen in Einrichtungen für Mädchen und Frauen mit Behinderung

Sexualpädagogik soll dort stattfinden, wo Mädchen leben, wo MitarbeiterInnen, Mütter und Väter tagtäglich mit dem Thema konfrontiert sind, mit Wünschen und Sehnsüchten, mit Fragen und Grenzen, mit ihren eigenen Werten, Einstellungen, Fähigkeiten und Ängsten.

Als Sexual- und Schwangerenberatungsstelle setzen wir deshalb bei Eltern und Fachkräften an. Wir kooperieren mit Schulen, Tagesstätten, Wohnheimen und Werkstätten. Der Schwerpunkt liegt bei Einrichtungen, in denen Jugendliche und Erwachsene mit geistiger Behinderung oder Mehrfachbehinderung begleitet werden.

Die Angebote:

- eine sexualpädagogische Fortbildung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus unterschiedlichen Einrichtungen,
- eine Fortbildung für Mitarbeiterinnen zur sexualpädagogischen Arbeit mit Mädchen.

Die Nachfrage

Das erste Angebot fand in den letzten vier Jahren mehrmals statt, zunehmend auch als In-house-Schulung in einzelnen Einrichtungen. Das zweite Angebot fiel bisher jedes Jahr wegen zu wenigen Anmeldungen aus. Aus unserer Sicht hat das folgende Gründe: Sowohl Institutionen als auch MitarbeiterInnen sind in der Behindertenhilfe mit vielen anderen Themen bereits ausgelastet oder überlastet. Die geschlechtsbezogene und ressourcenorientierte Perspektive wird noch wenig bewusst wahrgenommen oder gesucht. Wenn Zeit und Geld in Fortbildung investiert werden, haben andere Themen Vorrang.

Konzeption und Praxiserfahrungen

Sexualität ist eine Lebensenergie, die Men-

schen von der Geburt bis zum Tod begleitet. In unterschiedlichen Lebensphasen stehen dabei unterschiedliche Bedürfnisse und Ausdrucksweisen im Vordergrund. Geschlechtsidentität als Mädchen oder Junge ist dabei ein wesentliches Entwicklungsthema. Weitere Grundthemen sind die eigene Körperlichkeit, Kontakt- und Beziehungsgestaltung (in hetero- wie in homosexuellen Beziehungen), Lusterfahrung, der Umgang mit Fruchtbarkeit.

Die gelebte Sexualität ist dabei immer auch bestimmt von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, z. B. Geschlechterrollen, Werten und Normen, vom Zugang zu Information usw. Unser Ziel ist eine selbstbestimmte, lustvolle und verantwortlich gelebte Sexualität. In unseren Fortbildungen ist die geschlechtsbezogene Perspektive eine der Grundleitlinien.

Während das Recht auf sexuelle Entwicklung und Sexualkontakte mittlerweile auch für Menschen mit Behinderung mehr gewahrt oder gewährt wird, bleibt Kinderwunsch in der Regel ein absolutes Tabu. Obwohl der Gesprächsbedarf hoch ist, stehen Eltern und Institutionen zum Thema Sexualität wenig im Dialog. Manche Eltern beschwerten sich, andere wünschen sich mehr Aufklärung und Begleitung. Die eigene Unsicherheit, über das Thema Sexualität zu sprechen, die gesellschaftliche Sprachlosigkeit an dieser Stelle und die stärker empfundene Dringlichkeit vieler anderer Themen führen zu Verständigungslücken und Spannungen.



Brigitte Frey
Nürnberg

Mittendrin trotz Handicap – M

In unseren Fortbildungen sprechen wir Mitarbeiterinnen (im Folgenden konzentriere ich mich auf sie und die Arbeit mit Mädchen) an mit ihren Arbeitserfahrungen, mit ihrer Lebenserfahrung als Frau und mit ihrer Einbindung in das System einer Organisation. Unser Ziel ist es, Mut und Lust zu machen, sich dem Thema Sexualität im pädagogischen Alltag bewusst zuzuwenden, es als ein Grundelement im Alltagshandeln zu sehen und darüber hinaus Anlässe für gezielte methodische Sexualpädagogik zu nutzen. Wir unterstützen Mitarbeiterinnen in ihrem Selbstreflexionsprozess und wollen die Konzeptentwicklung in Institutionen anstoßen. Dabei sollen die Rechte, Fähigkeiten und Interessen der Mädchen und Frauen mit Behinderung sowie eine positive Einstellung zum Frausein und zum weiblichen Körper in den Blick gerückt werden. Nötig ist ein Perspektivenwechsel vom „betreuten Mädchen“ zum Mädchen, das selbst weiß und bestimmen kann, was es braucht und was es anstrebt. Ziel ist auch eine Auseinandersetzung mit den Ambivalenzen und Spannungen, die in diesem Feld derzeit bestehen, z. B. „Sexualität ja“ versus „Kind auf keinen Fall“, „Sehnsucht nach Beziehung“ versus „Begrenztheit der realen Kontaktmöglichkeiten“.

Unser Angebot besteht aus einem Baukastensystem, das je nach Bedarf kombiniert werden kann. In gemischtgeschlechtlichen Seminargruppen arbeiten wir je nach Thema in getrennten Frauen- und Männergruppen oder auch in geschlechtsheterogenen Gruppen. Grundlegende Elemente hierfür sind :

- die Auseinandersetzung mit eigenen und institutionellen Werten und Regeln,
- die Suche nach einer Sprache, die Körper und Sexualpraktiken deutlich benennt, Wertschätzung vermittelt und die Grenzen der Mitarbeiterinnen und der Mädchen bzw. Frauen wahrt,
- Kenntnis über die psychosexuelle Entwicklung von Mädchen und über besondere Rahmenbedingungen für Mädchen mit Behinderung,
- sexualpädagogische Ziele und Inhalte,
- eine Aufklärungseinheit zum weiblichen

Körper, die Ausgangspunkt für viele andere Themen ist.

Der letztgenannte Baustein findet auch in gemischtgeschlechtlichen Seminaren in der Frauengruppe statt. Hier arbeiten wir auf zwei Ebenen: Die Teilnehmerinnen bringen ihr Wissen und ihre Erfahrungen mit dem eigenen Körper ein und setzen sich dabei mit ihren eigenen Bildern auseinander. Parallel dazu vermitteln wir Methoden und eine Grundhaltung, die in beruflichen Situationen mit Mädchen umsetzbar sind. Ausgehend vom eigenen Körper entfaltet sich eine breite Themenpalette (z. B. Schönheit, Körpergefühl, Kleidung, Rolle, Erleben von Zyklus, Krankheit – Gesundheit,...), die zeigt, wie breit gefächert Sexualpädagogik im Alltag ist, und die zu weiteren Arbeitseinheiten in der Fortbildung führen kann. Wenn sich Frauen- und Männergruppe wiedertreffen, stellen sie ihr Gruppenergebnis zum Thema „Mein Körper“ dem jeweils anderen Geschlecht als „Aufklärungseinheit“, quasi als Experiment, dar. Als dritte Ebene wird die Auseinandersetzung mit dem anderen Geschlecht in der Gruppensituation bearbeitet und bietet wiederum viele Anknüpfungspunkte (z. B. den Einsatz von Sprache). Die Prozesshaftigkeit von Sexualpädagogik wird so vielfältig erlebbar.

Zusätzliche weiterführende Bausteine:

- Kontakt finden, Beziehungen gestalten
- Grenzen setzen, Grenzen akzeptieren lernen
- Fallarbeit an Situationen aus der Praxis der Teilnehmerinnen
- Homosexualität – Heterosexualität
- Frauenbilder und Lebensentwürfe
- Literatur- und Materialbörse

Wir arbeiten im Wechsel von Groß- und Kleingruppe, orientiert an der Praxis der Teilnehmerinnen und mit Methoden, die in der Arbeit mit Mädchen (und anderen Zielgruppen) umsetzbar sind. Spaß und Lust bei der Arbeit sind ausdrücklich erwünscht!

Brigitte Frey
Pro Familia Nürnberg

Mädchen mit Behinderungen

Zusammenfassung und Diskussion

Am Anfang standen **Assoziationen der Teilnehmerinnen zum Titel des Workshops:**

- „Trotz“ transportiert bereits den Ausschluss.
- Wer definiert denn hier die Mitte?!?
- Werden die Mädchen und jungen Frauen mit Behinderung gefragt, ob sie dort – „Mittendrin“ – (wo auch immer das ist) sein wollen?
- Es steckt eine Hierarchisierung in diesem Satz.
- „Mittendrin“ kann der Selbstbestimmung widersprechen, kann aber auch heißen: beteiligt zu sein.

Den Teilnehmerinnen fiel zudem auf, dass in der Presseerklärung der BZgA nur bei Mädchen mit Behinderungen von einer Förderung gesprochen wurde. Sie waren der Meinung, dass nicht die Mädchen und jungen Frauen einer besonderen Förderung bedürfen, sondern die PädagogInnen, die mit ihnen arbeiten.

Als Erstes wurde festgehalten, dass es DAS Mädchen, DIE junge Frau mit Behinderung nicht gibt. Die Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen erfordert ein hohes Maß an Differenzierung und Anerkennung der vielfältigen Bedürfnisse und Fähigkeiten. In vielen Einrichtungen der Behindertenhilfe steht nach wie vor die „geschlechtslose“ Behinderung im Vordergrund. Es wurde im Workshop immer wieder deutlich, dass die Beachtung der gesamten Lebenssituation für die sexualpädagogische Arbeit wichtig ist. Differenzierung nach individuellen Fähigkeiten darf nicht zum Ausschluss der Mädchen/jungen Frauen mit Behinderung, aber auch nicht zu einer unreflektierten ‚Integration‘ führen. Im Workshop war insbesondere die Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit geistiger, körperli-

cher, Sinnes- und Mehrfachbehinderung Inhalt der Diskussion.

Mädchen/junge Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen sind bislang kaum Thema wissenschaftlichen Arbeitens. Es gibt über sie noch weitaus weniger wissenschaftliche Aussagen als über nichtbehinderte Mädchen! In den Einrichtungen der Behindertenhilfe wird noch sehr selten eine geschlechtsspezifische Differenzierung in der pädagogischen Arbeit vorgenommen. Der § 9 Absatz 3 KJHG (Kinder- und Jugendhilfegesetz) findet dort fast keine Beachtung. In den Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe werden Mädchen und junge Frauen mit Behinderungen kaum erreicht bzw. nicht (adäquat) angesprochen oder notwendige Voraussetzungen geschaffen. Es fehlt an vielen Orten eine Auseinandersetzung zum Thema Integration, an der sowohl Frauen mit als auch ohne Behinderung beteiligt sind, die aus unterschiedlichen Bereichen der Behindertenhilfe und aus der Kinder- und Jugendhilfe kommen. Mixed Pickles ist bundesweit ein einmaliges Projekt, denn hier wird ein Freizeittreff für Mädchen und junge Frauen mit Behinderungen aus Mitteln der Kinder- und Jugendhilfe finanziert.

Deutlich wurde, dass es in **allen Bereichen der Arbeit mit Mädchen/jungen Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen an finanzieller Unterstützung fehlt**, sowohl für einzelne Aktionen als insbesondere auch für die längerfristige Absicherung einer kontinuierlichen geschlechtsbezogenen Arbeit. In vielen Einrichtungen sind die für die Arbeit mit den Mädchen engagierten Fachfrauen in einem sehr engen Dienstplan eingebunden und ohne Freiraum für ein gezieltes, geschlechtsspezifisch-differenziertes Angebot. Es gibt derzeit, vor allem in der Arbeit mit erwachsenen Frauen und Männern mit geistiger Behinderung, Ansätze und Materialien für die sexualpädagogische Arbeit. Für die Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen mit unterschiedlichen Behinderun-



Tina Kuhne
München

Mittendrin trotz Handicap – M

gen fehlen neben differenzierten Materialien auch Methodensammlungen, die die unterschiedlichen Fähigkeiten und Lebenssituationen beachten. Die Voraussetzungen dafür etwas zu entwickeln sind schwierig: In den Einrichtungen der Behindertenhilfe sind die personellen Ressourcen sehr ‚dünn‘, in Einrichtungen der „Selbstbestimmt Leben Bewegung“ sind viele Projekte nicht (ausreichend) abgesichert. Die „Selbstbestimmt Leben Bewegung“ ist eine politische Bewegung, in der sich Menschen mit Behinderungen für ihre Rechte einsetz(t)en. Es entstanden zahlreiche Projekte, die aber oft keine ausreichende Finanzierungsgrundlage erhielten. Die „Selbstbestimmt Leben Bewegung“ war sehr dominiert von Männern und Frauen mit Körperbehinderungen. Es gibt nun noch eine eigene Bewegung von Menschen mit so genannten geistigen Behinderungen, sie heißt „People First“.

Die Beteiligung von Frauen mit Behinderungen an der Erstellung von Konzepten sexualpädagogischer Arbeit wurde als absolut notwendig angesehen.

Es wurde darüber hinaus ein besonderer Mangel an Konzepten, Materialien und Sensibilisierung für die Situation von Mädchen und jungen Frauen mit Behinderungen, die lesbisch sind bzw. ihre sexuelle Identität nicht von vornherein als heterosexuell verstehen wollen, festgestellt. Die starke Fokussierung auf Heterosexualität in den wenigen vorhandenen Materialien und Angeboten wurde kritisiert.

Interkulturelle Arbeit und Konzepte scheinen bislang Mädchen mit Behinderungen gar nicht im Blickfeld zu haben. Die Lebenslagen von Mädchen/jungen Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen ohne deutschen Pass bzw. aus anderen Kulturen werden bislang kaum beachtet, dies gilt auch in der sexualpädagogischen Arbeit.

Die Beteiligung von Müttern an der sexualpädagogischen Arbeit wurde auf der einen Seite als wichtig angesehen, auf der anderen aber auch kritisch beleuchtet, da sie

der Selbstbestimmung der Mädchen/jungen Frauen entgegenstehen kann, wenn die Bedürfnisse der Mütter zu stark in den Mittelpunkt rücken. Es wurde als notwendig angesehen, dass es begleitende Mütter(gruppen)arbeit gibt, die aber nicht von der Pädagogin durchgeführt werden soll, die mit den Mädchen/jungen Frauen arbeitet (jedoch in Absprache). Ziel der Arbeit mit den Müttern sollte es sein, dass sie in die Lage versetzt werden, ihre Töchter in dem Prozess der Selbstbestimmung zu unterstützen. Weit reichende Selbstbestimmung für die Mädchen und jungen Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen wurde als wichtiges Ziel (sexual-)pädagogischer Arbeit formuliert, wenngleich die gesellschaftliche Realität dem in vielen Bereichen entgegenzustehen scheint.

Die eingeschränkte Mobilität von Mädchen und jungen Frauen mit Behinderungen muss auch bei sexualpädagogischen Konzepten und Angeboten beachtet werden. Dies bedeutet, dass es sowohl Angebote mit „Komm-Struktur“ geben muss als auch mit „Geh-Struktur“. Komm-Struktur heißt, dass die Einrichtungen Voraussetzungen schaffen müssen, dass Mädchen und junge Frauen sie erreichen können, dies kann auch heißen einen Fahrdienst einzurichten. Geh-Struktur bedeutet: die Mädchen dort zu erreichen, wo sie sind. Beide Strukturen sollten sich ergänzen, und die Angebote sollten vielfältig sein.

In der sexualpädagogischen Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen ist Verhütung von Schwangerschaften oft wichtiges Thema der Bezugspersonen, ebenso Sterilisation, die trotz erschwelter gesetzlicher Regelungen noch immer von vielen Eltern auch ohne Mitwirkung ihrer Töchter in Betracht gezogen wird. Es scheint noch einige Ärzte zu geben, die die gesetzlichen Regelungen diesbezüglich umgehen. Die gesetzlichen Regelungen sehen vor, dass Minderjährige nicht mehr sterilisiert werden dürfen und Volljährige nur mit deren Einverständnis bzw. dem Einverständnis einer neutralen Person, die die Notwendigkeit der Sterilisa-

Mädchen mit Behinderungen

tion und die Einverständnisfähigkeit der Betroffenen zu prüfen hat. Verhütungsmethoden werden an vielen Orten auch unreflektiert und gegen den Willen bzw. ohne Mitwirkung der Mädchen/jungen Frauen bzw. ohne einen wirklichen Bedarf eingesetzt (z.B. Dreimonatsspritzen). Die Interessen der Mädchen und jungen Frauen mit Behinderungen gehen im Allgemeinen dahin, dass sie ein ganz ‚normales‘ Leben, auch mit Kind, anstreben. Je stärker Mädchen und junge Frauen mit Behinderung von Unterstützung durch andere abhängig sind, desto stärker wird ihr Leben als reglementiert wahrgenommen, insbesondere dann, wenn sie intellektuelle Beeinträchtigungen haben.

Derzeit stellte sich vorrangig die Frage nach sexualpädagogischen Methoden und Materialien, die der Vielfalt der Bedürfnisse und Interessen von Mädchen und jungen Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen entsprechen. Integration in Maßnahmen für nichtbehinderte Mädchen wurde nur dort als sinnvoll angesehen, wo es ergänzende Angebote für Mädchen mit Behinderung gibt, da sie sonst mit ihren Bedürfnissen ‚untergehen‘. Es wurde auch von ‚Partizipation statt Integration‘ gesprochen.¹

Als bedeutsames Problem wurde immer wieder das große Ausmaß an seelischer, körperlicher und sexueller Gewalt deutlich, der Mädchen und junge Frauen mit Behinderungen ausgesetzt sind. Präventionsangebote wurden als notwendig angesehen, ebenso die Schulung der Mitarbeiterinnen in den Einrichtungen und die Schaffung von Richtlinien für Einrichtungen, nach denen Gewalt schneller aufgedeckt werden kann und nachhaltige Konsequenzen (auch für MitarbeiterInnen) gezogen werden können. Gewalt wird nach Berichten der Teilnehmerinnen des Workshops auch in vielen sog. Heilbehandlungen ausgeübt. MedizinerInnen sind bislang wenig in gleichberechtigtem Austausch mit (ehemals) Betroffenen. Insbesondere bei GynäkologInnen wurden große Wissenslücken festgestellt im Umgang mit Mädchen/jungen Frauen mit Behinderung. Sexualpädagogi-

sche Arbeit soll das hohe Ausmaß an Gewalt und das jeweilige Abhängigkeitsverhältnis berücksichtigen.

In vielen Fällen wird die gesetzliche Betreuung meist vorrangig und ohne besondere (inhaltliche) „Eignungsprüfung“, auf Anfrage, den Eltern zugesprochen. Unter Umständen auch dann, wenn die Fachkräfte gar keinen Bedarf für eine Betreuung feststellen, da die junge Frau mit Unterstützung gut alleine Entscheidungen treffen könnte. Eine gesetzliche Betreuung ermöglicht es den Eltern, die ihre Töchter (oder Söhne) in Abhängigkeit halten oder (sexuelle) Gewalt ausüben, alle Bestimmungsmacht zu behalten. Diese Abhängigkeit wirkt sich besonders auf das Leben der jungen Frauen aus, die in ihren Familien leben. Hier wurde der Bedarf für eine stärkere Überprüfung der familiären (Abhängigkeits-)Verhältnisse gesehen.

Eine gesetzliche Betreuung kann dort gerichtlich angeordnet werden, wo die junge Frau mit Behinderung nicht in der Lage ist, bestimmte Bereiche des Lebens eigenständig zu organisieren. Dies betrifft z.B. die Vermögenssorge oder auch das Aufenthaltsbestimmungsrecht. Die Bereiche, für die die gesetzliche Betreuung gilt, werden genau festgelegt. Es gibt nur für Personen außerhalb der Familie dafür eine Kostenerstattung. – Eigentlich heißt Betreuung: Unterstützung für bestimmte Bereiche, die den Willen der jungen Frau umfassend berücksichtigen und herausfinden muss. Sie kann aber immer auch als Manifestierung der Bevormundung oder auch von Gewalt gebraucht werden.

Für die sexualpädagogische Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen wurde die Notwendigkeit festgestellt, dass Fachkräfte ein hohes Maß an Eigenreflexion leisten müssen, insbesondere ist auch das eigene Verhältnis zu ‚Behinderungen‘ zu klären. Es gibt schon Qualifizierungsangebote für Fachkräfte, doch sind sie noch lange nicht flächendeckend.

¹Vgl. Beitrag von Claudia F. Bruner

Mittendrin trotz Handicap – M

Bedarfe, die sich aus dem Workshop ergaben:

Diese Bedarfe geben überwiegend die im Workshop aufgezeichneten Inhalte der Metaplankarten wieder.

Forschungsbedarf besteht insbesondere:

- in der praxisbegleitenden Forschung,
- in der Vernetzungsforschung (Mädchen/Frauen – Mütter/Väter – PädagogInnen),
- zum Thema ‚Sexualitätsbiographien‘ (Behinderung – Geschlecht, Selbstbestimmung...).

Für die (Weiter-)Entwicklung einer qualifizierten sexualpädagogischen Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen wurde als notwendig angesehen:

- Empowerment von Mädchen und jungen Frauen mit Behinderung – als eine der wichtigsten Grundlagen für eine gezielte und wirkungsvolle sexualpädagogische Arbeit (durch Beratung, Bildungsangebote, peer-Unterstützung, durch die Arbeit mit den Müttern, damit diese die Töchter in der Selbstbestimmung unterstützen können...). Dazu gehört es auch: Schutz- und Freiräume bereitzustellen;
- die Entwicklung von geeigneten (realitätsnahen) sexualpädagogischen Materialien – insbesondere auch für Mädchen/junge Frauen mit Mehrfachbehinderungen. Dies auch unter der Berücksichtigung des Kinderwunsches vieler Mädchen/Frauen mit Behinderung;
- eine gezielte Bestandsaufnahme dessen, was zur sexualpädagogischen Arbeit mit Mädchen/jungen Frauen bereits entwickelt wurde in den unterschiedlichen Einrichtungen und von den Pädagoginnen. Aufbereitung der erfolgreichen Methoden und Materialien für die praktische Arbeit;
- eine sexualpädagogische Bedarfsanalyse unter Beteiligung der Mädchen und jungen Frauen mit Behinderung;
- der Einbezug von Frauen mit Behinderung in die Durchführung von Angeboten, ihre Beteiligung an der Ausarbeitung und Konzeptionierung;
- die Erweiterung des Bewusstseins für eine geschlechtsspezifisch-differenzierte Sexualpädagogik mit Mädchen/Jungen mit Behinderungen auf den Leitungsebenen von Einrichtungen (Qualitätsmanagement, Qualitätsrichtlinien...);
- ausreichend Fortbildungsangebote für MultiplikatorInnen und deren Finanzierung – unter Berücksichtigung der Referentinnen-tätigkeit von Fachfrauen mit Behinderungen;
- eine Öffentlichkeitskampagne, in deren Mittelpunkt die Achtung vor der Eigenständigkeit und das Recht auf Sexualität von Mädchen und Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen steht;
- als notwendige Querschnittsthemen wurden angesehen:
 - Mädchen/junge Frauen mit nichtdeutscher Nationalität und anderen kulturellen Hintergründen;
 - unterschiedliche sexuelle Orientierungen, unter besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse von Mädchen und jungen Frauen, die lesbisch sind oder sich damit auseinandersetzen wollen;
 - die Berücksichtigung der Unterschiedlichkeit der Lebenslagen von Mädchen/jungen Frauen mit Behinderungen;
- die Schaffung von institutionsunabhängigen und parteilichen Angeboten;
- die Ausarbeitung eines sexualpädagogischen Curriculums, das besonderen Wert auf sexuelle Selbstbestimmung legt und auch das Thema Gewalt mit einbezieht.

Mädchen mit Behinderungen

Besonderer Bedarf wurde darüber hinaus festgestellt für:

- die Förderung jeglicher Form von Partizipation der Mädchen und jungen Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen und die Förderung von ‚peer involvement‘;
- Vernetzungs- und Zusammenarbeitsstrukturen zwischen der schulischen und außerschulischen Arbeit, wie z.B. den unterschiedlichen Arbeitsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe und der Behindertenhilfe. Hier sollte es insbesondere gehen um:
 - die Öffnung der psychosozialen Angebotsstruktur der Kinder- und Jugendhilfe für Mädchen/junge Frauen mit körperlichen, geistigen und Sinnesbehinderungen;
 - eine Vernetzung der Fachkräfte in den unterschiedlichen Arbeitsfeldern;
- Berücksichtigung der Bedürfnisse von Mädchen und jungen Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen in der Kinder- und Jugendhilfeplanung (gemäß KJHG – Kinder- und Jugendhilfegesetz);
- die Schaffung von institutionsunabhängigen parteilichen Angeboten für Mädchen und junge Frauen mit Behinderungen;
- die Erstellung von (Qualitäts-)Richtlinien für und in den Einrichtungen der Behindertenhilfe, die folgende Punkte berücksichtigen:
 - Selbstbestimmung und Partizipation;
 - Schutz der Mädchen und jungen Frauen vor körperlicher, seelischer und sexueller Gewalt.

Tina Kuhne

**Initiative Münchener Mädchenarbeit
I.M.M.A. e.V.**





Workshop

Viele Mädcheneinrichtungen werden von einem hohen Anteil nichtdeutscher Mädchen besucht. Dennoch gibt es nur wenig Erkenntnisse über die Bedeutung von Sexualität, Verhütung und Partnerschaft/Familie für Mädchen aus anderen Kulturen. Auf beiden Seiten herrschen Stereotypen, Vorurteile und Mythen, was die jeweils andere Kultur angeht. Was fehlt, sind Pädagoginnen mit Migrationserfahrung sowie (multi-kulturelle) Konzepte, Methoden und Medien für die sexualpädagogische Arbeit.

Fachvorträge und Berichte aus der interkulturellen Arbeit lieferten im Workshop Erkenntnisse für Forschung und Praxis.



„Wo kommst du eigentlich her?“ – Chancen interkultureller Mädchenarbeit

Moderation und Zusammenfassung:

Daniela Milutin
texttext medienbüro, Köln

Referate

Berrin Özlem Otyakmaz
Universität/Gesamthochschule Essen

Lebenswelt von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund – Konsequenzen für die interkulturelle Mädchenarbeit

Theda Borde
Internationales Bildungs- und Beratungszentrum für Frauen und ihre Familien, Berlin

Brauchen wir eine spezifische Gesundheits- und Sexualaufklärung für Migrantinnen?

Projekte

Gabriele Macke
Mabilda e.V., Duisburg

Die Last der Lust – Sexualpädagogik in der multikulturellen Mädchenarbeit

Meral Renz
AWO Lore-Agnes-Haus, Essen

Befriedigt die Sexualpädagogik auch Bedürfnisse nichtdeutscher Mädchen?

Lucyna Wronska
Landesamt für Gesundheit und Soziales, Berlin

Was weißt du schon von mir? Peer education im interkulturellen Kontext

Zusammenfassung und Diskussion

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä



Berrin Özlem Otyakmaz
Essen

Lebenswelt von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund – Konsequenzen für die interkulturelle Mädchenarbeit

Im folgenden Beitrag sollen einige ausgewählte Aspekte der Lebenswelt von Migrantinnen dargestellt werden. Im Anschluss daran werden als Konsequenz einige Überlegungen zur ‚Interkulturellen Mädchenarbeit‘ präsentiert.

Familie

Seit Beginn der pädagogischen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Lage von Arbeitsmigrationsfamilien, etwa seit Anfang der siebziger Jahre, werden diese in der überwiegenden Anzahl der Studien als in ihren Orientierungen traditionell und in ihrer Struktur patriarchalisch dargestellt. Die Familien seien geprägt durch die Normen ihrer agrarisch-feudalistischen Herkunftsgesellschaft, nach denen der Vater als das absolute Familienoberhaupt zu gelten habe, dem sich die gesamte Familie unterordnen und dessen unwiderprüflichen Entscheidungen sie sich fügen müsse. Besonders die Situation von Frauen und Mädchen sei in diesem patriarchalen Familiensetting von Abhängigkeit und Unterdrückung geprägt.

Die Darstellung von Migrationsfamilien als rückständig und defizitär wurde in den letzten Jahren vielfach kritisiert. Die Kritik bezieht sich einerseits auf die stereotype Darstellung von Migrantinnen und Migranten und ihr angebliches Festgelegtsein durch die als einheitlich und statisch dargestellte Herkunftskultur, andererseits auf die Hierarchisierung von Kulturen und die Bewertung der Herkunftskulturen als minderwertig und der deutschen Kultur als höherwertig. Darüber hinaus führt die ausschließliche Fokussierung des Diskurses auf Kultur, als einzige das Verhalten determinierende Variable, zur stereotypen Erklärung der Lebensweisen und -bedingungen von Migrantin-

nen und zum Ignorieren vielfältiger anderer wie z.B. sozioökonomischer Faktoren. Seriöse Aussagen über mögliche Verhaltensmuster in Migrationsfamilien können ohne eine differenzierte Betrachtung aller potentiellen Einflussvariablen nicht getroffen werden. Für die Diversifizierung von Migrationsfamilien sind z.B. neben den Faktoren im Herkunftsland auch die Bedingungen in der Aufnahmegesellschaft entscheidend.

Unterscheidungsfaktoren im Herkunftsland:

- Wohnort,
- Größe der Herkunftsfamilie,
- Bildungsstand,
- Beschäftigungssituation,
- Motivationen zur Migration,
- Migrationszeitpunkt innerhalb der persönlichen bzw. familiären Biographie,
- Migrationsgeschichte.

Bedingungen der Integration im Aufnahmeland:

- positive ökonomische Situation,
- Zufriedenheit mit dem Arbeitsplatz,
- Möglichkeit, Migration in ihrer Gesamtheit positiv für die eigene Biographie zu nutzen,
- Wahrnehmungen über Opportunitäten und Barrieren, die Zufriedenheit fördern oder unterbinden können,
- ethnische Identifizierung bzw. Grenzziehung hängt wesentlich auch von dem Verhalten der Aufnahmegesellschaft ab.

Auch bei den Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund können wir da-

von ausgehen, dass ihre Lebenssituation vielschichtig ist, ebenso vielschichtig wie die Lebenssituation von deutschen Mädchen und jungen Frauen. Sie machen positive wie negative Erfahrungen, haben Erfolge und Misserfolge. Ebenfalls vielschichtig sind die Konflikte, die aus ihren Lebenssituationen erwachsen. Sie haben Konflikte mit ihren Eltern, haben Liebeskummer, Stress mit den Freundinnen und Freunden, Schulprobleme, Pubertätskonflikte, Identitätsfindungsschwierigkeiten.

Im Gegensatz zu jungen deutschen Frauen und Mädchen werden ihre Probleme allerdings oftmals reduziert als Folge des Aufwachsens in zwei verschiedenen Kulturen begründet und der Kulturkonflikt als zentrales Problem in den Mittelpunkt gerückt. Dabei wird angenommen, dass diese zwei unterschiedlichen Kulturen mit unterschiedlichen Wertmaßstäben aufeinandertreffen, sich unvereinbar und unveränderbar gegenüberstehen und zum Entscheidungskonflikt zwischen erstrebter und verhafter Kultur führen. Hätten die Mädchen die Wahl, „zwischen den Kulturen“ zu entscheiden, würde die Entscheidung eindeutig zugunsten einer deutschen Lebensweise fallen, denn es wird allgemein angenommen, dass junge Migrantinnen die Kulturen ihrer Eltern als rückständig, patriarchal, fremd und ablehnenswert empfinden und gezwungen seien, sich den Reglements der Eltern wenigstens äußerlich zu unterwerfen. Eine andere ebenso deutbare wie mögliche Perspektive, dass Mädchen mit Migrationshintergrund die deutschen Normen und Werte als fremd empfinden und sie ablehnen und daher die Verhaltenserwartungen von deutscher Seite als Druck empfinden, wird ebenso wenig thematisiert wie eine dritte Variante, dass ein individuelles Aussuchen, Ausbalancieren, Vermischen, Transformieren und Abändern kultureller Normen und Werte möglich sei.

In einer qualitativen Studie zum Umgang junger Frauen mit türkischem Migrationshintergrund mit den Normen, mit denen sie seitens ihrer Eltern konfrontiert werden, wurde deutlich, dass diejenigen jun-

gen Frauen, die die Normen als elterlich gesetzt ansahen, sich eher mit ihren Eltern über die von ihnen selbst abgelehnten Vorschriften auseinander setzten und verhandelten, um so ihre eigenen Vorstellungen durchzusetzen, während diejenigen, die die Normen als kulturell determiniert und damit als unveränderlich ansahen, nicht mit ihren Eltern verhandelten, sondern zur heimlichen Erfüllung ihrer Wünsche und Vorstellungen neigten bzw. sich widerwillig fügten. Diejenigen jungen Frauen, die sich in die offene Auseinandersetzung mit ihren Eltern begaben, waren auch diejenigen, die Zutrauen in die Bestimmbarkeit und Beeinflussbarkeit ihrer zukünftigen Lebensgestaltung hatten, während die anderen Frauen Veränderungen von Entwicklungen abhängig machten, die sie nicht beeinflussen konnten. Werden Differenzen zwischen Eltern und Töchtern als Konflikte interpretiert, die durch das Aufeinandertreffen statischer und unvereinbarer Kulturen hervorgerufen werden, so entziehen sich diese dem Einflussbereich der jeweiligen Individuen. Je mehr aber das Problem außerhalb der Einflusssphäre einer Person verortet wird, umso mehr schwindet auch die Bereitschaft der Suche nach individuellen Konfliktlösungsmöglichkeiten. Bei der Suche nach Problemlösungen bei tatsächlich vorhandenen Konflikten ist diese Interpretation daher völlig dysfunktional für die jungen Frauen.

Insgesamt sind die Differenzen der Ansichten in den Migrantenfamilien zwischen den Generationen nicht so groß, wie allgemein vermutet wird. Nauck stellt 1997 bei vergleichenden Untersuchungen der Einstellungen zwischen Eltern und Kindern fest, dass große Übereinstimmungen zwischen den Positionen zu verzeichnen sind. Die Kongruenzen zwischen Eltern und Kindergeneration sind sogar höher noch als in nicht migrierten türkischen Familien in der Türkei. Dies formuliert Goudiras auch für griechische Familien in Deutschland: „Eine solidarische Bindung besteht im höheren Grad zwischen den Familienmitgliedern im Migrationsland als im Herkunftsland. Die Familie gilt als Gegenpol zu den widrigen

Referate

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä

Lebens- und Arbeitsbedingungen und zugleich als affektiver Hort gegen die erfahrene Feindlichkeit in der sozialen Umwelt.“¹ Der Zusammenhalt von Migrantenfamilien und eine höhere Übereinstimmung in Werten und Haltungen ist also nicht nur aus der Kultur heraus zu erklären, sondern als von den Migrationsbedingungen beeinflusster Entwicklungsprozess zu sehen.

Auffällig im Hinblick auf die Jugendhilfe ist, dass trotz der Fokussierung auf Eltern-Kind-Konflikte sich dies kaum in den Konzepten und Strukturen für Hilfen zur Erziehung wie z.B. der Erziehungsberatung niederschlägt. Einer Überbetonung des Aspektes der Kultur in der Problemdefinition steht eine Vernachlässigung dieser in der Problemlösung gegenüber. Es zeigt sich ein Widerspruch zwischen kulturalisierender Problemanalyse und kulturignorierendem Problemöseverhalten.

Identität

In der gängigen Literatur werden als unmittelbare und unvermeidliche Konsequenz des Aufwachsens mit divergierenden kulturellen Werten und Normen auf psychischer Ebene Identitätskonflikte oder Krisen bei den jugendlichen Migrantinnen vermutet und unterstellt. Es wird sogar darüber hinaus angenommen, dass bei jugendlichen Migrantinnen ein Identitätsfindungsprozess kaum positiv erfolgen könne. Demzufolge komme es bei Migrantenkinder im Regelfall zur „Identitätskrise als Dauerzustand“.

Es ist zwar durchaus anzunehmen, dass Kinder aus Migrationsfamilien mehr als deutsche Kinder mit widersprüchlichen Wertvorstellungen konfrontiert werden. Allerdings besteht kein unmittelbarer Grund zur Annahme, dass diese Konfrontationen als plötzliche und in immer gleich bleibender Intensität erlebt werden und infolge dessen unvermittelte und unlösbare Konfliktsituationen generiert würden. Betrachtet man die Lebensentwürfe junger Migrantinnen, so zeigen sich individuelle und kollektive Muster, wie sie ihr Selbst zu ihren Lebensbedingungen in Relation setzen bzw. setzen wollen. Es ist ihnen durch-

aus bewusst, dass sie verschiedene zum Teil widersprüchliche Anforderungen erfüllen müssen, die sie in der Regel auch deutlich voneinander abgrenzen und denen sie gerecht werden können.² Durch das Leben in und mit mehreren Lebenswelten mit unterschiedlichen Werten und Normen können daher Ressourcen und Kompetenzen erwachsen, die von außen betrachtet nicht wahrgenommen werden. Die Erlangung einer kritisch reflektierenden Distanz zu vorgegebenen gesellschaftlichen Regeln, die Erfahrung der Kontextgebundenheit von Normen und Werten, Sensibilität zur Erfassung kontextueller Bedingungen und Veränderungen, Flexibilität im Wechsel der Kontexte, Kreativität und Organisationstalent im Verbinden verschiedener Lebensentwürfe sind einige Entwicklungsmöglichkeiten, die diese Lebenserfahrung bietet. So wird das Leben in und mit verschiedenen Kulturen nicht zur unausweichlichen Konfrontation mit widersprüchlichen Werten, aus der sich unüberwindbare Konflikte generieren, sondern eröffnet Chancen für individuelle Entwürfe genauso wie für das Bilden neuer kollektiver Identitäten. Es ist erforderlich, mehr Wissen über diese „gelingenden“ Lebensverläufe von Kindern aus Migrationsfamilien zu erlangen und nicht als Vergleich lediglich eine „deutsche“ Normalbiographie zugrunde zu legen.

Diskriminierungserfahrungen

Migrantinnen machen im Laufe ihrer Biographie zahlreiche Erfahrungen von rassistischen Diskriminierungen. Diese Erfahrungen können von unterschiedlicher Qualität sein und individuell unterschiedlich erlebt werden. Sie haben auf jeden Fall negative und belastende Konsequenzen für die Betroffenen. „Diese Erfahrungen erzeugen Reaktionen, die konstitutiv für die Qualität der Rassismus-Erfahrung sind: Wut, Entsetzen, Hass, Verbitterung, ‚reaktiver Rassismus‘ sind Reaktionsmodi, ebenso wie Angst, Verzweiflung, Unsicherheit, Schreckhaftigkeit und Scham. Letztere ist wohl eine der perfidesten Auswirkungen des Rassismus: Die Opfer schämen sich ihrer Haut und ihres Aussehens.“ Rassismuserfahrungen können zu Depressionen, sozialer Ängstlichkeit und

¹ Vgl. Goudiras (1997), S. 189

² Vgl. Otyakmaz (1995)

Selbstwertproblematik bei den Betroffenen führen.³

Rassismus hat viele Gesichter und kann sich auf vielerlei Arten zeigen. Rassismus kann sich als offene gewalttätige Attacke auf Leib und Leben äußern. Rassismus kann aber auch subtil als permanente Abwertung und Infragestellung des Gegenübers daherkommen. Rassismus richtet sich gegen jene Personen, denen aufgrund körperlicher oder sozialer Merkmale ein biologisches, kulturelles oder ethnisches Anderssein zugeschrieben wird. Erst in Verbindung mit der Macht, gesellschaftliche Ausgrenzung zu betreiben, führt Rassismus zu den fatalen Konsequenzen für die Betroffenen. Wer über Macht verfügt, hat die Möglichkeit, die andere oder den anderen körperlich zu misshandeln, hat die Gelegenheit, dem oder der anderen Möglichkeiten zu verwehren, hat die Mittel, den oder die anderen zu definieren und auf Bilder festzulegen, ihm oder ihr die Chance zu nehmen sich selbst darzustellen. Wer über Definitionsmacht verfügt, hat darüber hinaus die Möglichkeit, Rassismus zu leugnen, zu verschleiern, die Betroffenen an ihrer Wahrnehmung zweifeln zu lassen, ihnen böswillige Unterstellung vorzuwerfen oder sie glauben zu lassen, gewalttätiges oder diskriminierendes Verhalten ihnen gegenüber hätte etwas mit ihren ganz persönlichen Defiziten zu tun.

Neben offenen verbalen oder körperlichen Attacken als sichtbarste Form von Rassismus, ist die Verwehrung von Möglichkeiten bei dem Erwerb schulischer Bildung und beim Zugang zum Ausbildungs-, Arbeits- und Wohnungsmarkt zu benennen. Auch wenn durch das neue Staatsangehörigkeitsrecht für die zukünftige Generation Verbesserungen zu erhoffen sind, gilt für die jugendlichen MigrantInnen der Gegenwart, dass sich die jahrzehntelange Verwehrung von StaatsbürgerInnenrechten und politischer Partizipation, also die langjährige Erfahrung der Verweigerung der Anerkennung als politisches und gesellschaftliches Subjekt, auch Auswirkungen auf die Selbstwahrnehmung als nicht voll anzuerkennendes Subjekt niederschlägt.



Zuschreibung von Andersein – Infragestellung des Normalseins

Eine subtilere Form von Rassismus stellt die permanente Zuschreibung des „Anderseins“ dar. Migrantinnen machen in der Regel die Erfahrung, von den Mitgliedern der Mehrheit als „andere“ beschrieben zu werden. Den „anderen“ werden dabei verschiedene – meistens negative – Eigenschaften unterstellt, die als abweichend und nicht normgerecht bzw. der Normalität entsprechend gelten. Dieser Zuschreibung liegt ein dialektischer Prozess zugrunde, in dem die negativen Merkmale des anderen als positive Merkmale des Selbst zurückgeworfen werden.

Nationalen, ethnischen oder kulturellen Kategorien werden nicht nur stereotype Bilder zugeordnet, sie werden dabei auch rigide voneinander abgegrenzt. Damit geht auch die Festlegung der Individuen auf die eine oder andere Kategorie einher. Die Einordnung in simplifizierte Kategorien empfinden viele Migrantinnen als störende Fremdzuschreibung, die nicht dem Selbstbild und dem eigenen Empfinden gerecht wird. In ihrem Selbstbild weisen viele Jugendliche aus Migrationsfamilien die Entscheidbarkeit ihrer Einordnung als z.B. nur türkisch oder

³ Vgl. Mecheril (1995), S. 104

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä

nur deutsch zurück. Nicht selten identifizieren sie sich gleichzeitig mit beidem. Jede Entscheidung wäre für sie mit der Verleugnung der anderen Seite verbunden. Sie brauchen neue durchlässige und variable Kategorien, die ihren Lebensrealitäten und ihren Selbstwahrnehmungen gerecht werden.

Konsequenzen für die Mädchenarbeit

Werden z.B. Konflikte zwischen Eltern und Töchtern in Migrationsfamilien nicht generell als Kulturkonflikte angesehen und damit einhergehend auch implizit angenommen, dass Kulturen statisch und unveränderbar sind und die Herkunftskulturen der Migrationsfamilien patriarchal sind, bleibt als einzige Handlungsoption nicht allein übrig, die Mädchen aus diesen Familienzusammenhängen heraus retten zu wollen. Werden Konflikte zwischen Eltern und Töchtern in Migrationsfamilien nicht in diesem herkömmlichen Sinne, sondern als Familienkonflikte angesehen, zeigt sich die Notwendigkeit von Erziehungs- oder Familienberatung.

Daher ist die interkulturelle Öffnung der Regelversorgungseinrichtungen unerlässlich. Dies bedeutet vor allen Dingen eine Veränderung der Personalstruktur in allen Einrichtungen.

Personal

Neben der Einstellung von Mitarbeiterinnen mit Migrationshintergrund ist die interkulturelle Fortbildung deutscher Mitarbeiterinnen bzw. die insgesamt interkulturelle Ausrichtung der (psychosozial/pädagogischen) Ausbildungsgänge erforderlich. Neben der interkulturellen Fortbildung benötigen nicht nur deutsche Mitarbeiterinnen, sondern auch ihre Kolleginnen mit Migrationshintergrund weitere regelmäßige fachliche Fortbildungen. Eine gute arbeitsbegleitende Supervision, die auch Konflikte wie Differenz und Macht im multiethnischen Team thematisiert und bearbeitet, sollte gewährleistet sein.

Zu den institutionellen Rahmenbedingungen gehören neben guter mehrsprachiger Öffentlichkeitsarbeit auch die Vernetzung

mit möglichen Kooperations- und AustauschpartnerInnen.⁴

Ressourcenorientierung

Zwar setzt sich auf der theoretischen und der Ebene der Willensbekundung immer mehr durch, dass migrationspezifische psychosoziale Arbeit nicht mehr defizitorientiert sein soll, aber die Ressourcen von Migrantinnen, die aus ihrer Lebenswelt hervorgehen, zu erkennen, fällt vielen (deutschen) Mitarbeiterinnen sozialer Einrichtungen schwer. Denn auch Ressourcen unterliegen mit gesellschaftlichen Normen und Werten sozialen Bewertungskriterien. Was in einem bestimmten sozialen Zusammenhang als Ressource bewertet wird, kann in einem anderen Zusammenhang bedeutungslos sein. *„Vieles kann Ressource sein, und definierbar ist sie letztendlich nur unter Berücksichtigung spezifischer subjektiver Wertschätzungen der betroffenen Individuen und/oder Gruppen bestimmten Geschlechts, Alters und Status in einer bestimmten Kultur und Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit.“*⁵

Eine gesellschaftlich dominante Gruppe kann nicht nur für sich, sondern auch für andere definieren, was als Ressource anerkannt wird und was nicht als Ressource gilt. Auch hier werden Machtverhältnisse reproduziert, da Dominanzangehörige in der Benennung, Erschließung und Erlangung von Ressourcen von ihrer eigenen Lebenswelt, ihrer eigenen Normalität und ihren eigenen Möglichkeiten ausgehen, während Minderheitsangehörige, deren vorhandene Ressourcen – ob nun bewusst oder unbewusst, intendiert oder nicht – ignoriert, nicht anerkannt und entwertet werden, das Vertrauen in ihre Fähigkeiten verlieren, verunsichert und hilflos werden. Dabei wird Minderheitsangehörigen nicht selten zugeschrieben, ihre Schwäche selbst verantwortet zu haben. Die Ressourcen und Kompetenzen, die aus der Migrationssituation erwachsen, werden ebenfalls häufig nicht realisiert. Beispiele sind die bereits oben benannte Erlangung einer kritisch reflektierenden Distanz zu vorgegebenen gesellschaftlichen Regeln, die Erfahrung der Kontextgebundenheit von Normen und Werten, Sensibilität zur Erfassung

⁴Vgl. Hinz-Rommel (1994), S. 85 ff.

⁵Vgl. Nestmann (1997), S. 24

66 Mädchenarbeit

kontextueller Bedingungen und Veränderungen, Flexibilität im Wechsel der Kontexte, Kreativität und Organisationstalent im Verbinden verschiedener Lebensentwürfe usw.

Netzwerkorientierung

Ressourcenorientierte interkulturelle Arbeit mit jungen Migrantinnen und ihren Familien stellt neben dem Erkennen und Anerkennen lebensweltspezifischer Ressourcen von Migrantinnen, der Anerkennung ihrer Kompetenzen und Alltagsbewältigungsmuster sowie das Nutzen kultureller Werte und Vorstellungen als Regelwerke bei der Suche nach Lösungen, die Respektierung, Aktivierung und Nutzbarmachung ihrer unterstützenden Netzwerke dar. Ob es jedoch familiäre, nachbarschaftliche, Vereine oder andere Netzwerke von MigrantInnen sind, die überwiegend oder ausschließlich aus dem eigenen nationalen, ethnischen, kulturellen oder religiösen Kreis stammen, sie stoßen in der deutschen Mehrheitsbevölkerung häufig auf Skepsis und Ablehnung, da sie als integrationshemmend angesehen werden.

Ethnic communities und familiäre Netzwerke

Bisher wurden ethnische Gemeinschaften (ethnic communities) von MigrantInnen besonders als soziale Kontrollinstanz angesehen, die das Verhalten ihrer Mitglieder streng reglementiert und Abweichungen von der Norm sanktioniert.

Allerdings geraten dabei die positiven Funktionen der ethnic communities aus dem Blickfeld. US-amerikanische Studien betonen den hohen stressverarbeitenden und -ausgleichenden Stellenwert ethnischer Gemeinschaften. Neben dem stressverarbeitenden Potential wird registriert, „wie sich die ethnischen Gemeinschaften zu Organen der Interessenvertretung der Minderheiten entwickeln und die kollektive Handlungskompetenz der ethnischen Minderheiten gegenüber der ‚modernen‘ Umwelt stärken. Wodurch sie langfristig politischen Druck zur Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse und zum Abbau von Diskriminierung herstellen können.“⁶ Auch familiäre Netzwerke können einen wichtigen Stellen-

wert für jugendliche Migrantinnen haben, die in der Arbeit genutzt werden können, wenn es gelingt, die einseitig negative und defizitäre Betrachtung von Migrationsfamilien zu überwinden und ihre positiven als Ressourcenquelle dienenden Seiten zu erkennen und anzuerkennen.

Peer groups

Besonders die eigenethnische peer group wird für Jugendliche mit Migrationshintergrund zu einem wichtigen Ort des Austausches über alltägliche Probleme und Konflikte mit den Eltern sowie mit Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft. In diesem Kreis können sie gegenseitige Stärkung und Selbstvergewisserung erfahren.

Von ihren deutschen KlassenkameradInnen fühlen sich jugendliche MigrantInnen oft unverstanden und abgelehnt. Häufig wird ihnen im täglichen Kontakt mit Deutschen vermittelt, dass sie anders und nicht dazugehörig seien. Daher wird der Kontakt zu gleichaltrigen Deutschen auf eine formale Ebene – häufig auf den Schulkontext – reduziert.

Der eigenethnische Gleichaltrigenkontext wird nicht nur zwecks Erfahrungsaustausch und Problembewältigung aufgesucht, sondern dient auch der Erfahrung der Normalität und gilt als spannungsfreier Raum zur gemeinsamen Freizeitgestaltung. Darüber hinaus spielen eigenethnische bzw. gemischtethnischen peer groups eine besondere Rolle für die Entwicklung einer positiven eigenen Gruppenidentität und eines positiven Selbstbildes. Weitgehend frei von rassistischen Diskriminierungen bzw. kulturellen, ethnischen oder nationalen Zuschreibungen oder Stereotypisierungen können sie sich ihrem Alter entsprechend von der Elterngeneration abgrenzen, ohne dass diese Abgrenzung als Distanzierung von der gesamten Herkunftskultur gedeutet oder sogar erwartet wird.

Gleichheit und Differenz

Auch wenn viele Angebote der Mädchenarbeit – ähnlich wie in der allgemeinen Jugendarbeit – ethnisch getrennt wahrge-

⁶Vgl. Gaitanides (1992), S. 128

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä

Literatur:

GAITANIDES, STEFAN (1992): Psychosoziale Versorgung von Migrantinnen und Migranten in Frankfurt am Main. Gutachten im Auftrag des Amtes für Multikulturelle Angelegenheiten. In: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (Hrsg.): IZA – Zeitschrift für Migration und soziale Arbeit. 3 / 4 1992, S. 127-145

GOUDIRAS, DIMITRIOS (1997): Wertorientierung und Verhaltensnormen griechischer Jugendlicher in der erzieherischen Lebenswelt, Frankfurt

HINZ-ROMMEL, WOLFGANG (1994): Interkulturelle Kompetenz. Ein neues Anforderungsprofil für die soziale Arbeit. Münster

MECHERIL, PAUL (1995): Rassismuserfahrungen von Anderen Deutschen – einige Überlegungen (auch) im Hinblick auf Möglichkeiten der psychotherapeutischen Auseinandersetzung. In: Attia, Iman et al. (Hrsg.): Multikulturelle Gesellschaft – monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit. Tübingen, S. 99-111

NAUCK, BERNHARD (1997): Intergenerative Konflikte und gesundheitliches Wohlbefinden in türkischen Familien. Ein interkultureller und interkontextueller Vergleich. In: Nauck, Bernhard; Schönpluf, Ute (Hrsg.): Familien in verschiedenen Kulturen, Stuttgart, S. 324-354

NESTMANN, FRANK (1997): Beratung als Ressourcenförderung. In: Nestmann, Frank (Hrsg.): Beratung: Bausteine für eine interdisziplinäre Wissenschaft und Praxis, Tübingen, S. 15-38

OTYAKMAZ, BERRIN ÖZLEM (1995): Auf allen Stühlen. Das Selbstverständnis junger türkischer Migrantinnen in Deutschland, Köln

PRENGEL, ANNE-DORE (1993): Pädagogik der Vielfalt, Opladen

⁷Vgl. Prengel (1993)

nommen werden, d.h. Angebote, die den Namen interkulturell tragen, werden kaum von deutschen Mädchen genutzt, während die allgemeinen Angebote von Migrantinnen weniger besucht sind, sollte im Sinne der Interkulturalität eine gemeinsame Mädchenarbeit für Angehörige der Majorität und der Minoritäten angestrebt werden. Dabei geht es nicht darum, Unterschiede in den Lebenswelten auszublenden, sondern das Recht auf Differenz zu betonen und einen konstruktiven Umgang mit diesen anzustreben. Gleichzeitig darf das Gemeinsame nicht aus den Augen verloren werden. Die bestehenden Ansätze zur Arbeit mit Migrantinnen laufen oft Gefahr, entweder zu partikularistisch oder zu universalistisch zu sein, d.h. den kulturellen Faktor entweder über- oder unterzubetonen.

Wird die Lebenswelt der jungen Frauen und Mädchen betrachtet, zeigen sich viele ähnliche Interessen und Problemstellungen im Alltag der deutschen und nichtdeutschen Jugendlichen. Daher sollte weniger versucht werden der einen Gruppe die kulturellen Eigenarten der anderen nahezubringen, sondern an gleiche Interessen anknüpfende gemeinsame Aktivitäten sollten angeregt werden. Jedoch sind nicht nur ähnliche Interessen, sondern auch ähnliche Probleme verbindend. Wird die pädagogische Arbeit an der Erlebniswelt der jungen Frauen angesetzt, können Solidarisierungsprozesse initiiert werden. Schwerpunktaufgabe der Pädagoginnen wäre in solch einem Zusammenhang, Mädchen anzuregen, in ihrer Biographie nach Erfahrungen, die mit denen der jeweils anderen vergleichbar sind, zu suchen und nicht im ersten Schritt die Differenzen zu fokussieren. Wenn die Mädchen beispielsweise voneinander erfahren, dass Vorschriften und Verbote der Eltern vergleichbare negative Gefühle bei ihnen erzeugen, kann der möglicherweise unterschiedliche Inhalt der Ge- und Verbote eher in den Hintergrund treten.

Selbstverständlich dürfen die Unterschiede nicht ignoriert werden, denn mit Annedore Prengel gesagt, führt Gleichheit ohne Differenzen zur Gleichschaltung und Differenz

ohne Gleichheit zu Hierarchie.⁷ Die Unterschiede können in einem zweiten Schritt betrachtet werden unter der prinzipiellen Voraussetzung, dass es ein Recht auf differente Lebenspraktiken gibt.

Eine wichtige Differenz zwischen Mädchen mit Migrationshintergrund und deutschen Mädchen ist, dass die einen Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen haben und die anderen nicht nur davon profitieren – wie beispielsweise bei der Ausbildungsplatzvergabe, bei der deutsche Mädchen häufig Migrantinnen vorgezogen werden, sondern im Umgang mit Migrantinnen selbst diskriminierende Praktiken an den Tag legen.

Mit diesen unterschiedlichen Positionen muss sensibel umgegangen werden. In dem Wunsch Solidarisierungsprozesse zwischen den Mädchen zu initiieren, können sie nicht verschwiegen werden. Bevor sie aber mit Mehrheits- und Minderheitsangehörigen gemeinsam thematisiert werden, sollte die Möglichkeit der ethnisch homogenen Gruppen oder die Aufteilung von Migrantinnen und Deutschen zwecks Besprechung von Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen auf der einen Seite – parallel zu einer antirassistischen Mädchenarbeit auf der anderen Seite gewährleistet sein. Das bedeutet, dass sowohl gemeinsame wie auch getrennte Angebote für Mädchen mit Migrationshintergrund und deutschen Mädchen existieren sollten, die die Konfliktpunkte auf- und bearbeiten. Nur mit einem offenen Umgang mit dem gesellschaftlich produzierten Differenz- und Hierarchiegeflecht können wir auf eine gemeinsame und gleichberechtigte Zukunft hoffen.

Berrin Özlem Otyakmaz
Universität/Gesamthochschule Essen

Brauchen wir eine spezifische Gesundheits- und Sexualaufklärung für Migrantinnen?

ImmigrantInnen sind bisher von Gesundheitsförderungs- und Aufklärungsmaßnahmen nicht in angemessener Weise erreicht worden. Sowohl für die Gesundheitsaufklärung als auch für die sexualpädagogische

Arbeit lässt sich feststellen, dass gängige – und für die Mehrheitsgesellschaft gut funktionierende – Konzepte in ihrer Reichweite für ImmigrantInnen sehr eingeschränkt sind, da sie spezifische soziokulturelle Faktoren und bestehende Zugangsbarrieren im Hinblick auf Informationen häufig unberücksichtigt lassen.

Verschiedene wissenschaftliche Studien weisen auf spezifische Gesundheitsrisiken für Migrantinnen und Migranten hin, die sich einerseits aus ihrer besonderen Lebenslage und andererseits durch vielfältige Zugangsbarrieren zum Versorgungssystem ergeben. Einer zielgruppenspezifischen Gesundheitsförderung und -aufklärung kommt angesichts dieser Situation ein besonders hoher Stellenwert zu, um die Gesundheitschancen für MigrantInnen zu verbessern.

Migration bedeutet Vielfalt

Bedingt durch die seit vier Jahrzehnten anhaltenden Zuwanderungsbewegungen in die Bundesrepublik Deutschland, die Ende der 60er Jahre mit den ersten Anwerbeverträgen für ArbeitsmigrantInnen einsetzte und sich kontinuierlich im Rahmen der Familienzusammenführung, durch die Aufnahme von deutschstämmigen Aus- und ÜbersiedlerInnen sowie auf der Grundlage der Gewährung von Asyl für politische Flüchtlinge fortsetzte, betrug der Ausländeranteil in der Bundesrepublik Ende 1998 insgesamt 9% (7,4 Mio.).¹ Dabei zeigt sich eine unterschiedliche räumliche Verteilung

mit höheren Konzentrationen in städtischen Ballungsgebieten und in den alten Bundesländern aufgrund der Anwerbung von ArbeitsmigrantInnen durch die westdeutsche Industrie. Ende 1997 lebten gut 70% aller Migrantinnen und Migranten allein in den vier Bundesländern Baden-Württemberg, Bayern, Hessen und Nordrhein-Westfalen. Ein überdurchschnittlich hoher MigrantInnenanteil findet sich in verschiedenen Großstädten der BRD, wie in Frankfurt/M. mit 30,1%, Stuttgart 24,1%, München 23,6% und Köln 20,5%.² Untersuchungen zur Populationsentwicklung weisen darauf hin, dass die Bevölkerungsstruktur Europas – insbesondere europäischer Großstädte –, bedingt durch eine kontinuierliche Zuwanderung vor allem aus ärmeren Ländern der Welt, eine größere ethnische Vielfalt aufweisen wird. Prognosen zufolge (Münz & Ulrich 1998)³ wird der AusländerInnenanteil in der BRD bis zum Jahr 2030 auf ca. 16,9% ansteigen.

ImmigrantInnen stellen eine sehr heterogene Gruppe dar. Unterschiedliche Aufenthaltsdauer, Herkunftsregionen sowie Migrationsmotive beeinflussen den rechtlichen



Theda Borde
Berlin

¹Vgl. Statistisches Bundesamt/ Bundesanstalt für Arbeit. Ausländer im Bundesgebiet seit 1960. Zitiert nach Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik, Berlin Februar 2000, S. 231

²Vgl. Statistisches Bundesamt. Ausländer in ausgewählten Städten am 31.12. 1995. Zitiert nach Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik, Berlin Februar 2000, S. 241

³Vgl. Münz, R., Ulrich, R. (1998) Migration und Integration von Zuwanderern. Optionen für Deutschland. In: Informationen zur Raumentwicklung 11/12 S. 697-711

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä

Status und damit auch die Rahmenbedingungen der Integration in die Aufnahmegesellschaft. So unterscheiden ausländerrechtliche Bestimmungen zwischen Zuwanderern und Zuwanderinnen aus Mitgliedstaaten der Europäischen Union, ehemaligen Nicht-EU-Anwerbeländern, Flüchtlingen und Kriegsvertriebenen, deutschstämmigen AussiedlerInnen sowie Menschen aus den übrigen Teilen der Welt. MigrantInnen aus Anwerbeländern haben seit den späten 60er Jahren eine besondere Tradition der Zuwanderung in die Bundesrepublik als Arbeitskräfte. Sie verfügen über eine Vielzahl verwandtschaftlicher Beziehungen, sozialer und ethnischer Netzwerke zwischen den Herkunftsländern und der Bundesrepublik, die weitere Zuwanderungen z.B. durch Familienzusammenführung ermöglichen. Innerhalb der ImmigrantInnenfamilien mit langjähriger Aufenthaltsdauer finden sich Angehörige unterschiedlicher Migrantengenerationen mit jeweils unterschiedlichen Integrationsbedingungen.

Seit Beginn der 90er Jahre wanderten knapp 2 Mio. SpätaussiedlerInnen nach Deutschland (Migrationsbericht 1999).⁴ AussiedlerInnen aus Staaten der ehemaligen Sowjetunion sowie anderer meist osteuropäischer Staaten sind nach Art. 116 des Grundgesetzes zwar deutsche Volkszugehörige und deutschen Staatsbürgern rechtlich gleichgestellt, dennoch teilen sie mit anderen ImmigrantInnen die Erfahrung der Migration und häufig auch die Konfrontation mit einer gesellschaftlichen Randstellung. Die unterschiedlichen Rahmenbedingungen wirken sich direkt auf die Lebenssituation der verschiedenen ImmigrantInnengruppen und ihre Partizipationsmöglichkeiten in der Einwanderungsgesellschaft aus.

Gleicher Zugang für alle erfordert die Berücksichtigung der Differenz

Die Sexualpädagogik und Gesundheitsförderung muss sich angesichts der kulturellen Vielfalt unserer Gesellschaft in verstärktem Maße mit der Unterschiedlichkeit von Voraussetzungen, Einstellungen, Verhaltensmöglichkeiten und Lebensstilen auseinandersetzen, um auch ImmigrantInnen mit

Informationen erreichen und sie auf dem Weg zu einem selbstbestimmten und verantwortlichen Umgang mit ihrer Gesundheit begleiten zu können. Für die Konzeption von sexualpädagogischen Materialien und Methoden sollte die Heterogenität der MigrantInnen berücksichtigt werden, die neben den o.g. Kriterien auch durch weitere Faktoren wie Geschlecht, Lebensalter, Ethnizität, Religion, Sprachkompetenz und Bildungsgrad gekennzeichnet ist.

Mehr als andere Lebensbereiche sind Fragen zur Ehe- und Familienplanung sowie zu Sexualität und Partnerschaft in besonderem Maße von persönlichen, gesellschaftlichen und kulturell geprägten Normen und Werthaltungen bestimmt. Für Pädagoginnen, aber auch für Immigrantinnen ergeben sich bei der Arbeit oder in der Konfrontation mit dem Themenkreis ‚Sexualität‘ häufig Probleme, die durch Unverständnis, Abgrenzung und ein verstärktes Erleben der Differenz charakterisiert sind. Während sich für Mädchen und Frauen in unserem Land in den vergangenen Jahrzehnten eher das (Vor-)Bild der sexuell aufgeklärten und selbstbestimmten Frau etabliert hat, haben für viele Mädchen und Frauen aus orientalischen Gesellschaften z.B. traditionelle Werte wie Ehre, Achtung, Scham und Jungfräulichkeit auch in der Migration ihre maßgebliche Bedeutung für soziale Anerkennung in der Gemeinschaft nicht verloren. Sexualität und andere körperbezogene Themen werden diesem Konzept zufolge aus Gründen der Scham vor dem anderen Geschlecht, aber auch vor Älteren oder Jüngeren geheim gehalten und tabuisiert. Zwar haben sich in islamisch geprägten Gesellschaften durch verschiedene Faktoren Veränderungsprozesse ergeben, die zur Wandlung und z.T. Auflösung von Traditionen geführt haben, doch vielen ImmigrantInnen aus der Türkei sind Denkkonzepte wie sie Engelbrektsson⁵ für die ländliche Türkei beschreibt, vertraut:

„Die Unwissenheit der Frauen über den Körper und seine Funktionen wird als ein Zeichen der Reinheit, Ehre und der moralischen Sauberkeit einer jungen Frau bewertet.

⁴Vgl. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen: Migrationsbericht. Berlin, Dezember (1992), S. 22

⁵Vgl. Engelbrektsson, U.-B. (1978) The force of tradition. Turkish Migrants at Home and Abroad, Göteborg. S. 151/152

66 Mädchenarbeit

Eine sexuelle Aufklärung findet praktisch nicht statt. Auch unter jüngeren und älteren Frauen sind Gespräche über Sexualität oder Körperfunktionen stark tabuisiert. So erleiden Mädchen oft einen schweren Schock bei ihrer ersten Menstruation. Da angenommen wird, dass eine junge Frau bis zu ihrer Hochzeit keinerlei Wissen über sexuelle Angelegenheiten hat, soll ihr eine verheiratete Frau vor der Hochzeit erklären, was sie zu erwarten hat. Dies ist in der Regel nicht die Mutter, da diese sich angesichts des Gesprächsthemas vor ihrer Tochter schämt. Beim Bräutigam wird vorausgesetzt, dass er bereits Kenntnisse erworben hat.“

Für andere Herkunftsländer lassen sich andere kulturelle Besonderheiten finden. Aber nicht nur soziokulturelle Faktoren der Herkunftsländer, sondern auch Aspekte der Lebenssituation von MigrantInnen in Deutschland, ihre soziale Lage, ihre Bildungssituation und migrationsbezogene Aspekte, die den Zugang der Migrantinnen zu Informationen und Kommunikation beeinflussen, sollten berücksichtigt werden, wenn angemessene Wege, Methoden und Medien für die sexualpädagogische Arbeit mit Mädchen und Frauen unterschiedlicher Herkunftsländer und -kulturen entwickelt werden.

Erfahrungen aus Praxis ...

Im Internationalen Bildungs- und Beratungszentrum Hmbûn in Berlin-Spandau sind wir seit mehr als 15 Jahren mit der Gesundheitsbildung für Immigrantinnen befasst, da sich die Themen Gesundheit, Wissen über Körperfunktionen, Sexualität, Schwangerschaft und Familienplanung, Versorgungsstrukturen und Gesundheitsvorsorge in der Beratung als wichtige sozialpädagogische Aufgabe herauskristallisierten. Im Laufe der Jahre haben wir funktionierende Methoden entwickelt, um Frauen und Mädchen unterschiedlicher Herkunftsländer mit Informationen zu erreichen, die ihre Handlungsspielräume in der hiesigen Gesellschaft kontinuierlich erweitern. In der Gesundheitsaufklärung und -förderung ist es wichtig, die spezifischen Bedürfnisse und Voraussetzungen der Immigrantinnen zu kennen und angemessene Kommunikations-

formen für die Bildungsarbeit zu nutzen. Interkulturelle alters- und geschlechtshomogene Gruppen bieten sich an, da sie für viele Frauen und Mädchen eine Basis für offene Gespräche und die Artikulation eigener Fragen ist. Durch den Austausch in interkulturellen Gruppen gelingt es, neue Sichtweisen anderer Frauen bzw. Mädchen kennen zu lernen und eigene Denk- und Handlungsmuster zu überprüfen. Die wenigen vorhandenen Materialien, die sich für die interkulturelle Gesundheitsbildung als brauchbar und adäquat erweisen, werden von den Frauen- und Mädchengruppen mit großem Interesse aufgenommen. Allerdings bedarf es weit größerer Kampagnen, umfassenderer Maßnahmen und der Entwicklung von spezifischen zielgruppenorientierten Materialien, um auch Migrantinnen den Zugang zu Informationen zu ermöglichen und damit ihre Möglichkeiten zur Selbstbestimmung zu fördern.

... und Forschung

Zu den spezifischen Voraussetzungen und Bedürfnissen von Immigrantinnen konnten im Rahmen unseres Public-Health-Forschungsprojekts zur ‚Analyse der Versorgungssituation gynäkologisch erkrankter deutscher und türkischer Frauen im Krankenhaus‘ (Borde, David, Kentenich. BMBF 1996–1999)⁶ an der Universitätsfrauenklinik Charité, Campus Virchow-Klinikum aufschlussreiche Erkenntnisse gewonnen werden, die die Notwendigkeit einer verstärkten gesundheitlichen Aufklärung für Immigrantinnen belegen. In der Frauenklinik, die in Berlin-Wedding angesiedelt ist, hatten 1997 35% der Patientinnen eine ausländische Staatsangehörigkeit, im Bereich der Geburtshilfe lag ihr Anteil bei 40,6%. Der größte Teil der Migrantinnen in Berlin stammt aus der Türkei.

Neben dem Studienschwerpunkt, der sich auf den Vergleich der Versorgungsqualität für Patientinnen deutscher und türkischer Herkunft im Krankenhaus konzentrierte und u.a. die Erwartungen und die Zufriedenheit der Patientinnen, deren subjektive Ursachentheorien und das Verständnis der medizinischen Aufklärung gegenüberstellt,

⁶Vgl. Borde, T., David, M., Kentenich, H.: Analyse der Versorgungssituation gynäkologisch erkrankter deutscher und türkischer Frauen im Krankenhaus. Abschlussbericht zum Public Health-Projekt, Förderkennzeichen 01 EG 9523/2 des BMBF, Berlin, Januar 2000

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä

wurde auch das Wissen deutscher und türkeistämmiger Patientinnen über den weiblichen Körper und seine Funktionen sowie zur Gesundheitsvorsorge erfasst. Denn, im Kontext einer Gesundheitsstörung und einer medizinischen (Klinik-)Therapie, gewinnen Basiskenntnisse über den Körper und seine Funktionen an Bedeutung und beeinflussen in erheblichem Maße das Verständnis der gesetzlich vorgeschriebenen Patientinnenaufklärung. Die Frage nach dem Wissen der Frauen über den eigenen Körper wurde auf der Grundlage eines Fragebogens zum ‚Wissen von Frauen über ihren Körper‘⁷ erhoben. Das Instrument wurde auf studienrelevante Aspekte gekürzt. Die vorgegebene Struktur der „multiple choice“-Antwortvorgaben mit jeweils einer richtigen Antwort wurde durch die Antwortalternative „weiß ich nicht“ ergänzt, um ‚Nichtwissen‘ von ‚Nichtbeantworten‘ unterscheiden zu können. Bei der statistischen Auswertung des Wissensfragebogens wurden soziodemographische und migrationsbezogene Daten berücksichtigt. Unterschiede in den

Merkmalsausprägungen wurden anhand des Variabilitätskoeffizienten nach Pearson (χ^2 -Test) auf Signifikanz geprüft. Bei einer Irrtumswahrscheinlichkeit $p < .05$ werden die festgestellten Unterschiede als statistisch signifikant betrachtet.

In die Untersuchung wurden während des 1½-jährigen Erhebungszeitraums auf den gynäkologischen Stationen insgesamt 320 deutsche und 262 türkeistämmige Patientinnen der Altersgruppe 15–75 Jahre einbezogen, die sowohl am Tag der Aufnahme in der Klinik als auch am Tag vor ihrer Entlassung mit Fragebogen befragt wurden. Um Auswahlverzerrungen bedingt durch Sprach- oder Lese- und Schreibschwierigkeiten zu vermeiden, wurde eine türkischsprachige Fragebogenversion erstellt und ein mündlicher Befragungsmodus für lese- und schreibunkundige Patientinnen ermöglicht. Insgesamt konnte nach dieser methodischen Anpassung an die Zielgruppe in beiden Vergleichskollektiven ein Rücklauf der Fragebogen von ca. 95% erreicht werden.

⁷Vgl. Effmert, U. et. al. (1996): Fragebogen zum Wissen von Frauen über ihren Körper. Abteilung für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie der Universität Leipzig

⁸ilk okul = 5-jährige Grundschule in der Türkei

⁹orta okul = Mittelschule in der Türkei

Abbildung 1: Bildungsstand der Patientinnen

	türkische Patientinnengr. (n=262) %	deutsche Patientinnengr. (n=311) %
nie eine Schule besucht	10,2	0
ohne Schulabschluss + ilk okul ⁸	39,7	5,1
Haupt- oder Realschulabschluss + orta okul ⁹	37,9	52,7
höhere Schulabschlüsse	12,2	42,2

Abbildung 2: Erwerbsstatus der Patientinnen

	türkische Patientinnengr. (n=250) %	deutsche Patientinnengr. (n=298) %
unterer Erwerbsstatus	22,4	14,4
mittlerer Erwerbsstatus	6,0	23,8
höherer Erwerbsstatus	0,8	17,1
Hausfrau	38,8	9,4
arbeitslos	14,8	11,7
Rente	6,0	14,5
sonstige	11,2	9,1

Ausgewählte Ergebnisse der Studie

Unterschiede zwischen einheimischen und zugewanderten Patientinnen

Der Vergleich soziodemographischer Daten des deutschen und türkeistämmigen Patientinnenkollektivs zeigte signifikante Unterschiede beim Bildungsstand und der Erwerbssituation, wobei die deutschen Frauen über signifikant höhere Bildungsabschlüsse verfügten und einen entsprechend höheren Erwerbsstatus aufwiesen, während der Anteil der Hausfrauen bei den befragten Migrantinnen mit 38,8% gegenüber 9,4% deutlich höher war. Auffällig war auch, dass in der Gruppe der Migrantinnen 10,2% nie eine Schule besucht und mehr als ein Drittel nur die 5-jährige Grundschule in der Türkei besucht hatte.

Unterschiede innerhalb der befragten Migrantinnengruppe

Migrationsstatus

Hinsichtlich des Migrationsstatus, der sich auf das Alter bei der Zuwanderung, die

Aufenthaltsdauer und das Motiv für die Migration bezieht, zeigte sich bei den türkistämmigen Patientinnen ein heterogenes Bild. 32,2% der Frauen gehörten der sogenannten ersten Migrantinnengeneration an, die entweder durch Anwerbung oder als Familienangehörige in den 70er und 80er Jahren zu ihrem Ehemann nach Deutschland kamen. Die zweite Migrantinnengeneration, die in Deutschland geboren oder aufgewachsen ist, machte 42,8% aus. Weitere 19,2% waren jüngere aus der Türkei nachgezogene Ehefrauen der männlichen zweiten Migrantengeneration. Die restlichen 5,9% waren Frauen aus der Türkei, die sich zu Studienzwecken, als Flüchtlinge oder als Besucherinnen in Berlin aufhielten.

Deutsche Sprachkenntnisse und Alphabetisierungsgrad

In einer Selbsteinschätzung bewerteten 33% der befragten Migrantinnen ihre deutschen Sprachkenntnisse als gut oder sehr gut, 30% schätzten die eigenen Deutschkenntnisse als einigermaßen gut ein und 37% gaben an, nur über geringe oder gar keine Kenntnisse in der deutschen Sprache zu verfügen. Darüber hinaus können anhand der von den Patientinnen gewählten Sprachversion des Fragebogens (deutsch oder türkisch) und des mündlichen oder schriftlichen Bearbeitungsmodus Rückschlüsse über Sprachpräferenz bzw. sichere Sprachkompetenz sowie Lese- und Schreibfähigkeit getroffen werden. Etwa zwei Drittel der befragten Patientinnen türkischer Herkunft wählten die türkischsprachige Version, während ein Drittel den deutschsprachigen Fragebogen bevorzugte. Hervorzuheben ist, dass ein Drittel der befragten Migrantinnen für die Bearbeitung des umfangreichen schriftlichen Fragebogens lese- und schreibtechnische Unterstützung durch die Interviewerin benötigte.

Verständnis der medizinischen Aufklärung in der Klinik

Vergleicht man das Verständnis der ärztlichen Aufklärung in der Klinik, so zeigen sich signifikante Unterschiede zwischen Frauen deutscher und türkischer Herkunft. Während ca. 95% der deutschen Frauen

angaben, die medizinische Aufklärung gut verstanden zu haben, waren es im türkischen Gesamtkollektiv nur ca. 66%. Vor allem Sprachprobleme standen der Kommunikation und damit der Informationsvermittlung im Wege, denn je geringer die deutschen Sprachkenntnisse der befragten Immigrantinnen waren, umso geringer war der Anteil der Frauen, die die Aufklärung gut verstanden hatten und Unklarheiten mit einer gezielten Nachfrage aus dem Weg räumen konnte. Die größten Verständnisprobleme ergaben sich für die Gruppe der jüngeren nachgezogenen Ehefrauen, von denen nur ca. 34% angaben, die Informationen gut verstanden zu haben, bei den Migrantinnen der ersten Generation waren es ca. 56%. Vorhandene sprachliche Kommunikationsprobleme in der Arzt/Ärztin-Patientinnen-Interaktion wurden im Klinikkontext nicht adäquat gelöst. Professionelle Dolmetscher waren trotz erheblicher sprachlicher Verständigungsschwierigkeiten während des gesamten Erhebungszeitraums nur in zwei Fällen in die Patientinnenaufklärung einbezogen worden.

Zwar stellten die Migrantinnen der zweiten Generation, von denen ca. 84% angaben, die Aufklärung gut verstanden zu haben, im Migrantinnenkollektiv die Gruppe mit den geringsten Verständnisschwierigkeiten dar, sie unterschieden sich aber dennoch deutlich von der deutschen Vergleichsgruppe.

Abgesehen von den unzureichenden Lösungen für die Überwindung von Sprachproblemen, stellten sich im Krankenhaus gute Kenntnisse über den eigenen Körper und seine Funktionen als wesentliche Voraussetzung für den Zugang Information dar. Angesichts einer Praxis der medizinischen Aufklärung, die unterschiedliche Voraussetzungen der Patientinnen (Sprachpräferenz, Bildungsgrad, Kenntnisse über den Körper etc.) nicht berücksichtigt und sich trotz der gewachsenen soziokulturellen Vielfalt am Wissen deutscher Frauen der Mittelschicht orientiert, verringern sich die Chancen auf eine gute und verständliche Aufklärung für Immigrantinnen in besonderem Maße.

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä

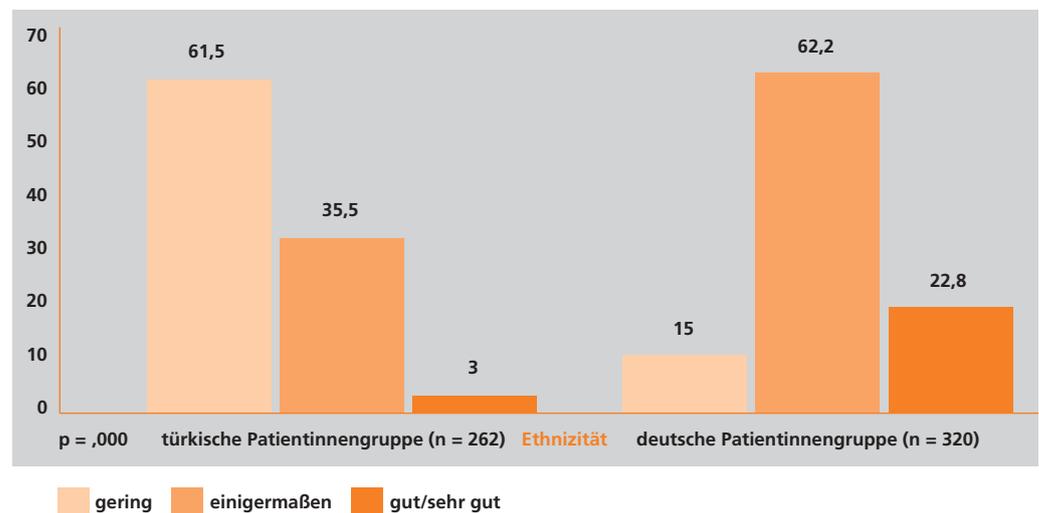
Was wissen Frauen über Vorsorge, Verhütung, Zyklusgeschehen und Anatomie des weiblichen Körpers?

Um die Kenntnisse der stationären Patientinnen der Gynäkologie über Gesundheitsvorsorge und Körperfunktionen zu erheben, konzentrierten wir uns auf Fragen zur Anatomie der weiblichen Geschlechtsorgane und das Zyklusgeschehen sowie auf deren Wissen über Verhütung von Geschlechtskrankheiten und spezifische Krebsfrüherkennungsuntersuchungen für Frauen. Die Fragen waren so zusammengestellt, dass sie auch hinsichtlich ihres Schwierigkeits-

verfügten. Der Anteil der Frauen mit guten Kenntnissen dagegen war im deutschen Kollektiv mit ca. 23% gegenüber 3% mehr als siebenmal größer (Abb. 3).

In der Untersuchung wurden verschiedene Themenkomplexe anhand einzelner Fragestellungen erfasst. Fragen zur Verhütung sexuell übertragbarer Krankheiten bereiteten – möglicherweise aufgrund intensiver Kampagnen zur Aidsprävention – in beiden Kollektiven die wenigsten Schwierigkeiten. Mehr Unkenntnis herrschte dagegen hinsichtlich frauenspezifischer Krebsfrüherkennungsuntersuchungen und des

Abbildung 3: Kenntnisse über weibliche Körperfunktionen



grades differierten. Es zeigte sich eine sehr unterschiedliche Ausprägung, die nicht nur im Gesamtkollektiv, sondern auch in den verschiedenen Unterkollektiven der Studie erheblich variierte. Einem Anteil von 12,8% aller befragten Patientinnen, der fast alle Fragen richtig beantwortete, stand mit 24,5% ein doppelt so großer Anteil der Patientinnen gegenüber, der nur geringe Kenntnisse aufwies. Die Mehrheit der Patientinnen (62,5%) bewegte sich im mittleren Spektrum.

Der Vergleich des Gesundheitswissens auf der Grundlage der Ethnizität der Patientinnen ergab signifikante Unterschiede, wobei im deutschen Kollektiv 15% der Patientinnen und bei den befragten Migrantinnen 61,5% nur über geringe Kenntnisse

weiblichen Zyklusgeschehens. Auch im deutschen Patientinnenkollektiv kannten weniger als die Hälfte der Patientinnen sich mit unfruchtbaren Tagen im Zyklus oder mit dem Einfluss von Hormonen auf die Menstruation aus. Bei der Beantwortung aller Fragen wiesen Frauen des deutschen Vergleichskollektivs entscheidend mehr richtige Antworten auf. Patientinnen türkischer Herkunft wählten bei allen Variablen wesentlich häufiger die Antwortmöglichkeit „weiß ich nicht“ (Abb. 4).

Auch bei der Zuordnung der Begriffe: Eierstock, Eileiter, Gebärmutter, Muttermund, Scheide (die in deutscher und türkischer Sprache angegeben waren) zu einer gezeichneten Skizze der weiblichen Geschlechtsorgane rangierte der Anteil der

Patientinnen türkischer Herkunft, die keine Antwort wussten, um 30%, wogegen er bei den deutschen bei ca. 10% lag. Bei der Häufigkeit der richtigen Zuordnungen zeigten sich wieder signifikante Unterschiede zwischen beiden Kollektiven (Abb. 5).

Ungleiche Voraussetzungen erfordern angemessene Wege der Aufklärung

Die anfangs in der Stichprobenbeschreibung aufgezeigten soziodemographischen Unterschiede zwischen den beiden Vergleichsgruppen der Studie wirken sich direkt auf

Abbildung 4: Wissen über Funktionen der weiblichen Geschlechtsorgane, Verhütung von Geschlechtskrankheiten und Früherkennungsuntersuchungen in der Gynäkologie

	richtige Antworten %		falsche Antworten %		weiß ich nicht %	
	deutsch (n=320)	türkisch (n=262)	deutsch (n=320)	türkisch (n=262)	deutsch (n=320)	türkisch (n=262)
Zusammenhang zwischen Hormonen und Monatsblutung	39,5	12,8	46,8	42,5	13,7	44,7
Unfruchtbare Tage im Zyklus	44,8	22,7	35,9	41,8	17,4	35,5
Vorgang des Eisprungs	51,6	17,8	35,3	35,3	13,1	54,2
Veränderung der Körpertemperatur nach dem Eisprung	56,2	26,5	21,3	14,5	22,5	59,0
Name der Untersuchungsmethode zur Kontrolle von Zellveränderungen an Muttermund und Scheide	51,6	18,4	17,4	18,4	26,5	63,2
Mammographie	69,3	33,5	34,7	20,3	6,0	46,2
Übertragung von Geschlechtskrankheiten	88,7	65,5	10,4	17,3	0,9	17,2
Verhütung von Geschlechtskrankheiten	90,3	43,4	8,2	32,8	1,6	23,8

Abbildung 5: Zuordnung der Namen weiblicher Geschlechtsorgane zu einer gezeichneten Skizze (Vergleich richtiger, falscher und nicht gewusster Antworten im deutschen und türkischen Patientinnenkollektiv)

	richtige Zuordnung %		falsche Zuordnung %		weiß ich nicht %	
	deutsch (n=320)	türkisch (n=262)	deutsch (n=320)	türkisch (n=262)	deutsch (n=320)	türkisch (n=262)
Eileiter, Tube (yumurta kanali)	77,5	51,5	13,1	11,1	9,4	37,4
Eierstock, Ovar (yumurtalik)	78,8	59,5	8,8	8,0	12,5	32,4
Gebärmutter, Uterus (rahim)	84,1	63,0	1,9	3,8	14,1	33,2
Muttermund, Portio (rahim agizi)	85,3	60,3	1,9	4,6	12,8	35,1
Scheide (vagina)	86,9	63,0	1,3	5,7	11,9	31,3

Die Zuordnung der Begriffe zu den skizzierten Organen gelang den Frauen beider Vergleichskollektive besser als die Beantwortung relativ abstrakter Fragen. Der Anteil der richtigen Antworten lag hier bei den deutschen Patientinnen zwischen 77% und 86% und bei den befragten Immigrantinnen zwischen 51% und 63%.

den Kenntnisstand bzw. das Wissen der Patientinnen über Gesundheitsvorsorge und Funktionen des weiblichen Körpers aus. Erst eine tiefer gehende Analyse der Daten, unter Berücksichtigung dieser Parameter – die sich nicht auf den Vergleich zwischen „deutsch“ und „türkisch“ beschränkt – offenbart ein klareres Bild über grundlegende Ursachen

„Wo kommst du eigentlich her? - Chancen interkultureller Mä

für Zugangsbarrieren zu Information und Wissen. Betrachtet man den Kenntnisstand einzelner Untergruppen isoliert, so werden deutliche Unterschiede in Bezug auf den Bildungsgrad, den Erwerbsstatus und den Ort der Schulbildung deutlich. Im türkischen Patientinnenkollektiv sind darüber hinaus Faktoren wie: deutsche Sprachkenntnisse, Alphabetisierungsgrad sowie der Migrationsstatus für das Wissen über den eigenen Körper von Bedeutung. Die folgende Tabelle zeigt den Anteil der Patientinnen mit geringen Kenntnissen (0 - 2 richtige Antworten von 10 Fragen) in den verglichenen Unterkollektiven der Untersuchung. Nur der Vergleich der Altersgruppen wies keine statistisch relevanten Unterschiede auf (Abb. 6).

Eine gesonderte Betrachtung migrationspezifischer Bedingungen ermöglichte einen Überblick über weitere Einflussfaktoren innerhalb des türkischen Patientinnenkollektivs. Die schlechtesten Bedingungen, sich

Wissen über mehr oder weniger komplizierte körperliche Vorgänge und Kenntnisse zur Gesundheitsvorsorge zu verschaffen, haben sowohl Frauen, die nicht ausreichend alphabetisiert wurden, als auch solche, die die Schule in der Türkei besucht haben.

Während über die Hälfte der Patientinnen der zweiten Migrantinnengeneration über mindestens ‚einigermaßen gute‘ Kenntnisse verfügten, lag dieser Anteil bei der ersten Migrantinnengeneration sowie bei den nachgezogenen Ehefrauen nur bei ca. 23%. Auffällig war, dass auch junge Frauen, die einen Oberschulabschluss (lise) an einer türkischen Schule erworben hatten, nur über geringe Kenntnisse über Anatomie, Körperfunktionen und Gesundheitsvorsorge verfügten, was darauf hindeutet, dass der gesamte Bereich der Gesundheitsbildung und Sexualaufklärung im Schulunterricht in der Türkei ausgeklammert ist.

Abbildung 6: Patientinnengruppen mit geringem Wissen

Unterkollektive	Anteil der Patientinnen mit geringem Wissen über Gesundheit und Körpervorgänge in verschiedenen Unterkollektiven	%
Ethnizität P<.001	türkisches Patientinnenkollektiv (n=262)	61,5
	deutsches Patientinnenkollektiv (n=320)	15,0
Altersgruppen P>.05	<30 Jahre alt (n=174)	41,4
	30-50 Jahre alt (n=290)	31,7
	>50 Jahre alt (n=118)	38,1
Erwerbsgruppen P<.001	höhere Erwerbsgruppe (n=53)	1,9
	mittlere Erwerbsgruppe (n=86)	5,8
	arbeitslos (n=72)	34,7
	Rente (n=58)	39,7
	Hausfrau (n=125)	52,8
Bildungsgrad P<.001	untere Erwerbsgruppe (n=99)	54,5
	Abitur/lise ¹⁰ /Universität (n=163)	10,4
	Haupt-/Real-/Berufsschulabschluss (n=263)	28,9
	ilk okul/ohne Schulabschluss (n=120)	75,0
Ort der Schulbildung p=,000	nie eine Schule besucht (n=27)	85,1
	Schule in Deutschland (n=415)	21,4
Lese- und Schreibfähigkeit P<.001	Schule in der Türkei (n=131)	71,8
	Fragebogen deutsch schriftl. (gesamt n=372)	18,1
	Fb. deutsch schriftl. (davon nur türk.P.n=80)	32,5
	Fb. türkisch schriftl. (n=106)	72,2
	Fb. deutsch mündl. (n=20)	72,6
Migrationsstatus P<.001	Fb. türkisch mündl. (n=56)	82,1
	2. Migrantinnengeneration (n=109)	46,8
	sonstige (Studentinnen/Flüchtlinge) (n=15)	46,7
	1. Migrantinnengeneration (n=82)	76,8
	nachgezogene Ehefrauen (n=49)	77,6

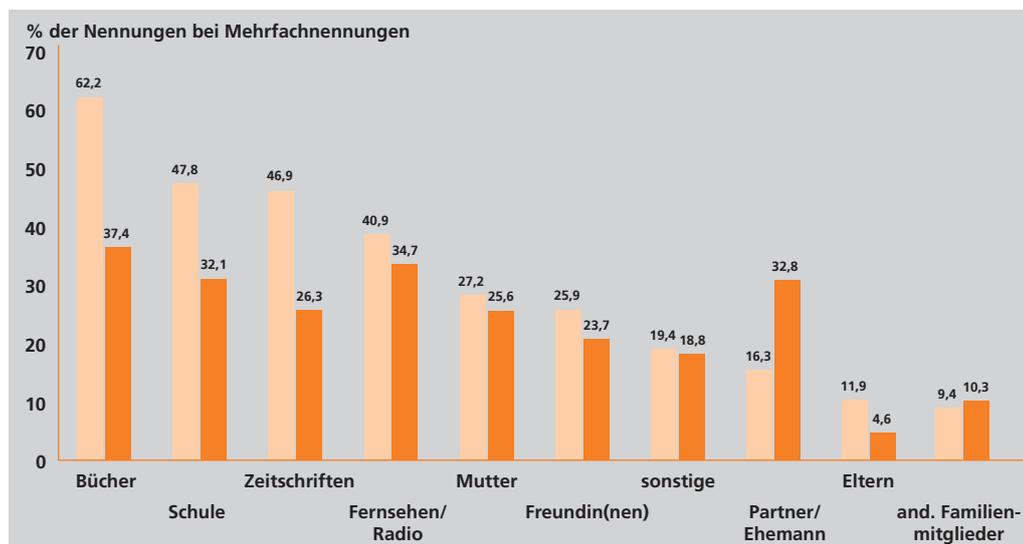
¹⁰lise = Oberschule in der Türkei

Alte Wege der Wissensvermittlung ...

Die Frage, wodurch oder durch wen die Frauen ihr Wissen über den eigenen Körper und seine Funktionen erworben haben, wurde von den befragten deutschen und türkeistämmigen Frauen recht unterschiedlich beantwortet. Kenntnisse lassen sich sowohl über schriftliche als auch über mündliche Quellen wie Fernsehen, Radio oder Gespräche mit anderen erwerben. In der Regel geschieht dies parallel, wobei Frauen mit einem höheren Bildungsgrad natürlich mehr und auch qualifiziertere Quellen zur Verfügung stehen. Insgesamt wurde deut-

mehr oder weniger offen gesprochen werden kann. Besonders auffällig war die Bedeutung des Partners/Ehemannes als Informationsquelle über den eigenen Körper bei den Patientinnen türkischer Herkunft, wo dieser gleich nach Büchern (37,4%) und Fernsehen/Radio (34,7%) mit 32,8% der Nennungen die dritte Stelle in der Rangliste einnahm. Betrachtet man nur die direkten GesprächspartnerInnen der Frauen bzgl. ihrer Fragen zum weiblichen Körper, so standen bei den deutschen Patientinnen die Mutter (27,2%) und Freundinnen (25,6%) als Wissensquelle und Vertrauensperson an

Abbildung 7: Woher haben Sie Ihr Wissen über den weiblichen Körper?/Ethnizität (n=582)



deutsche Patientinnen (n=262) Migrantinnen (n=320)

lich, dass schriftliche Quellen und Schulunterricht für deutsche Frauen einen wesentlich höheren Stellenwert hatten als für die befragten Migrantinnen, während sich bei audiovisuellen Medien wie Fernsehen/Radio und beim interpersonellen Informationsaustausch mit der Mutter, Freundinnen und anderen Familienmitgliedern dagegen kaum Unterschiede zwischen beiden Vergleichsgruppen zeigten. Mehr noch als für Deutsche, stellt der Genitalbereich für Frauen und Männer aus der Türkei einen schambesetzten Tabubereich dar, über den in der Regel nur mit Gleichaltrigen des gleichen Geschlechts, mit dem Partner bzw. der Partnerin oder aber mit ‚ExpertInnen‘

erster Stelle. Bei Migrantinnen dagegen belegte der Partner/Ehemann mit 32,8% der Nennungen die erste Stelle der Personen. (Abb. 7).

Neben den im Fragebogen vorgegebenen Wissensquellen nannten auffallend viele Immigrantinnen anhand frei formulierter Antworten, die in der Kategorie ‚sonstige‘ repräsentiert sind, Ärzte und Ärztinnen als AnsprechpartnerInnen und Quelle für gesundheits- und sexualitätsbezogene Themen.

Dass Mütter für Mädchen aus der Türkei eine untergeordnete Rolle bei der Sexualaufklärung spielen, stellte auch Emine Mih (1999)¹¹ fest, die dieses Phänomen auf

¹¹ Mih, Emine (1999), "...nicht nur an unserem Körper ändert sich etwas!" - Immigrantinnen in den Wechseljahren -. In: Clio Nr. 48

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä

„Scham und Respekt der Jüngeren gegenüber den Älteren“ zurückführt. Wenn türkische Patientinnen ihre Ehemänner als Vertrauensperson und Quelle für ihre Kenntnisse über den eigenen Körper angeben, so ist dabei zu berücksichtigen, dass auch das existierende Phänomen der ‚Scham vor dem anderen Geschlecht‘ in diesen Gesprächen nicht ohne Wirkung bleibt und auch nicht allen Männern optimale Wissensquellen zur Verfügung stehen. Für viele türkeistämmige Frauen beginnt die Sexualaufklärung erst nach ihrer Eheschließung, da sowohl das Sprechen als auch das Wissen über Sexualität und körperliche Funktionen vor allem für unverheiratete Mädchen tabuisiert ist.

Ähnlich wie in unserer Gesellschaft ist auch die Benennung der Genitalien häufig schambesetzt. Für viele Frauen aus dem Mittleren Osten sind sie insbesondere in der Muttersprache „unaussprechbar“. Es fiel auf, dass den türkeistämmigen Migrantinnen die deutschen Begriffe für ihre Geschlechtsorgane oft geläufiger waren als ihre türkischen Entsprechungen. Offenbar wird Basiswissen über den weiblichen Körper und seine Funktionen den Frauen und Mädchen eher in deutscher Sprache vermittelt, was auch damit zusammenhängt, dass kaum Materialien in migrantenrelevanten Sprachen existieren. Kontakte und Gespräche mit (Frauen-)ÄrztInnen und für die zweite Migrantinnen- generation auch mit LehrerInnen und SexualpädagogInnen kommt eine wichtige Bedeutung für die Vermittlung von Gesundheitswissen zu. Sie nehmen hier eine Schlüsselfunktion ein, da das Phänomen der Scham im Kontakt mit ÄrztInnen und anderen ExpertInnen für gesundheitliche Fragen, die als Professionelle respektiert werden, seine Relevanz verliert.

... und neue Wege

Da gängige Aufklärungsbroschüren und -kampagnen, OP-Aufklärungsmaterialien untere Bildungsschichten kaum und Migrantinnen noch weniger erreichen, ist es nötig, neue Wege der Wissensvermittlung und der Gesundheitsbildung für Migrantinnen zu gehen und dabei an funktionierende Kommunikations- und Nutzungsstrukturen an-

zuknüpfen. Dabei sollte der Heterogenität der Migrantinnen und Migranten Rechnung getragen werden. Nicht nur die Herkunftskultur, sondern auch die Lebenssituation der MigrantInnen im Einwanderungsland und der Grad ihrer Partizipationsmöglichkeiten sollten dabei berücksichtigt werden.

Gesundheitsbildung für ImmigrantInnen sollte an den Orten ansetzen, wo sie erreicht werden können. Während für Mädchen die Schule und peer-Gruppen eine große Bedeutung haben, sollten für Frauen auch die Möglichkeiten, die sich durch Kontakte mit ÄrztInnen ergeben, besser für eine umfassendere Aufklärung im Sinne der Gesundheitsbildung genutzt werden. Dazu ist es aber notwendig, verstärkt zielgruppenorientierte und bedarfsgerechte Medien zur Verfügung zu stellen. Gesundheitsförderungsangebote für Menschen mit geringeren Bildungsvoraussetzungen erfordern die Konzeption spezifischer Materialien, die den besonderen Bedingungen gerecht werden. So lassen sich abstrakte Inhalte z.B. mittels Bildmaterial, Videofilmen oder auch Computertechnik veranschaulichen und verständlich machen.

Es bietet sich an, Informationsbroschüren zweisprachig zu gestalten, um den interkulturellen Dialog über Sexualität, Fragen zur Verhütung, Partnerschaft, Familienplanung und Gesundheit zu fördern und die Kommunikation darüber zu verbessern. In den meisten MigrantInnenfamilien, in vielen Ehen und Partnerschaften sowie in Freundeskreisen sind, bedingt durch die zeitversetzte Migration und unterschiedliche Aufenthaltsdauer der Individuen, unterschiedliche Sprachkompetenzen vorhanden. Auch für die sexualpädagogische Arbeit und Maßnahmen der Gesundheitsbildung lassen sich zweisprachige Broschüren bzw. Materialien und Medien erfolgreich einsetzen, da sie der spezifischen Situation in der Migration am besten gerecht werden. Interkulturelle sexualpädagogische Ansätze bieten PädagogInnen die Möglichkeit, Gewohntes zu reflektieren und Neues auszuprobieren. Um Immigrantinnen in adäquater Weise mit Informationen erreichen zu

können, bedarf es interkultureller Kompetenzen der Fachkräfte und der verstärkten Aktivität und Kooperation verschiedener Berufsgruppen und Institutionen.

andere Muttersprache, Grad der Lese- und Schreibfähigkeit und Unterschiede bzgl. des Schamgefühls berücksichtigt werden. Konkret heißt das: Vermittlung

Unterschiedliche Voraussetzungen berücksichtigen

Alter	
Geschlecht	
Bildungs- und Alphabetisierungsgrad	→
Wissensstand	→
Sprachkompetenz(en)	→
kulturelle Aspekte	→
spezifische Kommunikationsmuster	
Bedarfslage	

Materialien

- Vermittlung von Basiskennnissen
- zweisprachige Materialien und Medien
- Bild- sowie audiovisuelle Materialien
- soziokulturell akzeptable Sprach- und Bildformen
- Spezifisches für unterschiedliche Migrantinnengruppen

Methoden der Vermittlung

- existierende Kommunikationsstrukturen nutzen
- peer education
- migrantensprachige Massenmedien
- Schlüsselfunktion der professionellen ‚health workers‘

Forschung

- Evaluation erfolgreicher Medien/Materialien für bisher wenig erreichte Zielgruppen
- Gruppen mit spezifischen Gesundheitsförderungsbedarf identifizieren

Weiterbildung der Fachkräfte

- interkulturelle Kompetenzen fördern
- Fortbildungen und interkulturelle Teams

Zielgruppen erreichen

Schlussfolgerungen

■ Wir brauchen keine spezifische Gesundheits- und Sexuaufklärung für junge Migrantinnen in Bezug auf die Inhalte und Ziele, wohl aber in Bezug auf die Art und Weise der Vermittlung. Dazu müssen spezifische Voraussetzungen berücksichtigt, neue Materialien entwickelt, MultiplikatorInnen weiterqualifiziert, Fachkräfte mit Migrationserfahrung gewonnen und die Erreichbarkeit der Zielgruppe(n) gewährleistet werden.

■ Eine angemessene gesundheitliche Aufklärung muss sich am Wissensstand der Patientin orientieren und darauf aufbauen. Bei der Entwicklung neuer Materialien für Migrantinnen sollten spezifische Voraussetzungen wie: geringere Grundkenntnisse über Anatomie und Körperfunktionen,

von Basiswissen, zweisprachiges Material, Bildmaterial, Nutzung von audiovisuellen Medien, soziokulturell akzeptable Sprach- und Bildformen in den Medien.

■ Fachkräfte aus medizinischen und pädagogischen Berufen sollten als professionelle AnsprechpartnerInnen, denen eine wichtige Schlüsselfunktion im Hinblick auf die gesundheitliche Aufklärung von Migrantinnen zukommt, verstärkt für interkulturelle Aufgaben qualifiziert werden.

■ Existierende funktionierende Kommunikationsformen und Informationsnetze, z.B. in Frauengruppen, Mädchengruppen und ggf. auch in Jungen- und Männergruppen könnten nach dem Modell der peer education für die Sexuaufklärung und Gesundheitsbildung von Migrantin-

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä

nen nutzbar gemacht werden. Ebenfalls sollten migrantensprachliche Massenmedien (Rundfunk, TV, Zeitungen), die bestimmte Zielgruppen gut erreichen, verstärkt für die Gesundheitsaufklärung gewonnen werden.

- Für die Forschung ergibt sich die Aufgabe, Gruppen mit besonderem Aufklärungs- und Informationsbedarf zu identifizieren

Literatur:

Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Berlin, Februar 2000

Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen: Migrationsbericht Berlin, Dezember 1999

BORDE, T., DAVID, M., KENTENICH, H. (1999): Wissen über den weiblichen Körper von deutschen und türkischen Patientinnen einer Frauenklinik. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Forum Sexualaufklärung und Familienplanung, BZgA Forum 2-99, S. 12-21

BORDE, T., DAVID, M., KENTENICH, H.: Analyse der Versorgungssituation gynäkologisch erkrankter deutscher und türkischer Frauen im Krankenhaus. Abschlussbericht zum Public Health-Projekt, Förderkennzeichen 01 EG 9523/2 des BMBF. Berlin, Januar 2000

und vorhandene Aufklärungsmaterialien und Methoden der sexualpädagogischen Arbeit im Hinblick auf ihre Reichweite und Akzeptanz bei bestimmten Zielgruppen zu evaluieren.

Theda Borde
Internationales Bildungs- und Beratungszentrum für Frauen und ihre Familien, Berlin

DAVID, M., BORDE, T., KENTENICH, H. (Hrsg.) (2000) Migration – Frauen – Gesundheit. Perspektiven im Europäischen Kontext, Frankfurt a. M.

EFFMERT, U. et. al. (1996) Fragebogen zum Wissen von Frauen über ihren Körper. Abteilung für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie der Universität Leipzig

ENGELBREKTSSON, U.- B. (1978) The force of tradition. Turkish Migrants at Home and Abroad. Göteborg

MÜNZ, R., ULRICH, R. (1998) Migration und Integration von Zuwanderern. Optionen für Deutschland. In: Informationen zur Raumentwicklung 11/12

MIH, EMINE (1999), „...nicht nur an unserem Körper ändert sich etwas!“ – Immigrantinnen in den Wechseljahren – . In: Clio Nr. 48

Die Last der Lust – Sexualpädagogik in der multikulturellen Mädchenarbeit

Projekte

Die sexualpädagogische Arbeit wird im Mädchenzentrum MABILDA vorrangig in den Arbeitsbereichen „Körperarbeit“ und „Selbstbehauptung“ umgesetzt. Die in diesen Arbeitsbereichen gesammelten Erfahrungen zu Themen wie „Liebe, Lust und Leidenschaft“, „Mein Körper“, „Ich mache mir selbst ein Bild“, Radioprojekt „Jugendsexualität aktuell“ fließen perspektivisch in die Lebensplanung der Mädchen ein.



Gabriele Macke
Duisburg

Sexualpädagogische Inhalte finden in der Arbeit des Mädchenzentrums im Rahmen von Kursen und Workshops (Gruppenarbeit) oder auch in Einzelberatungen statt. Darüber hinaus führen wir Projektstage und -wochen für Mädchen rund um das Thema der weiblichen Sexualität in Schulen durch. Die Inhalte und Methoden unserer Arbeit basieren auf einem ganzheitlichen Ansatz. Damit ist gemeint, dass Sexualpädagogik – oder wie es uns in der Zusammenarbeit mit Schulen häufig begegnet: die Sexualerziehung – mehr ist als das Wissen um Verhütungsmittel und biologische Kenntnisse über den Körper der Frau. Methoden wie Phantasiereisen, Entspannungsübungen, Übungen zur Körperwahrnehmung, Rollenspiele, kreatives Gestalten, Theater ... tragen dazu bei, dass die

- Selbst- und Körperwahrnehmung differenzierter und vielfältiger wird,
- Wünsche und Bedürfnisse nach körperlicher Nähe und Kontakt wahrgenommen, ausgesprochen und ausprobiert werden,
- erlebte körperliche und seelische Grenzüberschreitungen im Zusammenhang mit der eigenen Körperlichkeit benannt und zukünftig verhindert werden,
- die Veränderungen in der Körperlichkeit – auf dem Weg zur Frau – positiv empfunden werden.

Das eigene Körper- und Selbstbild entscheidet auch über das sexuelle Handeln und Agieren, nimmt Einfluss darauf, ob das Handeln selbst- oder fremdbestimmt, lustvoll oder leidvoll ist

Vor diesem Hintergrund ist für uns ein erweitertes Verständnis sexualpädagogischer Arbeit wichtig. Im Mädchenzentrum werden schwerpunktmäßig Mädchen im Alter von 7 bis 13 Jahren angesprochen. In der Kooperation mit Schulen und anderen sozialen Einrichtungen sind auch junge Frauen zum Teil bis zum 21. Lebensjahr in die Angebote involviert. Unser Arbeitsansatz in der sexualpädagogischen Arbeit beinhaltet auf der Grundlage eines erweiterten Verständnisses sexualpädagogischer Arbeit, dass wir bereits mit Mädchen ab sieben Jahren arbeiten. Das ermöglicht uns, die Handlungsspielräume vor der Pubertät positiv zu nutzen. Mit Beginn der Pubertät engen vorhandene Körperbilder und/oder bereits erfahrene Grenzverletzungen auf Seiten der Mädchen die Handlungsspielräume stark ein.

Eine weitere Zielgruppe unserer sexualpädagogischen Arbeit sind darüber hinaus Frauen, die bereits in einer pädagogischen Einrichtung arbeiten sowie Frauen, die sich in einer pädagogischen Ausbildung, z.B. der Ausbildung zur Erzieherin, befinden.

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä

In mehrtägigen Fortbildungen findet eine Auseinandersetzung mit sexualpädagogischer Mädchenarbeit auf der

- individuellen Ebene (biografisches Arbeiten in Bezug auf die eigene sexuelle Identität) und auf der
- Berufsebene (Kennenlernen und Ausprobieren unterschiedlicher Methoden) statt.

Mütter als Verbündete und Unterstützerinnen für Mädchen in der sexualpädagogischen Arbeit gewinnen

Den Lebensalltag der Mädchen zu berücksichtigen beinhaltet für uns auch, die Mütter der Mädchen zum Teil in die Arbeit einzubeziehen. Diesem Anspruch werden wir durch das Angebot eines wöchentlich stattfindenden Frauenfrühstücks und durch monatlich stattfindende Mütter-Töchter-Nachmittage gerecht. Ziel dieses Arbeitsansatzes ist es, die Mütter als Verbündete und Unterstützerinnen der Töchter zu gewinnen. Das gelingt nur, wenn sich auch die Mütter mit den sexualpädagogischen Fragestellungen auseinandersetzen und sich diese Auseinandersetzung im familiären Lebensalltag der Mädchen widerspiegelt. In unserer praktischen Arbeit machen wir die Erfahrung, dass auch die Mütter einen hohen Informationsbedarf zur Körperaufklärung und ein großes Interesse am Austausch über Erfahrungen rund um Sexualität und Körperlichkeit mit anderen Frauen haben.

In Kursen und Workshops bemühen wir uns darum, dass sich die Mädchengruppen multikulturell zusammensetzen. Dafür ist folgender Hintergrund entscheidend:

- Türkische, kurdische, bosnische, polnische, italienische ... Mädchen und Mädchen anderer ethnischer Herkunft leben jeweils in verschiedenen kulturellen Welten. Sie erleben festgefügte Werte und Normen der eigenen Kultur in Bezug auf Sexualität und Körper, aber auch bezogen auf die Vielfalt verschiedener Lebensentwürfe und Kulturen. Sie kennen die jeweils mit der Kultur einhergehenden Vorteile, aber auch die damit verbundenen Zuschreibungen und Einengungen. Sie befinden sich kontinuierlich in einem Prozess, der die Aneignung

und Auseinandersetzung mit unterschiedlichen kulturellen Standards zur Sexualität und Körperlichkeit beinhaltet. Der daraus resultierende Zwiespalt, die Art und Weise des Umgangs damit, findet nur selten ihren sprachlichen Ausdruck.

Multikulturelle Gruppen in der sexualpädagogischen Arbeit sind für die Mädchen selbst Impulsgeber und Sprachrohr

Multikulturelle Gruppen entsprechen dem multikulturellen Lebensalltag der Mädchen. In der sexualpädagogischen Arbeit sind sie für die Mädchen darüber hinaus Impulsgeber und Sprachrohr für Vielfalt, aber auch für Widersprüchlichkeiten, die eine multikulturelle Biografie beinhalten. Multikulturelle Gruppen eröffnen die Chance, die häufig bei moslemischen Mädchen beobachtete Assoziationskette „Körper gleich Sexualität gleich Tabu gleich Schamgefühl gleich Distanziertheit sich selbst gegenüber“ neu und wertfrei zu schreiben.

Polaritäten – festgefügte Werte und Normen der eigenen Kultur in Bezug auf Körper und Sexualität, aber auch in Bezug auf die Vielfalt verschiedener Lebensentwürfe und Kulturen erkennen

Die unsererseits beobachtete Sexualisierung aller Inhalte und Methoden, die mit dem eigenen Körper konfrontieren – auch hier wieder insbesondere bei moslemischen Mädchen –, wird in multikulturellen Gruppen deutlich geringer. Ein Beispiel aus der Praxis, bei dem sowohl Sexualisierung und Schamgefühl greifen, soll verdeutlichen, was gemeint ist:

- Das Zeichnen und Gestalten von Ganzkörperumrissen mit 10-jährigen türkischen Mädchen im Mädchenzentrum wird von einem 17-jährigen türkischen Mädchen mit dem Kommentar begleitet: „Was machst du denn da für eine Schweinerei mit den kleinen Mädchen?“

Die gleiche Methode in einer multikulturellen Mädchengruppe wurde noch nie mit Kommentaren dieser Art begleitet. Das Erleben eines anderen und vielfältigen Umgangs mit Sexualität und Körperlichkeit, die Selbstverständlichkeit, offen mit dem Thema umzugehen, ermöglicht individuelle Handlungsalternativen.



Quelle: MABILDA – Mädchenbildungsarbeit e.V.

Gabriele Macke
Mabilda e.V.,
Duisburg

Befriedigt die Sexualpädagogik auch Bedürfnisse nichtdeutscher Mädchen?

Nichtdeutsche Mädchen? Wer ist damit eigentlich gemeint? – In erster Linie Mädchen mit türkischer Herkunft. Die BürgerInnen türkischer Herkunft stellen die Mehrheit unter der Minderheit. Bundesweit sind 25% der Mädchen türkischer Herkunft, in NRW sogar 30%. Die Zugehörigkeit zum Islam ist ein weiteres wesentliches Unterscheidungsmerkmal. Mädchen aus islamischen Ländern werden schnell der Gruppe der nichtdeutschen Mädchen zugeordnet. Zu diesen Ländern gehören Libanon, Marokko, Pakistan, Afghanistan u.a. Weder im Umgang noch in den vorhandenen pädagogischen Konzepten wird unterschieden, aus welchem Land das einzelne Mädchen stammt. Mädchen aus christlichen Ländern, wie Spanien, Italien, Portugal etc. werden nicht spontan zu der Gruppe nichtdeutscher Mädchen gezählt.

Aber konzentrieren wir uns auf die Gruppe der Mädchen mit türkischer Herkunft. Wir finden sie in allen Lebensbereichen: Schulen, Jugendhäusern, außerschulischen Maßnahmen und Mädchenhäusern.

Manche der Mädchen leben in zweiter oder dritter Generation in der BRD. Manche sind mit ihren Familien aus der Türkei geflüchtet, weil sie dort zu einer Minderheit gehören. Manche kommen erst kurz bevor sie 16 Jahre alt werden in die BRD zu ihren Familien. Einige Mädchen und junge Frauen sind durch Heirat in die BRD gekommen. Mit dieser Gruppe haben wir es zu tun, da manche von ihnen noch minderjährig sind und daher die Schulpflicht noch besteht. Die Gruppe der Mädchen türkischer Herkunft ist sehr vielfältig. Der individuelle Aufenthaltsstatus in der BRD bestimmt auch, wie selbstbestimmt sie leben können. Um sexualpädagogische Arbeit näher betrachten zu können, unterteile ich die Mädchen in Gruppen und

schildere Beobachtungen aus meiner Berufspraxis:

- Mädchen in Kindergarten und Schulen
- Mädchen in Haupt- und Berufsschulen
- Mädchen in weiterführenden Schulen
- Mädchen in außerschulischen Maßnahmen
- Mädchen, die außerhalb der Familie untergebracht sind (in Kinderheimen, Mädchen- und Frauenhäusern, Mädchenwohngruppen, ...)

Mädchen in Kindergärten und Schulen

Ich arbeite mit den pädagogischen Teams der Kindergärten und Schulen. Sie laden mich ein, wenn es Probleme im Sexualverhalten mit nichtdeutschen Mädchen und Jungen gibt. Oder wenn sie mit ihrem sexualpädagogischen Konzept nicht weiterkommen, wenn Schwierigkeiten oder Unsicherheiten im Kontakt mit den Eltern auftauchen.



Meral Renz
Essen

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä



Hier beobachte ich zwei sehr unterschiedliche Herangehensweisen. Die Mehrheit der PädagogInnen glaubt felsenfest zu wissen, was das Beste für die Mädchen ist: Im Umgang mit muslimischen Mädchen bezieht die Mehrheit der LehrerInnen die Eltern in die Sexualpädagogik nicht mit ein. Sie befürchten eine negative Reaktion der Eltern: das Verbot der Teilnahme am Sexualkundeunterricht.

Zahlreiche LehrerInnen zeigen kein Verständnis, dass sich türkische Mädchen oder Jungen nicht im selben Umkleideraum mit anderen Kindern umziehen wollen. Eine Lehrerin zwingt ihre türkischen SchülerInnen, sich mit den anderen in einem Raum umzuziehen, um die „übertriebene Schamhaftigkeit“ zu bekämpfen.

Aber auch das krasse Gegenteil dieser Methode gibt es: Die Nichteinmischung in Fragen der interkulturellen Sexualpädagogik. Meines Erachtens spiegeln sich darin mangelndes Interesse und eigene Unsicherheit wider. Dazu gesellen sich häufig fehlende Fachkompetenz und positive Diskriminierung: Alle Verhaltensweisen werden als „kulturell“ begründete Handlung toleriert oder ignoriert.

Mädchen und junge Frauen in Schule und Ausbildung

Sie nehmen brav am Unterricht teil, zeigen Interesse an Verhütungsmethoden und verhalten sich in Anwesenheit von Jungen noch zurückhaltender.

Ich halte die geschlechtsgetrennte Aufklärungsarbeit für sehr wichtig. Dadurch erhalten die Mädchen und Jungen jeweils die Möglichkeit, Fragen zu ihrem Körper, zu Gefühlen und Ängsten freier zu stellen. Und was vielleicht noch wichtiger ist: Sie bekommen in dieser Form der Sexualkunde geschlechtsspezifische Antworten auf ihre brennenden Fragen.

Zu mir in die Beratungen kommen häufig Mädchen oder junge Frauen aufgrund ungewollter Schwangerschaft oder mit dem Wunsch nach Wiederherstellung des Jungfernhütchens. Durch vorehelichen Geschlechtsverkehr haben sie sich in diese kritische Situation gebracht. Nur zu oft werden mögliche Folgen des vorehelichen Geschlechtsverkehrs außer Acht gelassen. Mädchen machen dann die Erfahrung, dass das intakte Jungfernhütchen sie auch vor Übergriffen geschützt hat.

Häufig treffe ich in meiner therapeutischen Arbeit auf junge Akademikerinnen türkischer oder arabischer Herkunft. In persönlichen Umbruchphasen (wie z.B. Abschluss des Studiums) geraten sie häufig in eine persönliche Krise. Sie bereuen ihre sexuellen Erlebnisse, die sie ohne Wissen der Familien praktiziert haben. Das Fehlen des intakten Hymens führt dazu, dass sie ihren Körper nicht mehr als „ganz“ empfinden.

Mein sexualpädagogisches Konzept bietet eine Vielzahl von Themen an. Die Mädchen können diese nach ihren Bedürfnissen auswählen. Ich ermutige sie, auch außergewöhnliche Themen anzusprechen. Über Verhütungsmittel wird nicht zwingend gesprochen. Mädchen, die die Namen der Sexualorgane benutzen, wissen häufig nicht genau, wo sich die Organe befinden und welche Funktionen sie haben. Mir ist es wichtig, die Organe zweisprachig zu erklären.

66 Mädchenarbeit

Ich zeige Mädchen Abbildungen von unterschiedlichen Hymen und informiere sie über die Beschaffenheit und Möglichkeit des „Reparierens“ des Häutchens. Wir sprechen über Gefühle, die vor oder nach diesem Eingriff frei werden können. In meinem „Verhütungskoffer“ befindet sich kein hölzerner Penis. Diese übertriebene Penisdarstellung ist kein geeignetes Mittel, Mädchen, die noch nie einen erigierten Penis gesehen haben, die Angst vor dem ersten Geschlechtsverkehr zu nehmen.

In der Sexualpädagogik fehlt es häufig an geeigneten Anschauungsmaterialien, besonders an Filmen und Broschüren für nichtdeutsche Jugendliche. Viele SexualpädagogInnen, die in ethnisch-gemischten Gruppen unterrichten, denken, die Bedürfnisse der nichtdeutschen Mädchen werden erfüllt. Auswendig gelerntes Wissen über Verhütungsmethoden und Aids kann aber meistens im Alltag junger Mädchen keine Anwendung finden.

Mädchen in Haupt- und Berufsschulen sowie in außerschulischen Maßnahmen

In dieser Gruppen sind häufig Mädchen, die erst seit wenigen Jahren in der BRD leben. Kulturelle Werte und Normen der Herkunftsgesellschaft spielen für sie noch eine wichtige Rolle. Diese Mädchen werden mir in den Vorbereitungsgesprächen von ihren PädagogInnen wie folgt angekündigt: *„Die (Mädchen) haben keine Ahnung. Einige in der Klasse sind schon verlobt. Sie werden von ihren Eltern unterdrückt und haben wenig Freiheiten ...“*

Meistens treffe ich dann auf Mädchen, die sich ihrer weiblichen Rolle bewusst sind und mich selbstbewusst ausfragen. Sie verbringen einen Großteil ihrer Zeit mit Frauen (Mutter, Großmutter, Tanten und Nachbarinnen) und hören den Gesprächen der Älteren aufmerksam zu. Die jungen Mädchen übernehmen oft die Aufgabe eines Übersetzters in der Familie oder gehen mit der Mutter zum Gynäkologen. „Frauenthemen“ sind schon sehr früh normaler Bestandteil ihres Lebens. Wenn ich eine Gruppe von türkischen, kurdischen oder bosnischen Mädchen vor mir

habe, begegnet mir eine Mischung aus überlieferter Tradition, Erfahrung und Spekulationen. Die meisten Mädchen konsumieren regelmäßig türkisches Fernsehen. Häufig werden Fragen zu Sendungen gestellt, die Sexualität und Partnerschaft zum Thema haben. Als Pädagogin nehme ich auch abenteuerlich klingende Fragen ernst. Eine oft angewandte Taktik der Mädchen sind Fragen zu Problemen einer „guten Freundin“. Mit Feingefühl und Klarheit versuche ich Fehlinformationen zu korrigieren.

Ich gebe ihnen Beispiele aus meiner Praxis, wie sich andere Mädchen in problematischen Situationen verhalten haben (z.B. sexuelle Übergriffe durch Verwandte, Schwangerschaft durch Petting, Analverkehr, damit das Hymen intakt bleibt etc.). Äußerst vorteilhaft für die Beratung von türkischen Mädchen ist, dass ich als Pädagogin türkischer Herkunft beide Kulturen gut kenne und das Gespräch zweisprachig führen kann.

Mädchen, die außerhalb der Familie untergebracht sind (in Kinderheimen, Mädchen-/Frauenhäusern und Mädchenwohngruppen ...)

Mädchen, die aus den unterschiedlichsten Gründen ihre Familien verlassen, befinden sich in einer schwierigen Situation. Plötzlich müssen sie sich in einer ungewohnten Freiheit zurechtfinden. Sie müssen Verantwortung übernehmen und sich selbst schützen. Das fällt den meisten Mädchen schwer, da sie in ihrer Sozialisation andere Werte erfahren haben. Türkische Mädchen werden traditionell als Trägerinnen der Familienehre angesehen. Viele türkische Eltern bewerten deutsche Sexualnormen als unmoralisch. Deshalb schützen und kontrollieren sie ihre Töchter in der BRD stärker als im Herkunftsland.

Hier rücken in der Sexualpädagogik Themen wie „Grenzen setzen“, „Grenzen zeigen“, „Wünsche und Bedürfnisse formulieren“, „Ausprobieren“ u.a. in den Vordergrund. Mädchen brauchen dabei sehr oft Menschen, an denen sie sich orientieren können.

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä

Elternarbeit

Elternarbeit gehört zu den Grundlagen der Sexualpädagogik. In der Fortbildungsarbeit mit PädagogInnen versuche ich die Sicht der Eltern zu vergegenwärtigen. Auch türkische Eltern lieben ihre Kinder und versuchen sie zu schützen und zu erziehen. Sie versuchen in ihrer Erziehung einen Kompromiss zwischen der eigenen Kultur und den Anforderungen der deutschen Gesellschaft zu finden. Beispiel: Kleidung, Schul Ausbildung etc. Es gibt jedoch einige grundsätzliche Unterschiede zwischen der Sexualerziehung der türkischen Eltern und der „deutschen“ Sexualpädagogik. Pädagoginnen und Pädagogen in der BRD tendieren in der Regel zu einer emanzipatorischen Erziehung von Jungen und Mädchen innerhalb der Sexualpädagogik und versuchen, sich dabei von Geschlechterrollen zu lösen. Im Gegensatz dazu spielt die Geschlechterdifferenzierung in der Sexualerziehung der türkischen Familien eine große Rolle. Schon vor der Geburt machen sich türkische Eltern über das Geschlecht des Kindes viele Gedanken und projizieren geschlechtsspezifische Aufgaben oder Wünsche auf die noch nicht Geborenen. Die Namen, die Kindern gegeben werden, verraten schon einiges: wie z.B. die Jungennamen Mert (der Mutige), Savas (der Krieg), Devrim (die Revolution) etc. oder die Mädchennamen Gülten (rosiger Teint), Aysen (lustiger Mond), Lale (Tulpe), Gül (Rosa) etc. Die Kinder zeigen schon sehr früh geschlechtsspezifisches Verhalten (Mädchen sind brav, zurückhaltend, hilfsbereit und Jungen sind aktiv nach außen gerichtet etc.)

Mädchen und Jungen werden grundsätzlich unterschiedlich, d.h. nach geschlechtsspezifischen Normen und Werten erzogen. Das macht sich in frühestem Alter in Bezug auf Sexualerziehung so bemerkbar, dass Jungen nackt sein können und nackt herumkrabbeln dürfen und Mädchen hingegen in Anwesenheit anderer Personen gar nicht erst gewickelt werden.

Machen wir einen Sprung in die Pubertät! Am Thema „vorehelicher Geschlechtsverkehr“ möchte ich den Unterschied zwischen

deutschen und türkischen Sexualnormen konkretisieren: Nach den türkisch-muslimischen Moral- und Wertvorstellungen ist Geschlechtsverkehr vor der Ehe untersagt. Für Deutsche spielt „das Jungfrauenhäutchen“, auf Türkisch „bekaret zari“ oder „kizlik zari“ genannt, kaum eine Rolle. Hier entsteht für die Sexualpädagogik ein Konflikt – natürlich unter der Prämisse, dass deutsche Sexualpädagoginnen und Sexualpädagogen sensibel genug sind zu wissen und zu akzeptieren, welche Bedeutung dem Jungfrauenhäutchen in der türkischen Kultur beigemessen wird.

Diese unterschiedlichen Sexualnormen sind den türkischen Eltern bekannt. Ihre Strategien äußern sich in absoluter Kontrolle und Sanktionen bis hin zur Handlungsunfähigkeit.

Türkische Eltern, die in der Türkei ihre Tochter auf eine Klassenfahrt schicken, können davon ausgehen, dass PädagogInnen keine sexuellen Kontakte zwischen Mädchen und Jungen zulassen. In der BRD befürchten sie, dass deutsche PädagogInnen die Jungfräulichkeit ihrer Tochter nicht genügend schützen. Nach 40 Jahren Migration sind deutsche Institutionen und Lehrkräfte häufig genauso konzeptlos wie die Eltern. Dieses Orientierungsdefizit behindert Kinder und Jugendliche, Sexualität natürlich zu erleben.

Frauen besuchen mich im Beratungszentrum oder laden mich ein, ihre Stadtteilgruppen zu besuchen. Diese Frauen sind neugierig auf eine Fachfrau türkischer Herkunft. Oft gehen wir auf Themen mit aktuellem Anlass ein: Verhütungsmittel, Totaloperation, Schutz der Kinder vor Missbrauch, sexuelle Lustlosigkeit, Sexualerziehung, Wechseljahre, ungewollte Kinderlosigkeit uvm. Wir diskutieren angeregt und es wird viel gelacht. Am Ende des Beratungstermins darf ich nur gehen, wenn gleichzeitig ein neuer Termin vereinbart wird.

Was sollte interkulturelle Sexualpädagogik beinhalten?

Interkulturelle Sexualpädagogik kann unterschiedliche Wege in der Sexualität auf-

66 Mädchenarbeit

zeigen, die gleichberechtigt nebeneinander stehen. Erst dann haben Kinder und Jugendliche eine Chance zu entscheiden, welchen Weg sie gehen wollen. Verhütungsmittel und Aids sind nicht die einzigen Themen in der Sexualpädagogik. Vielmehr sollten Mädchen und junge Frauen in ihrem persönlichen Umfeld, mit ihren eigenen Moralvorstellungen, Ängsten, Sorgen und Bedürfnissen wahrgenommen werden. Das kann erreicht werden, wenn mehr PädagogInnen nicht-deutscher Herkunft eingestellt werden und sexualpädagogische Teams interkulturell und gemischtgeschlechtlich zusammengesetzt sind. Dies sind natürlich Maximalforderungen für die interkulturelle Sexualpädagogik, und die interkulturellen Inhalte müssen erst noch entwickelt und erprobt werden.

Meral Renz
AWO Lore-Agnes-Haus, Essen



Literatur

ATTIA IMAN u.a. (1995): Multikulturelle Gesellschaft Monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit, Deutsche Gesellschaft f. Verhaltenstherapie, Tübingen

ATTIA IMAN (2000): Alltag und Lebenswelten von Migrantenjugendlichen, Frankfurt a. M.

Bundeszentrale gesundheitliche Aufklärung (HG.) (1995): Dokumentation Learn to Love, 1. Europ. (Hg): „learn to love“, Fachtagung und Projektmesse der BZgA, Köln

CANZIANIC WILLY & DOROTHEA MEILINI-LHER (1989): Was Sie Ihrem Kind schon lange über Liebe und Sex sagen wollten – Sexualerziehung in der Familie, Weinheim und München

GROTHERATH, ANGELIKA (1994): An der Sprache liegt es nicht. Interkulturelle Erfahrungen in der Therapie Mainz

KAPLAN, OMAR (1989): Sexualität im Islam und in der türkischen Kultur, Frankfurt a.M.

MARBURGER, HELGA (1987): Schulische Sexualerziehung bei türkischen Migrantenkindern: eine Sondierung des soziokulturellen Bedingungsfeldes, Frankfurt a.M.

YETIMOGLU, MERAL (1995): In: Eberding, Angela (Hrsg.): Sprache und Migration, Frankfurt

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä



Lucyna Wronska
Berlin

Was weißt du schon von mir? Peer education im interkulturellen Kontext

Peer education als personalkommunikative Methode gewinnt in der Gesundheitsförderung zunehmend an Bedeutung. Diese Entwicklung ist erfreulicherweise auch im deutschen Raum zu beobachten. Die Methode

versucht der Beobachtung Rechnung zu tragen, wonach Kinder und Jugendliche soziale Kompetenzen erwerben und geht mit dieser Tatsache konstruktiv um¹. Peer involvement ist der Überbegriff für Ansätze, in denen junge Menschen in unterschiedlichem Maße und mit unterschiedlicher Zielsetzung trainiert werden, um anderen jungen Menschen in Form von Beratung, Veranstaltungen und Projekten zu begegnen.

Das Modellprojekt InTeam

Peer education geht über die Vermittlung von Informationen zwischen Gleichaltrigen bzw. Gleichgesinnten hinaus. Die Methode beinhaltet das Teilen von Haltungen, Überzeugungen und Handlungsweisen von Jugendlichen zu Lebensfragen, die sie selbst als bedeutungsvoll einschätzen. Jungen Menschen Möglichkeiten zur Entfaltung zu bieten, ihnen Unterstützung, Begleitung und Wertschätzung zu geben und auf ihre spezifischen Bedürfnisse einzugehen, auch dem Bedürfnis Freiräume für eigene Entscheidungen zu erhalten, sollen mit Hilfe dieser Methode angestrebt werden.

Diesen Ansatz zu erproben, hat sich vor fünf Jahren das Modellprojekt ‚InTeam‘ zu Themenbereichen ‚Liebe, Freundschaft, Sexualität und Verhütung ungewollter Schwangerschaften‘ zur Aufgabe gestellt. Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), Köln, förderte im Rahmen ihrer Präventionsbemühungen zur Reduzierung ungewollter Schwangerschaften sowie sexuell übertragbarer Krankheiten

unter jungen Menschen das Projekt. In den ersten drei Jahren wurden im schulischen und außerschulischen Bereich Jugendliche in gemischtgeschlechtlichen Gruppen zwischen zwanzig und achtzig Stunden darauf vorbereitet, mit anderen Jugendlichen in Form von vielfältigen Aktionen in Kontakt zu treten. Die Jugendlichen unter sich haben den Dialog zu Liebe, Verhütung etc. in Gang gesetzt und haben den Dialog fortgeführt. Die Aufgabe der ProjektmitarbeiterInnen war es, die oben beschriebenen Rahmenbedingungen zu schaffen. Die Jugendlichen bestimmten mit ihren Bedürfnissen die Arbeit, sie legten Arbeitsregeln, Tempo, Inhalte und Aktionen fest. Dies geschah in allen Phasen des Projekts, das Prinzip der Partizipation wurde zu einer der tragenden Säulen des Projekts. Die Begegnungen zwischen peer educators – also den durch die ProjektmitarbeiterInnen ausgebildeten Jugendlichen und TrainerInnen –, den ProjektmitarbeiterInnen und SexualpädagogInnen lebten von großer methodischer Kreativität und Flexibilität. Gruppendynamischen Prozessen musste immer wieder Rechnung ge-

¹Vgl. Harris, J. R. (2000): Ist Erziehung sinnlos?, Reinbek

“ Mädchennarbeit

tragen und Zeit eingeräumt werden. Die Erläuterungen zur ersten Projektphase (1994–1997) sollen den Hintergrund bilden zum Verständnis der zweiten Projektphase.

Peer education im interkulturellen Kontext

An der ersten dreijährigen Phase des Projekts haben sich leider nur wenige Jugendliche nichtdeutscher Herkunft beteiligt. Die meisten von ihnen haben die Gruppe nach wenigen Treffen verlassen.

Den TrainerInnen wurde bewusst, daß sie bei dieser Zielgruppe auf Widerstände gestoßen sind bzw. diese geweckt haben. Das sehr verbreitete Phänomen der erschwerten Erreichbarkeit der Jugendlichen nichtdeutscher Herkunft zu sexualpädagogischen Themen hat seine Bestätigung erlebt.

Aufgrund des Fehlens von MigrantInnen unter den peer educators wurde die Entscheidung getroffen, den peer education-Ansatz im interkulturellen Kontext zu erproben – in Gruppen, die mindestens zu fünfzig Prozent mit MigrantInnen besetzt sein sollten.

Das Modellprojekt hat sich für die zweite Phase (1998–2000) des Projekts folgende Aufgaben gesetzt:

- Ausarbeiten der Rahmenbedingungen für sexualpädagogisches Arbeiten im Spannungsfeld unterschiedlicher Kulturen.
- Erprobung der Chancen und Grenzen des Ansatzes im multikulturellen Zusammenhang.
- Erstellen eines Orientierungsrahmens für die interkulturelle sexualpädagogische Arbeit.

Das multikulturell besetzte Projektteam hat sich vorgenommen, die jungen Menschen nichtdeutscher Herkunft zu unterstützen, die im Widerstreit liegenden internalisierten und in Deutschland angetroffenen Normen und Werte zu bewältigen und sie bei der Ausgestaltung eigener, neuer Lebensentwürfe zu begleiten. Im Rahmen des Projekts wurden fünf Gruppen junger Menschen nichtdeutscher Herkunft trainiert, darunter zwei Mädchengruppen. Die Ar-

beit wurde auf Wunsch der Mädchen geschlechtsspezifisch durchgeführt. Die jungen Frauen haben diesen Raum als Chance für ihre Entfaltung verstanden und das Miteinander mit viel Freude und Lust gelebt.

Die erste Mädchengruppe bestand aus fünfzehn Mädchen und jungen Frauen aus Sri Lanka, Afghanistan, Kurdistan, afrikanischen Ländern, der Mongolei, der Ukraine sowie dem Libanon und dem ehemaligen Jugoslawien. Alle Mädchen verband ihr ungeklärter Aufenthaltsstatus in Deutschland und das gemeinsame Bemühen, die deutsche Sprache im Projekt ‚Flucht nach vorn‘ zu erlernen. Die MitarbeiterInnen des Projekts ‚Flucht nach vorn‘, einer Einrichtung des Sozialpädagogischen Instituts (SPI), waren unserem Vorhaben gegenüber anfänglich sehr skeptisch eingestellt. Die Skepsis bezog sich unter anderem auf die Erreichbarkeit der Mädchen durch Fremde. Es wurde uns deutlich gemacht, dass die Frauen in großer existentieller Verunsicherung leben, sich auf ihre kleine ethnische Welt zurückziehen und dass ihre Ängste und ihr Misstrauen es ihnen schwer machen, sich auf Neues einzulassen. Im Laufe der Zusammenarbeit haben wir das Vertrauen der PädagogInnen gewonnen und in ihnen Verbündete gefunden.

Vertrauensaufbau zwischen uns und der Gruppe war ein langer, aber auch sehr lustvoller Prozess, weil er an alle Beteiligten hohe Ansprüche stellte. Durch das Verlegen der Treffen ins Freie ist es uns gelungen, die Arbeit in den Lebenswelten der Mädchen zu integrieren und sie in die Mitgestaltung der Treffen einzubeziehen. In den Veranstaltungen tauschten sich die Mädchen über ihre kulturellen Prägungen aus, stellten viele Fragen an uns, die die Vielfalt der in Deutschland gelebten Lebensentwürfe betrafen, lernten Tänze, Begrüßungsrituale, Lieder und Gedichte voneinander. Wir durften tiefen Einblick in die beeindruckende, bunte, lebensbejahende Vielfalt des Alltags der Mädchen gewinnen. Unsere Arbeit bestand auch aus vielen Einzelberatungen, in denen die Mädchen uns ihre Nöte, Überforderungen und Verletzungen mitteilten.

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä

Der gegenseitige Respekt, die Akzeptanz und Faszination sind gewachsen und haben die Arbeit für alle sehr intensiv und aufregend gemacht.

Die Verständigung mit den Mädchen und untereinander stützte sich auf kollegiale Übersetzungen, was der Arbeit ein angemessenes Tempo auferlegte. Die zeitliche Begrenzung der Treffen auf zwei Stunden hat den Mädchen ermöglicht, konzentriert zu arbeiten, ohne sie zu überanstrengen. In der herzlichen Atmosphäre war es uns möglich, zu dem Eingangsthema – Gesundheit – zu arbeiten. Die Gruppe und nicht die Trainerinnen hat die Entscheidung getroffen, wann sie sich auf das intime und in vielen Herkunftsländern mit Scham besetzte Thema ‚Sexualität‘ einlassen will.

Die Frage: „Was braucht ihr, um gesund zu sein und zu bleiben?“ war das Tor zum Thema Familienplanung und Partnerschaft. Der Besuch in drei Beratungsstellen, die zu diesem Thema arbeiten, Pro Familia Berlin, Aids Danisma Merkezi (Aids-Beratungsstelle für türkische MitbürgerInnen) und dem Sozialmedizinischen Dienst Kreuzberg, hat die Auseinandersetzung mit den Themenschwerpunkten Liebe, Freundschaft, Schwangerschaft, sexuell übertragbare Erkrankungen sowie Aids vertieft.

Das Hauptthema der Veranstaltungen war nicht vordergründig die ‚Verhütungswelt‘, das Hauptinteresse betraf die Angst vor Kinderlosigkeit, die Freude, Mutter zu sein oder zu werden und die eigene finanzielle Absicherung, die es ermöglichen würde, auf eigene Rechte in der Ehe zu bestehen. Die Beziehungsgestaltung war das größte Anliegen der Mädchen, weil sie sich in der Fremde so oft einsam, verloren, überfordert, rechtlos und ohnmächtig fühlen. Dem Thema Verhütung haben die Mädchen sich nur sehr langsam und zögerlich genähert. Die Widerstände sind unter anderem aus dem Verdacht erwachsen, hinter unserem sexualpädagogischen Bemühen stehe der Versuch, den Kinderreichtum bei MigrantInnen zu reduzieren.

Das Aufsuchen von Beratungsstellen hat dazu geführt, dass die Mädchen mehrere Termine bei Ärztinnen und Sozialpädagoginnen vereinbarten und gleichzeitig viele Fragen zum weiblichen Körper und zu Verhütungsmethoden aufgeworfen haben. Die Fragen wurden mit Hilfe von möglichst nonverbalen Methoden wie Kneten, Malen, Zeichnen und Bildern bearbeitet. Wir haben uns stets bemüht, die Methodik auf die Sprachfähigkeiten und das Tempo auf die Aufnahmebereitschaft der Mädchen abzustimmen. Alle körperbezogenen, spielerischen Elemente der Arbeit wurden von den Mädchen mit Begeisterung und einer uns unbekanntem Frische aufgenommen. Sie ließen sich mit Geist und Körper, Leib und Seele, aber auch durchaus kritisch auf unsere Vorschläge ein.

Die eigenen Migrationserfahrungen haben den Trainerinnen immer wieder geholfen, die Widerstände einzuordnen, die Loyalitätshaltung der eigenen Kultur gegenüber zu verstehen, die Werteverwirrung in der neuen Heimat nachzuvollziehen, die sprachlichen Probleme und die Scham um eigene Unzulänglichkeiten bei den Mädchen empathisch nachzuempfinden.

Die Schicksale der Frauen haben uns sehr tief berührt und es war eine große Herausforderung, die Balance zwischen respektvoller Distanz und tiefer Nähe zu halten. Hilfreich für uns war es, die Mädchen in ihren Ressourcen stärker werden zu sehen und nicht dem so verbreiteten defizitären Blick auf sie zu verfallen. Hilfreich war unsere aufrichtige Neugierde auf die Lebensentwürfe der Mädchen und die Offenheit gegenüber den vielfältigen Lebenswelten, aus denen sie stammen. Die Offenheit bedurfte aber auch der Aufarbeitung – wir haben in Form der kollegialen Supervision unsere Bilder, Vorurteile, Klischees gesichtet und reflektiert. Wir waren oft die Lernenden und nicht nur die Lehrenden und dieses hat eine tiefe Begegnung zwischen uns und der Gruppe ermöglicht. Das Ergebnis unserer gemeinsamen Arbeit, bei der wir in den Reichtum der Kulturen Einblick gewonnen haben und die Mädchen voneinander

66 Mädchenarbeit

für ihre Neuorientierung profitiert und sich gegenseitig in ihren Rechten, in ihrer persönlichen Entfaltung gestärkt haben, war die Erstellung eines Plakats, auf dem in den unterschiedlichsten Herkunftssprachen der Mädchen die oben genannten Beratungsstellen vorgestellt wurden.

Die zweite Mädchengruppe, die trainiert wurde, bestand aus Mädchen türkischer Herkunft, die in Deutschland geboren wurden oder aufgewachsen sind. Die Mädchen besuchten die Einrichtung ARKARSU, eine Ausbildungsinstitution, die die Mädchen auf die Ausübung medizinischer Berufe vorbereitet. Die Gruppe war anfangs in tiefer Freundschaft verbunden. Alle Teilnehmerinnen beherrschten die deutsche Sprache hervorragend.

Unsere Arbeit bedurfte diesmal nicht des Aufbaus von Vertrauen untereinander, sondern großer Geduld bei der Auseinandersetzung mit gruppenspezifischen Prozessen. Die Freundschaften zerbrachen, manche Mädchen wurden von der Gruppe aufgefordert, diese zu verlassen. Das Hauptthema in der inhaltlichen Arbeit war ‚Freundschaft‘. Die Mädchen warfen sämtliche Vorurteile über türkisch sozialisierte Frauen um, zeigten sich in den Veranstaltungen rebellisch, kämpferisch, auflehnd, kraftvoll, verspielt, offen. Dies zeigte uns, dass die Beziehung zwischen den Trainerinnen und der Gruppe für Konflikte und Experimente tragbar war. Den Trainerinnen ist es gelungen, die Mädchen in erster Linie als Jugendliche zu sehen und zu behandeln und sie nicht auf ihre Herkunft zu reduzieren. Die Mädchen waren dazu bereit, die Normen und Werte, die ihr Leben prägen, mit großer Transparenz zu benennen und zu diskutieren. Die Mädchen, die sich fundamentalistischen Geboten der türkischen Kultur fügen mussten, wurden von Mädchen beraten, die nach westlichen Maßstäben, selbstbestimmt und gleichberechtigt, leben. Dazwischen standen die Mädchen, die nach neuen Lebenskonzepten suchten.

Die Trainerinnen haben sich oft als Moderatorinnen verstanden. Die Arbeit in dieser

Gruppe hat ihren Abschluss darin gefunden, eine Befragung zum Thema ‚Freundschaft‘ durchzuführen. Die Fragen, die die Mädchen türkischer Herkunft an Gleichgesinnte gestellt haben, waren alters-, aber nicht kulturspezifisch. Die methodisch-, didaktische Arbeit hatte große Parallelen zur Arbeit mit Jugendlichen deutscher Herkunft.

Schlussfolgernd möchten wir dazu ermuntern und auffordern, den Ansatz der peer education im interkulturellen Kontext selbst zu erproben und ihn in den jeweiligen Arbeitszusammenhängen einzusetzen. Die Arbeit des Modellprojekts hat gezeigt, dass peer education auch als niedrigschwelliges Angebot genutzt werden kann. Der peer education-Ansatz hilft MultiplikatorInnen, Zeit für die Zielgruppen zu finden und sie an dem Vorhaben partizipieren zu lassen. Da sexualpädagogische Mädchenarbeit Zeit braucht und sich nicht auf Kurzzeitpädagogik beschränken darf, sie aber auch von der Teilnahme und Teilhabe der Mädchen profitiert, stellt der peer education-Ansatz im sexualpädagogischen Kontext eine ernst zu nehmende methodische Alternative dar.

Lucyna Wronska
Landesamt für Gesundheit und Soziales,
Berlin

„Wo kommst du eigentlich her? – Chancen interkultureller Mä



Daniela Milutin
Köln

Zusammenfassung und Diskussion

Alles interkulti oder was?

Gleich zu Beginn des Workshops war klar: Interkulturell war nicht nur das Thema, interkulturell war auch die Zusammensetzung. Von den 15 Teilnehmerinnen hatten gleich sieben einen Migrationshintergrund. Alles gestandene Fachfrauen, mit türkischer, polnischer, russischer und britischer Migrationserfahrung, und eine Fachfremde, die Moderatorin, kroatischer Herkunft. Und das, was frau als Maßstab für interkulturelle Arbeit einforderte, das wurde im Workshop tatsächlich auch praktisch erfüllt: Interkulturelle Pädagogik sei dann gegeben, so die Teilnehmerinnen,

- wenn mindestens zwei Normen und Wertvorstellungen bereit seien zum Austausch,
- wenn zwei Schichten sich austauschten,
- wenn Vielfalt akzeptiert würde,
- wenn interkulturelle Mitarbeiterinnenteams vorhanden seien,
- wenn ein respektvoller und zugleich kritischer Austausch von Wertemaßstäben einträfe,
- wenn entstigmatisiert statt stigmatisiert würde.

Festgestellt wurde aber auch: Interkulturelle sexualpädagogische Mädchenarbeit gibt es nur vereinzelt und Konzepte nur in Ansätzen. Wichtig wäre hier vor allem, die Erkenntnisse der interkulturellen Pädagogik in die Sexualpädagogik zu überführen.

Die Praxis vor dem TÜV

Bei der Bewertung der sexualpädagogischen Praxis mit jugendlichen Migrantinnen wurden neben den fehlenden Finanzen und Konzepten vor allem Defizite in der Aufklärungs- und Informationsarbeit sowie in den Bedarfsanalysen über die Gruppe der jungen Migrantinnen benannt. Das sexualpädagogische Angebot ginge sehr oft an deren Bedürfnissen vorbei. Die Aufklärung sei durchgängig am Bildungspotential der deutschen Mittelschicht orientiert. Dass z.B. türkische Mädchen mit 14 Jahren oft weniger an Verhütung interessiert seien (da der Geschlechtsverkehr vor der Ehe in den meisten Elternhäusern tabuisiert ist) als deutsche Gleichaltrige, sondern vielmehr am Ausse-

hen des Jungfernhütchens, an den Abläufen während der Menstruation (da Aufklärung zu Hause seltener vorkommt) oder an Gesundheitsfragen insgesamt, wird in der sexualpädagogischen Praxis kaum reflektiert. Viele Unterschiede zwischen deutschen und nichtdeutschen Mädchen würden von unkundigem Personal auf eine diffuse kulturelle Andersartigkeit verengt, statt vor allem als Phänomen des Migrationsprozesses verstanden zu werden. So entstünden falsche Konzepte und Einstellungen deutscher Sexualpädagoginnen, „die immer genau wissen, was für Migrantinnen gut“ sei – und dies sei keine Seltenheit.

Gleichzeitig seien sich die wenigen Pädagoginnen mit Migrationshintergrund ihrer wertvollen, interkulturellen Zusatzkompetenzen – neben ihrem akademischen Grad – gar nicht so sehr bewusst. Die Bilingualität würde zwar noch anerkannt, weniger aber die eigene Migrations- und Rassismuserfahrung. Diese, so die Teilnehmerinnen, seien aber wichtige Elemente für eine interkulturelle Kompetenz, die für die Ermittlung der Bedürfnisse und Interessen junger Migrantinnen von großer Bedeutung seien. Festgestellt wurde darüber hinaus, dass viel zu wenige Pädagoginnen mit Migrationshintergrund eingestellt würden. Oft seien sie in monokulturellen deutschen Teams als Honorarkräfte anzutreffen oder nicht selten als einzige nichtdeutsche Fachfrau, die dann ganz selbstverständlich auf alle Migrationsfragen abonniert sei, auch wenn sie ebenso gut deutsche Mädchen beraten könne. Motto: Türkinnen betreuen Türkinnen, weil sie Türkinnen sind. Stichwort Schamgrenze bei Mädchen und Jungen: Die Teilnehmerinnen forderten sowohl einen nach Geschlechtern getrennten als auch koedukativen sexualpädagogischen Ansatz. Und: Eltern sollen mit einbezogen werden, statt als Feinde abgestempelt zu werden.

Visionen einer tatsächlich interkulturellen sexualpädagogischen Mädchenarbeit

Die Lebensrealität der Jugendlichen in Deutschland ist: Deutsche treffen auf Mi-

grantinnen und Migrantinnen auf Deutsche, jeden Tag, mindestens einmal, nämlich in der Schule. Sexualpädagogische Mädchenarbeit müsste schon allein deswegen Grund auf interkulturell angelegt sein und Vielfalt, Selbstbestimmung, Partizipation und Demokratie als positive Grundwerte allen Jugendlichen vermitteln.

Um Migrantinnen sexualpädagogisch besser zu versorgen, müssten der Staat, aber auch die Träger ihren Versorgungsauftrag für alle ernst nehmen (auch Migranten zahlen Steuern). Dazu müsste die Regelversorgung einerseits für Migranten geöffnet werden, zum anderen Zugang zu Wissen und Aufklärung so vermittelt werden, dass Migrantinnen daran gleichberechtigt partizipieren können.

Die Forderungen der Teilnehmerinnen

- Erweiterung der Qualifikation der Pädagoginnen. In der beruflichen Ausbildung der Pädagoginnen sollte der Erwerb interkultureller Kompetenzen fester Bestandteil sein. Dazu gehörten nicht nur Sprachkompetenzen und Wissen um Migrationsprozesse, so die Teilnehmerinnen, sondern ebenso die Fähigkeit zum offenen, flexiblen und empathischen Umgang mit den vermeintlich Fremden und die Bereitschaft eigenes Denken und Handeln zu hinterfragen;
- die Aufnahme der Sexualpädagogik in die interkulturelle pädagogische Ausbildung;
- interkulturelle Lehrerfortbildungen;
- mehr Pädagoginnen mit Migrationshintergrund einzustellen: Dazu wäre auch eine Quotierung für Pädagoginnen und Migrationshintergrund entsprechend ihrem Bevölkerungsanteil in den Regionen hilfreich;
- mehr Supervisorinnen mit interkulturellem Hintergrund.

Bessere Medienarbeit für Migrantinnen

Für die sexualpädagogische Arbeit mit Migrantinnen fehlt es an brauchbarer Medienarbeit und Informationsmaterial. Oft werden deutsche mittelschichtorientierte Broschüren einfach übersetzt. Dass die türkischen MigrantInnen oft schlechtere Bildungschancen haben oder – im Fall der El-

terngeneration – der Analphabetismus vor allem bei Müttern weit verbreitet ist, – wird bislang bei der Medienerstellung kaum berücksichtigt. Medien und Infomaterial sollten stärker bildhaft und audiovisuell ausgerichtet sein, Aufklärungskampagnen sollten vor allem auch in den herkunftssprachlichen Medien, wie z.B. den bosnischen Tageszeitungen, polnischen Radiosendungen oder den türkischen Fernsehsendern oder bereits vorhandenen türkischen Internetangeboten geschaltet werden. Die herkunftssprachlichen Medien sind nach wie vor Primärquellen für Informationen der MigrantInnen. Aufklärungsinfos sollten außerdem generell bilingual gestaltet sein. Denn vor allem Frauen haben sich mit dem Erwerb der deutschen Sprache – egal wie rudimentär sie vorhanden ist oder im Fall der 2. Generation, die der deutschen Sprache mächtig ist – insbesondere auch das Wissen über Sexualität oft auf Deutsch erworben. Viele kennen daher die türkischen Fachbegriffe gar nicht, auch wenn sie die Muttersprache besser beherrschen. Des Weiteren, so die Teilnehmerinnen, sei eine Evaluation bewährter Materialien zur Sexuaufklärung wünschenswert, um zu prüfen, ob sie auch zur Information von Migrantinnen geeignet sind.

Forschung über verschiedene MigrantInnen-gruppen verstärken

Um ein umfassenderes Bild über die Lebenssituation von MigrantInnen zu erhalten, forderten die Teilnehmerinnen eine stärkere Forschungstätigkeit zur Sexualität von jungen MigrantInnen verschiedener Herkünfte. Heute leben ca. 4 Mio. AussiedlerInnen, 2,3 Mio. TürkinInnen, 1,2 Mio. Polen und Polinnen und 1,3 Mio. EinwanderInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien in der BRD. Auf diese Vielfalt sollte in der Praxis stärker eingegangen werden.

Vernetzung tut Not

Die Tagung der BZgA war die erste Austauschbörse für die in der interkulturellen sexualpädagogischen Mädchenarbeit Tätigen. Dies wurde lobend herausgestellt. Eine institutionalisierte Vernetzung, die einen regelmäßigen professionellen Austausch ermöglicht, wurde nachdrücklich gefordert.

Daniela Milutin,
texttext medienbüro,
Köln



Workshop Workshop Workshop
Workshop
Workshop Workshop
Workshop Workshop
Workshop Workshop

Lesbische Mädchen und Frauen erleben heute eine größere gesellschaftliche Akzeptanz als früher. Dennoch fehlt es an Lebensentwürfen und positiven Vorbildern, an Unterstützung beim Coming-out, an Beratungs- und Freizeitangeboten und der Förderung einer aktiven Elternarbeit. Ebenso sind in vielen Jugendverbänden lesbische Mädchen noch unzureichend integriert.

Dringend erforderlich ist die Entwicklung niedrigschwelliger Angebote für lesbische Mädchen sowie die Qualifizierung und Unterstützung von Pädagoginnen.

Im Workshop wurden Forschungsberichte über die Lebenssituation lesbischer Mädchen ergänzt durch Erfahrungsberichte erfolgreicher Praxisprojekte.



„Und wenn's ein Mädchen ist?“ – Lesbische Liebe als Thema in der Mädchenarbeit

Moderation und Zusammenfassung:

Ulrike Graff
Landesarbeitsgemeinschaft Mädchenarbeit
in NRW e.V.,
Bielefeld

Referate

Gabriela Herwig
Senatsverwaltung für Schule, Jugend, Sport;
Fachbereich für gleichgeschlechtliche
Lebensweisen, Berlin

Lesbische und bisexuelle Mädchen. Ergebnisse der Studie
„Sie liebt sie. Er liebt ihn. Zur psychosozialen Situation junger Les-
ben, Schwuler und Bisexueller in Berlin“

Bea Trampenau
Intervention e.V.,
Hamburg

Rück- und Überblick über die lesbische Mädchenarbeit in den alten
Bundesländern

Projekte

Imi Paulus
Sozialwerk für Lesben und Schwule
„anyway“ Köln

„Und wenn ein Mädchen ein Mädchen liebt, steht die ganze Welt
Kopf!“ Ein Bericht über die lesbischen Mädchen und jungen Frauen
im „anyway“ – dem lesbisch-schwulen Jugendzentrum Köln

Gisela Wolf
FLUSS e.V. Freiburgs Lesbisches und Schwu-
les Schulprojekt

Lesbisch-schwule Aufklärungsarbeit für SchülerInnen in
Baden-Württemberg. Ein Bericht aus der Praxis

Zusammenfassung und Diskussion

„Und wenn's ein Mädchen ist?“ – Lesbische Liebe als Thema i

Lesbische und bisexuelle Mädchen. Ergebnisse der Studie „Sie liebt sie. Er liebt ihn. Zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin“

Die vorliegende Studie ist die erste, im deutschsprachigen Raum durchgeführte, empirische Untersuchung zur Lebenssituation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller. Der Umfrage liegen die Antworten von 217 Teilnehmenden – 106 Mädchen/Frauen und 111 Jungen/Männer, im Alter zwischen 15 und 27 Jahren – zu Grunde. 95% haben die deutsche, 5% eine andere bzw. zweite Staatsangehörigkeit. Außerdem sind die formal höher Gebildeten überdurchschnittlich stark vertreten. Dies lässt sich aus der gewählten Untersuchungsmethode erklären, da eine freiwillige, schriftliche Befragung erfahrungsgemäß nicht die geeignete Methode ist, um Personen mit formal niedrigeren Bildungsgrad zu erfassen.

Ziel der Umfrage war, die Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Familie, Schule, Beruf und Freizeit zu erforschen und den Bedarf an Beratung und Unterstützung zu ermitteln. Dabei interessierten insbesondere folgende Fragenkomplexe:

- Zeitpunkt und Verlauf des Coming outs
- Diskriminierungs- und Akzeptanzerfahrungen in der Familie, Schule und Freizeit
- Psychosoziale Belastungen und Gefährdungen
- Informations- und Unterstützungsbedarf in der Schule sowie am Arbeitsplatz und an der Universität
- Erfahrungen mit und Bedarf an Beratungs- und Unterstützungsangeboten

Die Verteilung erfolgte vorwiegend über lesbisch-schwule Einrichtungen, die Tages- und lokale Lesben- und Schwulenpresse sowie über die Abteilungen Jugend und die Jugendhilfeausschüsse der Bezirke.

Zeitpunkt und Verlauf des Coming outs

Das Alter, in dem jemand seine Gefühle zum gleichen Geschlecht wahrnimmt und zulässt, ist von Mensch zu Mensch sehr unterschiedlich. Am Anfang steht nicht die Gewissheit lesbisch oder bisexuell zu sein, sondern das Gefühl „anders“ zu sein. Die sexuelle Identitätsfindung und -entwicklung fällt in die Zeit der Pubertät und ist ein sehr folgen- und konfliktreicher Prozess.

Durchschnittlich mit 13,1 Jahren verlieben sich die befragten Mädchen/Frauen das erste Mal. Zunächst sehr häufig (43%) in einen gleichaltrigen Jungen, knapp ein Drittel (29%) verlieben sich das erste Mal in eine erwachsene Frau und 26% in ein gleichaltriges Mädchen. Die erste sexuelle Erfahrung machen über die Hälfte mit einem Jungen/Mann, lediglich 26% haben erste intime Erfahrungen mit einem Mädchen/einer Frau bzw. nur mit Mädchen/ Frau. Mehr als ein Drittel (37%) der Befragten mit lesbischen Erfahrungen sind zu diesem

Zeitpunkt jünger als 18 Jahre, 10% ist jünger als 16 Jahre und ein Drittel von ihnen war 20 Jahre oder älter. Das bedeutet, insgesamt machen über die Hälfte von ihnen vor ihrem 18. Geburtstag heterosexuelle Erfahrungen und ein Drittel lesbische. So geschehen auch die ersten heterosexuellen Erfahrungen durchschnittlich früher im Alter von 16,6 Jahren und die homosexuellen Erfahrungen eher später im Alter von 18,7 Jahren.

Die ersten Gefühle des „Andersseins“ haben die Mädchen im Durchschnitt im Alter von 15 Jahren, 20% bereits vor ihrem 14. Geburtstag. Das Durchschnittsalter, in dem die ersten homoerotischen Gefühle wahrgenommen werden (15 Jahre), liegt deutlich vor dem Durchschnittsalter der ersten homo-sexuellen Erfahrung (18,7 Jahre). Dies lässt vermuten, dass sich die Mädchen und jungen Frauen, die ja überwiegend zunächst heterosexuelle Beziehungen hatten – bewusst oder unbewusst –, zunächst dafür entscheiden, ihre homoerotischen Gefühle zu verdrängen. Entscheidend für das Zulassen verdrängter homoerotischer Gefühle ist häufig der Kontakt zu anderen Menschen mit gleichgeschlechtlicher sexueller Orientierung oder die Erschließung von Informationsquellen über lesbische bzw. bisexuelle Lebensweisen, Treffpunkte oder Gruppen. Bereits zwischen dem 16. und 19. Lebensjahr sind sich 50% der Befragten sicher, lesbisch oder bisexuell zu sein. 42% haben diese Sicherheit vor ihrem 18. Geburtstag und 15% sind jünger als 16 Jahre. Die Phase des Coming outs dauert bei den weiblichen Teenagern von wenigen Monaten bis zu acht Jahren. Bei einem **Viertel** der Mädchen und Frauen, die sich sicher sind, lesbisch oder bisexuell zu sein, dauert die Phase des inneren Coming outs höchstens ein Jahr oder weniger. Bei 16% vergehen zwei bis drei Jahre, bei 22% vier bis fünf und bei 14% dauert es mehr als sechs Jahre. Der Weg von der inneren Verleugnung bis zur Selbstakzeptanz passiert häufig in der Isolation. Mädchen mit gleichgeschlechtlicher Orientierung fürchten häufig aufgrund ihres „Andersseins“ ausgegrenzt zu werden und reden in der Regel

erst mit anderen über ihre Gefühle, wenn sie sich Klarheit über ihre sexuelle Identität verschafft haben. Der Kontakt zu anderen lesbischen oder bisexuellen Mädchen und Frauen hilft, sich ihrer sexuellen Identität sicher zu werden, negative Stereotypen abzubauen und ein positives Selbstbild zu entwickeln. Dabei sind die sexuellen Erfahrungen nicht der Auslöser der sexuellen Identitätsbildung, eher bestätigen sie die bereits vorhandenen Gefühle und tragen zur Stabilisierung und Sicherheit bei. Das Ausmaß und die Dauer der inneren Konflikte hängt von unterschiedlichen Umständen ab, wie z.B. von der Familie, dem sozialen Hintergrund, dem sozialen Umfeld, von Schule und Freundeskreis.

Nachdem die Jugendlichen Klarheit über ihre sexuelle Orientierung haben, beginnt für die meisten das Coming out im sozialen Umfeld, der Familie, Freunde, Schule, Arbeitsplatz oder Uni. 96% sprechen mit anderen über ihre gleichgeschlechtliche Orientierung. Zunächst werden Freundinnen und Freunde sowie Familienmitglieder ins Vertrauen gezogen. Drei von vier sprechen mit Freundinnen und Freunden, mehr als **drei Viertel** geben an, sich ihren Eltern oder zumindest einem Elternteil gegenüber geoutet zu haben. Nur ein Achtel der Mädchen/Frauen gibt an, völlig offen lesbisch zu leben.

Diskriminierungs- und Akzeptanz Erfahrungen in der Familie, Schule und Freizeit

61% der befragten Mädchen und Frauen vollziehen innerhalb eines Jahres das Outen gegenüber ihren Eltern. Ein Drittel von ihnen erhält ausschließlich positive, jedes vierte Mädchen berichtet von ausschließlich negativen und 22% von ambivalenten Reaktionen, d.h. zunächst ablehnend, dann akzeptierend. Das bedeutet, dass zumeist mindestens ein Elternteil negativ auf das Lesbischsein ihrer Tochter reagiert. Die Selbstverständlichkeit, mit der sich Eltern heterosexueller Kinder dafür interessieren, ob die Tochter schon einen Freund hat und wer er ist und was er denn macht usw. erleben lesbische Mädchen eher selten. Das Thema der ersten Liebe und Schwärmerei wird häufig gemieden und fallen gelassen.

Referate

„Und wenn's ein Mädchen ist?“ – Lesbische Liebe als Thema i

Anderen erwachsenen Bezugspersonen, wie beispielsweise LehrerInnen, SozialpädagogInnen, ErzieherInnen und AusbilderInnen vertrauen sich Jugendliche mit gleichgeschlechtlicher Orientierung, eher selten an und sie erhalten auch bei ihnen wenig Unterstützung und Informationen.

Ein Drittel der Befragten gibt an, mit ihren LehrerInnen bzw. AusbilderInnen, darüber gesprochen zu haben. Die Reaktionen waren überwiegend akzeptierend oder gleichgültig. Jedoch ist zu berücksichtigen, dass eine sehr genaue Auswahl derjenigen vorgenommen wird, denen sich die Jugendlichen letztlich anvertrauen. Diese Gleichgültigkeit, die vor allem Lehrerinnen und Lehrer zeigen, kann positiv im Sinne von „ihr ist es egal, es stört sie nicht“ interpretiert werden. Sie kann auch ein Desinteresse, eine peinliche Betroffenheit oder Unsicherheit, über das Thema zu sprechen, bedeuten, die sich darin ausdrückt, dass man es vorzieht, dazu nichts zu sagen.

Teenager, die außerhalb des Elternhauses untergebracht wurden, berichten, dass sie in diesem Rahmen die Entwicklung ihrer sexuellen Orientierung nur versteckt bis gar nicht voranbringen können, da sie sozialem Druck durch die Peers wie auch durch die MitarbeiterInnen ausgesetzt sind, die sich im Umgang mit Lesbisch- bzw. Schwulsein nur in Einzelfällen auch als kompetente RatgeberInnen und BetreuerInnen erweisen.¹ 90% der Freundinnen und Freunde reagieren akzeptierend auf das Coming out ihrer nun lesbischen Freundin, auch die Reaktionen der MitschülerInnen sind überwiegend akzeptierend, jedoch berichten nur wenige von anderen positiven Reaktionen. Mehr als die Hälfte der Mädchen outen sich auch gegenüber Kolleginnen und Kollegen und fühlen sich überwiegend akzeptiert und integriert.

Drei Viertel der weiblichen Befragten haben schon einmal aufgrund ihrer sexuellen Orientierung negative Reaktionen erhalten. Mehr als die Hälfte berichtet von Beschimpfungen und Beleidigungen, jede Vierte erlebte einen Kontaktabbruch und jede

Zehnte hat schon einmal körperliche Gewalt wegen ihrer sexuellen Orientierung erlebt. Benannt werden außerdem störende Blicke (4%), Ausschluss aus der Gruppe und sexuelle Belästigung.

Psychosoziale Belastungen und Gefährdungen

In dieser schwierigen Lebenssituation greifen viele zu alarmierenden Bewältigungsstrategien. Mehr als die Hälfte aller Befragten reagiert mit unmäßigem Alkohol- und Drogenkonsum, Ess-Störungen und Selbstverletzungen sowie mit Suizidversuchen auf diese belastende Situation. Andere Reaktionsformen sind Beziehungsstörungen, psychosomatische Störungen, die zu psychischen Erkrankungen führen können, Brüchigkeiten bei der Bildungslaufbahn und der beruflichen Integration. Nur 1% der Befragten gibt an, dass sie noch nie größere Probleme hatten. Suizidversuche sind die gravierendste Form, auf Ausgrenzungsprozesse zu reagieren. Untersuchungen über die Suizidgefährdung von Jugendlichen gehen davon aus, dass etwa **vier Prozent** gefährdet sind.

In der vorliegenden Studie geben 18% aller Befragten an, bereits wenigstens einen Suizidversuch hinter sich zu haben. Das bedeutet, die Suizidgefährdung junger Lesben, Schwuler und Bisexueller ist tendenziell mehr als viermal so hoch wie der der heterosexuellen Gleichaltrigen. US-amerikanische Studien gehen sogar von 30% aus. Die Suizidversuche werden überwiegend zwischen dem 12. und dem 18. Lebensjahr verübt, bei den Mädchen vorwiegend im Alter von 12 bis 16 Jahren, d.h. sie finden vor und während des Coming outs statt. Fast immer handelt es sich nicht um einen einzigen Grund, der eine Krise auslöst, sondern um ein ganzes Ursachenbündel. Genannt wird vor allem Einsamkeit (84%), das Gefühl, mit niemandem über die eigenen Gefühle sprechen zu können (37%), und – vor allem von den Mädchen und Frauen angegeben – Probleme mit den Eltern und Hauptbezugspersonen (63%).

Zusätzliche Belastungsfaktoren, die ein Suizidrisiko erhöhen, sind der Ausschluss

¹Vgl. gleich & gleich e.V. Senatsverwaltung Schule, Jugend und Sport – Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen u.a. (1999): ...gar nicht so einfach! Junge Lesben und Schwule in der Jugendhilfe. Dokumentation. Berlin

n der Mädchenarbeit

aus einem der sozialen Bereiche wie Familie, Freundeskreis, Schule, Arbeitsplatz, Universität. Außerdem spielen Herkunft und Bildung eine Rolle, denn je niedriger das Bildungsniveau und die soziale Schicht, umso schwieriger ist es für diese Jugendlichen, ein positives Selbstkonzept hinsichtlich ihrer sexuellen Identität zu entwickeln. Selten werden lesbische oder bisexuelle Mädchen von ihrer sozialen Umwelt als „andersartige“ und doch gleichwertige Mädchen angenommen. Vor diesem Hintergrund gehen Mädchen und Frauen mit gleichgeschlechtlicher Orientierung auch immer wieder heterosexuelle Beziehungen ein, um ihr Lesbischsein zu verbergen. Andere leben Frauenbeziehungen, ohne sich je als lesbisch oder bisexuell zu bezeichnen. Insbesondere Mädchen, die eine lesbische oder bisexuelle Identität entwickeln, bekommen durch ihr heterosexuelles Umfeld das Gefühl, einsam (die Einzige) zu sein. Sie sind in der Zeit der Identitätsentwicklung und mit der Anforderung, neue Lebensperspektiven und -formen zu erschließen, auf sich allein gestellt. Jedoch stehen diejenigen, die den Schritt nach außen wagen, in der Regel besser da als diejenigen, die verschweigen. Ihre Umwelt weiß wenigstens um ihre Lebensform und stabilisiert – wenn auch eher ungewollt – mit allen Reaktionen, unabhängig davon ob positiv oder negativ, ihre lesbische Identität.

Informations- und Unterstützungsbedarf in der Schule sowie am Arbeitsplatz und an der Universität

Zum Zeitpunkt des Aufkeimens der ersten erotischen Gefühle zum gleichen Geschlecht haben mehr als die Hälfte der Befragten eine oder nur negative (d.h. abwertende oder sehr abwertende) Informationen über Lesbischsein bzw. Bisexualität und nur 38% haben positive (d.h. akzeptierende oder sehr positive) Informationen. 35% hören in der Schule etwas über Homosexualität, davon 15% explizit über Lesbischsein und lediglich 3% erleben eine ausführliche Behandlung der Themen Lesbischsein, Schwulsein und Bisexualität. Die am häufigsten genannten Informationsquellen sind Gespräche mit anderen Personen, daneben spielen

das Fernsehen, Jugendmagazine und Broschüren eine wichtige Rolle. Zu diesem sehr frühen Zeitpunkt informieren sich nur 7% der Mädchen in einer Beratungsstelle.

Erfahrungen mit und Bedarf an Beratungs- und Unterstützungsangeboten

Die meisten der Befragten haben schon mal jemanden um Rat gebeten. Zunächst werden Freundinnen und Freunde ins Vertrauen gezogen, danach folgen professionelle Beratungsstellen. Mehr als die Hälfte der Mädchen war schon in einer Beratungsstelle. Dabei suchen die meisten von ihnen lesbisch-schwule Institutionen auf. Die Gründe für den Besuch entsprechen den genannten Ursachen für die Probleme: Fragen zu oder Probleme mit der Homosexualität, Einsamkeit, psychische Probleme, Probleme mit den Eltern. Die gestellten Erwartungen sind etwas andere. Über 70% wünschen sich Kontakt zu anderen Lesben, Schwulen und Bisexuellen. Knapp 70% wollen Informationen über Homosexualität erhalten und mehr als die Hälfte suchen Anschluss an eine Coming out – oder Selbsthilfegruppe. Viele der Befragten haben den Weg in eine schwul-lesbische Beratungsstelle gefunden. Nichthomosexuelle Einrichtungen werden kaum zur Beratung und Unterstützung aufgesucht. Die jungen Berliner Lesben zeigen in ihren Antworten einen hohen Bedarf an Beratungs-, Hilfs- und Kontaktangeboten und wünschen sich auch an ihrem Arbeitsplatz und Ausbildungsplatz mehr Information (75%), Projekttag und Schwerpunktveranstaltungen, sowie Ansprechpartnerinnen für Fragen zum Thema Homo-/Bisexualität.

Schlussfolgerung

Lesbische und bisexuelle Mädchen im Coming-out-Prozess finden häufig keine adäquaten Angebote vor. Spezielle Räume müssen sie sich erst erschließen. Was bleibt, ist der lang anhaltende Rückzug in sich selbst. Dazu kommt, dass viele Mädchen sich nicht auf ihre sexuelle Orientierung festlegen lassen wollen. Sie wissen oft nicht: bin ich lesbisch, bisexuell oder sind meine homoerotischen Gefühle nur einem Mädchen bzw. einer Frau gegenüber vorhanden? Ihnen wird eine Entscheidung

„Und wenn's ein Mädchen ist?“ – Lesbische Liebe als Thema i

abverlangt, die sie häufig überfordert. In nicht speziell auf lesbische und schwule Jugendliche ausgerichteten Jugendeinrichtungen finden sie meist keinen Austausch und keine Identifikationsmöglichkeiten für ihre Gefühle. Schaffen sie den Weg zu lesbischen Jugendgruppen, Cafés und Diskotheken, so werden sie sehr schnell festgelegt auf ihr Lesbischsein, das sie so für sich noch nicht annehmen können. Der Weg „zurück“ wird ihnen dadurch abgeschnitten, sie befinden sich im Niemandsland, weil es kein „Dazwischen“ gibt.

Dies bedeutet einen Spagat zu vollziehen zwischen dem gewohnten Freundinnenkreis und Umfeld und den neuen homosexuellen Bezügen. Jugend- und Mädchenarbeit sollte so konzipiert sein, dass Mädchen, unabhängig davon ob sie lesbisch, bi- oder heterosexuell sind, ihre Räume haben, zwischen denen sie wechseln und verschiedene Bezüge herstellen können.

Die Ergebnisse der Studie weisen auf Problemlagen hin, die tendenziell bei der sexuellen Identitätsentwicklung auftreten können.

Die Studie weist außerdem Lücken auf, denn wie die Daten deutlich zeigen, finden die Lebenslagen von Jugendlichen mit einer nichtdeutschen oder bikulturellen Herkunft, sowie diejenigen aus sozialen schwachen Milieus keine Berücksichtigung. Die Frage, warum diese Gruppen von Jugendlichen nicht erreicht wurden, ist zu untersuchen.

Jugendliche Migrantinnen und diejenigen aus sozial schwachen Milieus, die eine lesbische oder bisexuelle Identität entwickeln, haben spezifische Probleme und müssen stärker in den Fokus parteilicher Mädchenarbeit und Mädchenforschung sowie der lesbisch-schwulen Jugendarbeit rücken.

Gabriela Herwig
Senatsverwaltung für Schule,
Jugend, Sport; Fachbereich für
gleichgeschlechtliche Lebensweisen,
Berlin

Rück- und Überblick über die lesbische Mädchenarbeit in den alten Bundesländern

Seit Beginn der feministischen Mädchenarbeit sind die Themen „lesbische Sexualität“ und „lesbische Lebensweisen“ sowie die Zielgruppe der lesbischen Mädchen und Frauen besonders im Blickfeld der Mädchenarbeiterinnen. Jedoch gibt es bis heute keine zentrale Stelle zur Dokumentation der Geschichte lesbischer Mädchenarbeit und ihrer zahlreichen Projekte und Erfahrungen.

Die bestehende aktuelle Vernetzung der Einrichtungen und Pädagoginnen umfasst nicht alle Angebote für lesbische Mädchen, zum einen deshalb, weil sie sich in unterschiedlichen Bewegungen und Arbeitsfeldern entwickelt haben, zum anderen, weil den Projekten wenig Geld zur Dokumentation und Vernetzung zur Verfügung steht. So ist dieser Beitrag nach meinem persönlichen Wissen erstellt und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Die 70er Jahre

Formierung der Frauen- und der Schwulenbewegung

Lesben integrieren sich in beiden Bewegungen, in politischen Gruppen sind auch sehr junge Frauen.

Die 80er Jahre

Formierung feministischer pädagogischer Arbeit ohne Berücksichtigung lesbischer Mädchen und Frauen

- Lesbische Mädchen schließen sich mit schwulen Jugendlichen in Gruppen zusammen (1980 Schwusel – Verband schwul-lesbischer Jugendlicher in Hamburg, nach derzeitigen Adressenlisten 17 weitere in der damaligen BRD)
- Insgesamt fünf bundesweite schwul-lesbische Jugendtreffen (ca. 30% Lesben)
- Erste Elterngruppe homosexueller Töchter und Söhne. Erscheinen des Buches „Kein Platz für lesbische Mädchen – Beeinträchtigungen und Möglichkeiten für Konzepte lesbischer Mädchenarbeit“ von Bea Trampenau, 1988
- Mädchentreffen auf Berliner Lesbenwoche (1986–1991)

Die 90er Jahre

Institutionalisierung feministischer Frauen- und Mädchenarbeit unter Berücksichtigung lesbischer Interessen

- Gründung von JungLesbengruppen in Mädchen- und Lesben/Lesben-Schwulen-Einrichtungen
- erste Gruppen in den neuen Bundesländern, vgl.a. in Lambda schwul-lesbische Jugendgruppen
- JungLesbentreffen auf Lesbenfrühlingstreffen seit 1994
- Bildung des bundesweiten Arbeitskreises „JungLesbenarbeiterinnen“ 1992
- Herausgabe des Buches „Eigentlich hab' ich es schon immer gewußt – Lesbisch-feministische Arbeit mit Mädchen und jungen Lesben“ vom AK „JungLesbenarbeiterinnen“ 1996
- Gründung des Bundes-Dachverbandes der Elterngruppen 1998

Differenzierte Angebote entwickeln sich:

JungLesbengruppen in Mädchen-einrichtungen

sind meist davon abhängig, ob lesbische Pädagoginnen in den Einrichtungen arbeiten – konzeptionell ist lesbische Mädchenarbeit selten verankert und spezifisch nach lesbischen Mitarbeiterinnen wird selten gesucht, z.B.:

- Mädchentreff Ragazza von IMMA e.V., München, und Mädchentreff Wiesbaden seit 1991 spezifisches Angebot, seit 1999 keine lesbische Pädagoginnen mehr, also auch keine Angebote mehr.
- Kiel hat sogar drei Angebote: Mädchentreff



Bea Trampenau
Hamburg

„Und wenn's ein Mädchen ist?“ – Lesbische Liebe als Thema i

Mona Lisa seit 1985 im Konzept, Mädchen-treff und Autonomes Mädchenhaus

- Herford seit 1998, Mainz, Osnabrück, Bremen, Mannheim seit 2000, Berlin, Regensburg, Hannover, Bielefeld, Freiburg, Gießen

JungLesbengruppen in Lesbeneinrichtungen

JungLesbenarbeit wird meist bei Gründung im Konzept berücksichtigt.

- Lesbenverein Intervention e.V., schwul-lesbische Jugendgruppen seit 1983, lesbische Mädchengruppen seit 1989, seit 1998 JungLesbenZentrum
- LIBS Frankfurt
- Lesbenberatungsstelle Kulmerstr. Berlin, seit 1990 JungLesbenarbeit
- Lesbentelefon Göttingen ehrenamtlich seit 1991

Lesbisch-schwule Jugendarbeit

Schwul-lesbische Jugendgruppen bestehen v.a. in den neuen Bundesländern und in Kleinstädten ohne Frauenprojekte-Strukturen. Nach einer noch nicht endgültig ausgewerteten Fragebogenaktion heißen zwar viele Gruppen „schwul-lesbisch“, aber in 50% der Gruppen sind keine lesbischen Mädchen, in 30% sind unter 25% Mädchen und in nur 5% besteht Parität.

Schwul-lesbische Jugendprojekte:

- (glf-) Sozialwerk Köln, seit 1998 schwul-lesbisches Jugendzentrum „anyway“ mit spezifischer JungLesbenarbeit
- Lambda – Bundesverband v.a. in Berlin, seit 1997 JungLesbengruppen, gemischte Sommerfreizeiten, ca. 25% Mädchen
- „Na sowas“ – Bad Oldesloe, schwul-lesbische Jugendarbeit für Schleswig Holstein
- Betreutes Wohnen „Gleich und Gleich“ Berlin mit lesbischer Mädchengruppe
- Aufklärungsprojekte in Schulen, z.B. Soorum Hamburg, FLUSS Freiburg, SchIAu in Düsseldorf

Allgemeine Jugendarbeit

Auch hier ist die Existenz lesbischer Mädchenarbeit davon abhängig, ob lesbische Pädagoginnen in den Einrichtungen arbeiten.

- Jugendbildungsstätte Kaubstr., Berlin, seit

1993 Seminare für lesbische Mädchen

- Jugendleiterinnen der evangelischen Kirche, z.B. Dreieck in Hamburg
- Pfadfinderinnenbünde, zeitweise Seminare zum Thema Frauenliebe

Ausblick

Seit Mitte der 90er Jahre ist der Umgang mit lesbischen Mädchen und Frauen offener geworden. Es ist zu beobachten, dass es mehr Angebote für lesbische Mädchen z.B. in Form von Coming-out-Gruppen oder Freizeitgruppen gibt. Ebenso ist das Thematisieren lesbischer Lebensweisen und lesbischer Sexualität nicht mehr so tabuisiert wie noch Anfang der 90er Jahre. Dennoch, das Ziel, nämlich die Gleichbehandlung von Menschen unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung in allen gesellschaftlichen Bereichen ist längst noch nicht erreicht. Dieses Ziel, für dessen Erreichung die Aufklärung und Information über sexuelle Orientierungen relevant ist, wird auch in Zukunft ein wichtiger Aspekt sexualpädagogischer (Mädchen-)Arbeit sein.

Hierfür müssen die Arbeitsfelder, in denen lesbische Mädchenarbeit stattfindet, besser vernetzt und die Arbeit muss dokumentiert werden. Bis heute wird die Arbeit mit lesbischen Mädchen ausschließlich in feministischen Zusammenhängen reflektiert. Das Arbeitsgebiet „lesbische Mädchenarbeit“ muss in pädagogischen Konzeptionen verankert werden, so dass Angebote für lesbische Mädchen nicht abhängig von der Anstellung und Bereitschaft lesbischer Pädagoginnen sind. Die unterschiedlichen Arbeitsfelder haben nebeneinander ihre Berechtigung, da es die Vielfalt lesbischer Mädchen widerspiegelt.

**Bea Trampenau
Intervention e.V.,
Hamburg**

„Und wenn ein Mädchen ein Mädchen liebt, steht die ganze Welt Kopf!“ Ein Bericht über die lesbischen Mädchen und jungen Frauen im „anyway“ – dem lesbisch-schwulen Jugendzentrum in Köln

Ja – es ist wirklich wahr, wir haben es in Köln: das erste lesbisch-schwule Jugendzentrum Deutschlands. Die Jugendlichen selbst gaben dieser Institution den Namen „anyway“. Wie man in der Presse verfolgen konnte, sind die Türen des „anyway“ seit Dezember 1998 für alle lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen, und solche, die sich mit lesbisch-schwulem Leben beschäftigen, geöffnet.

„Was ist das für ein Zentrum?“ „Wieso gibt es das?“ „Was passiert in so einem Haus?“ „Ist es denn notwendig für lesbische und schwule Jugendliche ein eigenes Zentrum zu haben? Bedeutet das nicht mehr Separation und damit Vertiefung von Isolation?“ Solche und ähnliche Fragen werden uns immer wieder gestellt.

Ich möchte in den folgenden Ausführungen Antworten darauf geben und damit die Bedeutung eines lesbisch-schwulen Jugendzentrums näher erläutern. Im zweiten Teil werde ich dann differenzierter auf die Arbeit mit den jungen Lesben im „anyway“ eingehen.

Warum ein Jugendzentrum für lesbische und schwule Jugendliche?

Der Träger des „anyway“ ist das Sozialwerk für Lesben und Schwule e.V. in Köln, der in diesem Jahr sein 25-jähriges Jubiläum feiert. Das Sozialwerk ist ein ursprünglich ehrenamtlich geführtes Selbsthilfeprojekt von lesbischen Frauen und schwulen Männern, die anderen Lesben und Schwulen Beratung in ihren persönlichen Lebensfragen anbieten und Möglichkeiten schaffen andere kennen-

zu lernen. Heute ist das Sozialwerk ein mit öffentlichen Mitteln geförderter Verein mit zwei starken Säulen: der Beratungsstelle und dem Jugendzentrum. Mittlerweile also ein kleines Unternehmen mit fünf hauptamtlich beschäftigten PädagogInnen, von denen zwei mit je einer halben Stelle das lesbisch-schwule Jugendzentrum leiten. Im „anyway“ arbeiten außerdem eine Berufspraktikantin, ein Honorarmitarbeiter und ca. 30 ehrenamtlich engagierte lesbische und schwule Jugendliche aus der BesucherInnenschaft.

Die telefonischen und persönlichen Beratungsanfragen häuften sich in der langen Tradition des Sozialwerks und mit Beginn der 90er Jahre nahmen ganz besonders die Anfragen jüngerer Menschen zu. Ihr Bedürfnis war es aber nicht, vorrangig Probleme zu besprechen, sondern vielmehr hatten sie den Wunsch und die Hoffnung, andere Jugendliche treffen zu können, die genauso fühlten wie sie.

Da es bisher in Köln kein Angebot für junge Lesben und Schwule gab, wurden Anfang 1994 zwei Jugendgruppen eingerichtet,



Imi Paulus
Köln

„Und wenn's ein Mädchen ist?“ – Lesbische Liebe als Thema i

eine für lesbische und eine für schwule Jugendliche. Für die ehrenamtliche Leitung der Jungengruppe konnte ein Sozialpädagoge gefunden werden, die Mädchen wurden von Projektstudentinnen betreut. Die Gruppen wuchsen sehr schnell in ihrer TeilnehmerInnenzahl. Nahezu 120 Jugendliche kamen aus Köln und einem Umfeld von bis zu 100 Kilometer Entfernung einmal wöchentlich in das Schwulen- und Lesbenzentrum Schulz, um an den Jugendgruppenangeboten teilzunehmen.

Man kann sich vorstellen, dass, wenn eine solche jugendliche „Horde“ ein Café bevölkert, sich dann auch ein Bedürfnis nach eigenen Räumen entwickelt, verbunden mit dem Wunsch, Getränke zu jugendgerechten Preisen zu bekommen, die Möglichkeit zu haben, ein Plakat aufzuhängen und nicht am gleichen Abend wieder abnehmen zu müssen oder einfach Platz zu haben, um Billard oder Kicker zu spielen. So wurde die damals noch „fixe Idee“ eines eigenen Jugendzentrums geboren und diese Idee entpuppte sich als gar nicht so unvorstellbar. Der damalige Gruppenleiter, heute mein Kollege im Leitungsteam, griff diesen Wunsch der Jugendlichen auf und entwickelte ihn mit den hauptamtlichen KollegInnen des Sozialwerks weiter. Es wurde eine Konzeption erarbeitet, die das Bedürfnis und die Notwendigkeit eines lesbisch/schwulen Jugendzentrums dokumentierte. Zu diesem Zeitpunkt übernahm ich die Leitung der jungen Lesbengruppe.

Nach der Fertigstellung der Konzeption begann der schwierige Weg der Umsetzung

Alle Personen, die unserer Meinung nach in Fachkreisen und auf politischen Ebenen mit besonderem Einfluss waren, haben wir angeschrieben und ihnen unser Konzept gesendet, mit der Bitte um ein persönliches Gespräch. In den darauf folgenden Terminen wurde immer wieder die Frage nach der Notwendigkeit eines solchen Jugendzentrums an uns herangetragen. Warum können lesbische und schwule Jugendliche nicht in bestehende andere Jugendzentren integriert werden? Zu diesen Fragen war sehr viel Aufklärungsarbeit notwendig. Als

erstes muss man und frau den Lebenshintergrund von jungen Menschen verstehen, die sich mit Liebesgefühlen und Beziehungswünschen gegenüber ihrem gleichen Geschlecht beschäftigen.

Nach wie vor werden lesbisch/schwule Lebensformen in unserem Alltag fast gar nicht thematisiert. Weder in der Familie noch im Kindergarten oder im Aufklärungsunterricht der Schulen lernen die Kinder etwas über die Existenz von homosexuellen Lebensformen, oder – wenn sie überhaupt erwähnt wird – dann eher abwertend.

Wie müssen sich da Jugendliche fühlen, die ihre ersten zarten Verliebtheitsgefühle gegenüber dem gleichen Geschlecht entdecken und aufgrund fehlender Aufklärung nicht richtig einordnen können, was mit ihnen los ist. Manche glauben, sie befänden sich in einer komischen Phase, auf jeden Fall seien sie anders als die anderen und vielleicht auch nicht normal, oder sogar krank.

Es dauert eine ganze Weile, bis sie diese Gefühle auch als angenehm und schön akzeptieren können. Deshalb bleiben, auch heute noch, fast alle lesbischen Mädchen und schwulen Jungen mit ihren Gefühlen unverhältnismäßig lange für sich allein. Oft dauert es Wochen und Monate, manchmal sogar Jahre, bis sie den Mut entwickelt haben und sich trauen, irgend jemanden in ihre geheimen Sehnsüchte einzuweihen.

Man kann sich vorstellen, wie wichtig für die weitere Entwicklung eines gesunden Selbstbewusstseins hier die verständnisvollen Eltern, LehrerInnen und FreundInnen sind, die eine solche Situation wohlwollend unterstützen können.

Da dies aber meistens nicht der Fall ist, bedeutet das, dass lesbische und schwule Jugendliche sich in den meisten gesellschaftlichen Lebenssituationen allein und isoliert fühlen. Sie kennen keine anderen und haben Angst, mit ihrer gleichgeschlechtlichen Orientierung entdeckt und abgelehnt zu werden.

n der Mädchenarbeit

Und selbst, wenn sie das Glück haben, ein liberales Umfeld von Familie, FreundInnen und Schule zu erleben, fehlen ihnen trotzdem andere Gleichgesinnte, zu denen sie Kontakt haben, sich austauschen und Liebesbeziehungen aufnehmen können.

Zu der Frage, warum sich lesbische Mädchen und schwule Jungen nicht so ohne weiteres in andere Jugendzentren einfügen, können wir aus zahlreichen Schilderungen feststellen, dass der Versuch von lesbisch/schwulen Jugendlichen, Freundinnen und Freunde in einem Jugendzentrum zu finden, oft an massiver Diskriminierung scheitert. Falls sie dennoch neutrale oder positive Begegnungen erleben, empfinden sie sich als Einzige und damit eher exotisch, was auch nicht selten zu problematischer Selbstablehnung und innerer Isolation führt.

Oft berichten uns die Jugendlichen, wie wichtig für sie die Begegnung an einem Ort wie dem „anyway“ ist. Hier erleben sie oftmals zum ersten Mal eine Normalität ihrer Lebensform wie sie es sich überhaupt nicht vorstellen konnten. Alle MitarbeiterInnen sind lesbisch bzw. schwul und leben dies offen und selbstbewusst. Für viele Fragen können sie fachlich kompetent, lebenserfahren und besonders verständnisvoll den jungen Menschen beiseite stehen und sie so in ihrer Entwicklung zu einer selbstbewussten lesbischen bzw. schwulen Identität unterstützen.

Sicherlich gibt es auch Jugendliche, die sich unsicher sind, was sie für wen empfinden und sich nach einiger Zeit der Begegnung eher für die heterosexuelle Richtung entscheiden. Diesen bietet das „anyway“ eine wertvolle Orientierungshilfe für den weiteren Lebensweg.

Die Entstehungsgeschichte des „anyway“

Wir konnten nicht nur mit unserem sorgfältig ausgearbeiteten Konzept für das Jugendzentrum nach und nach die kritischen Geister überzeugen: ein spektakulärer Erfolg stellte auch das Engagement von ca. 40 unserer Jugendlichen dar, die zum Weltaidstag am 1.12.97 mit ihrer Demonstration

vor dem Rathaus der Stadt Köln den ehemaligen Oberbürgermeister Norbert Burger in einem zweistündigen Gespräch überzeugen konnten, wie wichtig die pädagogische Betreuung für sie ist und – damit verbunden – wie dringend auch eigene Räumlichkeiten gebraucht werden.

Dieses Gespräch bewirkte eine gezielte Überprüfung des Haushaltsbudgets der Stadt Köln, mit dem Ergebnis, dass eine Einigung mit dem Land NRW zur Finanzierung eines lesbisch/schwulen Jugendzentrums als dreijähriges Modellprojekt mit zwei halben hauptamtlichen Stellen bewirkt werden konnte. Ausschlaggebend für diese Entwicklung war die Tatsache, dass die lesbischen Mädchen und schwulen Jungen aus ganz NRW anreisten und somit bis zu 100 Kilometer Anfahrt in Kauf nahmen.

Nun gibt es also das „anyway“ inzwischen gut eineinhalb Jahre seit seiner Eröffnung.

Was ist los im „anyway“ und wie wird es angenommen?

Das „anyway“ liegt zentral in der Innenstadt und ist sehr gut mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen. Das Jugendzentrum besteht aus zwei Etagen mit rund 250 qm Fläche. Im Eingangsbereich im Erdgeschoss ist ein schönes großes Café mit riesiger Fensterfront, was die freundliche und lichte Atmosphäre des Zentrums unterstützt. Hier sind alle Jugendlichen zwischen 14 und 25 Jahren herzlich willkommen.

Das Café ist der zentrale Ort im „anyway“. An zwei Tagen in der Woche ist das Jugendzentrum für alle BesucherInnen geöffnet, jeweils ein Tag ist ausschließlich für die Mädchen bzw. für die Jungen reserviert. In erster Linie ist der Cafébereich ein niedrigschwelliges Angebot. Die Jugendlichen können das „anyway“ besuchen wie irgendetwas anderes Café. Von dort aus können sie sich durch Informations- und Plakatkündigungen über die Aktivitäten im Haus und den nahe gelegenen lesbisch/schwulen Szeneangeboten informieren. Durch den persönlichen Kontakt an der Theke können sie aber auch direkt Informationen erhalten

Projekte



Quelle: Jugendtreff „anyway“ des Sozialwerks für Lesben und Schwule e.V.

„Und wenn's ein Mädchen ist?“ – Lesbische Liebe als Thema i

und zum Beispiel an die MitarbeiterInnen des „anyway“ weitergeleitet werden. Darüber hinaus gibt es aber auch eine besondere Aufmerksamkeit für neue BesucherInnen, indem sie – wenn möglich – von einer der MitarbeiterInnen begrüßt werden und zum Beispiel das Haus gezeigt bekommen. Das Café lädt ein, um gemütlich zu sitzen, etwas zu trinken oder eine Kleinigkeit zu essen, zum Lesen oder Quatschen und um andere kennen zu lernen. Ganz besonders beliebt sind die Spielangebote wie Kicker, Dart oder auch das ein oder andere Gesellschaftsspiel.

In der oberen Etage befinden sich die Büros und die Gruppenräume. Sowohl die Mädchen als auch die Jungen haben einen eigenen Raum, den sie selber gestalten können. Diese Räume sind mit Computern ausgestattet, von denen sie aus kostenfrei im Internet surfen können. Und wie zu erwarten, hat auch diese Beschäftigung einen hohen Attraktivitätsgrad.

Die Jugendlichen, die zu unseren StammbesucherInnen zählen, haben zum Teil auch großes Interesse daran, etwas für andere zu organisieren. Hierzu zählen ihre Ideen für Freizeitaktivitäten, aber auch die Verwirklichung ihrer politischen Ideen z.B. durch die Präsenz in der Öffentlichkeit.

Beispielhaft möchte ich nun einige davon nennen:

Es gibt sowohl bei den jungen Lesben als auch bei den jungen Schwulen ein Organisationsteam, die sich unter den Namen „Bad Girls“ und „Boy Treck“ präsentieren und sich für besondere Angebote ihrer spezifischen Tage engagieren.

Es gibt ein Internetredaktionsteam, bestehend aus Mitarbeiterinnen des „anyway“ – und Jugendlichen, die zur Zeit an der Entstehung der „anyway“-eigenen Homepage basteln.

Die jungen Lesben haben eine eigene kleine Lesbenbibliothek gegründet, aus Spenden von Verlagen, Buchläden und Privatperso-

nen. Die Bibliothek wird von drei jungen Frauen selbständig verwaltet und die anderen Mädchen können einmal wöchentlich kostenfrei Bücher ausleihen.

Gerade frisch erschienen ist die erste Ausgabe unserer hauseigenen Zeitung mit dem Titel „Fein Raus“. Hier werden alle Themen aufgegriffen, die rund ums „anyway“ kreisen und auch ansonsten in irgendeiner Weise lesbische und schwule Jugendliche interessieren könnten. Das Jugendlichenteam besteht aus Lesben und Schwulen und wird zur Zeit von einer Praktikantin geleitet.

Sowohl bei den Jungen als auch bei den Mädchen gibt es ein Discoteam, das einmal monatlich eine Partyveranstaltung im „Schulz“ durchführt.

Durch die Erträge dieser Veranstaltungen und die Verkaufserlöse im Café wird ein großer Teil der notwendigen Eigenmittel für das „anyway“ erwirtschaftet.

Natürlich gibt es außer der engagierten Beteiligung der Jugendlichen auch Angebote, die von uns MitarbeiterInnen initiiert werden. Hierzu zählen in erster Linie:

- Persönliche Beratungen in Coming-out-Fragen, akute Krisenintervention bei psychosozialen oder familiären Problemen.
- Neuentreffen zum Teil auch als thematische Veranstaltungen zu Liebe, Sex und PartnerInnenschaft.
- Zweimal jährlich ein Elterngesprächsnachmittag und darüber hinaus Elternberatung nach Bedarf.
- Aufklärungsveranstaltungen in Schulen und anderen Jugendeinrichtungen gehören zu einem Schwerpunkt unserer Öffentlichkeitsarbeit, und auch die
- Teilnahme und Organisation am Christopher Street Day, dem weltweiten jährlichen Lesben- und Schwulen-Feiertag und vieler anderer Veranstaltungen.

Wie geht es nun den jungen Lesben im „anyway“?

Es gibt ungefähr sechzig junge Lesben, die das „anyway“ regelmäßig besuchen. Dies

n der Mädchenarbeit

ist ein Drittel der Gesamtzahl der jugendlichen Besucherinnen und Besucher. Warum die Jungen in der Mehrzahl sind, können wir zur Zeit noch nicht definitiv beantworten. Allerdings gibt es unsererseits hierzu einige Beobachtungen und Einschätzungen: Die Entwicklungspsychologie zeigt, dass Mädchen sehr viel mehr auf emotionale Bindung hin sozialisiert werden. Das bedeutet auch für die Besucherinnen des „anyway“, dass bei ihnen häufig die Gefühlsebene und die gute Stimmung untereinander die Grundlage für die Beschäftigung mit Sachthemen sind. Da sich tiefere persönliche Kontakte eher in kleinen Gruppen entwickeln können, fehlt den Mädchen dies häufig in der Großgruppe. Darüber hinaus ist es in kleineren Gruppen einfacher, sich zu zeigen und eigene Ideen und Wünsche einzubringen. Auffällig ist, dass etwa ein Drittel der lesbischen Besucherinnen problematische Lebensgeschichten haben, die ihre Energien für sachbezogene Themen blockieren. In Einzelgesprächen wird immer wieder deutlich, dass für viele der Mädchen und jungen Frauen das Leben nicht immer leicht ist und oft schwierige familiäre Lebensgeschichten deutlich ihre Spuren hinterlassen haben. Da ist das Lesbischsein nur ein Thema, welches Schwierigkeiten im Leben mit sich bringt. Gerade bei den Besucherinnen, die neu in das „anyway“ kommen und vorher noch keine anderen Lesben kannten, ist der Beratungsbedarf erst einmal hoch, um in ihrer neuen Lebenswelt Fuß zu fassen.

Die Besucherinnen im „anyway“, die emotional durch Familie und Freundinnen gut versorgt sind, können sich wiederum engagierter mit Sachthemen und Projekten beschäftigen. Zum Beispiel, indem sie sich für die Mitwirkung an Schulaufklärungsprojekten einsetzen. Häufig haben diese jungen Frauen schon vorher Kontakt zur Lesbenzene und suchen nun nach einer anderen Beschäftigung als nur in die Disco zu gehen. Bei solchen Mädchen ist die damit eingeleitete Entwicklung von ihrem ersten schüchternen Besuch bis zu einem selbstverständlichen Auftreten im Jugendzentrum oft so erstaunlich schnell, dass sich diese Phase mit einem „Durchlauferhitzer“ vergleichen

lässt. In unglaublich kurzer Zeit entwickeln die Mädchen eine Sicherheit im Umgang mit ihrer neu gewonnenen lesbischen Identität und bewegen sich schnell souverän in der Szene.

Wie funktionieren die Projekte und Aktivitäten der jungen Lesben?

Vorrangig ist auch bei lesbischen Mädchen festzustellen, dass ihr Selbstbewusstsein, bedingt durch eine klassische Mädchensozialisation, eher gering ist. Motivationsarbeit durch uns Mitarbeiterinnen steht folglich auch hier stark im Vordergrund. Die Ideen und Projekte der Mädchen und jungen Frauen brauchen immer wieder Anerkennung und eine ausgeprägte Unterstützung. Es fehlt ihnen manchmal an Zutrauen, eine Sache konsequent anzupacken. Sehr schnell stellt sich ein Überforderungsgefühl ein und die Dinge werden nur halbherzig geplant und umgesetzt. Die Enttäuschung ist dann nicht mehr weit. Hier ist unsere Unterstützung gefragt:

Es gilt, die Mädchen wertzuschätzen und zu loben, subtile Schwachpunkte der Planung aufzudecken und ihnen Mut zu machen, es anders oder noch einmal anzugehen, ohne dabei den Eindruck zu erwecken, wir wüssten alles besser.

Dadurch erfahren die Mädchen eine Stärkung ihrer oft kreativen Potentiale und immer wieder auch eigene Erfolgserlebnisse.

Imi Paulus
Sozialwerk für Lesben und Schwule
„anyway“ Köln



„Und wenn's ein Mädchen ist?“ – Lesbische Liebe als Thema i

Lesbisch-schwule Aufklärungsarbeit für SchülerInnen in Baden-Württemberg. Ein Bericht aus der Praxis



Gisela Wolf
Freiburg

Team und Aufgabenschwerpunkte von FLUSS e.V.

Zudem sind sie durch ihren Beruf und durch verschiedene Fortbildungen für die pädagogische Arbeit qualifiziert. Bis auf eine Mitarbeiterin, die auf der Basis einer Maßnahme nach § 19 BSHG bei FLUSS e.V. beschäftigt ist, arbeiten alle FLUSS-MitarbeiterInnen ehrenamtlich.

Seit der Gründung von FLUSS e.V. – Anfang 1996 – bieten wir SchülerInnen und LehrerInnen in und um Freiburg Fortbildungen und Unterrichtsbesuche mit folgenden Inhalten an:

- Thematisierung und Prüfung gesellschaftlich vorgegebenen „geschlechtsspezifischen“ Rollenverhaltens,
- Diskussion von geschlechtsrollen „typischem“ und rollen „untypischem“ Verhalten,
- Reflexion der Einstellungen gegenüber gesellschaftlichen Minderheiten und Aufbau von Respekt vor Menschen, die nicht-heterosexuelle Lebensformen leben,
- Entwicklung von Sensibilität für Homosexualität als individuellem und gesellschaftlichem Thema,
- Unterstützung in der Selbstfindung lesbi-

Das Team von FLUSS e.V. (Freiburgs Lesbisches und Schwules Schulprojekt) setzt sich aus ungefähr 20 lesbischen und schwulen LehrerInnen, SozialpädagogInnen, PsychologInnen, Studierenden und Menschen mit anderen Berufsqualifikationen zusammen. Wir sind offen für bisexuelle MitarbeiterInnen. Die MitarbeiterInnen von FLUSS kennen die Situation lesbischer und schwuler Jugendlicher aus der eigenen Biographie und können authentisch von ihren Erfahrungen berichten.

scher und schwuler Jugendlicher,

- Prävention sexualisierter Gewalt gegenüber Angehörigen gesellschaftlicher Minderheiten,
- Thematisierung des Zusammenhangs zwischen Sexualität und gesellschaftlichen Normen und Werten.

Wir wollen

- allen Jugendlichen ein persönliches Kennenlernen von Lesben und Schwulen ermöglichen und ihnen die Gelegenheit geben, Fragen zum Thema lesbische und schwule Lebensweisen zu stellen, die sie sich sonst in der Regel nicht zu fragen trauen. Nachweislich fördert besonders der zwischenmenschliche Kontakt den Abbau von Vorurteilen;
- lesbische und schwule Jugendliche in ihrer Selbstfindung unterstützen. Lesbische und schwule Jugendliche fühlen sich oft isoliert und einsam, da sie über ihre Gefühle weder mit ihren Eltern noch mit Freundinnen und Freunden reden können. Wir zeigen, dass Gespräche darüber möglich sind und eröffnen jungen Lesben und Schwulen die Entwicklung einer Zukunfts-

n der Mädchenarbeit

perspektive, indem sie sehen, dass es möglich ist, offen und selbstbewusst lesbisch bzw. schwul zu leben. Durch die Thematisierung lesbischer und schwuler Lebensweisen werden auch die FreundInnen und LehrerInnen von (oft versteckt lebenden) Lesben und Schwulen sensibilisiert und informiert, so dass sie zu kompetenten Ansprechpartnerinnen in Bezug auf diese Thematik werden können;

- mit Jugendlichen über Männer- und Frauenbilder in der Gesellschaft sprechen und sie darin unterstützen, festgelegte Rollenbilder zu hinterfragen und damit verknüpfte Gewalt- und Unterdrückungsstrukturen zu durchschauen. Ziel dieser Arbeit ist, dass Jungen und Mädchen lernen, ihre eigene Persönlichkeit als junger Mann oder als junge Frau zu entwickeln, sich für den ihnen entsprechenden Lebensweg zu entscheiden, ohne ihre Entwicklung durch die Abwertung anderer Personen mit anderen Lebensweisen stabilisieren zu müssen (dies gilt besonders für Jungen/junge Männer). In der Arbeit mit Mädchen/jungen Frauen arbeiten wir entsprechend feministischer Grundsätze an der Stärkung und Unterstützung von Mädchen/jungen Frauen. Zu unserem Konzept gehört, dass wir grundsätzlich mit geschlechtergetrennten Gruppen arbeiten;
- gewaltpräventiv arbeiten.

Nach mittlerweile vier Jahren intensiver Aufklärungsarbeit hat sich FLUSS e.V. einen Namen in Freiburg gemacht. Unsere Aktionen und Veranstaltungen haben eine breite Öffentlichkeit erreicht. Unser wichtigstes Arbeitsfeld sind die Unterrichtsbesuche in allen Schulformen. Grundlegend für die Arbeit an Schulen sind allerdings auch Fortbildungen für MultiplikatorInnen, Öffentlichkeitsarbeit, politische Arbeit und Vernetzungsarbeit und nicht zuletzt Projektmanagement und Finanzbeschaffung.

Konzeptionelles Vorgehen bei Unterrichtsbesuchen von FLUSS e.V.

Im Vorfeld der Veranstaltung stehen Gespräche mit den LehrerInnen, RektorInnen

und Eltern, die so über unser Vorgehen im Unterricht informiert werden. Die SchülerInnen erhalten einen Fragebogen, auf dem sie anonym angeben können, ob und in welcher Form sie einen Unterrichtsbesuch von FLUSS e.V. wünschen, was sie bereits zum Thema wissen und was sie interessiert. Im Fragebogen wird auch nach den Einstellungen der SchülerInnen zum Thema gefragt. In mehreren Gesprächen mit den LehrerInnen verschaffen wir uns einen weiteren Überblick über die Situation und die Bedürfnisse der SchülerInnen.

Während des Unterrichtsbesuchs schließen wir die LehrerInnen aus. SchülerInnen, die nicht an der Veranstaltung von FLUSS teilnehmen möchten, wird ein alternatives Angebot von der Lehrerin/dem Lehrer gemacht, volljährige SchülerInnen können unsere Veranstaltung verlassen, wenn sie möchten. Allerdings haben wir noch nie erlebt, dass SchülerInnen während unseres Unterrichtsbesuchs gehen wollten, im Gegenteil, sie haben eher in den Pausen durchgearbeitet und versucht, die Stunden zu überziehen. Wir arbeiten mit altersentsprechenden pädagogischen Konzepten. Zu Beginn des Unterrichtsbesuchs stellen wir uns sowie die Gesprächsregeln vor und bieten verschiedene Spiele und Übungen zum Einstieg in das Thema an (Grabbelsack, Ich-Ich-nicht-Spiel etc.). Anschließend teilen wir die Klassen in eine Mädchen- und eine Jungengruppe. Die Lesben aus dem Team von FLUSS übernehmen die Mädchengruppe, die Schwulen die Jungengruppe. Nach unserer Erfahrung ist eine Trennung in geschlechtshomogene Gruppen sehr sinnvoll, da sie den SchülerInnen eine Gesprächsatmosphäre eröffnet, in der sie sich trauen, Fragen zu stellen, die sie in der gemischtgeschlechtlichen Gruppe eher zurückhalten. In den geschlechtsgetrennten Gruppen werden Spiele/Übungen, wie das Dr.-Sommer-Spiel, in denen Jugendlichen eine Perspektivübernahme für lesbische und schwule Jugendliche ermöglicht wird, oder das Fragekartenspiel als Eröffnung zu einer Frageunde angeboten. Anschließend können die Mädchen an die Lesben und die Jungen an die Schwulen Fragen richten.

„Und wenn's ein Mädchen ist?“ – Lesbische Liebe als Thema i



Wir machen immer wieder die Erfahrung, dass gerade diese Fragerunden von den Jugendlichen als sehr bereichernd und informativ gewertet werden. Gegen Ende der Fragerunde wechselt ein Schwuler in die Mädchengruppe und eine Lesbe zu den Jungen. So können die Jungen auch ihre Fragen an eine Lesbe bzw. die Mädchen an einen Schwulen stellen. Anschließend kommen die Mädchen- und die Jungengruppe zum gemeinsamen Plenum und zur Feedbackrunde zusammen. Wir geben Informationen über Beratungsstellen, an die sich die Jugendlichen mit den Fragen, die nach unserem Unterrichtsbesuch noch aufkommen, wenden können. Alle SchülerInnen erhalten einen Feedbackbogen, auf dem sie anonym Stellung zu unserer Veranstaltung beziehen und Verbesserungsvorschläge machen können. Mit der Lehrerin/dem Lehrer führen wir ein Nachbereitungsgespräch.

Die Auswertung der Fragebogen und der Feedbackrunden zeigt uns das große Interesse, das die SchülerInnen unserer Veranstaltung entgegengebracht haben. Fast immer wird bemängelt, die Zeit sei viel zu kurz gewesen und sie hätten noch mehr Fragen gehabt (leider haben wir für einen einmaligen Unterrichtsbesuch meist nur

2 Schulstunden zur Verfügung). Oft lässt sich auch im Vergleich zu den Fragebogen, die wir vor der Veranstaltung ausgeteilt und eingesammelt haben, eine deutlich positive Einstellungsänderung und Steigerung der Wertschätzung der Lesben und Schwulen feststellen. Viele SchülerInnen geben die gelernten Informationen weiter und kommen noch Monate nach der Veranstaltung mit ihren Fragen und Eindrücken auf uns zu.

Die von uns angebotenen Fortbildungen für MultiplikatorInnen folgen einem Konzept, in dem sowohl Informationen weitergegeben werden als auch durch Übungen und Spiele jeder Teilnehmerin und jedem Teilnehmer eine persönliche Auseinandersetzung mit dem Thema möglich gemacht wird. Des Weiteren stellen wir den MultiplikatorInnen pädagogische Methoden und Materialien vor, die sie selber in ihrer Arbeit mit Jugendlichen verwenden können.

Erfahrungen mit unserer Arbeit

Die SchülerInnen und LehrerInnen, die uns einladen, reagieren sehr aufgeschlossen auf unsere Arbeit. Insbesondere bei den Jugendlichen können wir oft eine Veränderung von homophoben Einstellungen bewirken. Von SchülerInnenseite bekommen wir auch

Monate nach unserer Veranstaltung nahezu ausschließlich sehr positive Rückmeldungen. Wenn wir von engagierten LeiterInnen kirchlicher Gruppen eingeladen werden, führt dies aufgrund der innerhalb der katholischen und evangelischen Amtskirche strukturell verankerten Homophobie gelegentlich zu Problemen innerhalb der MitarbeiterInnenschaft der Institution.

Eltern reagieren selten abweisend, uns ist nur eine negative Reaktion eines bei den Republikanern engagierten Vaters bekannt. Wir haben vielmehr sehr positive Rückmeldungen von Eltern erhalten. Einige wenige negative Reaktionen, Beschimpfungen und Voyeurismus haben wir bislang erfahren, wenn wir unsere Angebote im Rahmen von kurzen Veranstaltungshinweisen in der örtlichen Presse angekündigt haben. Negative Äußerungen – zum Teil sehr polemischer Art – kamen in diesen Fällen sowohl von (meist älteren) BürgerInnen, einem Stadtrat der SPD, als auch von konservativen PressevertreterInnen und einem GEW-Funktionär (obwohl wir ansonsten mit der GEW kooperativ zusammenarbeiten und auch im Rahmen der GEW Fortbildung für MultiplikatorInnen anbieten). Wir haben bereits mehrmals das Gespräch mit VertreterInnen des Oberschulamtes und des Kultusministeriums gesucht. Oberschulamt und Kultusministerium verhalten sich beobachtend, zeigen aber (von wenigen BeamtInnen abgesehen) eine große Scheu vor einer intensiveren Beschäftigung und Vernetzung mit unserem Projekt und lehnen eine öffentliche Unterstützung unserer Arbeit ab mit der Begründung, für Aufklärungsarbeit im Sinne unseres Projektes gäbe es „keinen Bedarf“.

Widerstände gegen lesbisch-schwule Aufklärungsarbeit

Obwohl die Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit von Aufklärungsarbeit für die Jugendlichen unmittelbar ersichtlich ist, werden wir in unserer Arbeit immer wieder mit Widerständen konfrontiert, die oftmals mit erlernten irrationalen Ängsten und vorurteilsbehafteten Einstellungen zu erklären sind. Auf die Gründe dieser Widerstände möchte ich im Folgenden kurz eingehen,

weil jedes Aufklärungsprojekt damit rechnen muss, damit konfrontiert zu werden.

Unser Aufklärungsangebot wird beispielsweise oftmals durch die immer noch in Schulen und Jugendeinrichtungen vorhandene Scheu und fachliche Inkompetenz in Bezug auf eine jugendgerechte sexualpädagogische Arbeit ausgebremst. Viele MultiplikatorInnen (LehrerInnen, RektorInnen) haben Angst, etwas falsch zu machen, wenn sie sich mit dem Thema auseinandersetzen.

Ausschlaggebend für eine Nichtthematisierung lesbischer und schwuler Lebensweisen können auch Konflikte innerhalb eines Teams von JugendarbeiterInnen sein. So kann beispielsweise eine Mitarbeiterin Angst davor haben, dass ihr ihre KollegInnen Lesbischsein unterstellen, wenn sie sich für lesbische Mädchen einsetzt. Diese Angst, selber als lesbisch bzw. schwul betrachtet zu werden, stellt auch den wesentlichen Grund dafür dar, dass sich LehrerInnen und JugendarbeiterInnen oftmals nicht trauen, zu intervenieren, wenn sie Zeugin bzw. Zeuge antilesbischer oder antischwuler Gewalt in ihrer Schule oder Jugendgruppe werden. Die innerhalb einer Institution herrschende Ideologie kann Aufklärungsarbeit erschweren bis verhindern (das gilt zum Beispiel für kirchlich geprägte Institutionen oder für Institutionen mit einer sehr konservativen oder gar rechtslastigen Ideologie).

Nach unserer Erfahrung scheinen viele Pädagoginnen Angst davor zu haben, sich mit der immer noch von vielen Menschen vertretenen so genannten Verführungstheorie konfrontieren lassen zu müssen, wenn sie sich für lesbische/schwule Aufklärungsarbeit einsetzen. Aus Angst vor Anfeindungen verzichten viele PädagogInnen dann darauf, das Thema in ihrer Arbeit zu berücksichtigen (Alltag, 1996). Fakt ist, dass Lesben und Schwule auch relativ zu ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung betrachtet eher seltener zu TäterInnen in Bezug auf sexuellen Missbrauch von Schutzbefohlenen werden (Jenny et al., 1994). Fakt ist auch, dass Menschen natürlich genauso wenig homosexuell wie heterosexuell gemacht werden können. Es

„Und wenn's ein Mädchen ist?“ – Lesbische Liebe als Thema i

ist unverständlich, wie beispielsweise ein Mädchen, das ansonsten in einer von heterosexuellen Bildern geprägten Umgebung aufwächst, durch eine Aufklärungsveranstaltung zum Lesbischsein „bekehrt“ werden soll.

Was wir in unserer Arbeit allerdings am häufigsten erleben, ist, dass die Existenz lesbischer Mädchen, entsprechend der gesellschaftlichen Nichtexistenz lesbischer Frauen, einfach „vergessen“ wird (Alltag, 1996).

Weitere Informationen zu FLUSS e.V.

Dieser Text stellt notwendigerweise nur einen Ausschnitt aus unserer Arbeit dar. Wir informieren jede/-n gerne über unsere wei-

teren Angebote. Für nähere Auskünfte sind wir telefonisch unter der Nummer 07 61/ 333 21 und schriftlich unter der Adresse FLUSS e.V. Freiburgs Lesbisches und Schwules Schulprojekt, Wilhelmstr. 15, 79089 Freiburg, Faxbox: 04 41-80 09 90 15 45 zu erreichen.

Gisela Wolf
**FLUSS e.V. Freiburgs Lesbisches
und Schwules Schulprojekt**



n der Mädchenarbeit

Literatur

AKKERMANN, ANTKE, BETZELT, SIEGRID & DANIEL, GABRIELE. (1990). Nackte Tatsachen. Ergebnisse eines lesbischen Forschungsprojekts. Teil VIII. Zeitschrift für Sexualforschung, Bd.3, 1990, S. 1-24 und S. 140-165.

ALLTAG, JULE (Hg.in). (1996). „... eigentlich hab' ich es schon immer gewußt...“. Lesbisch-feministische Arbeit mit Mädchen und jungen Lesben. Hamburg

BRUCKNER, SILKE, FUHRMANN, HANS, HOLZKAMP, CHRISTINE, LÄHNEMANN, LELA, LEHMANN, PETER (1992): Lesbisch-Schwul-Heterosexuell – Konzeptionelle Überlegungen zur Bildungsarbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen; erhältlich über: Senatsverwaltung für Frauen, Jugend und Familie, Abt IIC Referat für gleichgeschlechtliche Lebensweisen; Berlin (unveröffentlicht)

D' AUGELLI, ANTHONY & SCOTT HERSHBERGER. (1993). Lesbian, gay and bisexual youth in community settings: Personal challenges and mental health problems. American Journal of Community Psychology. 21. S.: 421-448.

FALCO, KRISTINE. (1993). Lesbische Frauen: Lebenswelt – Beziehungen – Psychotherapie. Mainz

HAGAZUSSA e.V. Köln/ FeministischesFrauenGesundheitszentrum (Hg.in). (1999). Lesben und Kinderwunsch. Druck: Prima Print, Köln.

ILGA -INTERNATIONAL LESBIAN AND GAY ASSOCIATION-. (2000). Discrimination against Lesbian, Gay and Bisexual Persons in Europe. A report submitted by ILGA-Europe to the Legal Affairs and Human Rights Committee of the Parliamentary Assembly of the Council of Europe as a contribution to the preparation of its Report and Recommendations on the Situation of Lesbians and Gays in the Member States of the Council of Europe. (Motion for a Resolution – Doc. 8319). 16th February 2000. Veröffentlicht im Internet.

JENNY, C., ROESLER, T.A., POYER, K. L. (1994). Are children at risk for sexual abuse by homosexuals. Pediatrics 94, 41-44.

JORDAN, KAREN M., JILL S. VAUGHAN, KATHERINE J. WOOD-WORTH. (1997). I Will Survive: Lesbian, Gay, and Bisexual Youths' Experience of High School. In: Harris, Mary B. (Ed.). 1997.

MINISTERIUM FÜR KULTUR, JUGEND UND SPORT. Stellungnahme vor dem Landtag von Baden-Württemberg. (30.04. 1999). Drucksache 12/4012. Geschlechtererziehung und Homosexualität. Gleichberechtigte Darstellung unterschiedlicher Lebensformen in den Schulen Baden-Württembergs.

LAMBDATIO (1995): Keine Schule ohne Schwule. Zur Sexualaufklärung an Schulen in Deutschland. Die Andere Welt. S.3-7.

OPPERMANN, MARLIES. /Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. (Hg.in). (1999). Gleichgeschlechtliche Lebensweisen in NRW: Wahrnehmungen, Erfahrungen, Werthaltungen. Eine repräsentative Bevölkerungsumfrage im Auftrag des Ministeriums für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. Erkrath, Düsseldorf

BEATE PERINO (Magistraarbeit 1995): Entwicklungs- und Identitätskrise in der Adoleszenz am Beispiel der Sozialisationsbedingungen junger lesbischer Frauen, Freiburg, (einsehbar im Feministischen Archiv).

SCHMID-TANNWALD, INGOLF, URDZE, ANDREJS (1993): Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern – Ergebnisse einer haushaltsrepräsentativen Erhebung in der Bundesrepublik Deutschland einschließlich West-Berlin; Band 132 der Schriftenreihe des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit; Stuttgart.

SCHUPP, KARIN. (Hg.: Landesverband des Jugendnetzwerkes Lambda e.V. 1996): Wären Sie lieber ein normaler Mensch? Berliner Jugendliche über lesbische und schwule Lebensweisen. Berlin

SENATSVERWALTUNG FÜR JUGEND UND FAMILIE – Referat für gleichgeschlechtliche Lebensweisen. (Hg.in). (2. Aufl. 1993). Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation: Lesbische Mädchen – (k)ein Thema für die Jugendarbeit?. Berlin

SENATSVERWALTUNG FÜR SCHULE, JUGEND UND SPORT, Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen. (1999 a): Sie liebt sie. Er liebt ihn. Eine Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin. Berlin

SMITH, JAIME. (1988): Psychopathology, homosexuality, and homophobia. Journal of Homosexuality. 15 (1/2). S. 53-73.

STEIN-HILBERS, MARLENE (PROJEKTLEITUNG), MONIKA HOLZBECHER, BERNADETTE KLODWIG, UTA KRODER, STEFANIE SOINE, ALMUTH GOLDAMMER, INKA NOACK (Projektmitarbeiterinnen).(1999): Gewalt gegen lesbische Frauen: Studie über Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen. Hrsg.: Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf.

STONEWALL (1993) Arrested Development? – Stonewall survey on the age of consent & sex education. London.

STRÖTGES, GISELA. In: Senatsverwaltung für Jugend und Familie – Referat für gleichgeschlechtliche Lebensweisen. (Hg.in). (2. Aufl. 1993). Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation: Lesbische Mädchen –(k)ein Thema für die Jugendarbeit?. Berlin

TRAMPENAU, BEA (1989): Kein Platz für lesbische Mädchen. Beinträchtigungen und Konzepte lesbischer Mädchenarbeit. Kiel

WALKER, JAMIE (1995): Gewaltfreier Umgang mit Konflikten in der Sekundarsufe I. Spiele und Übungen. Berlin

WIELAND, NORBERT (1999): Lesbische/ schwule Jugendliche – dazu fällt der Jugendhilfe wenig ein. In: Fachbereich für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hg.). (1999) Anti-Diskriminierungsgesetz für Berlin!? Berlin.

„Und wenn's ein Mädchen ist?“ – Lesbische Liebe als Thema i



Ulrike Graff
Bielefeld

Zusammenfassung und Diskussion

Situation lesbischer Mädchen

Das wichtigste Stichwort zur Einschätzung der Situation lesbischer Mädchen heute ist „Sichtbarkeit“. Die Unsichtbarkeit als Hauptdiskriminierung lesbischen Lebens hat sich zu mehr Sichtbarkeit hin verändert (Prominente, Filme, Soaps). Das ist sehr positiv. Sichtbarkeit lesbischen Lebens ist Voraussetzung für ein „leichtes“ Coming-out.

Die Berliner Studie zur Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin zeigt, dass die Zeit von der Ahnung zur Gewissheit (das innere Coming-out „ich bin Lesbe“) sich verkürzt hat von über fünf auf eher ein bis fünf Jahre.

Mädchen haben mehr Möglichkeiten der Unterstützung in Mädchentreffs, lesbischen Mädchengruppen, schwul-lesbischen Jugendgruppen und durch schwul-lesbische Aufklärungsarbeit. Andererseits leben laut der Berliner Studie nur 8% der befragten 100 Mädchen in Berlin wirklich „out“. D.h. die zentrale Frage für lesbische Mädchen ist nicht die nach lesbischer Sexualität, sondern „wie komme ich in der Welt zurecht“. Die Suizidrate homosexueller Jugendlicher liegt viermal höher als die heterosexueller. Die größere gesellschaftliche Toleranz gegenüber Homosexualität erweist sich als Scheintoleranz, von wirklicher Akzeptanz kann nicht gesprochen werden. Im Zuge von mehr Öffentlichkeit gibt es auch (zwangsläufig) mehr offene Diskriminierung und Gewalt gegen Lesben.

Fazit: Lesbischsein muss ein Thema für alle werden, nicht nur für Lesben. Lesbische Mädchen sind darauf angewiesen, dass die Umwelt, ihr soziales Netz sie wahrnehmen will, sie unterstützt und Vorbilder bereithält.

Feministische Mädchenarbeit

Alle Mädchen brauchen für ihre sexuelle Selbstbestimmung Mädchenarbeit, die das Thema Lesbischsein als eine positive Form weiblicher Lebensart integriert. Geschlechts-homogene Pädagogik in Mädchentreffs oder Mädchengruppen ist Voraussetzung

für die Beschäftigung mit dem Thema im Rahmen außerschulischer Arbeit oder schulischer Aufklärung. Dies gilt für Mädchen und Jungen. Koedukation produziert eher homophobe Situationen.

Feministische, parteiliche Mädchenarbeit bietet Mädchen dann den Freiraum, sich zu orientieren – an anderen Mädchen und an Pädagoginnen. Mädchen wollen sich nicht entscheiden müssen: ich bin hetero – bi oder lesbisch. „Von da aus“ können sie sich in explizit lesbischen Mädchengruppen oder schwul-lesbischen Zusammenhängen bewegen. Lesbische Mädchen haben ein Recht auf Gleichheit und auf Differenz (d.h. ein Recht, als Lesben in allen gemischten Zusammenhängen präsent zu sein und als Lesben eigene Zusammenhänge zu haben), und sie wollen dies: Räume mit Mädchen, ihren Freundinnen, Räume mit Jungen, ihren eigenen Freunden und eigene lesbische Räume und Kultur. Im Sinne einer Jugendarbeit der Vielfalt (vgl. Annedore Prengel „Pädagogik der Vielfalt“, Opladen 1993) bedarf es lesbengerechter Mädchenarbeit und Jugendarbeit und lesbischer Mädchenarbeit. Sie muss durchgängig konzeptionell verankert sein, damit sie nicht abhängig ist von wechselnd engagierten Teams. Wieder zeigt sich: Lesbischsein ist ein Thema für alle!

Lesbische Mädchenarbeit hat zwei Wurzeln: die feministisch-lesbische Mädchenarbeit und die schwul-lesbische Jugendarbeit. Innerhalb der schwul-lesbischen Jugendgruppen reproduziert sich das herrschende Geschlechterverhältnis insofern, als Mädchen dort völlig unterrepräsentiert sind. Die Erfahrungen des europaweit einzigen schwul-lesbischen Jugendzentrums „anyway“ in Köln zeigen, dass Mädchen und Jungen dort eigentlich keinen Grund haben, Freizeit miteinander zu verbringen. Entsprechend sind die gemischten Öffnungstage im Vergleich weniger besucht als die Mädchen- bzw. Jungentage. Anders ist es bei gemeinsamen Projekten wie der Zeitung oder im Rahmen der Schulaufklärung oder beim Christopher Street Day. Innerhalb der lesbischen

n der Mädchenarbeit

Mädchenarbeit werden sozial benachteiligte Mädchen, Migrantinnen und behinderte Mädchen wenig erreicht. Diese Mädchen bedürfen in jedem Fall langfristiger und verlässlicher Angebote.

Lesbische Sexualpädagogik

Lesbische Sexualpädagogik findet im Rahmen offener Mädchenarbeit oder sexualpädagogischer Gruppen-Aufklärungsarbeit statt. Die Stärke offener Arbeit ist, dass sie den Mädchen Selbstbestimmung anbietet und ermöglicht. Sie bestimmen selbst, wann sie wie mit welchem Thema „raus“ kommen. Für die Pädagogin heißt das oft, Sexualpädagogik findet „nebenbei“ statt. Geschlossene Gruppenarbeit bietet demgegenüber Kontinuität, Vertrauen und Intimität durch Verlässlichkeit für die Mädchen, die sich einlassen.

Treffpunkte für lesbische Mädchen und junge Frauen müssen extrem viel leisten: lesbische Mädchen erleben je nach Zeitpunkt ihres Coming-outs so etwas wie eine verspätete Pubertät. Sie haben ein großes Nachholbedürfnis in Bezug auf Flirts und Kontakte. Treffpunkte sind für sie so etwas wie „private Wohnzimmer“. Dort wollen sie Freundinnen finden, Beziehungsdramen inszenieren, ein Zuhause haben und viele Informationen erhalten.

Im Workshop wurde über Sexualität wenig gesprochen: das Thema lesbischer Mädchen ist in erster Linie „wie komme ich in der Welt zurecht“. Das Thema „Sexualität und Lust“ kommt dabei häufig zu kurz. Lesbische Mädchen sind als Mädchen sozialisiert, d.h. ihrer Sexualität nähern sie sich in der Regel vorsichtig. Sie müssen in ihren Liebesbeziehungen ihre sexuelle Aktivität und ihre Rollen aushandeln, da der meist aktivere Junge fehlt.

Gleichzeitig könnte sich die lesbische Sexualpädagogik ganz auf das Thema „Lust“ konzentrieren: Verhütung ist kein Problem, Aids kaum. Im Hinblick auf das Entdecken von Liebe, Lust und Leidenschaft brauchen Mädchen Ermunterung.

Handlungsbedarfe für die BZgA:

- Broschüren für lesbische Mädchen und lesbische Sexualität,
- Qualifizierung aller Materialien in Bezug auf lesbische Lebensweisen: Sie ist ein Thema für alle!
- Finanzierung von Austauschforen: Vernetzung zum Thema „Coming-out“,
- Sozialsport zu schwul-lesbischem Leben,
- differenzierte, bundesweite Studie: Lesbische Mädchen.

Lesbische Sexualpädagogik ist noch kein Querschnittsthema sog. allgemeiner Sexualpädagogik. Lesbische sexualpädagogische Mädchenarbeit explizit für lesbische Mädchen etabliert sich erst beispielhaft. Sie trägt zur Sichtbarkeit lesbischen Lebens und Liebens bei und wirkt so positiv im Hinblick auf die Unübersehbarkeit des Themas in der Sexualpädagogik überhaupt.

Ulrike Graff
Landesarbeitsgemeinschaft
Mädchenarbeit in NRW e.V.,
Bielefeld



Workshop
Workshop
Workshop
Workshop
Workshop
Workshop
Workshop

Workshop

Während vor einigen Jahren die Gewaltprävention und die Arbeit mit Opfern sexueller Gewalt eher von einem Defizitmodell ausging, finden sich in der heutigen Praxis zunehmend Konzepte, die an den Stärken der Mädchen ansetzen und diese fördern. Mädchen nicht nur als Opfer von Gewalt zu sehen, sondern auch die lustvolle Seite der Sexualität zu thematisieren, den Mädchen Stärke und Selbstbewusstsein zu vermitteln, um sie vor negativen Erfahrungen zu schützen, ist Ziel zahlreicher Einrichtungen.

Im Workshop wurden Studien zum Thema Mädchen und (sexuelle) Gewalt vorgestellt und die bisher vernachlässigte Frage, warum auch Mädchen zunehmend gewalttätig werden, wurde diskutiert. Projekte, die Selbstverteidigung, Elternarbeit oder auch neue Medien zur Prävention einsetzen, schilderten ihre Erfahrungen.

Echt stark! – Neue Wege in der Gewaltprävention

Moderation und Zusammenfassung:

Regina Knop
Kinder und Jugendliche, Rostock

Referate

Birgit Schlathöler
Wildwasser e.V., Gießen

Prävention – eine Investition in die Zukunft

Dr. Carmen Lange
Universität Hamburg, Sexualberatungsstelle

Sexuelle Belästigung und Gewalt – Mädchen berichten über ihre Erfahrungen. Ergebnisse einer Studie zur Jugendsexualität

Prof. Dr. Barbara Krahe
Universität Potsdam, Institut für Psychologie

Sexuelle Aggression in den Beziehungen von Mädchen

Svendy Wittmann
Deutsches Jugendinstitut e.V., Abteilung
Geschlechterforschung und Frauenpolitik,
München

Gewaltauffällige Jugendgruppen: Geschlechterverhältnisse,
Einstellungen, Verhalten und Präventionsansätze

Projekte

Ina Partsch
Selma Mädchenprojekt Rostock e.V.

CD-ROM „Selma“ – ein Computer-Adventure aus dem richtigen Leben

Silke Hasselbach
Balance e.V., Beratungsstelle für sexuell miss-
brauchte Kinder und Jugendliche, Wolfsburg

Powergirl – von der Lust ein Mädchen zu sein

Annette Elbert
Pro Familia Freiburg

Partnerschaftlich handeln: Vereinbarkeit von Familie & Beruf
und partnerschaftliches Verhalten am Arbeitsplatz

Zusammenfassung und Diskussion

Prävention – eine Investition in die Zukunft

Der Titel eines Buches, herausgegeben von Dr. Barbara Kavemann und dem Bundesverein zur Prävention von sexuellem Missbrauch an Mädchen und Jungen, ist gleichzeitig der Titel dieses Beitrages.¹

Investition ist ein Begriff aus der Wirtschaft, aus der Finanzwelt. Man investiert jetzt, um später einen Gewinn zu erzielen. Gewalt, insbesondere sexualisierte Gewalt verursacht Kosten – es ist oft nicht angebracht über Kosten von pädagogischer oder psychologischer Arbeit zu reden. Im Zuge von Mittelverknappung und Rückgang öffentlicher Förderungen wird spätestens dann nicht mehr über Kosten geredet, wenn Schutz- und Unterstützungsangebote (stationäre und ambulante Hilfen) nach dem SGB VIII finanziert werden müssen.

Es wird über Kosten geredet: über Kosten von Beratungsangeboten!

Das Spektrum an spezialisierter und qualifizierter Beratung, Unterbringung und Interventionsmöglichkeiten für Frauen und Kinder steht teilweise zur Disposition. Wertvolle, innovative Arbeit, die auf jahrelangen Erfahrungen basiert, soll/wird aus Kostengründen eingeschränkt. Aber gerade hier wäre es nötig, die Erfahrungen aus jahrzehntelanger Arbeit zu nutzen, um innovative, kreative Präventionsansätze, die aus der beratenden Arbeit entstanden sind, zu verwirklichen, weiterzuentwickeln und zu halten. Also eine Investition für die Zukunft von Mädchen und Jungen zu tätigen. Prävention ist aber nur möglich, wenn es Interventionsmöglichkeiten gibt bzw. bestehende erhalten bleiben, ausgebaut und – dort wo es noch keine gibt – aufgebaut werden.

Sexualisierte Gewalt ist teuer – nachzulesen auch in „Mark und Pfennig“, in mehreren Aufsätzen im o.g. Buch.

Warum Prävention?

Prävention soll langfristig dazu beitragen, dass (sexualisierte) Gewalt an Mädchen und Jungen verhindert und beendet wird.

Prävention soll mittelfristig sekundäre Traumatisierungen der Mädchen und Jungen minimieren.

Prävention soll kurzfristig eine schnelle Beendigung akuter Gewalthandlungen ermöglichen und damit Schutz für Mädchen und Jungen bieten.

Welcher Voraussetzungen für Prävention bedarf es?

Um die o.g. Ziele der Präventionsarbeit erreichen zu können, müssen bestimmte Standards erfüllt werden.

- Wer (sexualisierte) Gewalt verhindern will, muss ein ausreichendes Grundverständnis von Formen der Gewalt haben.

Der Begriff der Gewalt gegen Mädchen und Jungen umfasst körperliche, seelische



Birgit Schlathöler
Gießen

¹Vgl. Kavemann, B., Bundesverein zur Prävention von sexuellem Mißbrauch an Mädchen und Jungen (Hg.) (1997), Ruhnmark

Gewaltprävention

und sexualisierte Gewalt. Gewalt beeinträchtigt Mädchen und Jungen in externer, manchmal lebensbedrohlicher Form, schränkt ihre Entwicklung ein und kann lebenslange Folgen haben. Gewalt gegenüber Mädchen und Jungen vollzieht sich in einer Gesellschaftsstruktur, in der es ein Ungleichgewicht gibt zwischen den Geschlechtern und den Generationen, dies ermöglicht Machtmissbrauch. Sexualisierte Gewalt ist ein Angriff auf die gesamte Persönlichkeit und wird überwiegend von Männern, häufig über längere Zeiträume und geplant in der Mehrzahl der Fälle, an Mädchen verübt. Kennzeichen der Gewalt sind der Zwang zur Geheimhaltung und die Isolierung der Opfer.

- Überall, wo Prävention zur (sexualisierten) Gewalt angeboten wird, muss kompetente Intervention möglich sein.

Kompetente Intervention muss nicht von der Präventionsarbeit vorgehalten werden. Aber überall, wo konkrete Prävention angeboten wird, muss es die Möglichkeit von Intervention geben. D.h. die Anbieter von Präventionsarbeit müssen um die aufdeckende Wirkung der Prävention wissen und im Falle von Gewalt Schutzmaßnahmen und -hilfen initiieren können. Kompetente Intervention umfasst immer eine Vernetzung der örtlichen Institutionen.

- Professionelle Arbeit gegen (sexualisierte) Gewalt setzt gute Zusammenarbeit mit dem regionalen Hilfesystem voraus.

Dieser Punkt ist wohl der schwierigste. Allen Ortes wird von Kooperation geredet. Im Alltag ist sie oft leider nur eine Floskel.

An vielen Orten gibt es mittlerweile einen beginnenden Kampf um die finanziellen Ressourcen. Darunter leidet häufig die Kooperation. Kooperation verlangt Offenheit und Selbstkritik. Eine Bereitschaft zur kontinuierlichen fachspezifischen Fort- und Weiterbildung und die Bereitschaft zu interdisziplinärem Austausch. Die eigenen Arbeitsweisen müssen gegenüber den kooperierenden Einrichtungen transparent gemacht werden. Nur gemeinsam können

staatliche und nichtstaatliche Stellen mit unterschiedlichen Kompetenzen

- sozialpädagogisch,
- erzieherisch,
- psychologisch,
- medizinisch und
- rechtlich

gegen (sexualisierte) Gewalt arbeiten: Nur der Verbund ermöglicht eine effektive Hilfe für Opfer von Gewalt und nur der Verbund kann präventiv gegen Gewalt arbeiten.

- Präventionsarbeit zeichnet sich durch geschlechtsspezifische Ansätze und parteiliches Arbeiten aus.

In ihrem Alltag werden Mädchen häufig mit strukturellen Barrieren konfrontiert, welche von der Gesellschaft tabuisiert oder nicht wahrgenommen werden. Vergleiche auch: „Allgemeine Qualitätskriterien für Präventionsarbeit im Bereich der sexualisierten Gewalt an Mädchen und Jungen“.² An dieser Stelle ein Zitat von Dr. Barbara Kavemann aus o.g. Buch:

„Eine Arbeit, die an dieser weiblichen Realität ansetzt und die komplementäre räumliche Realität ebenfalls im Blick behält, wirkt präventiv gegen sexuellen Missbrauch an Mädchen und Jungen.“

Für eine so verstandene Prävention sexuellen Missbrauchs erwarten wir ausreichende Förderung, ausreichende Zeit und öffentliche politische Unterstützung. Eine Schätzung der gesellschaftlichen Folgekosten dieser Gewalt kann geeignet sein, um die Notwendigkeit von Ausgaben für diesen Bereich als eine Investition in die Zukunft zu begründen.“³

Prävention ist eine Investition in die Zukunft

- Prävention muss sich daher in erster Linie an Erwachsene (Bezugs- und Erziehungspersonen) richten, damit Schutz gewährleistet wird.

- In zweiter Linie muss sich Prävention an Mädchen und Jungen richten, damit diese ihre Zukunft selbstbestimmt und ohne Gewalt gestalten können – weder als Opfer noch als Täter.

Referate

² Herausgegeben vom Bundesverein zur Prävention von sexuellem Mißbrauch an Mädchen und Jungen e.V. Geschäftsstelle: Ruhnmark 11, 24975 Maasbüll.

³ Vgl. Kavemann, B. (1997), 251

**Birgit Schlathöler
Wildwasser e.V.,
Gießen**

Sexuelle Belästigung und Gewalt – Mädchen berichten über ihre Erfahrungen. Ergebnisse einer Studie zur Jugendsexualität



Dr. Carmen Lange
Hamburg

In der traditionellen Jugendsexualitätsforschung wurde seit der „sexuellen Liberalisierung“ in den 60er Jahren die These von der „Angleichung“ der Geschlechter vertreten. Dies setzte ihre grundsätzliche Vergleichbarkeit voraus und zeigte sich in erster Linie darin, dass die Mädchen sich in ihrem Sexual- und Beziehungsverhalten und in ihrer Einstellung zur Sexualität dem Verhalten der Jungen annäherten. Die Angleichungsthese wurde auch deshalb nicht in Frage gestellt, weil das Thema sexuelle Belästigung/Gewalt aus den Untersuchungen zur Jugendsexualität ausgeblendet blieb.

Hingegen steht in der Forschung zu sexueller Gewalt die „Differenzthese“ im Vordergrund. Mädchen und Jungen wachsen danach in grundsätzlich verschiedenen Lebenswelten auf. Die Erforschung sexueller Gewalt gegen Mädchen ging jedoch selten einher mit Untersuchungen zum Sexual- und Beziehungsverhalten.

Ziel der vorliegenden Untersuchung, die im Rahmen eines Forschungsprojektes der Abteilung für Sexualforschung in Hamburg¹ konzipiert wurde, war die Verknüpfung dieser beiden nahezu unverbunden nebeneinander stehenden Bereiche. Neben der Frage nach der Häufigkeit sexueller Belästigungs- und Gewalterfahrungen im Geschlechter- und Ost-West-Vergleich sollten – insbesondere für die Mädchen in West und Ost – Belästigungs- und Gewaltsituationen genauer beschrieben und zum Verhalten und Erleben der Mädchen in Sexualität und Partnerschaft in Beziehung gesetzt werden.

Anhand eines halbstrukturierten Leitfadens wurden in einer repräsentativen Stichprobe 687 16- und 17-jährige Großstadtjugendliche in West- und Ostdeutschland zum Sexual-

und Beziehungsverhalten befragt. Teil des umfangreichen Interviews waren sechs offene Fragen zu Erfahrungen mit sexueller Belästigung und Gewalt:

- Sind Sie schon einmal sexuell belästigt worden?
- Haben Sie sich sexuell schon einmal unter Druck gesetzt oder bedroht gefühlt, vielleicht auch ohne, dass etwas passiert ist?
- Sind Sie schon einmal durch Gewalt oder Drohung zum Geschlechtsverkehr oder zu einer anderen sexuellen Handlung gezwungen worden?
- Haben Sie überhaupt schon einmal sexuell etwas erlebt, was Sie eigentlich nicht wollten?
- Manche Jugendliche haben als Kind die Erfahrung gemacht, dass Ältere sexuell etwas von ihnen wollen. Haben Sie als Kind sexuelle Erlebnisse mit älteren Jugendlichen oder Erwachsenen gehabt?
- Haben Sie irgendwelche sexuellen Erfahrungen mit Mitgliedern Ihrer Familie oder Verwandten gemacht?

Es blieb den Betroffenen selbst überlassen zu definieren, was sie als sexuelle Belästigung

¹Vgl. Schmidt et. al. 1993

Gewaltprävention

oder Gewalt empfunden hatten. Das subjektive Erleben der Befragten und ihre individuelle Definition wurden somit ernst genommen und der Auswertung zugrunde gelegt. Wir entschieden uns für die subjektive Einschätzung eines Vorfalls als sexuelle Belästigung oder Gewalt durch die Betroffenen, zum einen, um Hinweise darauf zu bekommen, welche Situationen von Mädchen (und Jungen) als sexuelle Übergriffe erlebt wurden, zum anderen, weil es um den Zusammenhang zwischen sexueller Belästigung bzw. Gewalterfahrung und dem Sexual- und Beziehungsverhalten der Mädchen ging. Wir gingen mit dieser Definition allerdings das Risiko ein, die Häufigkeit bestimmter „alltäglicher“ Belästigungssituationen zu unterschätzen. Die Interviewerinnen erlebten aufgrund von Nachfragen der Mädchen immer wieder, dass manche Übergriffserfahrungen

die Mädchen vorgenommen, um einen Eindruck davon geben zu können, unter welchen Umständen Übergriffe gegen Mädchen geschehen und wie sie erlebt werden. Abschließend wurden die Mädchen der verschiedenen „Schwere“-Gruppen daraufhin untersucht, ob sich Zusammenhänge zwischen Belästigungs- bzw. Gewalterfahrungen und sexuellem Verhalten und Erleben sowie dem Umgang mit Beziehungen feststellen lassen.

Häufigkeit und „Schwere“ sexueller Belästigungs- und Gewalterfahrungen

Insgesamt berichtete die Hälfte aller Mädchen und ca. ein Fünftel der Jungen in West und Ost darüber, sich schon einmal sexuell belästigt gefühlt oder sexuelle Gewalt erlebt zu haben (Tab. 1).

Mädchen sind also in weit größerem Maße

Tabelle 1:
Anzahl berichteter Erfahrungen mit sexueller Belästigung/Gewalt

	Mädchen						Jungen					
	West (n=214)		Ost (n=148)		Gesamt (n=362)		West (n=201)		Ost (n=124)		Gesamt (n=325)	
0	81	38%	95	64%	176	49%	142	71%	111	90%	253	78%
1	70	33%	42	28%	112	31%	50	25%	12	10%	62	19%
2	35	16%	7	5%	42	12%	5	2%	1	1%	6	2%
3 - 6	28	13%	4	3%	32	9%	4	2%	–	–%	4	1%
			.001 ¹						.001 ¹			
arithm. Mittel	1,0		0,4		0,8		0,3		0,1		0,2	

Sign. der Geschlechtsunterschiede: ♀-♂(West) .001, ♀-♂(Ost) .001, ♀-♂(Gesamt) .001

¹Für die Berechnung der Signifikanzen wurden die Kategorien 2 und 3 – 6 zusammengefasst.

den Mädchen so selbstverständlich waren, dass sie sie nicht mehr ernst nahmen und als solche definierten, z.B. das Berührtwerden an der Brust und am Po in öffentlichen Verkehrsmitteln, verbale Anmache usw.

Die Ergebnisse der Befragung wurden zum einen personenbezogen ausgewertet, so dass Aussagen über das Vorkommen von Erfahrungen mit Belästigungs- und Gewaltsituationen und deren „Schwere“ für die einzelnen Gruppen der jugendlichen Mädchen und Jungen in West- und Ostdeutschland möglich werden. Darüber hinaus wurde eine situationsbezogene Auswertung für

sexueller Belästigung und Gewalt ausgesetzt als Jungen. Es gab aber auch Ost-West-Unterschiede: Während bei den Mädchen im Westen knapp zwei Drittel und im Osten gut ein Drittel die Frage nach sexuellen Übergriffen bejahten, waren es bei den Jungen im Westen gut ein Viertel und im Osten ein Zehntel.

Bezüglich der „Schwere“ der Belästigungs- bzw. Gewalterfahrung ist wiederum der Geschlechtsunterschied am auffälligsten. Mädchen sind weitaus häufiger schwerwiegenden sexuellen Übergriffen ausgesetzt als Jungen (Tab. 2). Aber auch der Ost-West-

Echt stark! – Neue Wege in der

Tabelle 2:
Schweregrad der Erfahrungen mit sexueller Belästigung/Gewalt

	Mädchen						Jungen					
	West (n=214)		Ost (n=148)		Gesamt (n=362)		West (n=201)		Ost (n=124)		Gesamt (n=325)	
Gruppe 0 „keine“	81	38%	95	64%	176	49%	153	71%	115	93%	268	82%
Gruppe 1 „leicht“	65	30%	18	12%	83	23%	39	25%	6	5%	45	14%
Gruppe 2 „mittel“	50	23%	25	17%	74	21%	8	4%	2	2%	10	3%
Gruppe 3 „schwer“	18	8%	10	7%	28	8%	1	1%	1	1%	2	1%
			.001 ¹						.001 ¹			

Sign. der Geschlechtsunterschiede: (West) .001, (Ost) .001, (Gesamt) .001

¹Für die Berechnung der Signifikanzen wurden die Kategorien 1 – 3 zusammengefasst.

Unterschied ist deutlich: Während sich die Mädchen in Bezug auf „schwerere“ Übergriffserfahrungen kaum unterscheiden, berichten prozentual mehr als doppelt so viele West-Mädchen von als „leicht“ eingeschätzten Erfahrungen als Mädchen aus dem Osten. Auch bei den Jungen ist der Unterschied in der Gruppe 1 am größten. Einem Fünftel der Jungen im Westen steht ein Zwanzigstel der Jungen im Osten gegenüber, während sich die Kategorien der „schweren“ Übergriffe kaum unterscheiden. Die öffentliche Diskussion über sexuelle Gewalt, die in den letzten 20 Jahren in Westdeutschland durch den Feminismus vorangetrieben wurde, hat hier zu einem stärkeren Bewusstsein für diese Fragen bei den Mädchen, aber auch bei den Jungen geführt.

Mädchen und Jungen unterscheiden sich demnach grundlegend in Bezug auf sexuelle Belästigungs- und Gewalterfahrungen. Mädchen werden in erheblich größerem Ausmaß sexuell belästigt und erleben weit schwerwiegendere sexuelle Gewalt als Jungen. Darüber hinaus gibt die Tatsache, dass Mädchen Übergriffe alle durch gegengeschlechtliche und Jungen fast alle durch gleichgeschlechtliche Täter erlebt hatten, dem Geschehen eine grundsätzlich andere Bedeutung für heterosexuelle Kontakte im Jugend- und Erwachsenenalter, so dass eine parallelisierende Betrachtungsweise wenig Sinn macht und im Folgenden nur auf die Mädchen eingegangen wird.

Mädchen sind in jedem Alter sexuellen Übergriffen ausgesetzt, die meisten werden jedoch aus der Zeit der Pubertät berichtet.

Betrachtet man die Art der sexuellen Übergriffe, so fällt auf, dass Mädchen sich in erheblichem Umfang auch durch Handlungen belästigt fühlen, die keinen Körperkontakt einschließen. So wurden Begegnungen mit Exhibitionisten von einem Zehntel und – neben unerwünschten körperlichen Berührungen – anzügliche Bemerkungen bzw. obszöne Gesten von einem Viertel aller Mädchen im Zusammenhang mit sexueller Belästigung genannt. Ebenfalls ein Viertel aller Mädchen berichtete über körperliche Übergriffe wie z.B. Berührungen an der Brust und im Genitalbereich. Massive Gewalterfahrungen wurden zwar nur von einer kleinen Minderheit der Befragten angesprochen, bedenkt man aber, dass es sich um eine unausgelesene Stichprobe handelt, so sind die Zahlen dennoch erschreckend. Immerhin waren insgesamt 16 Mädchen zu Petting, 11 zum Geschlechtsverkehr und 3 zu Oralverkehr gezwungen worden. 23 Mädchen erlebten einen Vergewaltigungsversuch.

Ost-West-Unterschiede liegen nicht in den Berichten über massive Gewalthandlungen, sondern im Bereich sexueller Belästigung und „Anmache“: Während jeweils ein Drittel der Mädchen im Westen Belästigungen mit oder ohne Körperkontakt angaben, waren es im Osten nur jeweils ein Zehntel aller Mädchen.

Wie bereits erwähnt, werden von den Mädchen ausschließlich Männer als Täter angegeben. Etwa ein Drittel aller Mädchen hat Übergriffe durch einen ihnen Unbekannten erlebt, jeweils knapp ein Zehntel durch nahe Bekannte bzw. den Beziehungspartner. Fa-

Gewaltprävention

milienangehörige wurden in siebzehn Fällen als Täter genannt. Ein großer Ost-West-Unterschied zeigt sich bei den Tätern aus dem Bekannten- und Freundeskreis: Ein Fünftel der betroffenen Mädchen im Westen hat sexuelle Übergriffe durch einen nahen Bekannten, ein weiteres Fünftel sogar durch den Beziehungspartner erlebt. Im Osten ist es nur ein Zwanzigstel bzw. ein Zehntel.

Übergriffssituationen

Betrachtet man die Beschreibung der Situationen mit ihren verschiedenen Merkmalen für die Mädchen, so fällt auf, dass Mädchen in jedem Alter, im Kontakt mit vertrauten oder fremden Personen, im Privatbereich wie in der Öffentlichkeit Opfer von Übergriffen werden können. Neben unerwünschten körperlichen Berührungen werden in erheblichem Ausmaß auch Situationen ohne Körperkontakt als Belästigung und Übergriff erlebt. Die dabei angewandte „Gewalt“ ist nicht immer offensichtlich, sondern die Täter machen sich häufig den „Überraschungseffekt“ bzw. den in der Situation impliziten Druck zunutze, der darin liegt, dass die Mädchen kein Aufsehen erregen wollen. Angst, Erschrecken und Ekel sowie ein Gefühl der Hilflosigkeit sind die häufigsten Gefühle in der Situation und die Mädchen berichten von gravierenden negativen Konsequenzen, die vor allem in einer allgemeinen Verängstigung, sozialem Rückzug und einem erheblichen Maß an Selbstbeschränkung liegen.

Zusammenhänge zum Sexual- und Beziehungsverhalten

Erfahrungen mit sexueller Belästigung/Gewalt bleiben für die heterosexuelle Kontaktaufnahme in der Pubertät nicht ohne Folgen. Zwei Trends zeichnen sich ab:

- Mädchen, die massive Gewalterfahrungen gemacht haben, unterscheiden sich von anderen zwar nicht in der Häufigkeit sexueller Kontakte, fühlen sich aber in ihrem Erleben deutlich beeinträchtigt. Sie erleben sexuelle Kontakte als weniger positiv als die Gleichaltrigen und sind erheblich unzufriedener mit ihren Partnerschaften und der Sexualität in ihren Beziehungen.

Im Hinblick auf die sexuelle Erfahrung und Aktivität unterscheiden sich die Mädchen mit massiver Gewalterfahrung nicht von den Mädchen, die keine Gewalterfahrung haben. Allerdings hatten die Koituserfahrenen unter ihnen wesentlich häufiger mehr als einen Koituspartner und relativ häufig Geschlechtsverkehr im Zeitraum vor der Befragung, obwohl gerade sie den Geschlechtsverkehr weniger positiv erlebten als die anderen Gruppen. Auch bei der Masturbation und beim Petting war ihr Erleben am stärksten beeinträchtigt. Ihre Orgasmusfähigkeit war von dieser Beeinträchtigung allerdings nicht betroffen, so dass sich insgesamt ein eher widersprüchliches Bild ergibt: Mädchen mit massiver Übergriffserfahrung scheinen zwar sexuell zu „funktionieren“, erleben aber die Sexualität als deutlich weniger positiv.

Im Hinblick darauf, ob die Mädchen jemals eine feste Beziehung eingegangen waren oder zum Zeitpunkt der Befragung eine feste Freundschaft hatten, unterschieden sich die Mädchen der vier Gruppen nicht: Vier Fünftel von ihnen waren jemals eine Beziehung eingegangen, die Hälfte aller Mädchen hatte zum Zeitpunkt der Befragung einen festen Freund. Sexuelle Belästigungs- und Gewalterfahrungen scheinen jedoch Probleme in den festen Freundschaften der Mädchen zu begünstigen: Die Unzufriedenheit mit der sexuellen Beziehung wie auch mit der Beziehung überhaupt stieg mit der „Schwere“ der Übergriffserfahrung an. Dies verwundert nicht, wenn man sich die Konsequenzen der geschilderten Situationen für die Mädchen vor Augen führt: Viele hatten in der Folge Angst in ähnlichen Situationen, Angst vor Sexualität und eine generalisierte Angst vor Kontakt zu Männern überhaupt und beklagten einen allgemeinen Vertrauensverlust. Dass dies für ihre Partnerschaften nicht ohne Folgen bleibt, liegt auf der Hand. Manche stellen diesen Zusammenhang in den offenen Fragen auch selbst her.

- Mädchen, die als „leicht“ eingeschätzte Belästigungserfahrungen berichteten, unterscheiden sich von den anderen dadurch, dass sie sich des Geschlechterver-

Echt stark! – Neue Wege in der

hältnisses, ihrer sozialen Benachteiligung als Mädchen besonders bewusst sind und sexuelle Übergriffe daher deutlicher wahrnehmen. Sie halten sich in Bezug auf heterosexuelle Erfahrungen zurück, wenn sie sich jedoch auf sexuelle Kontakte einlassen, erleben sie diese aber eher positiv.

Mädchen, die selbst von sexuellen Übergriffen betroffen waren, erfahren sich also eher als benachteiligt aufgrund ihres Geschlechts: Während nur ein Drittel der Mädchen ohne Übergriffserfahrung sich als Mädchen schon einmal selbst benachteiligt gefühlt hatten, waren es in den Gruppen mit „leichter“, „mittelschwerer“ und „schwerer“ Gewalterfahrung jeweils die Hälfte der Mädchen. Die Überzeugung, dass Mädchen generell aufgrund ihres Geschlechts benachteiligt werden, wurde von zwei Dritteln der Mädchen genannt, die über „leichtere“ Gewalterfahrungen berichtet hatten. In den Gruppen „ohne“ bzw. mit massiverer Gewalterfahrung vertraten diese Ansicht nur jeweils die Hälfte der Mädchen. Mädchen, die sich des gesellschaftlichen Phänomens sozialer Diskriminierung und struktureller Gewalt gegen Mädchen/Frauen besonders bewusst sind, nehmen demnach vermutlich sexuelle Belästigungssituationen schärfer wahr.

Betrachtet man die sexuellen Erfahrungen bis zum Zeitpunkt der Befragung, so zeigt sich, dass die Mädchen, die über „leichte“ Belästigungs- bzw. Gewalterfahrungen berichteten, im Hinblick auf alle heterosexuellen Praktiken (Kuss, Petting, Geschlechtsverkehr [GV]) am unerfahrensten sind. Sie sind am zurückhaltendsten in Bezug auf heterosexuelle Erfahrungen und die Koituserfahrungen unter ihnen hatten tendenziell mit weniger Partnern GV als die anderen Gruppen. Daraus lässt sich jedoch nicht schließen, dass sie generell weniger Interesse an Sexualität hätten oder konservativer und weniger freizügig wären. Sie haben

z.B. genauso häufig Masturbationserfahrung und die Pettingerfahrenen unter ihnen ebenso viele Pettingpartner wie die anderen Gruppen. Vielmehr sind die Mädchen dieser Gruppe sich des Geschlechterverhältnisses anscheinend besonders bewusst und daher skeptischer in Bezug auf heterosexuelle Kontakte. Wenn sie sich auf solche Kontakte einlassen, scheinen sie Petting vorzuziehen. Dieser Eindruck wird auch dadurch gestützt, dass die West-Mädchen mit Belästigungserfahrung das Petting deutlich positiver erleben als die Mädchen ohne bzw. mit massiverer Gewalterfahrung. Das Petting wird möglicherweise als „egalitäre“ Form des sexuellen Kontakts erlebt, da es die Partner nicht in gleicher Weise mit dem „Frau“- und „Mann“-Sein und dessen Bedeutung konfrontiert wie der Geschlechtsverkehr.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Bereich sexuelle Belästigung/Gewalt für die Erforschung sexuellen Verhaltens und Erlebens sowie für die Beziehungsgestaltung von jugendlichen Mädchen (und Jungen) von zentraler Bedeutung ist. Für die Gegenüberstellung von Angleichungs- und Differenzthese im Geschlechterverhältnis ergeben sich Hinweise, dass eine Annäherung in den üblicherweise in der Jugendsexualitätsforschung gemessenen Parametern gleichwohl eine grundlegende Differenz beinhalten kann. Diese ist das Resultat unterschiedlicher Ausgangsbedingungen von Mädchen und Jungen und erschließt sich vermutlich erst über eine Exploration der Bedeutung des untersuchten Verhaltens.

Dr. Carmen Lange
Universität Hamburg,
Sexualberatungsstelle

Literatur

LANGE, C. (1998) Sexuelle Gewalt gegen Mädchen. Beiträge zur Sexualforschung Bd. 75 Stuttgart: Enke

SCHMIDT et al. (1993) Jugendsexualität. Beiträge zur Sexualforschung Bd. 69 Stuttgart: Enke

Sexuelle Aggression in den Beziehungen von Mädchen

Sowohl in der entwicklungspsychologischen Forschung als auch von Jugendlichen selbst wird die „Ausbildung angemessener Verhaltensweisen im Bereich von Sexualität und Intimität“, mithin der Beginn einer partnerorientierten sexuellen Aktivität, als spezielle Entwicklungsaufgabe des Jugendalters gesehen.¹ Dabei lässt sich im zeitlichen Längsschnitt eine deutliche Tendenz zur zeitlichen Vorverlagerung des Beginns der sexuellen Aktivität sowie zur Erhöhung der Zahl der Sexualpartner ausmachen.²

Während Erscheinungsformen und Verbreitungsgrad konsensueller Sexualkontakte im Jugendalter gut dokumentiert sind³, liegen bislang zur Problematik sexueller Aggression unter Jugendlichen aus dem deutschsprachigen Bereich keine systematischen Befunde vor.

Im vorliegenden Beitrag wird über eine umfangreiche Studie berichtet, die einen Beitrag zur Schließung dieser Forschungslücke geleistet hat. Entsprechend der Themenstellung der Tagung werden diejenigen Befunde in den Mittelpunkt gestellt, die sich auf sexuelle Aggression als Problem für Mädchen beziehen. Weibliche Jugendliche sind in erster Linie als potentielle Opfer sexuell aggressiver Verhaltensweisen von Männern zu sehen. Dementsprechend liegt das Schwergewicht des Beitrags auf dem Verbreitungsgrad sexueller Viktimisierung von Mädchen und der Analyse potentieller Risikofaktoren, die die Wahrscheinlichkeit unfreiwilliger sexueller Erfahrungen erhöhen. Im abschließenden Teil wird jedoch auch die Frage behandelt, in welchem Umfang und in welcher Form weibliche Jugendliche sexuell aggressive Verhaltensweisen in ihren Interaktionen mit Männern zeigen.

Verbreitungsgrad sexueller Viktimisierung von Mädchen

„Sexuelle Viktimisierung“ umfasst das Erleben von sexuellen Handlungen (Geschlechtsverkehr, sexuelle Berührungen, Oral- und Analverkehr), die ein Täter unter Einsatz verschiedener Strategien der Druckausübung (verbaler Druck, Ausnutzung der Widerstandsunfähigkeit, Androhung und Einsatz körperlicher Gewalt) gegen den Willen des Opfers ausführt.⁴ In zahlreichen Studien aus der amerikanischen „date-rape“-Forschung ist bekannt, daß unfreiwillige sexuelle Erfahrungen unter weiblichen Jugendlichen in erheblichem Maße verbreitet sind.⁵ In einer groß angelegten Studie fanden z.B. Koss, Gidycz und Wisniewski (1987), dass über 15% der befragten 3187 Studentinnen seit ihrem 14. Lebensjahr zumindest einmal mit Gewalt zum Geschlechtsverkehr gezwungen wurden. Berücksichtigt man andere Formen sexueller Aggression (z.B. verbaler Druck, Ausnutzung der Widerstandsunfähigkeit nach Alkohol o.Ä.), dann steigen die Zahlen noch deutlich an: weniger als die Hälfte der von Koss et al. befragten Frauen gaben an, noch nie derartige sexuelle Übergriffe erlebt zu haben. Nachfolgende Studien ermittelten Viktimisierungsraten in ähnlichen Größenordnungen.⁶



Prof. Dr. Barbara Krahe
Potsdam

¹Vgl. Wendt (1997), S. 355, s. auch Oerter & Dreher (1995); Rosenthal & Smith (1997)

²Vgl. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (1998a); Miller, Christopherson & King (1993); Vgl. aber auch Schmidt (1993), der seit den 70er Jahren keine bedeutsame Veränderung fand.

³Vgl. für Deutschland z.B. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (1995, 1998a, b); Schmidt (1993)

⁴Vgl. Abbey, McAuslan, & Ross (1998)

⁵Vgl. zusammenfassend Krahe (1998)

⁶Vgl. z.B. Abbey, Ross, McDuffie & McAuslan (1996); Testa and Dermen (1999); Ullmann, Karabatsos & Koss (1999)

Echt stark! – Neue Wege in der

In dem hier vorzustellenden Projekt wurden in zwei Studien erstmals systematische Daten über den Verbreitungsgrad sexueller Viktimisierung unter deutschen Jugendlichen und jungen Erwachsenen erhoben. Insgesamt 456 weibliche Jugendliche wurden zu ihren sexuellen Viktimisierungserfahrungen befragt, insgesamt 524 männliche Jugendliche gaben Auskunft über den Einsatz aggressiver Strategien. Darüber hinaus wurden 248 weibliche Jugendliche als potentielle Täterinnen sexueller Aggression gegenüber Männern und 400 männliche Jugendliche als potentielle Opfer sexueller Aggression von Frauen befragt. Die folgende Darstellung konzentriert sich, da auf dieser Tagung die Mädchen im Mittelpunkt stehen, auf die Befunde zur weiblichen Viktimisierung.

Stichproben und Erhebungsinstrumente

An der ersten Studie im Jahr 1996 nahmen 283 weibliche Jugendliche teil. An der zweiten Studie, die 1998 durchgeführt wurde, beteiligten sich 173 weibliche Jugendliche. Informationen zum demographischen Hintergrund der Befragten sind in Tabelle 1 zusammengestellt.

Tabelle 1:
Demographische Zusammensetzung der Stichproben

Erhebung	1996	1998
N der weibl. Befragten	283	173
■ Alter Mittelwert % zw. 17–20 J.	18,6 83,2	18,1 75,9
■ Herkunft		
DDR	60,1 %	64,2 %
BRD	32,9 %	29,5 %
Sonstige	3,9 %	4,1 %
■ Nationalität		
Deutsch	89,0 %	88,4 %
Sonstige	7,1 %	4,1 %
■ (Angestrebter) Schulabschluss		
Hauptschule	14,8 %	12,1 %
Realschule/POS	37,5 %	20,8 %
Abitur	43,8 %	63,3 %

⁷Vgl. BZgA (1995; 1998a,b)

⁸Vgl. BZgA (1998a)

⁹Vgl. ausführlicher Krahe, Scheinberger-Olwig & Waizenhöfer (1999)

Aufgrund fehlender Daten addieren sich nicht alle Angaben auf 100 %

Alle UntersuchungsteilnehmerInnen waren sexuell erfahren, ein geringer Prozentsatz (2,1% in der ersten und 3,5% in der zweiten Studie) hatten bislang nur unfreiwillige sexuelle Erfahrungen gemacht. Der sexuelle Erfahrungshintergrund der beiden Stichproben ist in Tabelle 2 zusammengefasst.

Tabelle 2:
Sexueller Erfahrungshintergrund der Befragten

Erhebung	1996 (N=283)	1998 (N=173)
■ Konsensuelle sexuelle Erfahrung		
Keine	2,1 %	3,5 %
Ohne GV	14,8 %	20,2 %
Geschlechtsverkehr	81,3 %	74,6 %
■ Alter beim 1. GV	15,9 J.	15,4 J.
■ Zahl der Sexualpartner		
Ohne GV	6,3	7,4
Mit GV	3,4	4,0
■ Sexuelle Missbrauchserfahrung in der Kindheit	8,8 %	18,5 %

Zur Abschätzung der Repräsentativität der vorliegenden Stichproben lassen sich Vergleiche zwischen dem sexuellen Erfahrungshintergrund der Befragten mit den Befunden aus neueren Repräsentativerhebungen zur Jugendsexualität der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung⁷ vornehmen. Diese Vergleiche zeigen ein hohes Maß an Übereinstimmung zwischen den von uns befragten Stichproben und den Repräsentativstichproben der BZgA.

Dies lässt sich exemplarisch am Vergleich der koituserfahrenen Personen in der Altersgruppe der 17-Jährigen zeigen. Ihr Anteil liegt in unserer ersten Stichprobe bei 66,1% und in der zweiten Stichprobe bei 74,5%. In der Repräsentativbefragung⁸ wurde für die gleiche Altersgruppe bei den weiblichen Befragten ein Anteil von 65% ermittelt, allerdings für eine Stichprobe, die einen Anteil von 6% von Befragten ohne jede heterosexuelle Erfahrung enthält.⁹ Damit kann angenommen werden, dass die Stichproben der vorliegenden Untersuchung sich in ihrer sexuellen Vorerfahrung nicht wesentlich von Repräsentativstichproben

Gewaltprävention

unterscheiden. Entsprechende Vergleichsdaten mit Repräsentativstichproben zur sexuellen Viktimisierung liegen aufgrund des Fehlens einschlägiger Untersuchungen nicht vor.

Die sexuellen Viktimisierungserfahrungen wurden mit Hilfe eines anonym zu beantwortenden Fragebogens erhoben. Dieses Instrument, das eine deutsche Adaptation der „Sexual Experiences Survey“¹⁰ darstellt, umfasst neben einleitenden Fragen zu konsensuellen sexuellen Erfahrungen 9 Items, die sexuelle Opfererfahrungen unterschiedlichen Schweregrades erfassen. Die Items erfragen verschiedene Formen unfreiwilliger Kontakte (Küssen/Petting, Geschlechtsverkehr, Oral- und Analverkehr) sowie unterschiedliche Formen der Aggression (verbaler Druck, gezielte Verabreichung von Alkohol/Drogen, Androhung oder Einsatz körperlicher Gewalt).

Die Erzwingung von Geschlechtsverkehr unter Einsatz oder Androhung körperlicher Gewalt (Vergewaltigung) wurde z.B. durch folgende Frage erfasst: „Hat schon einmal ein Mann versucht, dich dazu zu bringen, mit ihm zu schlafen, indem er handgreiflich geworden ist oder es dir angedroht hat?“ Der Einsatz von verbalem Druck zur Durchsetzung sexueller Interessen wurde über

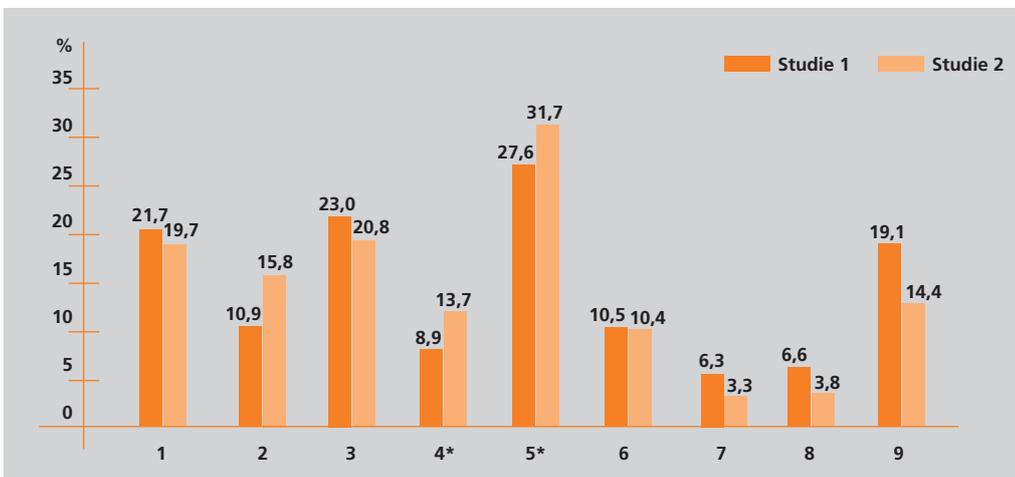
folgende Frage operationalisiert: „Ist es schon einmal vorgekommen, dass du mit einem Mann geschlafen hast, obwohl du nicht wolltest, weil er dich mit Worten unter Druck gesetzt hat?“ Der vollständige Wortlaut der verwendeten Items ist in Krahé (1999) wiedergegeben. Die so erfragten Opfererfahrungen stellen Lebenszeitprävalenzen dar (Hat eine Befragte jemals eine entsprechende Erfahrung gemacht?) und unterscheiden sich von Inzidenzerhebungen, die nach Opfererfahrungen in einem eingegrenzten Zeitraum (meist dem zurückliegenden Jahr) fragen.

In der Instruktion wurde deutlich gemacht, dass sich die Fragen auf unfreiwillige Erfahrungen bezogen, die im Rahmen heterosexueller Interaktionen mit Männern gemacht wurden, die im Prinzip auch Partner in einer konsensuellen Beziehung hätten sein können. Damit sollte sichergestellt werden, dass sexuelle Missbrauchserfahrungen in der Kindheit nicht in die Prävalenzbestimmung eingehen.

Die Häufigkeit, mit der die Befragten die verschiedenen Formen unfreiwilliger sexueller Kontakte berichteten, ist in Abbildung 1 dargestellt. Bei der Interpretation ist zu beachten, dass die Befragten mehr als eine sexuelle Opfererfahrung berichten konnten,

¹⁰Vgl. Ses; Koss & Oros (1982); Koss et al. (1987)

Abbildung 1:
Sexuelle Viktimisierungserfahrungen von Mädchen
(in % – Mehrfachnennungen waren möglich)



Items

- 1 = „Dinge gesagt, die er nicht meinte“
- 2 = GV mit verbaler Druckausübung
- 3 = Petting mit verbaler Druckausübung
- 4 = GV unter Alkohol/Drogen*
- 5 = Versuchter GV unter Alkohol/Drogen*
- 6 = Versuchter GV mit Gewalt/Drohung
- 7 = GV mit Gewalt/Drohung
- 8 = Andere sex. Handlungen mit Gewalt/Drohung
- 9 = Versuchtes Petting mit Gewalt/Drohung

* Diese Items wurden in der Erhebung 1998 schärfer formuliert.

Echt stark! – Neue Wege in der

weshalb sich die Angaben über die einzelnen Items hinweg auf mehr als 100% addieren.

Abbildung 1 zeigt, dass bereits in diesem relativ jungen Altersbereich unfreiwillige sexuelle Erfahrungen in erheblichem Umfang verbreitet sind. Die Items 7, 8 und 9 beziehen sich auf den Einsatz körperlicher Gewalt zur Erzwingung sexueller Handlungen und betreffen damit den strafrechtlichen Tatbestand der Vergewaltigung und sexuellen Nötigung (§ 177 StGB). Hier finden sich Prävalenzen von bis zu 20%. Für den Einsatz von Alkohol und die Ausübung verbalen Drucks liegen die Prävalenzraten noch höher. Die Analyse der Daten ergab keine Hinweise auf Unterschiede in der Prävalenz zwischen west- und ostdeutschen Befragten oder einen Effekt des Bildungsniveaus.

Weiteren Aufschluss über den Verbreitungsgrad sexueller Opfererfahrungen bei Mädchen gibt eine neue Repräsentativerhebung zur Jugendsexualität, die 1998 im Auftrag der BZgA von Emnid mit 14- bis 17-jährigen Jugendlichen durchgeführt wurde.

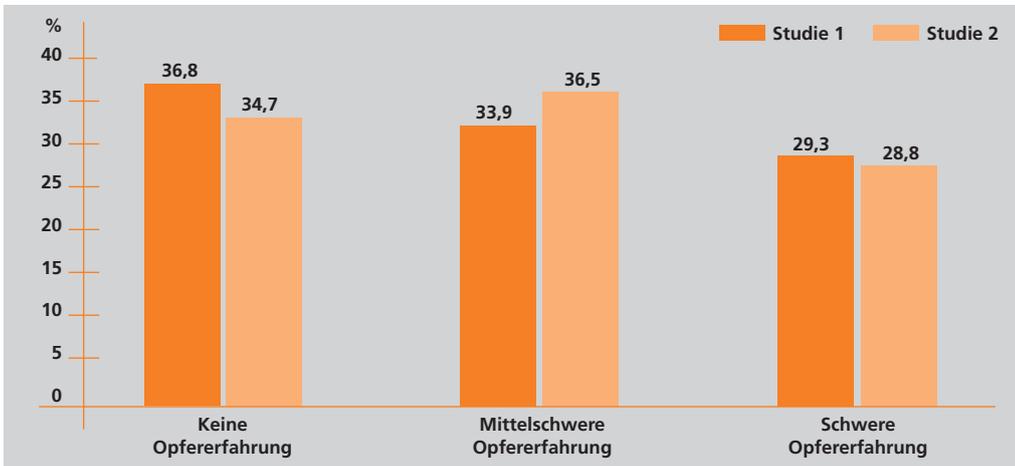
In die Erhebung wurde erstmals eine von uns vorgegebene Frage zu unfreiwilligen sexuellen Kontakten aufgenommen: *„Hat ein Junge/Mann schon einmal versucht, Sie gegen Ihren Willen zu Sex oder Zärtlichkeiten zu bringen, indem er Sie unter Druck gesetzt hat?“* Diese Frage wurde von 10% der 14-Jährigen, 18% der 15-Jährigen, 20% der 16-Jährigen und 24% der 17-Jährigen bejaht. Darüber hinaus wurden diejenigen Befragten, die die erste Frage bejahten, nach dem Ausgang der Situation befragt. In 59% der Fälle blieb es bei dem Versuch, es kam zu keinen sexuellen Handlungen, in 24% kam es zu Küssen oder Petting, in 13% zum Geschlechtsverkehr und in 11% zu anderen sexuellen Handlungen (Mehrfachnennungen waren möglich). Zwar handelt es sich bei der in der BZgA-Erhebung gestellten Frage verglichen mit der SES (Sexual Experiences Survey) nur um ein globales Maß der sexuellen Viktimisierung, doch wird auch hier erkennbar, dass junge Mädchen in nicht zu vernachlässigendem Ausmaß unfreiwillige sexuelle Kontakte erleben.

Um Aufschluss darüber zu gewinnen, wie hoch der Anteil von Mädchen ist, die Opfererfahrungen unterschiedlicher Schweregrade erlebt haben, wurde in einem weiteren Analyseschritt des vorliegenden Projekts der Opferstatus der Befragten bestimmt. Dazu wurde jede Befragte anhand ihrer Antworten auf die SES nach der jeweils schwersten erlebten Opfererfahrung einer von drei Gruppen zugeordnet.

In die erste Gruppe gingen diejenigen Befragten ein, die bislang nur konsensuelle sexuelle Kontakte erlebt haben. Die zweite Gruppe bilden Personen, die entsprechend der in der Literatur vorherrschenden Klassifikation Opfererfahrungen mittleren Schweregrades erlebt haben. Hierzu zählen alle vollendeten sexuellen Handlungen unter Anwendung verbalen Drucks (Items 1–3) sowie versuchter Geschlechtsverkehr unter Einsatz körperlicher Gewalt oder Ausnutzung der Widerstandsunfähigkeit nach Alkohol (Items 5 und 6). Die dritte Gruppe wird von Personen mit schwerer Opfererfahrung gebildet, worunter alle vollzogenen sexuellen Handlungen unter Einsatz oder Androhung körperlicher Gewalt (Items 7–9) sowie unter Ausnutzung der Widerstandsunfähigkeit nach Alkohol oder Drogen (Item 4) gefasst wurden. Die prozentuale Häufigkeit der drei Gruppen ist in Abbildung 2 auf der folgenden Seite dargestellt.

Abbildung 2 macht deutlich, dass nur etwa ein Drittel der weiblichen Befragten jede sexuelle Viktimisierung verneint, d.h. bislang ausschließlich konsensuelle Sexualkontakte erlebt hat. Fast 30% der Befragten, d.h. 3 von 10 Mädchen, berichten, bereits einmal eine schwere sexuelle Opfererfahrung erlebt zu haben. Die Befunde zeigen, dass auch in Deutschland sexuelle Aggression bereits bei Jugendlichen ein ernst zu nehmendes Problem darstellt. Wenn man bedenkt, dass die befragten Jugendlichen erst am Anfang ihrer sexuellen Aktivität und dem Aufbau von Partnerschaftsbeziehungen stehen, dann muss die Größenordnung der Opfererfahrung Besorgnis erregen und die Suche nach Ursachen und geeigneten Interventionsmaßnahmen auslösen.

Abbildung 2:
Prävalenz unterschiedlich schwerer Opfererfahrungen



Risikofaktoren sexueller Viktimisierung

Für das Verständnis der Problematik sexueller Aggression im Jugendalter und die Suche nach geeigneten Interventionsansätzen stellt die Suche nach Risikovariablen einer erhöhten Wahrscheinlichkeit der Viktimisierung eine vordringliche Aufgabe dar. Es ist hervorzuheben, dass mit der Frage nach potentiellen Risikovariablen sexueller Viktimisierung keinesfalls eine Verursachungs- oder gar Verantwortungszuschreibung an das Opfer verbunden ist. Die Verantwortung für sexuell aggressives Handeln trägt allein der Täter, doch können durch die Identifizierung von Einflussgrößen, die mit einer erhöhten Vulnerabilität für sexuelle Viktimisierung verbunden sind, gefährdete Gruppen erkannt und geeignete Interventionsstrategien entwickelt werden.

Aufbauend auf den Erkenntnissen der bisherigen Forschung aus dem anglo-amerikanischen Bereich wurden in das vorliegende Projekt drei Gruppen potentieller Risikofaktoren einbezogen:

- **Missbrauchserfahrungen in der Kindheit** in Form von sexuellem Missbrauch, körperlichen Schlägen und in der Familie vermittelten Wertlosigkeitsgefühlen;
- **Uneindeutige Kommunikation sexueller Absichten** in Beziehungen in Form vorgeblicher Ablehnung („token resistance“; ‚nein‘ sagen, aber ‚ja‘ meinen);

- **Ein hohes Maß an sexueller Aktivität**, ausgedrückt im frühen Beginn der sexuellen Aktivität und einer hohen Zahl von Sexualpartnern.

Missbrauchserfahrungen in der Kindheit

Der Zusammenhang zwischen Missbrauchserfahrungen in der Kindheit und nachfolgender erneuter Viktimisierung im Jugend- und jungen Erwachsenenalter ist in der Forschung unter dem Stichwort „Reviktimisierung“ insbesondere für den Bereich des sexuellen Missbrauchs in vielen Studien belegt.¹¹ Es mehren sich darüber hinaus Hinweise darauf, dass auch andere aversive Kindheitserfahrungen, wie körperlicher Missbrauch und emotionale Vernachlässigung das Risiko einer späteren sexuellen Viktimisierung erhöhen.¹² Im vorliegenden Projekt wurde deshalb nach aversiven Kindheitserfahrungen in Form sexuellen Missbrauchs, körperlicher Schläge und der Vermittlung des Gefühls von Wertlosigkeit in der Familie gefragt. Die ermittelten Prävalenzen für beide Untersuchungsstichproben sind in Abbildung 3 auf der folgenden Seite dargestellt.

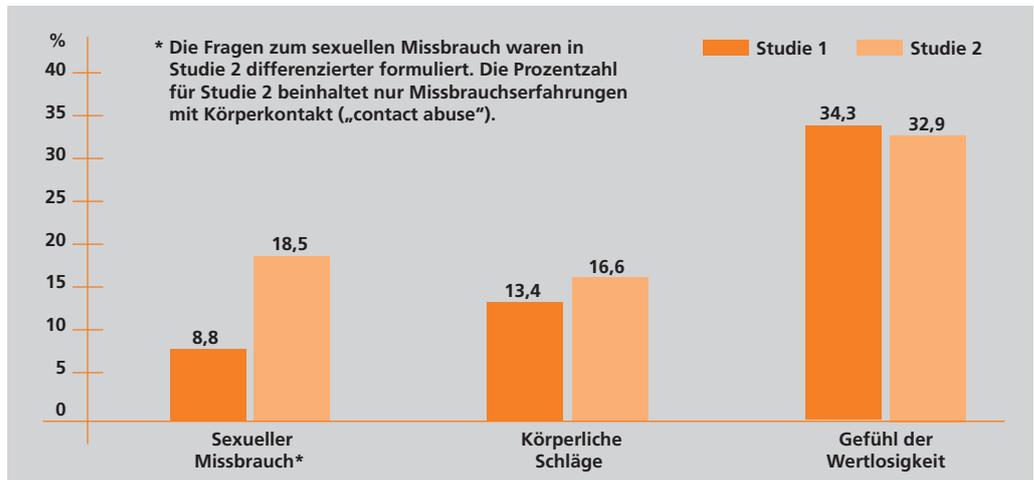
Alle drei Risikovariablen sind in nennenswertem Umfang in den beiden Stichproben ausgeprägt. Um ihren Einfluss auf die sexuelle Viktimisierung im Jugendalter zu bestimmen, wurden logistische Regressionsanalysen durchgeführt, in denen die drei

¹¹ Vgl. zusammenfassend s. Krahe (2000a)

¹² Vgl. z. B. Sanders & Moore, 1999; Schaaf & Mccanne (1998)

Echt stark! – Neue Wege in der

Abbildung 3:
Prävalenz von Missbrauchserfahrungen in der Kindheit als Risikofaktoren sexueller Viktimisierung



Kindheitsvariablen als Prädiktoren und die Klassifikation des Opferstatus (s. Abb. 2) als Kriterium verwendet wurden.¹³

Mithilfe der logistischen Regression lässt sich die Wahrscheinlichkeit bestimmen, um die sich das Risiko sexueller Viktimisierung beim Vorliegen jeder der drei aversiven Kindheitserfahrungen erhöht („odds ratios“). Die in Tabelle 3 dargestellten Ergebnisse zeigen für beide Stichproben, dass Befragte mit sexuellen Missbrauchserfahrungen ein signifikant erhöhtes Risiko späterer sexueller Aggression aufweisen.

Die Ergebnisse zeigen, dass Befragte, die in ihrer Kindheit Opfer sexuellen Missbrauchs wurden, ein deutlich höheres Risiko späterer Viktimisierung aufweisen als Befragte ohne Missbrauchserfahrung. Wie Studie 2 zeigt, ist

die Wahrscheinlichkeit schwerer Opfererfahrung um bis zu zehnfach erhöht. In ähnlicher Weise sind Befragte, denen in ihrer Kindheit ein Gefühl der Wertlosigkeit vermittelt wurde, einem erhöhten Viktimisierungsrisiko ausgesetzt, das bis zu siebenmal über dem der Befragten ohne diese negative Kindheitserfahrung liegt. Ein Zusammenhang zwischen körperlichen Schlägen in der Kindheit und späterer sexueller Viktimisierung fand sich in den vorliegenden Daten nicht.

Uneindeutige Kommunikation sexueller Absichten

Als weiterer Risikofaktor sexueller Viktimisierung wurde die uneindeutige Kommunikation sexueller Absichten in Form einer Zurückweisung sexueller Annäherungen trotz vorhandener Bereitschaft zu sexuellem Kontakt untersucht. Dieses Verhalten,

Tabelle 3:
Anstieg des Risikos („odds ratios“) sexueller Opfererfahrung als Funktion negativer Kindheitserlebnisse

Risikoanstieg	Keine Opfererfahrung vs. Opfererfahrung		Keine vs. schwere Opfererfahrung	
	Studie 1	Studie 2	Studie 1	Studie 2
Sexueller Missbrauch	2,55	7,33	4,51	10,90
Körperliche Schläge	n.s.	n.s.	n.s.	n.s.
Wertlosigkeitsgefühl	2,82	7,00	3,34	7,55

¹³Vgl. zum Verfahren Menard (1995)

n.s. = nicht signifikant. Alle anderen Koeffizienten sind mindestens mit $p < .05$ signifikant

„nein“ sagen, aber „ja“ meinen, wird in der englischsprachigen Literatur als „token resistance“ bezeichnet.¹⁴ Das Aushandeln von Intimität findet zu einem wesentlichen Maße durch indirekte Kommunikationsstrategien statt, in der keine Seite ihre sexuellen Absichten zu frühzeitig offen legen will, um sich vor Verletzungen und Zurückweisungen zu schützen.¹⁵ Das traditionelle „Sexualskript“, das prototypische Abläufe und normative Regeln für sexuelle Interaktionen beinhaltet, weist dem Mann die aktive, initiierende und der Frau die passive, nachgebende Rolle zu. Ein zu schnelles Einwilligen in die sexuellen Angebote des Mannes oder gar das aktive Vorantreiben eigener sexueller Interessen steht nach dieser Vorstellung mit der weiblichen Rolle in Widerspruch. Ein Verschleiern der eigenen sexuellen Bereitschaft im Sinne eines „Sich-Ziehens“ stellt daher für Frauen eine der traditionellen Geschlechterrolle entsprechende Strategie der intimen Kommunikation dar.¹⁶ Allerdings stellt die verbale Zurückweisung eines sexuellen Annäherungsversuchs bei gleichzeitig vorhandener Bereitschaft zu sexuellem Kontakt in der konkreten Situation ein Kommunikationsproblem dar, das das Auftreten sexueller Aggression begünstigen kann. Nicht zuletzt kann die Berufung auf „token resistance“ als verbreitete weibliche Strategie von Männern als Legitimation zur Verfolgung sexueller Interessen trotz geäußelter Zurückweisung durch die Frau genutzt werden.

In Übereinstimmung mit bisherigen Forschungsbefunden, die „token resistance“ als häufige Strategie der intimen Kommunikation ausweisen, ist auch unter den Befragten aus den beiden vorliegenden Studien dieses Kommunikationsmuster verbreitet: In Studie 1 berichteten 51,6% der Befragten, schon einmal „nein“ gesagt zu haben, obwohl sie „ja“ meinten. In Studie 2 lag der Prozentsatz bei 46,8%. In beiden Studien erwies sich die uneindeutige Kommunikation sexueller Absichten als Risikofaktor für sexuelle Viktimisierung. Das Risiko, schwere Opfererfahrungen zu machen, war in Studie 1 bei den Befragten, die „token resistance“ zeigten, um fast das Doppelte erhöht.¹⁷

In Studie 2 ergab sich ein sehr ähnliches Bild: Auch hier hatten Befragte, dieangaben schon einmal „token resistance“ gezeigt zu haben, ein etwa doppelt so hohes Viktimisierungsrisiko wie Befragte ohne „token resistance“.¹⁸ Die Befunde stützen damit die Einschätzung früherer Autoren, dass „token resistance“ unter dem Aspekt der sexuellen Viktimisierung eine risikoreiche Kommunikationsstrategie darstellt.¹⁹

Hohe sexuelle Aktivität als Risikofaktor sexueller Viktimisierung

In zahlreichen Studien wurde belegt, dass ein hohes Maß an sexueller Aktivität, definiert über die frühere Aufnahme sexueller Beziehungen und eine hohe Zahl von Sexualpartnern, das Risiko erhöht, Opfer sexueller Aggression zu werden.²⁰ In den vorliegenden Studien wurde daher nach dem Alter beim ersten Geschlechtsverkehr sowie nach der Zahl der Sexualpartner mit und ohne Geschlechtsverkehr gefragt und zur Klassifikation des Opferstatus in Beziehung gesetzt. Hierbei zeigte sich in Studie 1, dass Befragte mit Opfererfahrung beim ersten Geschlechtsverkehr signifikant jünger waren und eine höhere Zahl an Sexualpartnern mit und ohne Geschlechtsverkehr hatten als Befragte ohne Opfererfahrung. Diese Zusammenhänge erreichten allerdings in Studie 2 keine Signifikanz und bedürfen daher der Absicherung durch weitere Studien.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich mehrere Risikofaktoren sexueller Viktimisierung identifizieren ließen. So war die Wahrscheinlichkeit, Opfer eines sexuellen Übergriffs zu werden, bei denjenigen Befragten erhöht, die

- in ihrer Kindheit sexuelle Missbrauchserfahrung erlebt hatten,
- in der Kindheit in ihrer Familie ein Gefühl der Wertlosigkeit vermittelt bekamen,
- „token resistance“ als Form der uneindeutigen Kommunikation sexueller Absichten gezeigt hatten und
- ein niedrigeres Alter beim ersten Geschlechtsverkehr und eine höhere Zahl an Sexualpartnern berichteten.

¹⁴Vgl. Muehlenhard & Hollabaugh (1988)

¹⁵Vgl. Gerhards & Schmidt (1992)

¹⁶Vgl. Krahe (2000b)

¹⁷Vgl. odds ratio von 1.93

¹⁸Vgl. odds ratio von 2.25

¹⁹Vgl. zusammenfassend Krahe, Scheinberger-Olwig & Koplin, im Druck

²⁰Vgl. z. B. Himelein (1995); Testa & Dermen (1999)

Echt stark! – Neue Wege in der

Sexuelle Aggression von Mädchen

Obwohl Mädchen und Frauen in erster Linie als Opfer sexueller Aggression von Männern in Erscheinung treten, hat sich die Forschung in den letzten Jahren auch der Frage zugewandt, in welchem Ausmaß sie sexuelle Aggression in Beziehungen zu Männern zeigen.²¹ Frauen wenden zwar in deutlich geringerem Umfang als Männer aggressive Strategien zur Durchsetzung sexueller Interessen an, doch noch immer in einer Größenordnung, die nicht zu vernachlässigen ist. Dies gilt insbesondere für die Ausübung verbalen Drucks und die Ausnutzung der Widerstandsunfähigkeit des Mannes und betrifft weniger den Einsatz oder die Androhung körperlicher Gewalt.

Um auch die Frage der sexuellen Aggression von Frauen gegenüber Männern für Jugendliche in Deutschland zu untersuchen, wurde eine neue Stichprobe von 248 sexuell erfahrenen Frauen zu sexueller Aggression und 400 sexuell erfahrenen Männern zu sexuellen Opfererfahrungen befragt. Im vorliegenden Zusammenhang wird nur über die Befunde zum Einsatz sexueller Aggression durch Frauen berichtet. Im Hinblick auf Alter, Bildungsstand und sexuelle Erfahrung war die weibliche Stichprobe den beiden zuvor geschilderten Studien unmittelbar vergleichbar. Das Durchschnittsalter lag bei 18,1 Jahren, das Alter beim ersten Geschlechtsverkehr bei 15,8 Jahren. Zur Erfassung sexueller Aggression von Frauen gegenüber Männern wurde auf der Grundlage der SES ein neues Erhebungsin-

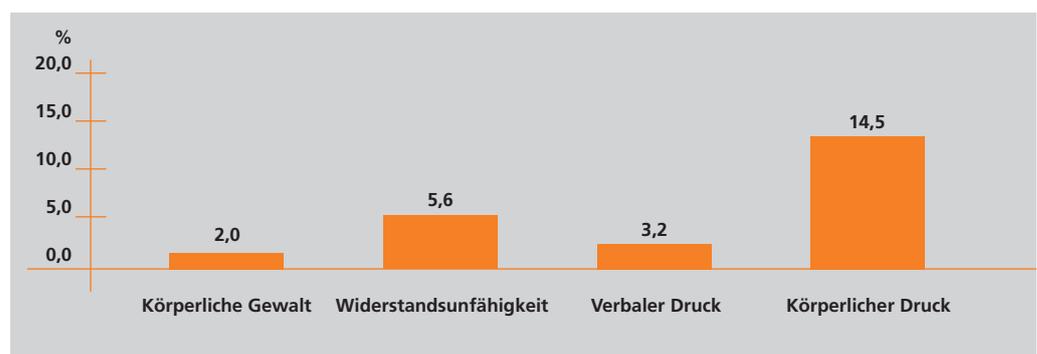
strument entwickelt, das vier Formen der sexuellen Aggression erfasst:

- den Einsatz oder die Androhung körperlicher Gewalt;
- die Ausnutzung der Widerstandsunfähigkeit des Opfers, z.B. nach Konsum von Alkohol oder Drogen;
- den Einsatz verbalen Drucks (z.B. Androhung, die Beziehung zu beenden) und
- den Einsatz des eigenen Körpers zur Überwindung männlichen Widerstandes (z.B. Versuche, den Mann gegen seinen Willen sexuell zu berühren, ihm den Weg versperren).

Die Prävalenzen für diese vier Formen der sexuellen Aggression von Frauen in Interaktion mit Männern sind in Abbildung 4 enthalten.

Insgesamt ergab sich über alle vier Strategien hinweg eine Gesamtprävalenz für den Einsatz sexueller Aggression von 18,5%. Wie Abbildung 4 zeigt, ist die am häufigsten eingesetzte Form der sexuellen Aggression die Ausübung von körperlichem Druck, d.h. der Einsatz des eigenen Körpers, um gegen den Willen des Mannes zu sexuellen Kontakten zu gelangen. Mit deutlichem Abstand folgt die Ausnutzung der Widerstandsunfähigkeit. Für den Einsatz von verbalem Druck sowie körperlicher Gewalt ergeben sich noch immer Prävalenzen von 3,2 bzw. 2 Prozent. Eine genauere Aufschlüsselung der Prävalenzdaten nach Art der erzwungenen sexuellen Handlung und Beziehung

Abbildung 4:
Prävalenz sexuell aggressiven Verhaltens von Mädchen



²¹Vgl. Anderson & Struckman-Johnson (1998)

Gewaltprävention

zwischen Opfer und Täterin findet sich bei Krahe, Waizenhöfer & Möller (2000).

Zusammenfassung und Ausblick

In den hier vorgestellten Studien wurden erstmals für größere Stichproben von Jugendlichen in Deutschland Daten zum Verbreitungsgrad und zu Risikofaktoren sexueller Viktimisierung erhoben. Die Teilnehmerinnen an den drei Studien repräsentieren mit einem Durchschnittsalter von 18 eine junge Altersgruppe, deren erster Geschlechtsverkehr erst zwei bis zweieinhalb Jahre zurückliegt. Vor diesem Hintergrund sind die Befunde zur Prävalenz sexueller Opfererfahrungen als besorgniserregend zu betrachten. Annähernd 30% der Befragten berichten über Erfahrungen, die als schwere sexuelle Opfererfahrungen einzuschätzen sind. Verglichen mit diesen Zahlen ist die Prävalenz sexuell aggressiven Verhaltens, das von weiblichen Jugendlichen gegenüber Männern gezeigt wird, gering. Doch auch hier wird deutlich, dass der Einsatz aggressiver Strategien zur Durchsetzung sexueller Interessen einen festen Platz im Sexualverhalten Jugendlicher hat.

Hinsichtlich der Risikofaktoren sexueller Viktimisierung bestätigen auch die vorliegenden Studien die negativen Auswirkungen kindlicher Missbrauchserfahrungen. Sexueller Missbrauch und emotionale Vernachlässigung in Form der Vermittlung von Wertlosigkeitsgefühlen erhöhen die Vulnerabilität für spätere sexuelle Opfererfahrungen. Dieser Zusammenhang ist bei therapeutischen Interventionen mit Missbrauchsoffern zu bedenken und die Verringerung des Reviktimisierungsrisikos als ein wesentliches Interventionsziel zu berücksichtigen. Jenseits aversiver Kindheitserfahrungen kommt den Kommunikationsstrategien beim Aushandeln sexueller Intimität ein bedeutender Stellenwert unter den Risikofaktoren sexueller

eller Viktimisierung zu. Die Verschleierung sexueller Absichten, z.B. in Form einer nur scheinbaren Zurückweisung sexueller Annäherungsversuche, bereitet den Boden für Missverständnisse und Fehldeutungen, die sexuelle Aggression begünstigen können.

Dieser Aspekt macht deutlich, dass sexuelle Aggression nur im Zusammenhang mit vorherrschenden Normen und Kommunikationsmustern sexueller Interaktion verstanden werden kann, die in Form „sexueller Skripts“ allgemein akzeptiert sind und dem Einzelnen einen Orientierungsrahmen für das eigene Verhalten anbieten. Viele Jugendliche teilen ein sexuelles Skript, das dem Mann die aktiv-fordernde und der Frau die passiv-rezeptive Rolle zuweist. Als Mann den eigenen sexuellen Wünschen und Forderungen Nachdruck zu verleihen, auch angesichts weiblicher Zurückweisung, ist ein integraler Bestandteil dieses Skripts.²²

Die Veränderung dieser Vorstellung in Richtung auf ein sexuelles Skript, das den Konsens zwischen den Partnern betont, sexuelle Aggression eindeutig ausgrenzt und die klare Kommunikation sexueller Absichten fördert, sollte in sexualpädagogischen Interventionen mit dem Ziel der Vermeidung sexueller Aggression einen hohen Stellenwert einnehmen.

Das vorgestellte Projekt wurde von der Deutschen Forschungsgesellschaft gefördert (Kr 972/4). Ich danke Anja Berger, Steffen Bieneck, Immo Firtsche, Susane Kolpin, Ingrid Moeller, Renate Scheinberger-Olwig, Tanja Schilling, Stephan Schütze und Eva Waitzenhöfer für ihre Unterstützung.

Prof. Dr. Barbara Krahe
Universität Potsdam,
Institut für Psychologie

²² Vgl. Rose & Frieze (1989)

Echt stark! – Neue Wege in der

Literatur

- ABBEY, A.A., ROSS, L.T., MCDUFFIE, D., & MCAUSLAN, P. (1996). Alcohol and dating risk factors for sexual assault among college women. *Psychology of Women Quarterly*, 20, 147-169.
- ABBEY, A.A., MCAUSLAN, P., & ROSS, L.T. (1998). Sexual assault perpetration by college men: The role of alcohol, misperception of sexual intent, and sexual beliefs and experiences. *Journal of Social and Clinical Psychology*, 17, 167-195.
- ANDERSON, P. B., & STRUCKMAN-JOHNSON, C. (Eds.) (1998). *Sexually aggressive women*. New York: The Guilford Press.
- BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG (Hg.) (1995). *Einfluß neuer gesetzlicher Regelungen auf das Verhütungsverhalten Jugendlicher und junger Erwachsener*. Köln: BZgA.
- BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG (Hg.) (1998a). *Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern*. Köln: BZgA.
- BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG (Hg.) (1998b). *Sexual- und Verhütungsverhalten 16-24jähriger Jugendlicher und junger Erwachsener*. Köln: BZgA.
- GERHARDS, J., & SCHMIDT, B. (1992). *Intime Kommunikation*. Baden Baden: Nomos.
- HIMELEIN, M.J. (1995). Risk factors for sexual victimization in dating. *Psychology of Women Quarterly*, 19, 31-48.
- KOSS, M.P., GIDYCYZ, C.A., & WISNIEWSKI, N. (1987). The scope of rape: Incidence and prevalence of sexual aggression and victimization in a national sample of higher education students. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 55, 162-170.
- KOSS, M.P., & OROS, C.J. (1982). Sexual experiences survey: A research instrument investigating sexual aggression and victimization. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 50, 455-457.
- KRAHÉ, B. (1998). Sexuelle Gewalt. In: H.W. Bierhoff & U. Wagner (Hg.). *Aggression und Gewalt* (pp. 108-127). Stuttgart: Kohlhammer.
- KRAHÉ, B. (1999). Sexuelle Aggression zwischen Jugendlichen: Prävalenz und Prädiktoren. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hg.). *Wissenschaftliche Grundlagen zur Sexualaufklärung und Familienplanung* (Teil, 2, pp. 92-122). Köln: BZgA.
- KRAHÉ, B. (2000a). Childhood sexual abuse and revictimization in adolescence and adulthood. *Journal of Personal and Interpersonal Loss*, 5, 149-165.
- KRAHÉ, B. (2000b). Sexual scripts and heterosexual aggression. In: T. Eckes & H. M. Trautner (Eds.). *The developmental social psychology of gender* (pp. 273-292). Mahwah, NJ: L. Erlbaum.
- KRAHÉ, B., SCHEINBERGER-OLWIG, R., & KOLPIN, S. (im Druck). Ambiguous communication of sexual intentions and the prediction of sexual aggression. *Sex Roles*.
- KRAHÉ, B., SCHEINBERGER-OLWIG, R., & WAIZENHÖFER, E. (1999). Sexuelle Aggression zwischen Jugendlichen: Eine Prävalenzerhebung mit Ost-West-Vergleich. *Zeitschrift für Sozialpsychologie, Sonderheft „Gewalt und Aggression“*, 30, 165-178.
- KRAHÉ, B., WAIZENHÖFER, E., & MÖLLER, I. (2000). Women's sexual aggression against male partners. Zur Veröffentlichung eingereichtes Manuskript.
- MENARD, S. (1995). *Applied logistic regression analysis*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- MILLER, B.C., CHRISTOPHERSON, C.A., & KING, P.K. (1993). Sexual behavior in adolescence. In: Gulotta, T.P., Adams, G.R., & Montemayor, R. (Eds.) *Adolescent sexuality* (pp. 57-76). Newbury Park, CA: Sage.
- MUEHLENHARD, C. L., & HOLLABAUGH, L. C. (1988). Do women sometimes say no when they mean yes? The prevalence and correlates of women's token resistance to sex. *Journal of Personality and Social Psychology*, 54, 872-879.
- OERTER, R., & DREHER, E. (1995). Jugendalter. In: R. Oerter & L. Montada (Hg.). *Entwicklungspsychologie* (pp. 310-395). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- ROSE, S., & FRIEZE, I.H. (1989). Young singles' scripts for a first date. *Gender and Society*, 3, 258-268.
- ROSENTHAL, D.A., & SMITH, A.M.A. (1997). Adolescent sexual timetables. *Journal of Youth and Adolescence*, 26, 619-636.
- SANDERS, B., & MOORE, D.L. (1999). Childhood maltreatment and date rape. *Journal of Interpersonal Violence*, 14, 115-124.
- SCHAAF, K.K. & MCCANNE, T.R. (1998). Relationship of childhood sexual, physical, and combined sexual and physical abuse to adult victimization and posttraumatic stress disorder. *Child Abuse and Neglect*, 22, 1119-1133.
- SCHMIDT, G. (Hg.) (1993). *Jugendsexualität - Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder*. Stuttgart: Enke.
- TESTA, M., & DERMEN, K.H. (1999). The differential correlates of sexual coercion and rape. *Journal of Interpersonal Violence*, 14, 548-561.
- ULLMAN, S.E., KARABATSOS, G., & KOSS, M.P. (1999). Alcohol and sexual assault in a national sample of college women. *Journal of Interpersonal Violence*, 4, 603-625.
- WENDT, D. (1997). *Entwicklungspsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.

Gewaltauffällige Jugendgruppen: Geschlechterverhältnisse, Einstellungen, Verhalten und Präventionsansätze

Die erhöhte Aufmerksamkeit von Öffentlichkeit, Politik und Wissenschaft für das Phänomen weiblicher Jugendgewalt ist u.a. auf Auswertungsergebnisse der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) zurückzuführen, die Mädchen generell eine erhöhte Kriminalitätsbelastung bescheinigen.¹ Gleichwohl liegt der Anteil der männlichen Tatverdächtigen an der Gewalkriminalität bei insgesamt 88,6 %, und bezogen auf ihren Bevölkerungsanteil sind männliche Jugendliche ab 16 Jahren und Heranwachsende am stärksten überrepräsentiert.²

Der Anteil der Mädchen, die generell sowie speziell bei den Gewaltdelikten „schwere“ und „gefährliche“ Körperverletzung deutlich an Prozentpunkten zugelegt haben³, liegt derzeit bei 18,6 % an den leichten und 16,1 % an den schweren Körperverletzungsdelikten mit steigender Tendenz. Diese Befunde werden teilweise auch durch Ergebnisse aus Schülerbefragungen zur Gewaltbereitschaft und zu selbstberichtetem Gewalthandeln gestützt.⁴ Darüber hinaus erregen Vorfälle, in denen Mädchen einzeln oder – meist – in Gruppen andere verprügeln und verletzen, zunehmend die Aufmerksamkeit der Jugendhilfepraxis.

Erklärungsansätze für Gewaltbereitschaft und Gewalttätigkeit von Mädchen

In den letzten zehn Jahren wurde die kriminologische, psychologische und sozialpsychologische Forschung über gewaltauffälliges Verhalten von Jugendlichen intensiviert. Als verursachend identifiziert wurden u.a. zentrale Faktoren wie ökonomischer Familienstatus, regionale Milieunterschiede, Bildungsniveau der Jugendlichen und der Eltern sowie deren Erziehungskompetenz. Die Erklärungsansätze befassen sich jedoch vor dem Hintergrund

der hohen männlichen Repräsentanz bei aggressiven Handlungen nahezu ausschließlich mit männlicher Gewalt⁵, die Variable „Geschlecht“ bleibt meist unberücksichtigt⁶.

Hinweise auf Erklärungsfaktoren zur Gewaltdelinquenz von Mädchen und jungen Frauen finden sich lediglich in der geschlechtsspezifischen Sozialisationsforschung⁷ und der Rechtsextremismusforschung⁸, die gewalttätiges Handeln von Mädchen im Gruppenkontext beleuchtet und erste Differenzierungen und Erklärungsansätze für deren Einstellungen, Verhaltensweisen und Rolle in der rechten Jugendszene bietet: Das bei Mädchen in rechtsorientierten Gruppen beobachtbare gewaltunterstützende Handeln, das das geschlechtstypische Fremd- und Selbstbild von Mädchen nicht durch „unweibliche“ Aggressionen gefährdet, wird auf die weibliche Unterordnung unter männliche Dominanz zurückgeführt⁹. Dagegen wird die „offene“ und unverdeckte Gewalttätigkeit von Mädchen meist als Zeichen eines Wandels von Geschlechtskonzepten interpretiert – entweder als misslungenes Emanzipationsstreben und damit als „verquere Emanzipation“¹⁰, als Auflehnung ge-



Svendy Wittmann
München

¹ Befunde auf der Basis von Tatverdächtigenzahlen der Polizeilichen Kriminalstatistik sind ebenso wie Untersuchungsergebnisse zur selbstberichteten Delinquenz von Jugendlichen kritisch zu hinterfragen. Vgl. zusammenfassend Cornel, H. (1997); Mischau, A. (1997); Walter, M. (1996a, ders. 1996b). Auf ihre begrenzte Aussagekraft in diesem sensiblen Thema kann nicht oft genug hingewiesen werden.

² Bundeskriminalamt (Hrsg.) (1999)

³ Vgl. Bundeskriminalamt (1999); Pfeiffer, Ch. u.a. (1998); Pfeiffer, Ch./Wetzels, P. (1997); Pfeiffer, Ch. (1995)

⁴ Heitmeyer, W. u.a. (1995); Popp, U. (1997); Mansel, J./Hurrelmann, K. (1998)

⁵ Gernert, W. (1994); Kreuzer, A. u.a. (1993); Pfeiffer, Ch. (1996); Pfeiffer u.a. (1996); Albrecht, G. u.a. (1991); Heitmeyer, W. u.a. (1995); Mansel, J./Hurrelmann, K. (1998); Klein-Allermann, E. u.a. (1995)

⁶ Zum Überblick über Daten, Befunde und Erklärungsansätze der Delinquenz von Mädchen siehe auch Bruhns, K./Wittmann, S. (1999)

⁷ Bilden, H. 1980; Kersten, J. (1993); Campbell, A. (1995)

⁸ Siller, G. (1995); Möller, K. (1995); Niebergall, B. (1995)

⁹ Bütow, B. 1995; Stenke, D. (1994)

¹⁰ Möller, K. (1995)

Echt stark! – Neue Wege in der

gen Übergriffe und Diskriminierungserfahrungen¹¹ oder als Verhaltensunsicherheiten, die aus widersprüchlichen gesellschaftlichen Anforderungen resultieren¹².

Während sich die mediale Berichterstattung für gewöhnlich am Bild des „bösen“ Mädchens orientiert, das sich vorwiegend auf weibliche Opfer spezialisiert und besonders brutal vorgeht, ist das gewalttätige Handeln von Mädchen für die bundesrepublikanische Forschung nur von geringem Interesse.

Diese Forschungslücke war Ausgangspunkt für die Konzipierung des Projektes „Mädchen und Gewalt: Eine Untersuchung zum jugendgruppentypischen Umgang mit Gewalt“, das im Deutschen Jugendinstitut e.V. durchgeführt und vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert wird.

Ziel des Projektes ist es, auf der Grundlage einer geschlechterdifferenzierten Analyse von Jugendgruppen die Rolle von Mädchen in gewaltauffälligen Gruppen – sowohl gemischtgeschlechtlichen als auch reinen Mädchengruppen – zu untersuchen, geschlechtsspezifische Unterschiede in Gewalt-einstellungen und -handeln herauszuarbeiten und Empfehlungen für eine geschlechterdifferenzierte Gewaltprävention zu entwickeln. Im Zentrum steht dabei die Frage, in welchem Zusammenhang Haltung und Handeln von Mädchen in Gewaltkontexten mit weiblichen Geschlechtskonzepten stehen und welche Rolle geschlechtsspezifische Orientierungen in gruppendynamischen Prozessen spielen.

In diesem dreijährigen Forschungsprojekt werden Mädchen und Jungen aus gemischtgeschlechtlichen gewalt- und nicht gewaltauffälligen Jugend- und reinen Mädchengruppen in Ost- und Westdeutschland qualitativ in Gruppendiskussionen und themenzentrierten Einzelinterviews zweimal im Abstand von ca. 10 bis 12 Monaten mit halbstrukturierten Leitfäden befragt. Die hier vorgestellten Zwischenergebnisse basieren auf den Auswertungen der ersten Befragung der gewaltauffälligen Gruppen.

Geschlechterbeziehungen – Status, Funktion und Rolle von Mädchen

Nach den Ergebnissen der Rechtsextremismusforschung¹³ herrschen in rechtsextremen Jugendgruppen patriarchale Leitbilder. Die Geschlechterbeziehungen in diesen Gruppen zeichnen sich durch männliche Dominanz aus und Mädchen und junge Frauen nehmen innerhalb der Gruppe in der Regel eine untergeordnete und marginale Position ein.

Demgegenüber stellt sich das Geschlechterverhältnis in den befragten gemischtgeschlechtlichen Gruppen eher gegenläufig dar: Die Mädchen und jungen Frauen haben einen guten „Stand“ innerhalb der Gruppe und ordnen sich den männlichen Gruppenmitgliedern nicht unter. Sie wirken in den Gruppendiskussionen selbstsicherer als die Jungen, vertreten ihre Ansichten selbstbewusst und lassen sich in ihren Meinungen und ihrem Handeln nicht ersichtlich von den männlichen Gruppenmitgliedern beeinflussen und schon gar nicht dominieren. Darüber hinaus lassen sich in den befragten Gruppen starke Mädchen-Netzwerke beobachten, die sich durch besonders enge Zweier- und Dreierbeziehungen auszeichnen und als Ort für den intensiven Austausch emotionaler und intimer Probleme zum Zusammenhalt der Mädchen untereinander und damit zu ihrer gleichberechtigten Stellung in der Gruppe beitragen. Von den Jungengruppen werden dagegen stärker gemeinsame Aktivitäten – einschließlich gemeinschaftliches Begehen krimineller Delikte – betont¹⁴.

Weiterhin wird vor allem in der amerikanischen „Gang“-Literatur¹⁵, teilweise auch in der Rechtsextremismuskonzeption, Mädchen und jungen Frauen in gemischtgeschlechtlichen gewaltbereiten Jugendgruppen oftmals die Rolle der „Anheizerinnen“ und „Anstifterinnen“ zugeschrieben. In den Interpretationen des gewaltunterstützenden Handelns dieser Mädchen wird nachdrücklich auf den Vorteil und die Heimtücke der Mädchen und jungen Frauen verwiesen, die ohne Verstoß gegen herkömmliche Wertvorstellungen eigene aggressive Gefühle

¹¹ Rommelspacher, B. (1992); Holz-kamp, Ch./Rommelspacher, B. (1991)

¹² Conrads, J./Möller, R. (1995)

¹³ Hartwig, M. (1990); Holz-kamp a.a.O.; Balbach, S. (1994)

¹⁴ Vgl. auch Kolip, P. (1993 und 1995)

¹⁵ Vgl. die Literaturrezeption von Campbell, A. (1984) und die Beispiele in Stenke a.a.O.

Gewaltprävention

ausleben können. In unseren Ergebnissen finden sich hierfür zwar Anhaltspunkte, jedoch greift die häufig mit der „Anheizerinnen“-Rolle assoziierte „Hinterhältigkeit“ von Frauen hier nicht, die in der frühen Kriminalitätsdiskussion mit eben dieser Instrumentalisierung männlicher Personen belegt wurde. So ist der Vorwurf der weiblichen Gruppenmitglieder einer Jugendgruppe, dass die Jungen feige seien, weil sie sich einer verabredeten Gruppenschlägerei nicht gestellt haben, nicht als Instrumentalisierung und versteckte Aufforderung zur Aggressivität zu interpretieren, da die Mädchen mit der Bereitschaft sich ins „Kampfgestümmel“ zu stürzen am Treffpunkt erschienen waren.

Den Mädchen ging es darum, den Ruf der Gruppe als kampfwillig und einig aufrechtzuerhalten und nicht darum, dass die Jungen stellvertretend „ihren“ Kampf führen. Nach vorliegenden geschlechterdifferenzierten Untersuchungsergebnissen der Rechtsextremismusforschung bestimme darüber hinaus vor allem die Bewunderung der männlichen „Kämpfer“, deren emotionale und physische Unterstützung sowie die Suche der weiblichen Mitglieder nach Schutz durch die männlichen weitgehend die Beziehungen zwischen weiblichen und männlichen Gruppenmitgliedern. Auch in unserer Untersuchung werden zwar „Beschützerrollen“ vor allem von den befragten Mädchen thematisiert, allerdings bleiben sie nicht allein männlichen Rollenträgern vorbehalten: In einer der befragten Jugendgruppen übernimmt bspw. eine junge Frau diese Rolle für ihren Freund, der ebenfalls Gruppenmitglied ist, und in den befragten reinen Mädchengruppen ist diese Rolle an die überlegene Körperkraft der jeweiligen „Hauptschlägerinnen“ gebunden.

Zusammenfassend betrachtet nehmen innerhalb der Cliques die weiblichen Jugendlichen wichtige gruppenstabilisierende und gemeinschaftsstiftende Funktionen wahr, wie z.B. die Organisation und Planung gemeinsamer Unternehmungen. Grundlage des insgesamt hohen Status der Mädchen in den befragten Gruppen und ihrer zen-

tralen Bedeutung für die Gruppe ist jedoch vor allem der hohe Vertrauensstatus, den einzelne weibliche Jugendliche in der Gruppe haben, ihre entschlossene Haltung, mit der sie sich in Konflikte mit anderen Gruppen begeben, sowie ihre Dominanz im gruppenverbindenden Gewaltdiskurs. So sind auch die an die männlichen Jugendlichen gerichteten Vorwürfe der Mädchen hinsichtlich des starken Alkohol- und Drogenkonsums sowie generelle Appelle zum friedlicheren gegenseitigen Umgang als Beitrag zum Zusammenhalt der Gruppe und zugleich als Ausdruck ihres hohen Status zu interpretieren.

Gewaltbereitschaft und Gewalttätigkeit bei weiblichen und männlichen Jugendlichen

Gewaltbetonende Selbstdarstellung

Die Bedeutung gruppenspezifischer und gruppenidentitätsbildender Prozesse hinsichtlich gewaltbetonender Selbstdarstellungen und der Anerkennung von Seiten der Gruppenmitglieder ist wesentlich abhängig von der Bedeutung gewalttätiger Aktionen für das Verbundenheitsgefühl der Gruppe. Die Mädchen in den gewaltauffälligen Mädchen- wie Jugendgruppen berichten nahezu lustvoll und stolz von ihren aggressiven Taten, auch wenn dies teilweise im Widerspruch zu ihren Äußerungen in den Einzelinterviews steht, in denen einzelne auch Hilflosigkeit im Umgang mit der eigenen Aggressivität oder Bedauern über schwere Verletzungen anderer äußern. Die Betonung der hohen Gewaltbereitschaft von Seiten der weiblichen Gruppenmitglieder kann als Wunsch nach Anerkennung interpretiert werden, dem in gewaltbereiten Jugendgruppen von den Mädchen wie den Jungen und in den reinen Mädchengruppen vor allem von Jungen außerhalb der Gruppe – von Bekannten und Freunden – auch entsprochen wird. Die Jungen hingegen halten sich in den Gruppendiskussionen bei der Schilderung eigener Gewaltaktionen zurück, spielen die Thematik sogar eher herunter und schildern Auseinandersetzungen auch in den Einzelinterviews wenig detailliert. Möglicherweise sind die jungen Männer auch vorsichtiger bei der Darstellung

Echt stark! – Neue Wege in der

körperlicher Auseinandersetzungen, weil sie zusätzlich häufig auch noch in andere, zum Teil damit zusammenhängende Straftaten verstrickt sind: Die befragten männlichen Jugendlichen wurden neben Körperverletzungsdelikten im Gegensatz zu den Mädchen häufig auch wegen unerlaubten Waffenbesitzes, schweren Raubes, Hausfriedensbruchs und Sachbeschädigung angezeigt bzw. verurteilt.

In ihren Außenkontakten zu Gleichaltrigen pflegen jedoch Mädchen wie Jungen ein Image, dem in puncto Durchsetzungsfähigkeit und Kampfkraft Respekt und Hochachtung gezollt wird und das Angst hervorruft. Dahinter steht das Bedürfnis „von außen“ geachtet zu werden. Auf das Bedürfnis nach Anerkennung, allerdings eher im Sinne von „gefürchtet“ als im Sinne von „bewundert“ werden, deutet auch hin, wenn Jungen wie Mädchen Aggression und Gewalt als Möglichkeit beschreiben, sich „Respekt“ zu verschaffen.

Die gewalttätige Selbstdarstellung „nach außen“ kann also bei beiden Geschlechtern die Funktion haben, andere einzuschüchtern, „nach innen“ hat es demgegenüber vor allem für gewalttätige Mädchen die Funktion, persönliche Bestätigung zu erhalten. Da Mädchen wie Jungen gleichermaßen betonen, dass Jungen generell brutaler, schwerer, häufiger und zum Teil auch unter Einsatz von Waffen gewalttätige Handlungen begehen als Mädchen, bietet sich ausgehend von Selbst- und Fremdbeschreibungen, die sich stark an Geschlechtsrollenstereotypen orientieren, die Interpretation an, dass die direkte Gewaltausübung dem herkömmlichen Weiblichkeitsbild widerspricht und deswegen deutlich illustriert werden muss, während sie mit dem gängigen Männlichkeitsbild übereinstimmt und nicht weiter herausgehoben werden muss.

Einstellung zu Gewalt

Weitverbreitet ist auch die, dass Mädchen generell friedfertiger seien als Jungen¹⁶, dementsprechend wird Mädchen eher als Jungen die Fähigkeit zu alternativen Konfliktlösungen zugeschrieben und daraus

geschlossen, dass sie bei körperlichen Auseinandersetzungen schlichtende bzw. vermittelnde Rollen übernehmen. In den Gruppendiskussionen mit den gewaltbereiten Jugendgruppen rief das provokative Statement „Mädchen sind friedfertiger als Jungen“ zuallererst allgemeines Gelächter hervor, bevor ihm von Einzelnen – wenn auch meist relativierend – zugestimmt wird: Es komme auf die Situation und die Personen an. Die weiblichen Gruppenmitglieder, die sich vor allem durch diese Behauptung angesprochen fühlen, diskutieren dieses Statement nicht unter dem Aspekt, ob sich Mädchen bei gewalttätigen Auseinandersetzungen zurückhaltend verhalten und schlichtend eingreifen, sondern vielmehr, ob Mädchen sofort zuschlagen und unter welchen Bedingungen sie andere Konfliktlösungsstrategien verfolgen. Auch in ihren in den Einzelinterviews geäußerten Einstellungen und Haltungen zu Gewalt wird deutlich, dass sie Gewalt nicht stärker ablehnen als die befragten Jungen.

Auch finden Mädchen wie Jungen gleichermaßen – mit graduellen Abstufungen pro Gruppe – eine Vielzahl von Gründen, die sie dazu berechtigen bzw. geradezu dazu zwingen, Gewalt anzuwenden. Zudem äußern sich weder die Mädchen noch die Jungen in den gewaltauffälligen Jugendgruppen besonders nachsichtig oder vermittelnd zu Konfliktsituationen. Unseren Untersuchungsergebnissen zufolge können Mädchen deshalb nicht gemeinhin als „das friedliche Geschlecht“ beschrieben werden, wenngleich sie aus ihrer Sicht nicht so schnell, so häufig, so hart und keinesfalls wegen so nichtiger Anlässe zuschlagen wie die männlichen Gruppenmitglieder.

Konflikthanlässe

Geschlechtsspezifische Unterschiede zeigen sich jedoch bei den Konflikthanlässen: Gründe für gewalttätiges Agieren entstehen bei den Mädchen überwiegend auf der Beziehungsebene, bei den Jungen vor allem auf der kollektiven Ebene. Weibliche Jugendliche prügeln sich mit Mädchen, weil diese schlecht über sie geredet hätten, weil sie sich durch Beschimpfungen, „dumme

¹⁶ Vgl. Alfermann, D. (1996)

Gewaltprävention

Sprüche“ oder „schräge Blicke“ persönlich beleidigt fühlen, aus Eifersucht, zur Verteidigung und Unterstützung von Freunden und Freundinnen sowie um Mädchen einzuschüchtern, damit sie keine Anzeigen erstatten. Bei den Jungen entzündeten sich Konflikte meist aufgrund von Geldschulden, Verteilungskämpfen, der Bewahrung der „Ehre“, der „Rache“ für ein Gruppenmitglied oder eine/n Freund/in, wegen Ausländerfeindlichkeit oder der Zugehörigkeit zu bestimmten, verhassten Gruppen sowie daran, dass andere „auf Prügel aus sind“. Aus Sicht der Mädchen dagegen entfachen sich Handgreiflichkeiten zwischen Jungen innerhalb wie außerhalb der Gruppe häufig schon an „Kleinigkeiten“. Damit weisen sie darauf hin, dass bei diesen bereits geringfügige Anlässe in Prügeleien eskalieren, und heben indirekt hervor, dass die selbst berichteten Gründe für Schlägereien schwerwiegend(er) seien.

Opfer

Für Mädchen und Jungen gilt jedoch gleichermaßen, dass die gegnerischen Parteien in Auseinandersetzungen meist zum gleichen Geschlecht gehören. Obwohl sich Mädchen grundsätzlich nicht davor scheuen, auch Jungen anzugreifen – meist geht es um sexuelle „Anmache“, verleumderische Äußerungen über den männlichen Partner oder um eine erhöhte Aggressionsbereitschaft aufgrund der Zugehörigkeit zu einer verhassten Gruppierung, z.B. den „Nazis“, schlagen sie sich größtenteils mit anderen Mädchen; dies gilt auch für die eher seltenen Gruppenkämpfe. Dass vor allem Mädchen zu Opfern weiblicher Jugendlicher werden, begründen die befragten weiblichen Gruppenmitglieder teilweise damit, dass Mädchen häufiger als Jungen „schlecht“ über andere – vor allem Mädchen – reden würden. An einigen Stellen wird aber auch deutlich, dass Mädchen gegenüber Jungen aufgrund einer tatsächlichen oder angenommenen körperlichen Überlegenheit vorsichtiger sind. Derartige Bewertungen könnten sowohl Resultat einer unhinterfragten Übernahme von Geschlechterstereotypen als auch Ausdruck einer höheren Verletzlichkeit durch „Beleidigungen“

gerade durch Mädchen sein, da deren Kommunikationsstrukturen untereinander dichter und Kommunikationsinhalte persönlicher und beziehungsorientierter sind als bei den männlichen Jugendlichen.

In den Gewaltschilderungen der Jungen und jungen Männer wird über Auseinandersetzungen mit einzelnen seltener berichtet, hier spielen in den Schilderungen Gruppenauseinandersetzungen eine größere Rolle, die häufig aus Streitereien zwischen einzelnen männlichen Jugendlichen entstehen. Mädchen sind für Jungen hingegen „tabu“, eine Regel, gegen die nach übereinstimmenden Äußerungen aller Interviewten auch nicht verstoßen wird (wenn es sich allerdings um die eigene Partnerin handelt, wird auch gegen diese Norm verstoßen).

Von den Mädchen wird dieser „Nicht-Angriffs-Pakt“ meist als Vorteil gewertet, dennoch wird Jungen ein Recht auf Verteidigung zugestanden, wenn es sich um ein grundlos angreifendes Mädchen handelt.

Gewalttätiges Vorgehen

Die Tendenz, dass Mädchen und junge Frauen in gewalttätigen Gruppen hauptsächlich im Hintergrund agieren, wird auch in einer Untersuchung des SINUS-Instituts zu Jugendgruppen in Ostdeutschland nachgewiesen; werden Mädchen jedoch selbst gewalttätig, so seien sie weniger brutal¹⁷. Aussagen zu geschlechtsspezifischen Unterschieden beim konkreten Vorgehen in Auseinandersetzungen lassen sich auf der Basis der Untersuchungsergebnisse in dieser Einfachheit nicht treffen: zum einen wegen der ungleichgewichtigen Informationen bei weiblichen und männlichen Jugendlichen zu Gewaltsituationen, zum anderen, weil die Jugendlichen nicht immer gleich, sondern situations- und personendifferent agieren. Beispiele für ein brutales Vorgehen und für schwere Verletzungen der Opfer finden sich bei beiden Geschlechtern. Daraus kann gefolgert werden, dass es – unabhängig von Häufigkeitsverteilungen – sowohl Jungen als auch Mädchen gibt, deren Umgang mit Gewalt sich durch besondere Brutalität und Kompromisslosigkeit aus-

¹⁷ SINUS-Institut in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für angewandte Wirtschafts- und Sozialforschung CONCRET (1994). In: AgAG Informationsdienst a.a.O., 30 – 33

Echt stark! – Neue Wege in der

zeichnet. Dieses Ergebnis stellt Tabuisierungen und Geschlechterstereotypisierungen, die am Bild des „friedlichen“ Mädchens festhalten ebenso wie mediale Sensationsberichte über brutaler als Jungen zuschlagende und daher „böartige“ Mädchen gleichermaßen in Frage.

Aspekte einer Mädchenspezifischen Gewaltprävention

In kriminalpräventiven Konzepten und Angeboten bleiben abweichende Verhaltensweisen von Mädchen und jungen Frauen größtenteils unberücksichtigt¹⁸. Im Mittelpunkt steht die männliche Delinquenz, die mit dem Hinweis auf die wesentlich geringere Anzahl delinquenter Mädchen im Vergleich zu Jungen sowie deren polizeiliche Registrierung hauptsächlich im Bereich der geringfügigen Delikte, wie leichter Diebstahl und Ladendiebstahl, legitimiert wird. Angesichts der Anzeichen zunehmender Gewalttätigkeit von Mädchen und ihrer direkten oder indirekten Verwicklung in gewalttätige Jugendgruppenaktivitäten besteht jedoch die Notwendigkeit, mädchenspezifische Hintergründe und Verhaltensweisen für gewalttätiges Handeln verstärkt in den Blick zu nehmen und in mädchenge-rechte kriminalpräventive Konzepte umzusetzen. Erst in jüngster Zeit wendet sich die Mädchenarbeit dieser Aufgabe zu und fragt nach den Ursachen und der Bedeutung von gewalttätigem Handeln von Mädchen, um Anhaltspunkte für Zielformulierungen und konkrete Handlungsschritte zu erhalten. Doch der Forschungsstand zur Gewaltdelinquenz von Mädchen ist in der BRD erst in Ansätzen erarbeitet und Forschungsprojekte, die den neueren Stand feministischer Theorieentwicklungen einbeziehen, gibt es kaum. Erzieherinnen, Sozialarbeiterinnen und Lehrerinnen fühlen sich mit dem Problem aggressiv auftretender Mädchen auf sich selbst gestellt und bei der Suche nach individuellen Lösungsansätzen meist überfordert.

Als eine Sackgasse erscheint jedoch auch die Übernahme und Anwendung vorliegender gewaltpädagogischer Konzepte der Jugendarbeit auf Mädchen¹⁹. Es ist davon aus-

zugehen, dass weibliche Delinquenz vor dem Hintergrund der besonderen Lebenslagen von Mädchen und jungen Frauen eine andere Entstehungsgeschichte und auch eine andere Bedeutung hat als männliche Delinquenz. Ausländerfeindlichkeit bspw. entsteht vielfach aufgrund von Ängsten vor sexuellen Anmachern und sexuellem Missbrauch durch ausländische Männer, aber auch durch die Angst vor Konkurrenzen auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt, auf dem Mädchen nach wie vor benachteiligt sind. Verunsicherungen entwickeln sich angesichts geschlechtshierarchischer Chancenstrukturen und ambivalenter Anforderungen an die Lebensgestaltung einerseits als Hausfrau und Mutter, andererseits als erwerbstätige Frau. Aber auch die Überbehütung von Mädchen ebenso wie Misshandlungs- und Missbrauchserfahrungen in der Familie sind spezifische weibliche Erfahrungen, die bei der Entstehung von Gewaltbereitschaft und in einer geschlechterbewussten gewaltpräventiven Jugendarbeit zu berücksichtigen sind. Die Konzipierung von mädchenspezifischen Angeboten muss deshalb vor dem Hintergrund der Stellung von Frauen und Mädchen in der Geschlechterhierarchie und den besonderen Lebenslagen unterschiedlicher Gruppen von Mädchen erfolgen. Dabei ist den tief greifenden Veränderungen unterliegenden Geschlechterrollenerwartungen, Weiblichkeitsvorstellungen und Lebenschancen von Mädchen und Frauen, die zu Orientierungsunsicherheiten, brüchigen Geschlechtsidentitäten und ambivalenten Einstellungs- und Entscheidungsprozessen führen können²⁰, besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Sinnvoller als die Übertragung gewaltpädagogischer Konzepte der Jugendarbeit auf Mädchen erscheint es, auf bewährte Konzepte und Zielsetzungen der Mädchenarbeit zurückzugreifen, die jenseits von vereinfachenden Kategorisierungen komplexer weiblicher Geschlechterrollenkonzepte als „traditionell“ oder „emanzipativ“ diesen Entwicklungen Rechnung tragen.

Im Mittelpunkt stehen dementsprechend diejenigen Ansätze der Mädchenarbeit, die zur Stärkung des Selbstbewusstseins von

¹⁸ Vgl. Deutsches Jugendinstitut, Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention (1998)

¹⁹ Koch, R./Behn, S. (1997)

²⁰ Vgl. Kolip, P. (1994); Gilde-meister, R./Wetterer, A. (1992)

Gewaltprävention

Mädchen beitragen sowie deren Autonomiebestrebungen durch beratende und begleitende pädagogische Unterstützung fördern. Erfolgversprechend in diesem Sinne sind Konzepte und Angebote, die zur Befriedigung des Erlebnis- und Abenteuerbedürfnisses von weiblichen Jugendlichen beitragen, autoaggressive sowie nach außen gerichtete Problemlösungsmuster aufdecken und alternative Umgangsweisen mit Erfahrungen von Verunsicherung und Ambivalenz proben und so Mädchen und junge Frauen dazu befähigen, ihre unterordnende Selbstbegrenzung aufzugeben.

In diesem Zusammenhang spielen pädagogische Arbeitsansätze zum Umgang mit Problemen und Konflikten bei der Bewältigung jugend- bzw. mädchenspezifischer Lebenssituationen eine besondere Rolle, da gegen sich selbst bzw. nach innen gerichtete Aggressionen einerseits und gewaltorientiertes Verhalten gegen Personen, also nach außen gerichtete Problemlösungsmuster andererseits, als die zwei Seiten einer Medaille zu interpretieren sind.

Darüber hinaus gewinnen geschlechterdifferenzierende koedukative Konzepte in der Gewaltprävention zunehmend an Bedeutung, da den meisten Mädchen Interaktionen mit Jungen außerordentlich wichtig sind. Insbesondere in gemischtgeschlechtlichen gewaltbereiten Jugendgruppen sind Mädchen nicht von vornherein bereit, sich aus ihnen auch nur zeitweise herauszulösen – dies zeigen Erfahrungen über geschlechtshomogene Mädchenarbeit in der gewaltpräventiven Arbeit mit rechtsextremen Jugendgruppen. Gleichzeitig ist die Auseinandersetzung mit dem Thema Jungensozialisation voranzutreiben, wobei insbesondere dem Zusammenhang zwischen Männlichkeitskonstruktionen und Gewalt eine große Bedeutung zukommt. Erst geschlechterdifferenzierende Präventionskonzepte für Jugendarbeit und Schule tragen dem allseits betonten Anspruch an die Lebensweltorientierung von Jugendlichen, sprich von Jungen und Mädchen, Rechnung.

Svendy Wittmann
Deutsches Jugendinstitut e.V., Abteilung
Geschlechterforschung und Frauenpolitik,
München

Literatur

ALBRECHT, G. u.a. 1991: Familienstruktur und Delinquenz. In: Soziale Probleme, Jg. 2, H. 2, S. 107-156;

ALFERMANN, D. 1996: Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten. Stuttgart

BALBACH, S. 1994: „Wir sind auch die kämpfende Front“. Frauen in der rechten Szene. Hamburg; Möller a.a.O.; Bütow a.a.O.

BILDEN, H. 1980: Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann, K. / Ulrich, D. (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. S. 777-812. Weinheim;

BRUHNS, K./WITTMANN, S. 1999: Mädchendelinquenz. In: Recht der Jugend und des Bildungswesens. Zeitschrift für Schule, Berufsbildung und Jugenderziehung. Jg. 47, H. 3, S. 355-371

BÜTOW, B. 1995: Geschlechterverhältnis und Gewalt: Zum Verhältnis von Frauen und Mädchen zu Gewalt. In: Behn, S. / Heitmann, H. / Voß, S. (Hrsg.) a.a.O., S. 41-69;

BUNDESKRIMINALAMT (Hrsg.) 1999: Polizeiliche Kriminalstatistik - Bundesrepublik Deutschland, Berichtsjahr 1998. Wiesbaden

CAMPBELL, A. 1984: The Girls in the Gang. A Report from New York City. Oxford und die Beispiele in Stenke a.a.O.

CAMPBELL, A. 1995: Zornige Frauen, wütende Männer. Geschlecht und Aggression. Frankfurt am Main

CONRADS, J./MÖLLER, R. 1995: Individualisierung und Gewalt – die geschlechtsspezifische Sichtweise. In: Heitmeyer, W. u.a., a.a.O., S. 265-297

CORNEL, H. 1997: Die Entwicklung der Jugendkriminalität – Ursachen und Reaktionen durch Jugendhilfe und Strafjustiz unter besonderer Berücksichtigung der Situation in Brandenburg. Jugendhilfe, Jg. 35, H. 6, S. 323-334;

DEUTSCHES JUGENDINSTITUT, Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention 1998: Literaturdokumentation von Arbeitsansätzen der Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention. München

ENGEL, U./HURRELMANN, K. 1989: Psychosoziale Belastung im Jugendalter. Empirische Befunde zum Einfluß von Familie, Schule und Gleichaltrigengruppe. Berlin/New York; Heitmeyer, W. u.a. 1995 a.a.O.;

GERNERT, W. 1994: Gewaltbereitschaft abbauen heißt: eine kinder- und jugendfreundliche Gesellschaft aufbauen – Stellungnahme bei der Anhörung im Landtagsausschuß Nordrhein-Westfalen am 3.3.1993. Kinder, Jugend, Gesellschaft, H. 1, S. 12-16;

GILDEMEISTER, R./Wetterer, A. 1992: Wie Geschlechter gemacht werden. In: Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hrsg.): Traditionen - Brüche. S. 201ff. Freiburg

HARTWIG, M. 1990: Skinheads in der offenen Jugendarbeit. In: Senatsverwaltung für Frauen, Jugend und Familie (Hrsg.): Jugendarbeit gegen Rechtsextremismus. Berlin;

Echt stark! – Neue Wege in der

- HOLZKAMP, CH./ROMMELSPACHER, B. 1991: Frauen und Rechtsextremismus. Wie sind Mädchen und Frauen verstrickt? In: Sozial extra, H. 6, S. 17-19;
- HOLZKAMP, CH.: Jugendgewalt: männlich – weiblich. In: AgAG-Informationendienst a.a.O., S. 7-12
- HEITMEYER, W. u.a. 1995: Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus. Weinheim und München;
- KERSTEN, J. 1993: Der Männlichkeitskult. Über die Hintergründe der Jugendgewalt. Psychologie heute, S. 50-57;
- KLEIN-ALLERMANN, E. u.a. 1995: Gewaltbereitschaft und rechtsextreme Einstellungen ost- und westdeutscher Jugendlicher als Folge gesellschaftlicher, familialer und schulischer Bedingungen. In: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, H. 3, S. 191-209
- KOCH, R./BEHN, S. 1997: Gewaltbereite Jugendkulturen. Theorie und Praxis sozialpädagogischer Gewaltarbeit. Weinheim
- KOLIP, P. 1993: Freundschaften im Jugendalter. Der Beitrag sozialer Netzwerke zur Problembewältigung. Weinheim: Juventa-Verlag;
- KOLIP, P. 1994: Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Verarbeitung jugendtypischer Belastungen. Zeitschrift für Frauenforschung, H. 1+2, S. 77-84;
- KOLIP, P. 1995: Schlechte Gesellschaft oder Soziale Netzwerke? Die Bedeutung von Cliques für Jungen und Mädchen. In: Landesstelle Jugendschutz, Niedersachsen/Landesvereinigung für Gesundheit Niedersachsen e.V. (Hg.): Erst gegen Drogen und Aids jetzt gegen Gewalt. Von der Risiko-Orientierung zu einer übergreifenden Prävention? Hannover
- KREUZER, A. u.a. 1993: Jugenddelinquenz in Ost und West. Bonn
- MANSEL, J./HURRELMANN, K. 1998: Aggressives und delinquentes Verhalten Jugendlicher im Zeitvergleich – Befunde der „Dunkelforschung“ aus den Jahren 1988, 1990 und 1996. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 50, H. 1, S. 78-109
- MISCHAU, A. 1997: Frauenforschung und feministische Ansätze in der Kriminologie. Pfaffenweiler
- MÖLLER, K. 1995: Geschlechterverhältnis und Gewalt. In: Behn, S. / Heitmann, H. / Voß, S. (Hrsg.): Jungen, Mädchen und Gewalt – ein Thema für die Jugendarbeit?! S. 85-93. Berlin
- NIEBERGALL, B. 1995: Der Mädchenspezifische Umgang mit Gewalt innerhalb rechter Jugendgruppen. In: Engel, M./Menke, B. a.a.O., S. 87ff; Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt AgAG (Hrsg.) 1994: MÄDCHEN und/oder/mit/gegen GEWALT. Informationsdienst 3, Berlin
- PFEIFFER, CH. 1995: Kriminalität junger Menschen im vereinigten Deutschland. Eine Analyse auf der Basis der Polizeilichen Kriminalstatistik 1984 – 1994. Hannover
- PFEIFFER, CH. 1996: Steigt die Jugendkriminalität? Zugleich eine Erwiderung auf Michael Walters Beitrag in diesem Heft. DVJJ-Journal, Jg. 153, H. 3, S. 215-227
- PFEIFFER u.a. 1996: Steigt die Jugendkriminalität wirklich? In: Pfeiffer, Ch./Greve, W. (Hrsg.): Forschungsthema „Kriminalität“ (Festschrift für Heinz Barth). S. 19-53. Baden-Baden
- PFEIFFER, CH./WETZELS, P. 1997: Kinder als Täter und Opfer. In: DVJJ-Journal, H. 8, S. 346ff
- PFEIFFER, CH. u.a. 1998: Ausgrenzung, Gewalt und Kriminalität im Leben junger Menschen – Kinder und Jugendliche als Opfer und Täter. Sonderdruck zum 24. Dt. Jugendgerichtstag vom 18.-23. Sept. in Hamburg. Hannover
- POPP, U. 1997: Geschlechtersozialisation und Gewalt an Schulen. In: Holtappels, H. G. u.a. (Hrsg.): Forschung über Gewalt an Schulen. S. 207ff. München
- ROMMELSPACHER, B. 1992: Rechtsextremismus und Dominanzkultur. In: Foitzek, A. u.a. (Hrsg.): Ein Herrenvolk von Untertanen. S. 81-94. Dortmund;
- SILLER, G. 1995: Wie entwickeln Frauen rechtsextremistische Orientierungen? In: Engel, M./Menke, B. (Hrsg.): Weibliche Lebenswelten – gewaltlos? S. 44ff. Münster;
- SINUS-INSTITUT in Zusammenarbeit mit CONCRET 1994: Motive und Legitimationsmuster junger Gewaltakteure in den neuen Bundesländern. Auszüge aus dem Bericht über die Ergebnisse einer qualitativ-psychologischen Untersuchung. In: AgAG-Informationendienst a.a.O., S. 30-33
- STENKE, D. 1994: Mädchen, Gewalt und Rechtsextremismus. Kritische Anmerkungen zur Thematisierung des Geschlechterverhältnisses in der Auseinandersetzung mit Jugendgewalt. In: AgAG-Informationendienst a.a.O., S. 19-29
- WALTER, M. 1996a: Kriminalpolitik mit der polizeilichen Kriminalstatistik? In: DVJJ-Journal, H. 3, S. 209ff; ders. 1996b: Die Vorstellung von einem Anstieg der Jugendkriminalität als (kriminal)politisch dienstbare Denkform. In: DVJJ-Journal, H. 4, S. 335ff

CD-ROM „Selma“ – ein Computer-Adventure aus dem richtigen Leben

Zunächst möchte ich das Mädchenprojekt Rostock und hiermit den Entstehungsort der CD-ROM „Selma“ kurz vorstellen. Das Mädchenprojekt Rostock wurde 1991 als fünfjähriges Modellprojekt des Bundesministeriums für Familie, Senioren und Jugend initiiert. Der Träger ist der Verein „Frauen helfen Frauen“ e.V. in Rostock.

Das Angebot des Mädchenprojektes richtet sich an Mädchen und junge Frauen im Alter bis zu 27 Jahren (KJHG) in Krisen, welche von physischer, psychischer und/oder sexueller Gewalt bedroht oder betroffen sind und deren HelferInnen. Mögliche Hilfsangebote können sein: therapeutische Beratung und Begleitung bei eigener Betroffenheit, Unterstützung und Stärkung der HelferInnen betroffener Mädchen, Begleitung zu entsprechenden Institutionen (Jugendamt, Polizei, Ärzte u.Ä.). Der Mädchentreff „Hexenkessel“ entstand 1995 und ist direkt an die Beratungsstelle „Selma“ angegliedert. Der Mädchentreff ermöglicht betroffenen Mädchen mit seinem niedrigschwellig pädagogischen Angebot einen anonymen und leichten Zugang zur Beratungsstelle.

Weitere wichtige Arbeitsschwerpunkte des Mädchenprojektes sind Präventionsangebote in Kindergärten, Krippen und Schulen gegen sexuellen Missbrauch an Kindern, Multiplikatorinnenfortbildungen und Veranstaltungen für HelferInnen, Informationsveranstaltungen verschiedenster Art (z.B. Ausstellungen, Lesungen, Fachtagungen) um das Thema ‚Sexuelle Misshandlung‘ in die Öffentlichkeit zu bringen.

Entstehung der CD-ROM:

Während eines bundesweiten Treffens der Modellprojekte im Herbst 1994 lernten die Projektgründerinnen Dr. Sabine Helms und Regina Knop die Berliner Regisseurin Cristina Perincioli von „Sphinx – interaktive Medien“ kennen. Sie stellte damals das Computer-Adventure „Schneewittchen“ vor, welches

Frau Helms und Frau Knop begeisterte. So entstand die Idee, eine CD-ROM als interaktives Computerspiel zum Thema „Sexueller Missbrauch“ zu entwickeln.

Nach ersten Gesprächen mit der Regisseurin über notwendige Voraussetzungen folgten die Beantragung und Verhandlungen bezüglich der Finanzierung. Nach den Zusagen durch die Gleichstellungsstelle der Landesregierung Mecklenburg-Vorpommern, der Stiftung Demokratische Jugend, des Jugendamtes der Hansestadt Rostock und des Landesjugendamtes konnte das Projekt mit der Entwicklung eines Drehbuches beginnen. Auch der Fachverlag „Donna Vita“ war sehr interessiert, die CD-ROM in das Verlagsortiment aufzunehmen und somit zu verlegen. Mädchen, die derzeit in therapeutischer Begleitung waren, zeigten großes Interesse an der Mitgestaltung des Drehbuches. Zunächst wollten sie auch selbst mitspielen, es zeigte sich dann aber, dass sie aufgrund selbst erlittener sexueller Misshandlungen Ängsten und Zweifeln unterlagen, die ihnen die aktive Umsetzung der Geschichte unmöglich machte. So wurde die Hauptrolle von der 16-jährigen Laienschauspielerin Judith aus Berlin realistisch dargestellt.

Inhalt der CD-ROM:

Das 14-jährige Mädchen „Selma“ wird von ihrem Stiefvater sexuell missbraucht und versucht nun, einen Ausweg aus dieser Situation zu finden. BenutzerInnen des Spiels übernehmen die Rolle der Freundin und erkunden zusammen mit Selma, was von den entsprechenden Institutionen wie Jugendamt,

Projekte



Ina Partsch
Rostock

Echt stark! – Neue Wege in der

Polizei, Beratungsstelle oder Rechtsanwältin zu erwarten wäre. Auf spielerische und aktivierende Weise können Jugendliche Informationen und Hilfsmöglichkeiten einsetzen, um Selma zu unterstützen. Außerdem ist es via Mouseclick möglich, Einblicke in ein Autonomes Mädchenhaus oder eine Jugendnotaufnahme zu bekommen. Im Mai 1996 konnte die erste Fassung der CD-ROM getestet werden. Mit Hilfe von zahlreichen Mädchen war es möglich zu prüfen, ob die CD-ROM den gewünschten Anforderungen als Ratgeber bei sexuellem Missbrauch entsprach. Des Weiteren konnten Fachleute (Rechtsanwältin, Jugendhilfe, Staatsanwältin) die Inhalte auf Exaktheit und Vollständigkeit prüfen.

Mitwirkende:

- Polizei der Stadt Berlin
- Autonomes Mädchenhaus Berlin
- Jugendnotaufnahme „Hütte e.V.“ Rostock
- Mitarbeiterinnen des Beginenhofes Rostock
- Beratungsstelle „Selma“ u.v.a.m.

Ziele:

- FreundInnen können für betroffene FreundInnen Hilfsmöglichkeiten auskundschaften
- Möglichkeit für betroffene Jugendliche, sich unbeobachteten Zugang zu nötigen Informationen zu verschaffen
- weiterhin die Möglichkeit, sich einfach nur zum Thema „Sexueller Missbrauch“ zu informieren
- Herabsetzen der Hemmschwelle, eine Beratungsstelle aufzusuchen
- innovativer Beitrag zur Prävention gegen sexuellen Missbrauch
- bundesweite Öffentlichkeitsarbeit des Mädchenprojektes Rostock
- wesentlich breiteres Spektrum, in welchem betroffene Mädchen erreicht werden können
- Unterstützung der Aufarbeitung der eigenen Geschichte betroffener Mädchen

Einsatzmöglichkeiten:

Die CD-ROM „Selma“ kann in Schulen, Jugendbildungs- und Jugendfreizeiteinrichtungen eingesetzt werden als Beratungswegweiser oder auch als Möglichkeit, das Thema „Sexueller Missbrauch“ anzusprechen und zu diskutieren.

Ich arbeite hauptsächlich während der von mir angebotenen Projektstage mit der CD-ROM „Selma“. Im Rahmen von zwei bis drei Treffen mit jeweils einer Mädchengruppe kann über verschiedene Einstiegsthemen (z.B. Lebensplanung, Sexualität) der Einsatz der CD-ROM gut vorbereitet werden. Die Themen „Gewalt“ und „Sexualisierte Misshandlung“ brauchen nach meiner Erfahrung zunächst eine gute Basis des Vertrauens zwischen den Mädchen und mir als Anleiterin, um sensibel und offen miteinander arbeiten oder später möglicherweise auch eine positive Einzelfallhilfe weiterführen zu können.

Öffentlichkeitsarbeit des Mädchenprojektes Rostock:

Öffentlichkeitsarbeit findet im Rahmen von Projektveranstaltungen für Mädchen, bei Führungen, Projektvorstellungen, MultiplikatorInnenfortbildungen, ansässigen Bibliotheken statt. Des Weiteren erscheint die CD-Rom regelmäßig im Fachverlag „Donna Vita“ (und ist dort auch erhältlich!) bzw. wird durch Vertreterinnen des Verlages europaweit vorgestellt (Marion Mebes – Milano). Vor ein paar Monaten trat Cristina Perincioli mit der Bitte an uns heran, die CD-ROM „Selma“ im Rahmen des Daphne-EU-Förderungsprogrammes auch über die Grenzen des Bundesgebietes hinaus nutzbar zu machen, das heißt, interessierten Ländern die CD-ROM zur Verfügung zu stellen und dann den dort möglichen und nötigen Bedingungen entsprechend abzuwandeln (andere Systeme, Übersetzung u.Ä.). Leider mussten wir diesen Vorschlag ablehnen, da es uns im Moment aus personellen und strukturellen Bedingungen nicht möglich ist, ein Projekt in diesem Umfang zu betreuen.

Die CD-ROM ist im Fachverlag „Donna Vita“ oder direkt im Mädchenprojekt Rostock zu einem Stückpreis von 39,80 DM (zzgl. Versand) zu erhalten.

Ina Partsch
Selma – Mädchenprojekt
Rostock e.V.

Powergirl – von der Lust ein Mädchen zu sein

Die Beratungsstelle Balance ist eine Einrichtung für Kinder und Jugendliche, die sexuell missbraucht worden sind oder bei denen ein Verdacht auf Missbrauch besteht. Wir beraten unterstützend Angehörige, MultiplikatorInnen und andere Menschen aus dem sozialen Umfeld eines Kindes oder Jugendlichen. Darüber hinaus bieten wir Präventionsangebote an Schulen, Jugendfreizeitheimen etc. an.

In dem Projekt „Powergirl“ wurden nicht nur inhaltlich neue Wege beschritten, sondern auch in der Zusammenarbeit mit einer Fachstelle für Suchtprävention neue Kooperationspartner für Gewaltprävention gesucht.

Anlässlich der Europäischen Woche der Suchtprävention 1998 sollte in Wolfsburg ein Projekt mit Multiplikatorinnen über einen Zeitraum von 6 Monaten entwickelt werden. In Wolfsburg gibt es bereits seit einigen Jahren eine Präventionsarbeitsgemeinschaft, in der Fachkräfte aus unterschiedlichen Einrichtungen Konzepte für die primäre Prävention diskutieren und gemeinsame Projekte entwickeln. Für die Wirksamkeit von Prävention ist es zum einen erforderlich über sexuelle Gewalt aufzuklären und zum anderen die Persönlichkeitsentwicklung und die Ich-Stärkung zu fördern. Das Projekt „Starke Frauen und Power-Girls – und plötzlich ist alles ganz anders“ wurde in Kooperation mit der Fachstelle für Suchtprävention und dem Zentrum für Mädchen und junge Frauen durchgeführt. Insgesamt führten drei Teamerinnen, jeweils eine aus den drei Einrichtungen, das Projekt durch. Bislang wurden drei Projekte durchgeführt. Ein Projekt wurde mit Mädchen im Alter von 12–14 Jahren durchgeführt, wobei etwa 50% der Mädchen ihre Teilnahme vorzeitig abbrachen.

Ein weiteres Projekt wurde in Zusammenarbeit mit der Berufsbildenden Schule zur Ausbildung von Kinderpflegerinnen durchgeführt. Die Klasse bestand aus 18 Schülerinnen im Alter von 16–27 Jahren. Vor Pro-

jektbeginn fanden Vorgespräche mit der Schulleitung und der Klassenlehrerin sowie der Fachlehrerin statt. Mit der Klassenlehrerin gab es projektbegleitende kontinuierliche Gespräche. Sie nahm außerdem an einigen Projekteinheiten teil.

Die Inhalte dieses Projektes waren:

- Information und Aufklärung über sexuelle Gewalt, Sucht und Abhängigkeit und zur weiblichen Sozialisation
- Übungen zu Persönlichkeitsstörungen und zur Selbstwahrnehmung
- Kennenlernen anderer Institutionen in Wolfsburg
- Entdecken der eigenen Stärken und Möglichkeiten
- Lustvoller Umgang mit Weiblichkeit

In diesem Projekt, das über einen Zeitraum von sechs Monaten lief, konnten wir jeweils einen Vormittag wöchentlich in der Klasse arbeiten. Die Klassengemeinschaft hatte vor allem Wünsche wie z.B. einen reichen Mann zu heiraten, Kinder zu bekommen, attraktives Aussehen zu erreichen und in einem großen Haus mit Zweitwagen leben zu können. Ausgehend von der noch nicht allzu lang zurückliegenden Zeit der Pubertät und den damit einhergehenden Orientierungs- und Selbstfindungsprozessen, stellten wir den jungen Frauen vor allem einen ausgedehnten Entwicklungs- und Experimentierraum zur Verfügung. Als Ort der Projektdurchführung konnten wir das Zentrum für Mädchen und junge Frauen in Wolfsburg nutzen. Die jungen Frauen hatten so die Möglichkeit, frauenspezifische



Silke Hasselbach
Wolfsburg

Echt stark! – Neue Wege in der

Hilfsangebote kennen zu lernen und in diesem Mädchen- und Frauenraum relativ ungestört und angstfrei Erfahrungen mit ihrer Körperlichkeit, Sinnlichkeit und Stärke zu machen. Die Interessen und Einstellungen der Mädchen, die ihnen zugemuteten und bereits erfahrenen Benachteiligungen sowie ihre eigenen Weiblichkeitsbilder und die Situation in ihren Familien sollten Thema sein. Auch über ihre zukünftige Tätigkeit mit Kindern – also Mädchen und Jungen – und den von ihnen zukünftig transportierten Rollenerwartungen wollten wir ins Gespräch kommen. Sich selbst in den Mittelpunkt des Interesses zu stellen, war für viele der Schülerinnen schon die erste Schwierigkeit. Anders als in ihrer Rolle als Schülerinnen waren sie jetzt aufgefordert, sich mit den eigenen Erwartungen, Befürchtungen, Wünschen und Grenzen zu zeigen und damit Auseinandersetzungen in der Gruppe zu riskieren. Bewertungsängste wurden deutlich und die Beziehungsstrukturen unter den Schülerinnen kamen zum Vorschein, gegenseitige Entwertungen gingen hin und her. Angst vor Normüberschreitungen und Unterlegenheit hinderten viele Teilnehmerinnen lange Zeit daran, sich selbst mit der eigenen Meinung zu präsentieren. Schon in der zweiten Projekteinheit kam es zu einem erheblichen Konflikt zweier Schülerinnen über die Frage, wie respektvoll man mit den eigenen Eltern zu reden habe. Dieser Diskussion gaben wir viel Raum und bemühten uns, eine empathische Kommunikation zu initiieren. Die jungen Frauen sollten lernen, den anderen aus einem Gefühl der Gleichberechtigung zu begegnen. Mit den verinnerlichteten Rollenbildern, den familiären und kulturellen Normen und der von uns in Frage gestellten Normalität spürten sie oft die Widersprüchlichkeit, der sie als Frauen ausgesetzt sind. Wichtig war es, die Bereitschaft zu entwickeln, nicht unreflektiert an den eigenen Vorurteilen und festgefügt Meinungen festzuhalten. Sowohl wir als Teamerinnen als auch die Teilnehmerinnen lernten die eigenen Wahrnehmungen und Interpretationen durch das Gegenüber korrigieren zu lassen und im Gespräch „Neues“ zu entdecken. Innerhalb der Beziehungen lernten

Silke Hasselbach
Balance e.V.,
Beratungsstelle für
sexuell missbrauchte
Kinder und Jugendliche,
Wolfsburg

die Mädchen Konflikte auszutragen, Empathie zu zeigen, Konkurrenz zuzulassen und Solidarität zu üben. Empfindsamkeiten und unterschiedliche Persönlichkeiten konnten nebeneinander bestehen.

Diese sozialen und emotionalen Kompetenzen zu vermitteln war ein Kernbestandteil des Projekts. Das Erlebnis tragfähige Beziehungen herstellen zu können, mit Unterstützung und Empathie rechnen zu können und für Abgrenzung nicht bestraft und fallengelassen zu werden, waren wichtige Voraussetzungen um andere Erfahrungen zuzulassen. In den folgenden Projekteinheiten erprobten die Mädchen lustvoll ihre Weiblichkeit, nahmen an Körperwahrnehmungsübungen teil, erarbeiteten sich einen sensiblen Umgang mit den eigenen Nähe- und Distanzwünschen und übten sich in Beurteilungs- und Entscheidungsfähigkeit. Die Gefühle der anderen zu respektieren und Unterschiede akzeptieren zu können, waren wichtige Schritte zu einem positiven Selbstwertgefühl. Durch den lang angelegten Projektzeitraum war es möglich, eine Fülle von Methoden und Medien einzusetzen, die nicht in unmittelbarem Kontext mit dem Thema „sexuelle Gewalt“ stehen, dennoch steht dieses Thema immer im Zusammenhang mit Beziehungen zu sich selbst und zu anderen Menschen. Dieses Feld zu erkunden und zu erweitern war Zielsetzung unseres Projektes. Im Spannungsverhältnis zwischen dem Wunsch nach Autonomie und dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit das Gespür für die eigene Persönlichkeit nicht zu verlieren, ist ein wichtiger Schutzfaktor gegen Abhängigkeiten und Übergriffe verschiedener Art. Einige der jungen Frauen identifizierten sich stark mit dem Projekt und initiierten mit uns Teamerinnen eine Projektausstellung in Wolfsburg. Neben den ausgestellten Bildern, Collagen und aufgenommenen Fotos zeigten sie auch ein während der Projektarbeit aufgenommenes Video. Dieses bildete den Ausgangspunkt für ein mit professioneller Hilfe gestaltetes Video zur Dokumentation des Projektes. Eine weitere Durchführung des Projektes an der Berufsbildenden Schule ist für dieses Jahr geplant.

Partnerschaftlich handeln: Vereinbarkeit von Familie & Beruf und partnerschaftliches Verhalten am Arbeitsplatz¹

Das gleichnamige Projekt wird finanziert durch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), Köln. Pro Familia Freiburg ist für den pädagogischen Praxisteil verantwortlich, die wissenschaftliche Begleitforschung und Evaluation liegt beim Institut SoFFI K., Freiburg.

Laufzeit: März 1998 bis November 2000.

Projektanliegen und Zielgruppe

Ziel dieses Projekts ist die Förderung eines partnerschaftlichen Verhaltens in Betrieben als Prävention gegen sexuelle Belästigung und einer Auseinandersetzung mit Familien- und Berufsplanung im betrieblichen Kontext. Brennpunkte sind berufliche Gleichberechtigung: zum einen Fragen nach der Zuständigkeit von Männern und Frauen für Berufs- und Familienarbeit, sowie den Möglichkeiten zur Vereinbarkeit; zum anderen die Problematik sexueller Gewalt und Belästigung am Arbeitsplatz. Zu beiden Bereichen gibt es mittlerweile sowohl rechtliche Bestimmungen wie innerbetriebliche Regelungen, aber kaum Maßnahmen, die sich unmittelbar an Auszubildende richten. Diese sollten in präventiver Hinsicht aber eine zentrale Zielgruppe darstellen.

- Junge Erwachsene in der Berufsausbildung müssen aufgrund ihres niedrigen innerbetrieblichen Status, ihres Alters und der kurzen Betriebszugehörigkeit als besondere Risikogruppe bezüglich sexueller Belästigung eingestuft werden.
- Es werden gerade in der Phase der Ausbildung häufig wichtige Partnerbeziehungen geknüpft, so dass Familienplanung Konturen annimmt und die beruflichen und familiären Rollen langfristig festgelegt werden.

Betriebliche Sozialisation ist hier an der Weichenstellung beteiligt, welche Vorstellungen die Auszubildenden vom Umgang

zwischen Männern und Frauen am Arbeitsplatz und von geschlechtsspezifischen Unterschieden bezüglich Arbeitsteilung, Berufsbiographie und Aufstiegsaspirationen entwickeln.

Inhaltliche Ansatzpunkte des Projektes

Ziel ist es, dauerhaft sexualpädagogische Kompetenz in den Betrieb zu implementieren, d.h. Handlungs- und Beratungsfähigkeit in den Bereichen Sexualität, Familienplanung und Partnerschaft zu vermitteln, aber auch bezüglich des Umgangs mit sich verändernden Geschlechterrollen.

Nach den Erfahrungen in einem ersten Projekt, in dem die Zielgruppe der Auszubildenden direkt angesprochen wurde, richtet sich dieses Nachfolgeprojekt auf die dauerhafte Implementierung solcher Inhalte in die betriebliche Ausbildung. Dazu werden in verschiedenen Betrieben Fortbildungen für MultiplikatorInnen angeboten, d.h. für AusbilderInnen, innerbetriebliche Lehrpersonen und zentrale AnsprechpartnerInnen wie Frauenbeauftragte etc. Neben Wissensvermittlung über beide Themenbereiche beinhaltet diese Fortbildung auch Sensibilisierung und Reflexion des eigenen Umgangs mit der Thematik, sowie besonders die Vermittlung von Unterrichtsmethoden bzw. Beratungstechniken.

Ansatz der wissenschaftlichen Begleitung

Aufgabe der Begleitforschung ist die Bewertung des Fortbildungsangebotes, aber



Annette Elbert
Freiburg

¹Der Vortrag wurde von Dr. Jörg Fichtner (Sozialwissenschaftliches Frauenforschungsinstitut, Freiburg) verfasst und von Annette Elbert gehalten.

Echt stark! – Neue Wege in der

auch eine Analyse des Fortbildungsbedarfs auf der Grundlage von bestehenden Betriebsvereinbarungen und anhand von ExpertInnen-Interviews. Die Ergebnisse der Begleitforschung fließen dabei unmittelbar in die konzeptionelle Diskussion mit dem sexualpädagogischen Team ein.

Die Implementierung der Themen in die betriebliche Ausbildung²

Obwohl das pädagogische Team der Pro Familia Freiburg aus dem ersten Projekt bereits umfangreiche Erfahrungen mit der Akquisition besaß und schon im Vorfeld dieses zweiten Projektes von großen Unternehmen Interesse an einer Zusammenarbeit bekundet worden war, war die Hauptarbeit dennoch, Betriebe für eine verbindliche Zusammenarbeit zu gewinnen. In den ersten Monaten wurden eine Projektbroschüre erstellt, eine Probeveranstaltung absolviert, unterschiedlichste FunktionsträgerInnen in Unternehmen kontaktiert, Kooperationsverträge immer wieder überarbeitet und mit wechselnden AnsprechpartnerInnen neu verhandelt. Parallel zu dieser Kontaktaufnahme wurden durch das Team der Begleitforschung in bereits kontaktierten Unternehmen ExpertInnen-Interviews geführt, um Zugangswege und Barrieren besser abschätzen zu können.

Ein drei viertel Jahr später wurde die erste von insgesamt sieben kurzen, so genannten Spot-Veranstaltungen bei der Volkswagen AG durchgeführt. Diese sollten eigentlich den Auftakt zu regulären Fortbildungsseminaren bilden, die aber aufgrund interner Prioritätenverschiebungen des Unternehmens nie realisiert wurden. Knapp ein Jahr nach Projektbeginn fand im Februar 1999 schließlich das erste Fortbildungsseminar bei der Deutschen Bahn AG bzw. dem „Dienstleistungszentrum Bildung“ (DZB) der Bahn statt. „Eingekauft“ wurde allerdings zunächst nur das Thema „Sexuelle Belästigung“, zu dem in sieben mehrtägigen Seminaren 98 AusbilderInnen des DZB regulär geschult wurden.

Dies stellte gleichzeitig einen wichtigen Einstieg in die Kooperation mit der Bahn

dar: Die Auswertung dieser Seminare und auch das Konzept des Modellprojektes konnten anschließend im Gesamtkonzern vorgestellt und zusätzliche Kooperationen vereinbart werden: zwei Veranstaltungen mit den betrieblichen Gesundheitszentren der Bahn, in denen 25 PsychologInnen und SozialarbeiterInnen zu den Themen „Sexuelle Belästigung“ und „Frauen und Männer im Betrieb“ fortgebildet wurden; und zwei Seminare mit der AG Reise & Touristik der Bahn für 22 BetriebsrätInnen, unter anderem zum Schwerpunkt „Familien- und Berufsplanung“. Inzwischen ließ sich aus der Reihe vielfältiger Kontakte zu anderen Unternehmen eine Kooperation mit der Telekom AG realisieren, und es wurden in drei Veranstaltungen insgesamt 29 AusbilderInnen dieses Unternehmens zu den Themen „Sexuelle Belästigung“ und „Frauen und Männer im Betrieb“ fortgebildet. Alles in allem konnten bislang fast 200 Personen in mehrtägigen Seminaren geschult und außerdem noch über hundert AusbilderInnen von VW in Spot-Veranstaltungen für das Thema sensibilisiert werden.

Seit September 1999 bieten nun einige der fortgebildeten AusbilderInnen des DZB selbst Veranstaltungen für die Auszubildenden im kaufmännischen Bereich an: In bislang knapp 30 Veranstaltungen wurden fast 500 Auszubildende erreicht, die in dreibis vierstündigen Themeneinheiten zu „Sexueller Belästigung am Arbeitsplatz“ gearbeitet haben (Vgl. Tabelle 1).

Die Zurückhaltung der Unternehmen, für ihre AusbilderInnen auch Seminare zu „Familien- und Berufsplanung“ anzubieten, lässt sich allerdings kaum mit mangelndem Bedarf begründen: Von den rund 300 befragten TeilnehmerInnen der Seminare und Spot-Veranstaltungen gaben rund zwei Drittel an, bereits von Auszubildenden zu diesem Thema angesprochen worden zu sein, ein Großteil von ihnen gar mehrfach. Auch zeigt die gleiche Erhebung eine erhebliche Relevanz des Themas „Sexuelle Belästigung“ – fast die Hälfte der Befragten wurde hierzu schon um Rat gebeten, allerdings werden AusbilderInnen und sons-

²Vgl. Es handelt sich hier um einen Auszug aus dem Beitrag von Dr. Jörg Fichtner mit dem Titel „Von den offenen Türen am Ende langer Flure“. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.): FORUM Sexualaufklärung und Familienplanung, 3-2000, S. 13 ff., Köln 2000

Tabelle 1: Themenstellung der Veranstaltungen

Themenstellung der Fortbildung (Mehrfachnennungen)	Veranstaltungszahl	TeilnehmerInnen	ausgefüllte Bogen	davon Frauen	davon Männer
MultiplikatorInnen (N=175)					
Sexuelle Belästigung	14	175	174	98	74
Familien- und Berufsplanung	2	22	22	13	9
Geschlechterrollen im Betrieb	5	54	54	35	19
Auszubildende (N=479)					
Sexuelle Belästigung	27	k.A.	479	339	140
Familien- und Berufsplanung	0	0	0	0	0

tige Kontaktpersonen hier deutlich seltener zu Rate gezogen.

Diese TeilnehmerInnen äußern – unabhängig davon, ob ein entsprechendes Fortbildungsangebot für sie geplant ist – zu über drei Viertel (78%) großes Interesse an Fortbildungen zum Thema „Sexuelle Belästigung“ und deutlich mehr als die Hälfte (58%) zeigt sich stark interessiert an „Familien- und Berufsplanung“.

Effekte der Fortbildungsveranstaltungen

Auch wenn deutlich weniger Personen fortgebildet werden konnten, als eigentlich daran interessiert wären: Immerhin 175 TeilnehmerInnen – etwas mehr Frauen als Männer – besuchten Seminare zum Thema „Sexuelle Belästigung“, 22 von ihnen ebenfalls zu „Familien- und Berufsplanung“. Als Maß für die Effekte der Fortbildungsveranstaltungen mag die selbsteingeschätzte Sicherheit im Umgang mit den jeweiligen Themen gelten.

Vor Beginn der Seminare fühlte sich nur eine Minderheit sicher im Umgang mit den beiden Themenfeldern: Auf Fragen und Konflikte von Auszubildenden zum Thema „Sexuelle Belästigung“ sicher zu reagieren traute sich nur ein Viertel zu. Nur zwei der 22 TeilnehmerInnen der Seminare zu „Familien- und Berufsplanung“ glaubten vorab, bei entsprechenden Problemen Hilfestellungen geben zu können.

In beiden Themenfeldern wurde durch das Fortbildungsangebot erheblich Sicherheit gewonnen: Deutlich über die Hälfte weiß nach den zwei- bis viertägigen Seminaren, wie sie auf Probleme mit sexueller Gewalt am Arbeitsplatz reagieren, knapp die Hälfte, wie sie mit dem weit komplexeren Thema der Planung von Familie und Beruf umgehen kann (Vgl. Abbildung 1 auf der folgenden Seite).

Auch traut sich ein großer Teil der Fortgebildeten nach den Seminaren zu, Beratungsgespräche für Auszubildende zu den beiden Themenfeldern durchzuführen oder Lösungswege für auftretende Konflikte zu finden.

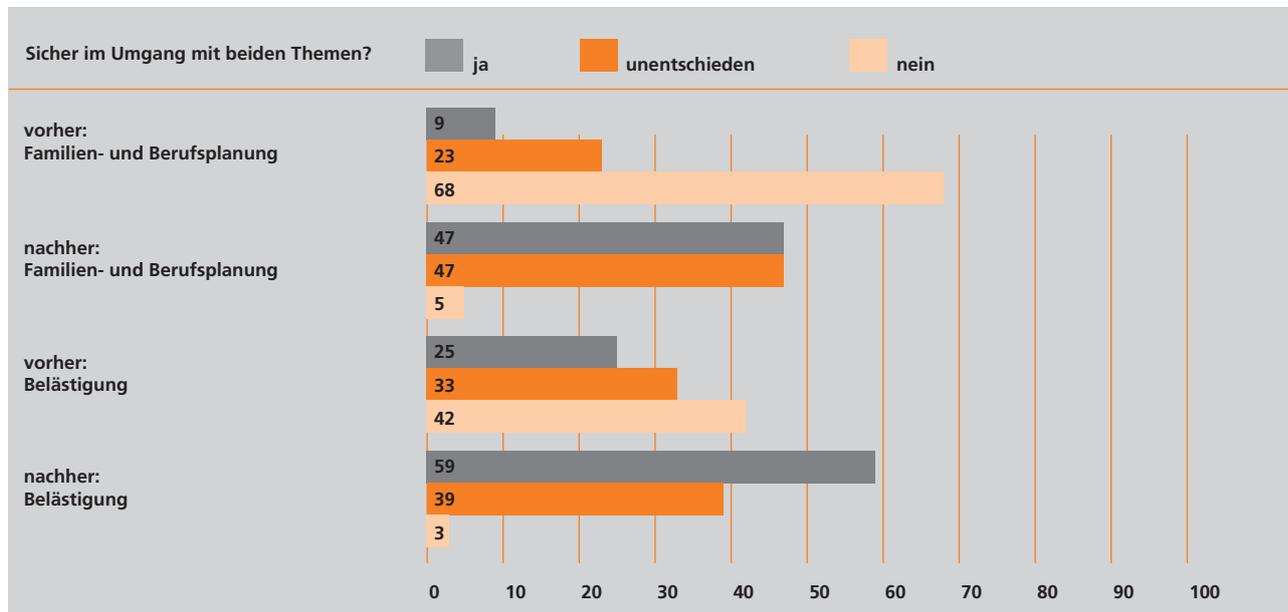
„Sexuelle Belästigung“ als erster Baustein in der innerbetrieblichen Ausbildung

Zentrales Ziel für eine Implementierung der Thematik in die betriebliche Ausbildung war, die SeminarteilnehmerInnen in die Lage zu versetzen, selbst Fortbildungseinheiten für die Auszubildenden im Betrieb anbieten zu können – und dass das Unternehmen solche Einheiten als festen Bestandteil im innerbetrieblichen Ausbildungscurriculum verankert. Mit dem DZB konnte dieses Vorgehen zumindest für das Thema „Sexuelle Belästigung“ vereinbart werden: Alle AusbilderInnen des DZB wurden geschult, und rund die Hälfte davon fühlte sich hinterher aufgrund der Schulung und mithilfe eines extra erstellten Unterrichtsmanuals problemlos in der Lage, selbst Seminare für Auszubildende durchzuführen. Damit stehen 27 Männer und 22 Frauen zur Verfügung,

Echt stark! – Neue Wege in der

Abb. 1: Effekte der Veranstaltung

(Familien- und Berufsplanung N = 22; Sexuelle Belästigung N = 174)



die seit Herbst 1999 im Rahmen des innerbetrieblichen Unterrichts mit den Auszubildenden zwischen drei und vier Stunden zum Thema „Sexuelle Belästigung“ arbeiten.

Inzwischen liegen aus diesen Ausbildungseinheiten Fragebogen von knapp 500 Auszubildenden vor, die diesem Konzept Erfolg attestieren. Die TeilnehmerInnen entsprechen der anvisierten Zielgruppe, sie sind zwischen 15 und 25 Jahre alt, verfügen mehrheitlich über einen Realschulabschluss und durchlaufen meist eine kaufmännische Lehre bei der Bahn. Die rund 350 jungen Frauen und 150 jungen Männer zeigen sich sehr zufrieden mit dem Seminarangebot: Die durchschnittlichen Noten für das Thema, die Art und Weise seiner Vermittlung, das Eingehen auf Fragen und Wünsche und auch die Stimmung in der Gruppe fallen jeweils zwischen „gut“ und „sehr gut“ aus, und auch mit dem Veranstaltungsort und den SeminarleiterInnen war die große Mehrheit (jeweils mehr als 80%) hoch zufrieden.

Drei Viertel aller TeilnehmerInnen gaben hinterher an, durch die Veranstaltung wichtige Anregungen für ihre tägliche Arbeit bekommen und auch neue Informationen zur Problematik erhalten zu haben. Immer-

hin zwei Drittel fühlten sich durch diese Mischung aus informativen und reflexiven Herangehensweisen wesentlich sicherer im Umgang mit sexueller Belästigung; junge Frauen profitieren hierbei noch deutlich mehr als ihre männlichen Kollegen. Wenn auch nicht alle Veranstaltungen gleich gut bewertet werden und sich bei den offenen Antworten durchaus einzelne Kritikpunkte finden, sind die schriftlichen Kommentare vor allem durch große Zufriedenheit, aber auch positive Überraschung gekennzeichnet.

Neben der konkreten Hilfestellung durch das Seminar wird insbesondere hervorgehoben, dass das Thema sexuelle Belästigung überhaupt öffentlich gemacht wird. Beides wird als erhebliche Entlastung empfunden; eine 17-jährige Auszubildende nennt als wichtigsten Effekt, „dass das Thema angesprochen wurde. Ich fühle mich sicherer, selbstbewusster, unterstützt.“

Damit ist ein erster, wichtiger Schritt getan: Das Thema „Sexuelle Belästigung“ wurde in die Ausbildung der Deutschen Bahn implementiert und damit aufgezeigt, wie Fragen von Geschlechterverhältnissen in der Berufsarbeit bereits mit Auszubildenden thematisiert werden können. Es gelang durch

Gewaltprävention

eine ausdauernde Kontaktierung, Kooperationen mit dem Unternehmen zu initiieren und kontinuierlich auszubauen. Weitere Veranstaltungen – auch zum Thema „Familien- und Berufsplanung“ – sind vorgesehen.

Wenn jungen Frauen und Männern bereits in ihrer Ausbildung deutlich gemacht werden kann, dass Fragen auch zu diesen The-

men keine Privatprobleme sind, wenn institutionalisierter Raum geschaffen wird, um über tradierte Vorstellungen nachzudenken und Unterstützung für eigene Lösungswege gegeben wird, ist dies ein großer Schritt hin zu den Schlüsselkompetenzen für die Anforderungen der modernen Gesellschaft.

Annette Elbert
Pro Familia Freiburg

Literatur

BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (1994): Das Gleichberechtigungsgesetz des Bundes: Ein Gesetz für Frauen und Männer. Bonn: BMFSFJ Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (1994): Rahmenkonzept zur Sexualaufklärung. Köln: BZgA

DAHMEN, G./EIBLMEIER, P./LEHR, D./SCHMID-TANNWALD, I. (1998): Untersuchungsgegenstand und Methodik. In: I. Schmid-Tannwald/N. Kluge (Hrsg.): Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern. Eine repräsentative Studie im Auftrag der BZgA. Köln: BZgA, S. 23–34

FICHTNER, J. (1997): Geschlechtsspezifische Sexualpädagogik in Betrieb und Berufsausbildung. Forum Sexualpädagogik, 4, 3-7.

FICHTNER, J. (1998): Sexualpädagogische Kompetenz in der betrieblichen Gesundheitsvorsorge? Bericht aus zwei Modellprojekten. Tagungsbeitrag zur BKK-Tagung: Gesundheit 2000: Wettbewerbsvorteile durch Gesundheitsförderung, 2-3. 12.1998 in Köln (in Tagungsmappe).

FICHTNER, J. (1999): Geschlechtsspezifische Sexualpädagogik bei Jugendlichen in Berufsausbildung. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.), Wissenschaftliche Grundlagen, Teil 2: Jugendliche. Köln: BZgA, S. 179–203

FICHTNER, J./HELFFERICH, C. (2000): Rahmenbedingungen zur Integration von Familienplanung in die betriebliche Fort- und Ausbildung. Wissenschaftlicher Teilbericht I der Begleitforschung des Modellprojektes „Integration der Familienplanung in die betriebliche Fort- und Ausbildung“ (Forschungsbericht)

HOLZBECHER, M./BRASZEIT, A./MÜLLER, U./PLOGSTEDT, S. (1997): Sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 141. Stuttgart: Kohlhammer.

KUHLMANN, E. (1996): Sexuelle Belästigung von Frauen am Arbeitsplatz. Eine Diskussion von Erklärungsmodellen und Handlungsperspektiven. In: Zeitschrift für Frauenforschung, 3, S. 73–86

LEMMERMÖHLE-THÜSING, D./DOKTER, A./HÖKE, C./MÜLLER, R./WENDT, E. (1997): Meine Zukunft? Kinder und Beruf. Aber das ist eben fast unmöglich – Berufsorientierung im Spannungsfeld widersprüchlicher Lebensentwürfe. In: Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Wir werden was wir wollen! Schulische Berufsorientierung (nicht nur) für Mädchen, Bd. 6. Düsseldorf: MGFM, S. 25–223

WEILER, A. (1998): Gleichstellung in Tarifverträgen und Betriebsvereinbarungen: Analyse und Dokumentation. Studie im Auftrag des DGB-Bundesvorstandes und des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf: DGB



Regina Knop
Rostock

Zusammenfassung und Diskussion

Der Workshop begann mit der Darstellung der Präventionsarbeit durch Birgit Schlathöfer von Wildwasser Gießen. Besonders die These: „Überall, wo Prävention zu sexualisierter Gewalt angeboten wird, muss kompetente Intervention möglich sein“ führte zur Diskussion und zu Fragen, z.B. danach, ob in ländlichen Bezirken, in denen Interventionsnetze noch nicht ausreichend bestehen, Präventionsarbeit dann überhaupt möglich, sinnvoll oder nicht gar gefährlich ist, führte zum Austausch der unterschiedlichsten Standpunkte.

Die Fragestellungen des ersten Abends lauteten zusammengefasst:

- Was ist Gewaltprävention?
- Was beinhaltet der Gewaltbegriff?
- Was umfasst Präventionsarbeit?

In der Diskussion wurde der Bedarf und das Bedürfnis nach einer erweiterten Definition des Präventionsbegriffs deutlich, der so auch offenere Angebote ermöglicht. Besonders die Vielfältigkeit von Mädchen und die Unterschiedlichkeit ihrer Lebenswelten müssen in den Konzepten und Angeboten zur Prävention Berücksichtigung finden, um möglichst alle Mädchen zu erreichen. Die Definition von Gewalt sollte auch die Erfahrungen von Belästigung (sexistische Bemerkungen, Bilder etc.) enthalten, welche Mädchen im Alltag häufig als kaum veränderbar wahrnehmen bzw. an die sie sich schon längst gewöhnt haben. Diese Mädchen könnten durch Präventionsangebote sensibilisiert werden. Vor dem Hintergrund der Diskussion sollte hinterfragt werden, ob Standards, wie sie der vorgestellte Bundesverein zur Prävention zur Zeit entwickelt, sinnvoll und konstruktiv für die praktische Arbeit sind. Die Einengung der Vielfalt von Präventionsangeboten erscheint angesichts der Unterschiedlichkeit von Gewaltformen, denen Mädchen begegnen, nicht sinnvoll. Die Evaluation von bestehenden Präventionsangeboten ist genauso notwendig wie die Qualifizierung der Pädagoginnen. Unbestritten war die These, dass Prävention

gegen Gewalt im vernetzten Verbund der Institutionen besser greifen kann. Deswegen ist die Suche nach immer neuen Partnern im Präventionsbereich wichtig. Genannt wurden hier die Universitäten, die für Praxisprojekte gezielte Untersuchungen durchführen könnten, die Polizei sowie MitarbeiterInnen der Suchtprävention. Als neue Kooperationspartner können z.B. aber auch Wirtschaftsunternehmen gewonnen werden. Dr. Carmen Lange verdeutlichte durch die vorgestellten Untersuchungsergebnisse das Ausmaß erlebter sexueller Gewalt an Mädchen. Die Tatsache, dass Mädchen Belästigungssituationen als normale Alltagssituationen empfinden – und dieses scheint in den neuen Bundesländern ausgeprägter zu sein als in den alten Bundesländern –, bestärkte die Teilnehmerinnen noch einmal mehr darin, über den großen Bereich der ‚sexuellen Belästigung‘ zu sprechen und die Notwendigkeit zu erörtern, hier öffentlichkeitswirksame Aktionen als Prävention dieser Form von Gewalt entgegenzusetzen. Gewarnt wurde in dem Zusammenhang aber auch davor, durch Differenzierung den Fakt zu vergessen, dass innerfamiliärer sexueller Missbrauch häufig mit leichten Übergriffen (also Belästigungen) beginnt. Wichtig ist also, den gesamten Prozess zu betrachten, der dann aus dem Blick geraten kann, wenn Mädchen in Opferkategorien eingeteilt werden. Der anschließende Vortrag von Frau Prof. Dr. Barbara Krahé zeigte in der Diskussion die Notwendigkeit, dass die Präventionsangebote stärker differenziert werden müssen. Die wissenschaftlich nachgewiesene Tatsache, dass erlebter sexueller Missbrauch das Risiko erhöht, später nochmals Opfer sexueller Gewalt zu werden (Reviktimsierung), löste die Debatte aus, wie Forschung und Praxis hier besser kooperieren können. Die Forschungsergebnisse, die die Praktikerinnen durch ihre alltägliche Erfahrung bestätigen können, bildet für die Praxisprojekte gute Grundlagen, um ihre Thesen zu untermauern. Die häufig erlebten Vorbehalte der Praktikerinnen gegenüber den Wissenschaftlerinnen wurde

Gewaltprävention

erklärt durch die jahrzehntlang erlebte geringe Wertschätzung der Praxis, die sich z.B. auch in der schlechten finanziellen Absicherung der Projekte zeigt. Hier gibt es oder gab es Neid und Konkurrenz, was heute überwunden werden sollte. Feministisch orientierte Mädchensexualitätsforschung ist notwendig. Forscherinnen brauchen mehr eigene Freiräume und wünschen regelmäßigen Austausch mit Praktikerinnen. Ina Partsch stellte die SELMA CD-ROM für die Präventionsarbeit mit Mädchen und Jungen vor und berichtete von den praktischen Erfahrungen. Silke Hasselbach präsentierte das Projekt „Powergirl – Von der Lust ein Mädchen zu sein“. Ein Video dokumentierte die regelmäßig durchgeführten Schulveranstaltungen. Die Basisvariablen dieser Arbeit sind: Wertschätzung, sich selbst ernst nehmen, sich wahrnehmen und über Gefühle sprechen. In der anschließenden Diskussion wurde deutlich, wie notwendig solche individuell auf die Zielgruppe abgestimmten Präventionsangebote sind, wenn diese flächendeckend praktiziert werden sollen. Präventionsarbeit, so wurde diskutiert, benötigt eine bestimmte Lebenshaltung der Pädagogin. Das heißt, dass sie die Inhalte nicht rein theoretisch vermittelt, sondern auch als Person – quasi als Modell oder Vorbild – vorlebt. Hier wurde allerdings auch eine Überforderung der Pädagoginnen befürchtet oder ein Rückgriff auf überholte pädagogische Muster gesehen. Andererseits wissen wir, dass Mädchen Orientierung und Kongruenz in den pädagogischen Mitarbeiterinnen suchen.

Der anschließende Vortrag von Svendy Wittmann verdeutlichte noch eine weitere neue Perspektive in der Gewaltprävention: Die Ursachen von Delinquenz bei Mädchen, also von gewaltbereiten Mädchen. Die Forschung zu diesem Thema steckt noch ‚in den Kinderschuhen‘. Hier müssen Theorie und Praxis aufzeigen, welche Angebote für diese Mädchen notwendig und sinnvoll sind. Annette Elbert stellte beispielhaft vor, wie durch die Fortbildung von Multiplikatorinnen zum Thema „Sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz“ in großen Unternehmen eine hohe Anzahl Auszubildender erreicht werden kann.

Ergebnisse, Thesen, Forderungen:

- Mädchenarbeit ist immer Präventionsarbeit.
- Neue Wege zur Kooperation von Forschung und Praxis sind notwendig.
- Mädchenarbeit und damit Gewaltprävention braucht kontinuierliche Finanzierung, weil Gewaltprävention nicht mehr als Defizitmodell arbeitet (je mehr Gewalt, desto mehr Förderung und umgekehrt), sondern als Aufgabe in der Jugendhilfe fest verankert werden muss.
- Das Defizitmodell ist heutige Realität besonders in der Förderpraxis, welches natürlich Einfluss auf die Argumente in den Anträgen hat.
- Gewaltprävention muss als Lehrfach in die Ausbildung von PädagogInnen integriert werden, damit die ausgebildeten PädagogInnen als MultiplikatorInnen in allen Institutionen für alle Alters- und damit Zielgruppen tätig werden können (Schule, Heim, Auszubildende usw.).
- Gewaltprävention braucht in seiner Vielfalt ein übergreifendes Konzept. Hier bietet sich zum Beispiel das Konzept der Gesundheitsförderung an (Kompetenzstärkung der Mädchen, an der Lebenswelt der Mädchen ansetzen), um ressourcenorientiert auf die Mädchen zuzugehen.
- Eigenständige Mädchensexualitätsforschung ist notwendig.
- Fundierte Evaluation zu bestehenden Präventionsprojekten und deren Dokumentation ist notwendig.
- Diskussion: Ist es wichtig oder schädlich, Prävention auch nach den Schweregraden der Gewalterfahrung (leicht, mittel, schwer) zu differenzieren? Werden dabei die Mädchen gesehen, die leichte Übergriffe als Alltagserfahrungen erleben und nicht problematisieren?
- Vernetzung und Kooperation sind wichtig, neue Partner müssen gefunden werden.

Regina Knop
Rostock



In der (sexualpädagogischen) Mädchenarbeit werden zunehmend auch neue Medien eingesetzt. Im Workshop wurden die Erfahrungen mit innovativen Konzepten und Medien vorgestellt und diskutiert, ob es geschlechtsspezifische Zugangswege gibt: Erreicht das Internet als niedragschwelliges und anonymes Medium eher die Jungen und „klassische“ personalkommunikative Angebote wie z.B. das Beratungstelefon eher die Mädchen?

Darüber hinaus präsentierten Fachfrauen weitere innovative Konzepte, wie z.B. mobile Aufklärungsarbeit oder peer education-Ansätze.

Es geht auch anders! – Innovative Ansätze und neue Medien in der sexualpädagogischen Mädchenarbeit

Moderation und Zusammenfassung:

Gabriele Bültmann
forum sexualpädagogik e.V.
Oer-Erkenschwick

Referate

Heidi Schütz
DKSB BundesArbeitsGemeinschaft Kinder- und Jugendtelefon e.V.,
Wuppertal

Hildegard Schlageter
Pro Familia Tübingen

Eckhard Schroll
BZgA, Köln

„Stress mit der Liebe“ – Sexuaufklärung am Kinder- und Jugendtelefon. Zur geschlechtsspezifischen Nutzung der telefonischen Beratung.

SEXTRA – E-Mail-Ber@tung im Internet. Evaluation und Praxisbericht

LoveLine. Sexuaufklärung per CD-ROM und Internet.
Konzeption – Erfahrungen – Evaluation

Projekte

Barbara Trapp
DRK Generalsekretariat,
Bonn

Ineke Nuji-Brandt
Landesamt für Gesundheit und Soziales,
Berlin

Katalin-Margit Frank
Pro Familia Bonn

Karen Lehmann
Mädchenhaus Düsseldorf e.V.

Besime Atasever
Medienprojekt der Stadt Wuppertal

Das „Love Tour“-Projekt, ein mobiles sexualpädagogisches Angebot in den neuen Bundesländern

„Mädchen ernst nehmen“
Peer education. Ein Ansatz in der Sexualpädagogik

Mädchentelefon Pro Familia Bonn – Ausbildung und Beratungsangebot von Mädchen für Mädchen

Trinetta und die Zickenpost. Erfahrungen aus der Mädchenarbeit mit dem Internet

Medienprojekt der Stadt Wuppertal:
Videoprojekt „Mädchenlust, Mädchenlast“

Zusammenfassung und Diskussion



Heidi Schütz
Wuppertal

„Stress mit der Liebe“ – Sexuaufklärung am Kinder- und Jugendtelefon. Zur geschlechtsspezifischen Nutzung der telefonischen Beratung

Das Kinder- und Jugendtelefon (KJT) ist ein niedrigschwelliges und thematisch offenes Gesprächsangebot für Kinder und Jugendliche aller Altersstufen. Unter der Rufnummer 08 00 – 1 11 03 33 ist dieses telefonische Beratungsangebot für alle Kinder und Jugendlichen bundesweit und kostenlos von montags bis freitags in der Zeit von 15.00 bis 19.00 Uhr zu erreichen. Über festgelegte Schaltungen an insgesamt 93 Standorten im gesamten Bundesgebiet wird erreicht, dass der Anruf an einem Kinder- und Jugendtelefon angenommen wird, das in der Region liegt, aus dem der Anruf kommt. So können beispielsweise Verständnisschwierigkeiten aufgrund verschiedener Dialekte vermieden werden. Gleichzeitig kennen sich die BeraterInnen besser in ihrer Region aus und können falls nötig gezielt weiterhelfen.

In rund der Hälfte der Gespräche am Kinder- und Jugendtelefon geht es um „Stress mit der Liebe“. Die Themen und Probleme reichen dabei von Fragen zur Körperentwicklung über „das erste Mal“ bis hin zu anderen schwierigen Beratungskontexten wie dem sexuellen Missbrauch. Diese Themen und der unmittelbare Zugang zu Kindern und Jugendlichen bildeten die Basis für eine intensive Kooperation zwischen der Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendtelefon und der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Im Rahmen eines dreijährigen Modellprojektes kooperierten beide Institutionen sowohl bei der Öffentlichkeitsarbeit als auch im Hinblick auf die sexualpädagogische Aus- und Weiterbildung der zumeist ehrenamtlich tätigen BeraterInnen am Kinder- und Jugendtelefon. So wurde im Projektzeitraum neben

zahlreichen sexualpädagogischen Fortbildungsmaßnahmen auch eine sexualpädagogische Ausbildungskonzeption entwickelt und erprobt, die langfristig zur weiteren Qualitätsverbesserung und -sicherung der telefonischen Beratung beitragen soll. Eine wichtige Grundlage sowohl für die zielgruppenspezifische Öffentlichkeitsarbeit als auch für die praxisorientierte und bedarfsgerechte Aus- und Weiterbildung der MitarbeiterInnen am KJT ist die statistische Auswertung der Gespräche am Kinder- und Jugendtelefon.

Im Folgenden werden nach einer kurzen Beschreibung des methodischen Vorgehens zuerst einige allgemeine Daten zu den Gesprächen am KJT 1998 berichtet und danach einige Ergebnisse der differenzierten Auswertung der Beratungsgespräche 1998 nach Altersgruppen und Geschlecht. Im Einzelnen

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

sollen Ergebnisse der beiden größten Altersgruppen 11–12-Jährige und 13–14-Jährige im Zusammenhang mit den Themenbereichen Partnerschaft und Liebe und Sexualität betrachtet werden. Darüber hinaus werden – querschnittsmäßig im Altersverlauf – das Einzelthema „Körper/Aussehen“ aus dem Themenbereich persönliche Themen und Einzelergebnisse aus dem Themenbereich „Gewalt“ dargestellt.

Methodische Vorgehensweise

Jedes Beratungsgespräch am Kinder- und Jugendtelefon wird seit Juli 1997 mittels eines speziell für das KJT entwickelten und insgesamt 129 Einzelvariablen umfassenden computerlesbaren Statistikbogens registriert. Die zahlreichen Einzeldaten, die auf diese Weise zustande kommen, werden zentral in der Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendtelefon zusammengeführt und aufbereitet. Die Auswertung der gewonnenen Daten wird mit dem Programm SPSS (Statistical Package for the Social Sciences) durchgeführt.

Anrufe am Kinder- und Jugendtelefon 1998

1998 konnten über 400.000 Anrufe beim KJT angenommen werden, was einer Steigerung von 75 Prozent gegenüber dem Vorjahr entspricht. Damit setzte sich ein Trend fort, der bereits im Juli 1997 mit der Einführung der bundesweit kostenlosen Rufnummer 08 00 – 1 11 03 33 begonnen hat. Dass dies nur „die Spitze des Eisbergs“ ist, verdeutlichen auch andere Informationsquellen. So zeigt die Auswertung von Daten der Deutschen Telekom, dass es 1998 insgesamt rund 3,6 Millionen Anrufversuche am Kinder- und Jugendtelefon gab. Allein innerhalb der Besetzungszeiten des KJT (montags – freitags von 15–19 Uhr) wurde im Jahre 1998 mehr als 2,5 Millionen mal versucht, anzurufen¹.

Beratungsgespräche am Kinder- und Jugendtelefon 1998

Aus den mehr als 400.000 entgegengenommenen Anrufen entwickelten sich 135.834 längere Beratungsgespräche, d.h. Gespräche, in denen ausführlich mit Ratsuchenden zu verschiedenen Problemen und Themen

gesprochen wurde. Diese Stichprobe bildet die Gesamtdatenbasis der hier vorgestellten Ergebnisse.

Geschlecht der Anrufenden

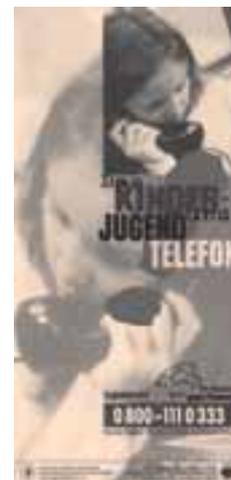
70 Prozent der anrufenden Kinder und Jugendlichen 1998 waren Mädchen und 23 Prozent Jungen (in 7% der Fälle liegen keine Angaben zum Geschlecht vor). In absoluten Zahlen bedeutet dies, dass 1998 insgesamt 96.333 Mädchen und junge Frauen und 30.665 Jungen und junge Männer am Kinder- und Jugendtelefon angerufen haben. Trotz verstärkter Bemühungen (vor allem in den letzten beiden Jahren) auch Jungen zu ermutigen, das Beratungsangebot des Kinder- und Jugendtelefons zu nutzen, hat sich an dieser Relation von drei weiblichen Anruferinnen auf einen männlichen Anrufer – die seit Bestehen des Kinder- und Jugendtelefons zu beobachten ist – kaum etwas geändert. Die Überrepräsentanz der weiblichen Anruferinnen am Kinder- und Jugendtelefon ist ein Phänomen, dessen Ursachen wir nicht kennen (oder über die wir nur spekulieren können).

Alter der Anrufenden

Die Altersverteilung der Anrufenden am Kinder- und Jugendtelefon zeigt, dass das Angebot sehr stark von Jugendlichen in der Pubertät genutzt wird. 89 Prozent der Anrufe 1998 stammen von Kindern und Jugendlichen im Alter von 10 bis 16 Jahren und allein die Gruppe der 12–14-Jährigen macht 50 Prozent der Anrufe aus. Die Verteilung zeigt aber darüber hinaus auch, dass bereits sehr junge Kinder und auch ältere Jugendliche Rat und GesprächspartnerInnen beim Kinder- und Jugendtelefon suchen. Aufgrund des großen Stichprobenanteils entspricht bei einer globalen Betrachtung die Gesamaltersverteilung erwartungsgemäß fast völlig der Altersverteilung der Mädchen, aber auch bei den Jungen gibt es kaum große Abweichungen.

Der wesentliche Unterschied ist eine leichte Vergrößerung des Altersranges bei den Jungen. So sind 90 Prozent der anrufenden Jungen zwischen 9 und 18 Jahre, die anrufenden Mädchen dagegen zwischen 9 und

Referate



Quelle:
Deutscher Kinderschutzbund
BundesArbeitsGemeinschaft
Kinder- und Jugendtelefon
e.V., Wuppertal

¹ Im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln, wurden auch die Anrufe von 1999 geschlechtsspezifisch und altersdifferenziert ausgewertet, die im FORUM Sexualaufklärung und Familienolanung (Hg.: BZgA) 4/2000 veröffentlicht wurden.

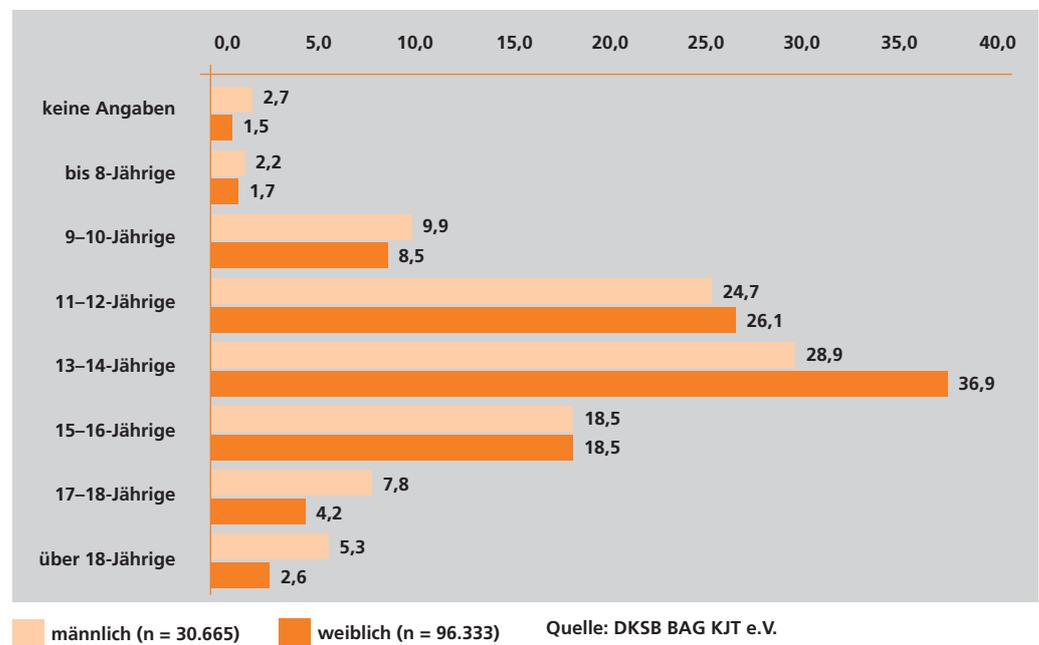
Es geht auch anders! – Innovative Medien in der Sexualpädagogik

16 Jahre alt. Besonders deutlich zeigt sich dieser Unterschied, wenn man die Gesamtstichprobe nach Altersgruppen differenziert. Wie Abbildung 1 zeigt, stellen Mädchen und Jungen zwischen 13 und 14 Jahren die größte Gruppe von Anrufern am Kinder- und Jugendtelefon dar. Danach folgen die 11–12-Jährigen und dann die 15–16-Jährigen. Aus dieser Abbildung wird auch deutlich, dass diese Reihenfolge für beide Geschlechter gleichermaßen gilt.

über diese Themenkomplexe und die Verteilung der einzelnen Gespräche darauf zeigt Abbildung 2.

Bereits diese Übersicht zu den Themengebieten am Kinder- und Jugendtelefon lässt ahnen, wo den Heranwachsenden in unserer Gesellschaft der Schuh drückt und sie veranlasst zum Telefonhörer zu greifen. Es geht um Selbstvertrauen, Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper, Ärger mit Freun-

Abbildung 1:
Anrufer am KJT 1998 nach Altersgruppen und Geschlecht (Angaben in Prozent)



Themenbereiche der Beratungsgespräche

Innerhalb der Beratungsgespräche am Kinder- und Jugendtelefon geht es um die unterschiedlichsten Fragen und Probleme, die Heranwachsende beschäftigen. In der Regel suchen die Anrufer einen Gesprächspartner oder eine Gesprächspartnerin mit dem/der sie ein persönliches Problem besprechen können. Es werden aber auch immer wieder Antworten auf Fragen und Informationen zu einzelnen Themen von den BeraterInnen des Kinder- und Jugendtelefons erwartet.

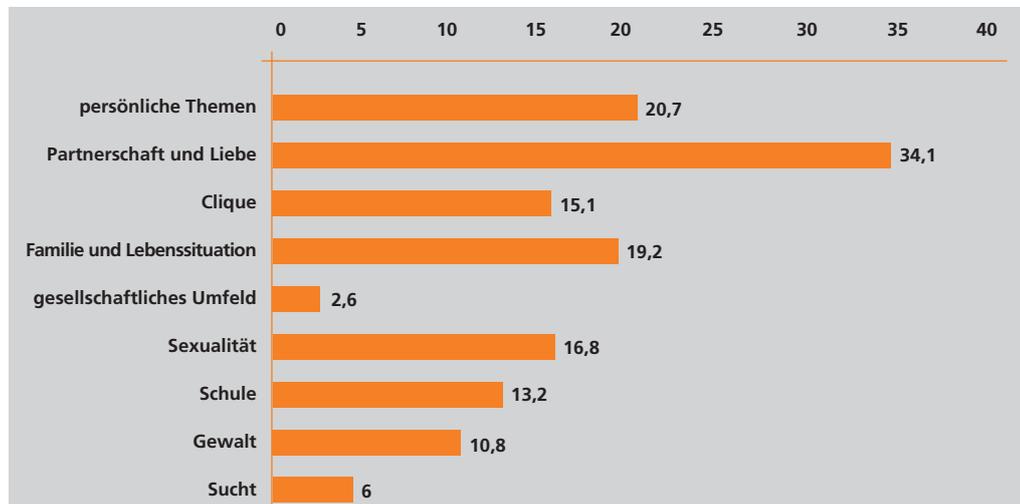
Die vielen verschiedenen Einzelthemen, die in den einzelnen Gesprächen angesprochen werden, lassen sich zu insgesamt 9 Themenbereichen zusammenfassen. Einen Überblick

oder Ärger in der Schule, aber oft auch um Probleme innerhalb der Familie wie das Erziehungsverhalten der Eltern, Verbote oder Krisen im Familienleben.

Den größten Raum im Beratungsalltag am Kinder- und Jugendtelefon nehmen aber Themen wie unerfüllte Beziehungswünsche, Trennungsschmerz, das Ja oder Nein zu sexuellen Kontakten wie auch Fragen zur Verhütung oder der Umgang mit Homosexualität ein. Insgesamt beschäftigt sich mehr als ein Drittel aller Gespräche mit Themen aus dem Bereich Partnerschaft und Liebe. Erweitert man Partnerschaft und Liebe noch durch das Themengebiet Sexua-

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

Abbildung 2:
Gespräche am KJT 1998 gruppiert nach Themenbereichen (N=132.781) (Angaben in Prozent)



Summe > 100% (Mehrfachnennungen möglich), Quelle: DKSB BAG KJT e.V.

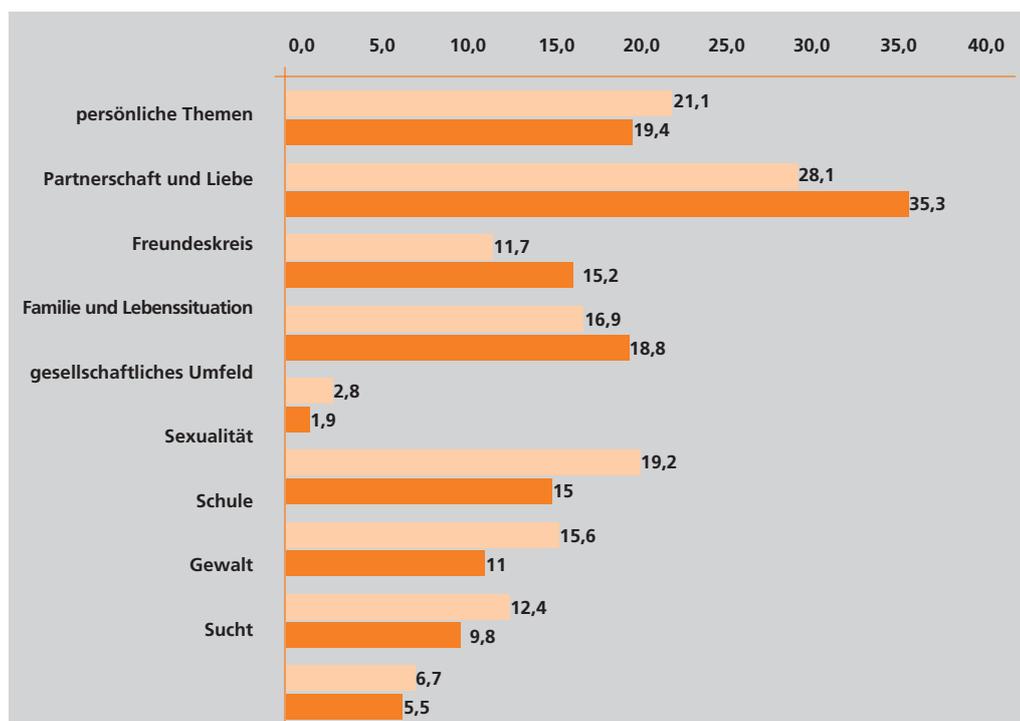
lität, dann sind dies rund 50 Prozent aller darüber hinaus noch in Abhängigkeit vom

Gespräche, also durchschnittlich jeder zweite angenommene Anruf.

Betrachtet man diese beiden Themengebiete

Geschlecht der Anrufenden, so ergeben sich auffällige geschlechtsspezifische Unterschiede (vgl. Abbildung 3). So sprechen Jungen (19,2%) insgesamt weitaus häufiger als

Abbildung 3:
Themenbereiche am KJT 1998 in Abhängigkeit vom Geschlecht (Angaben in Prozent)



männl. (n = 30.092) weibl. (n = 94.862) Summe > 100% (Mehrfachnennungen mögl.), Quelle: DKSB BAG KJT e.V.

Es geht auch anders! – Inno- neue Medien in der sexualpäda

Mädchen (15%) über Inhalte des Bereiches Sexualität, das Themen wie Aufklärung, sexuelle Neigungen und Schwangerschaft einschließt. Das Interesse hierzu ist zwar insgesamt bei beiden Geschlechtern groß, aber die Anonymität eines Telefongesprächs scheint es vor allem Jungen sehr zu erleichtern, auch über intime Themen und Probleme zu sprechen und Fragen zu stellen, die ihnen sonst peinlich sind. Beim Themengebiet Partnerschaft und Liebe kehrt sich dieses Verhältnis um. Zu diesem Themenkomplex suchen fast 36 Prozent aller Mädchen Rat und Unterstützung, je-

Ein zentrales Einzelthema dieses Bereiches ist die Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper bzw. Aussehen. Innerhalb des Themenkomplexes persönliche Themen ist diese Thematik mit Abstand sowohl bei den Mädchen als auch bei den Jungen über alle Altersgruppen hinweg von enormer Bedeutung (vgl. Tabelle 1). In der Regel äußern die Anrufenden Unzufriedenheit mit ihrem Körper, würden gern anders aussehen oder andere physische Merkmale aufweisen.

Zwei typische Beispiele für solche Anrufe sind: „Ich fühle mich scheußlich, ich bin viel

Tabelle 1:
Gespräche am Kinder- und Jugendtelefon 1998 zum Einzelthema „Körper/Aussehen“

Altersgruppe	Körper/Aussehen		Stichprobengröße	
	Jungen	Mädchen	Jungen	Mädchen
9–10-Jährige	21 %	25 %	626	1.676
11–12-Jährige	21 %	34 %	1.445	4.559
13–14-Jährige	23 %	34 %	1.624	6.320
15–16-Jährige	21 %	26 %	1.043	3.269
17–18-Jährige	21 %	18 %	586	981

doch nur 28 Prozent der Jungen. Auch wenn dies dafür zu sprechen scheint, dass die Auseinandersetzung mit Bindungen und Beziehungen für die Persönlichkeitsentwicklung von Mädchen besonders wichtig sei, darf man nicht außer Acht lassen, dass das Themengebiet Partnerschaft und Liebe auch für Jungen insgesamt den häufigsten Anrufanlass darstellt.

Themenbereiche nach Altersgruppen und Geschlecht

Einzelthema „Körper/Aussehen“

Persönliche Themen und Probleme sind mit 21 Prozent der zweithäufigste Anlass für einen Anruf beim Kinder- und Jugendtelefon. In diesem Themenbereich stehen individuelle, in der Person des/der Anrufenden begründete Themen und Probleme im Vordergrund, sie reichen von Persönlichkeitskonflikten über elementare Erfahrungen mit Trauer und Einsamkeit bis hin zu Grenzerfahrungen wie Autoaggression und Suizidgedanken.

zu fett. Wie kann ich dünner werden?“ oder „Ich bin viel zu klein, die nennen mich immer Zwerg. Ich will so nicht sein ...“ Bereits für die 9–10-jährigen Mädchen ist ihr Körper bzw. ihr Aussehen das wichtigste persönliche Thema und für die Jungen dieser Altersgruppe rangiert es (hinter Fragen der Freizeitgestaltung) auf dem zweiten Platz. So sprechen bereits 21 Prozent der Jungen (n=626) und 25 Prozent der Mädchen (n=1.676) dieser Altersgruppe am KJT über ihre Einstellung zum eigenen Körper.

Am bedeutsamsten ist das Thema „Körper/Aussehen“ in der Altersgruppe der 13–14-Jährigen. Insgesamt sprechen 35 Prozent der 13–14-jährigen Mädchen (n=6.320) und 23 Prozent der Jungen (n=1.624) Probleme und Unzufriedenheit mit ihrem Körper und Aussehen an. Damit zeigt diese Altersgruppe – im Vergleich zu allen anderen – den höchsten Grad an Beschäftigung mit dieser Thematik.

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

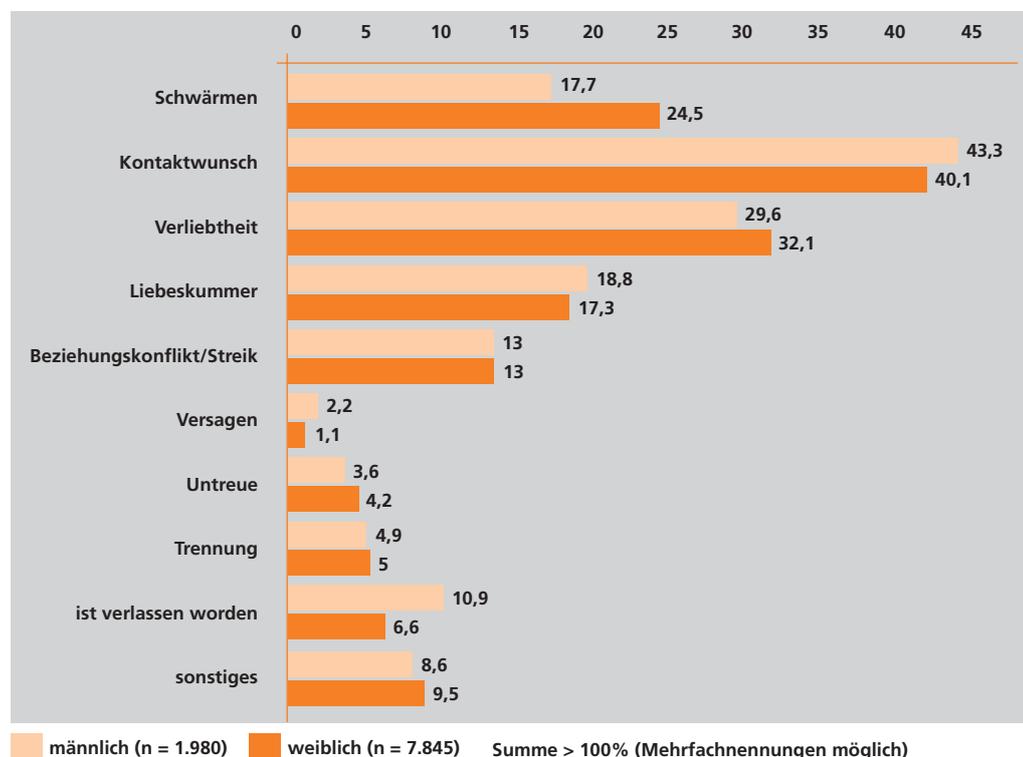
Insgesamt kann man für die Mädchen zwischen 9 und 16 Jahren festhalten, dass die Auseinandersetzung mit ihrem eigenen Körper der wichtigste persönliche Anrufanlass ist. Für die Jungen ist diese Thematik vor allem zwischen 11 und 14 Jahren von besonderer Bedeutung. Zwar thematisieren auch bei den 15–16-jährigen Jungen immer noch 21 Prozent ihr eigenes Aussehen, aber Themen wie Selbstsicherheit und Selbstvertrauen gewinnen immer stärker an Bedeutung. Dieser Trend verstärkt sich übrigens noch bei den 17–18-Jährigen, und zwar unabhängig vom Geschlecht der Anrufenden.

Partnerschaft, Liebe und Sexualität in der Altersgruppe der 11–12-Jährigen
Die 11–12-jährigen Jungen und Mädchen

mengebiet Partnerschaft und Liebe an, welches bei den 11–12-jährigen Mädchen neben der Familie und bei den 11–12-jährigen Jungen neben der Schule das wichtigste Themengebiet ist. Geschlechtsspezifische Unterschiede und Gemeinsamkeiten bezogen auf die Inhalte der Beratungsgespräche zu diesem Themenbereich, die sich bereits bei den 9–10-jährigen Kindern gezeigt haben, treten in dieser Altersgruppe noch deutlicher hervor.

Eine exklusive Zweierbeziehung zu haben, ist dieser Altersgruppe am wichtigsten. Zu diesem Thema suchen 43 Prozent der Jungen und 40 Prozent der Mädchen Rat beim KJT. Aber auch Themen wie Verliebtheit, Liebeskummer und erste Erfahrungen mit

Abbildung 4:
Themenkomplex „Partnerschaft und Liebe“ 1998 bei den 11–12-Jährigen in Abhängigkeit vom Geschlecht (Angaben in Prozent)



sind die zweitgrößte Gruppe von Anrufenden am Kinder- und Jugendtelefon (vgl. Abbildung 1). Jeweils rund ein Drittel der Mädchen und der Jungen dieser Altersgruppe ruft wegen Sorgen und Fragen zum The-

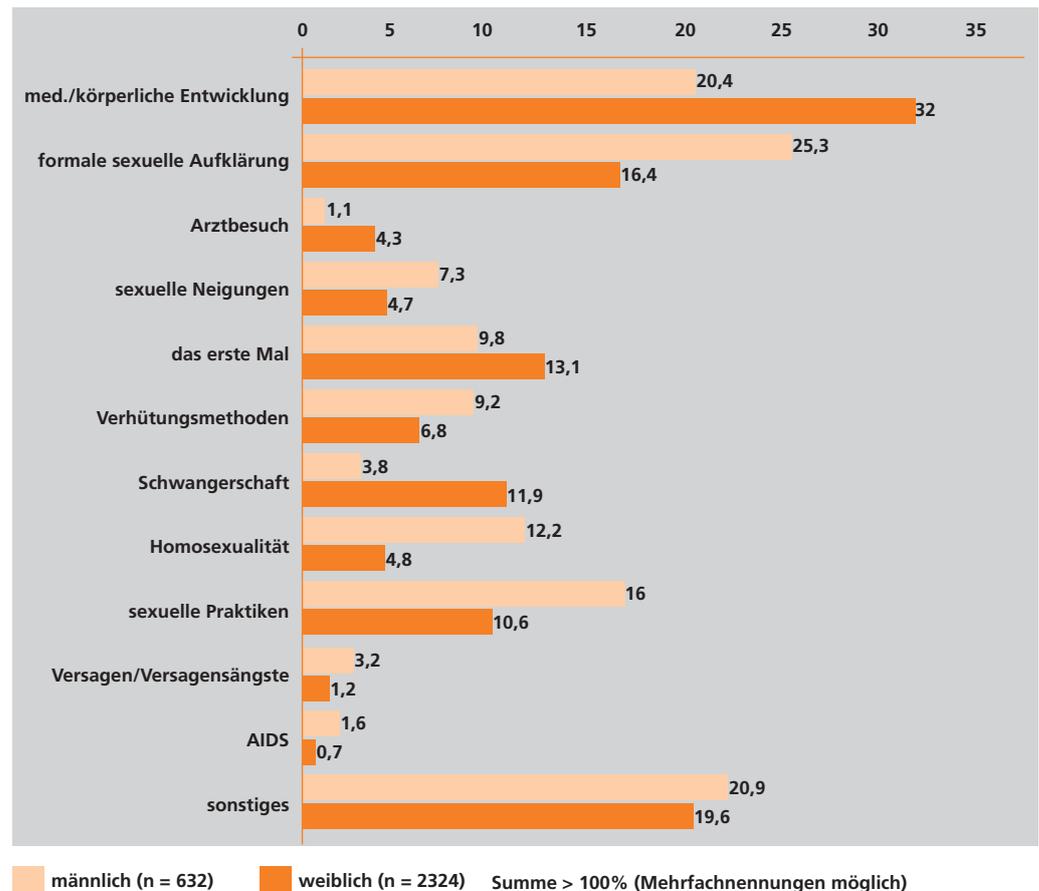
Beziehungskonflikten beschäftigen beide Geschlechter dieser Altersgruppe noch gleichermaßen wie die Abbildung 4 zeigt. In den Gesprächen zum Themengebiet Sexualität in dieser Altersgruppe ist diese

Es geht auch anders! – Inno- neue Medien in der sexualpäda

Übereinstimmung zwischen den Geschlech-
tern nicht mehr festzustellen. Zwar sind die
Themen Körperentwicklung und Aufklä-
rung in dieser Altersgruppe nach wie vor

Darüber hinaus beginnen bei den 11–12-Jäh-
rigen auch andere Inhalte des Themenkom-
plexes Sexualität stärker an Bedeutung zu
gewinnen. Mädchen in dieser Altersgruppe

Abbildung 5:
Themenkomplex „Sexualität“ 1998 bei den 11–12-Jährigen in Abhängigkeit
vom Geschlecht (Angaben in Prozent)



sehr wichtig, aber es zeigt sich ein relativ
deutlicher geschlechtsspezifischer Unter-
schied (vgl. Abbildung 5). So haben 32 Pro-
zent der 11–12-jährigen Mädchen Fragen
und Unsicherheiten im Hinblick auf die ei-
gene Körperentwicklung. Die Frage, was
normal ist und was nicht, steht dabei oft im
Mittelpunkt und dies scheint den Mädchen
in keinem Alter wichtiger zu sein als in die-
sem. Die Jungen hingegen – und zwar 25
Prozent – möchten verstärkt Informationen
bzw. haben Fragen zum Intimverkehr, zu
Zeugung und Geburt (siehe Abbildung 5
Einzelthema „formale sexuelle Auf-
klärung“).

nutzen verstärkt das Telefon, um sich über
„Ängste zu“ und „Erfahrungen mit“ dem
ersten Geschlechtsverkehr, zu sexuellen
Praktiken, aber auch zu Fragen rund um das
Thema Schwangerschaft beraten zu lassen.
Jungen hingegen setzen sich verstärkt mit
Ängsten, Unsicherheiten und Problemen
auseinander, die sich aus einer möglichen
gleichgeschlechtlichen Orientierung ergeben.

**Partnerschaft, Liebe und Sexualität
in der Altersgruppe der 13–14-Jährigen**
1998 gehören 37 Prozent der weiblichen
Anruferinnen und 29 Prozent der männli-
chen Anrufer zu dieser Altersgruppe (vgl.

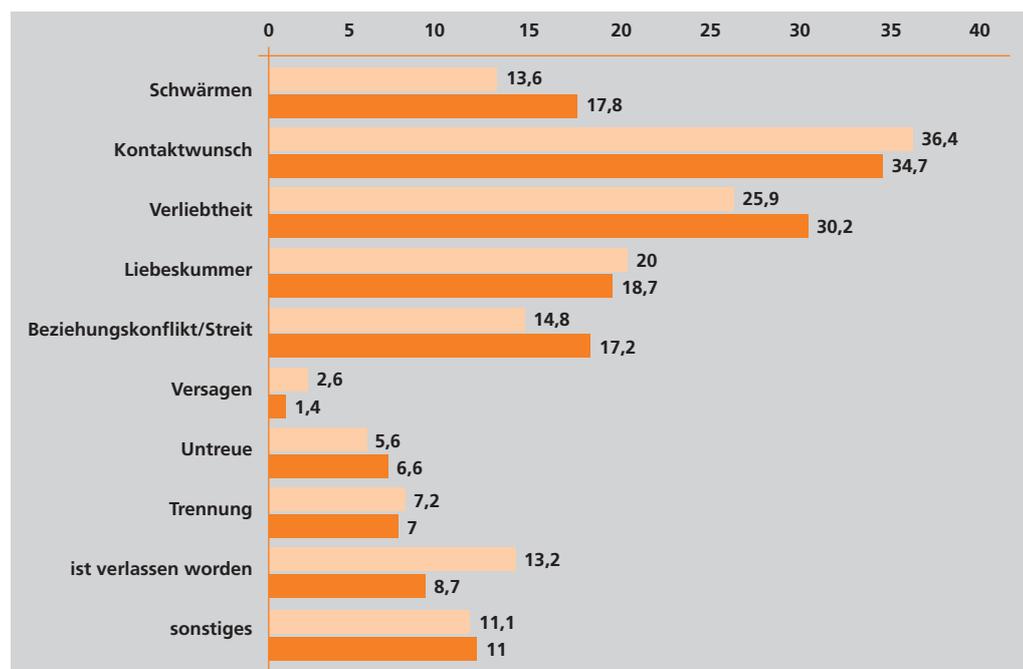
tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

Abbildung 1). Damit stellen die 13–14-Jährigen die stärkste Altersgruppe am Kinder- und Jugendtelefon dar. Fast die Hälfte dieser Mädchen und rund ein Drittel der Jungen hatte dabei ein Anliegen aus dem Bereich „Partnerschaft und Liebe“, der für die 13–14-Jährigen das wichtigste Themengebiet überhaupt darstellt.

Die Verteilung der Einzelthemen des Inhaltsbereiches „Partnerschaft und Liebe“ in dieser Altersgruppe weist global gesehen kaum Veränderungen im Vergleich zu den

ten wie beispielsweise Eifersucht und Streit innerhalb der Partnerschaft an die BeraterInnen des Kinder- und Jugendtelefons. Eine besonders wichtige Funktion für Jungen dieser Altersgruppe scheint das Gesprächsangebot des KJT dann zu erfüllen, wenn sie verlassen worden sind. Aus diesem Anlass rufen 13 Prozent der 13–14-jährigen Jungen an und möchten ihre Probleme und Gefühle zu dieser Situation mit jemandem besprechen. Die anonyme Situation des Telefons scheint es auch hier den Jungen zu erleichtern, von tradierten

Abbildung 6:
Themenkomplex „Partnerschaft und Liebe“ 1998 bei den 13–14-Jährigen
in Abhängigkeit vom Geschlecht (Angaben in Prozent)



■ männlich (n = 2.818) ■ weiblich (n = 14.093) Summe > 100% (Mehrfachnennungen möglich)

11–12-Jährigen auf. Nach wie vor ist das wichtigste Thema der 13–14-Jährigen ein Beziehungswunsch, gefolgt von „Verliebtheit“ und Liebeskummer (vgl. Abbildung 6). Abbildung 6 zeigt aber auch, dass in dieser Altersgruppe zunehmend beziehungsorientierte Themen der Anlass sind, Rat und Unterstützung zu suchen. So wenden sich bereits 17 Prozent der 13–14-jährigen Mädchen und 15 Prozent der 13–14-jährigen Jungen aufgrund von Beziehungskonflik-

Rollenvorstellungen und Verhaltensnormen abzuweichen und sich auch in der eigenen Verletztheit an jemanden zu wenden, der Hilfe und Unterstützung gibt.

Betrachtet man die inhaltlichen Schwerpunkte des Themenbereiches Sexualität in der Altersgruppe der 13–14-Jährigen, so ergibt sich hier im Altersverlauf erstmals eine deutliche Verschiebung der Beratungsschwerpunkte (vgl. Abbildung 7).

Es geht auch anders! – Innovative Medien in der Sexualpädagogik

Abbildung 7:
Themenkomplex „Sexualität“ 1998 bei den 13–14-Jährigen in Abhängigkeit vom Geschlecht (Angaben in Prozent)

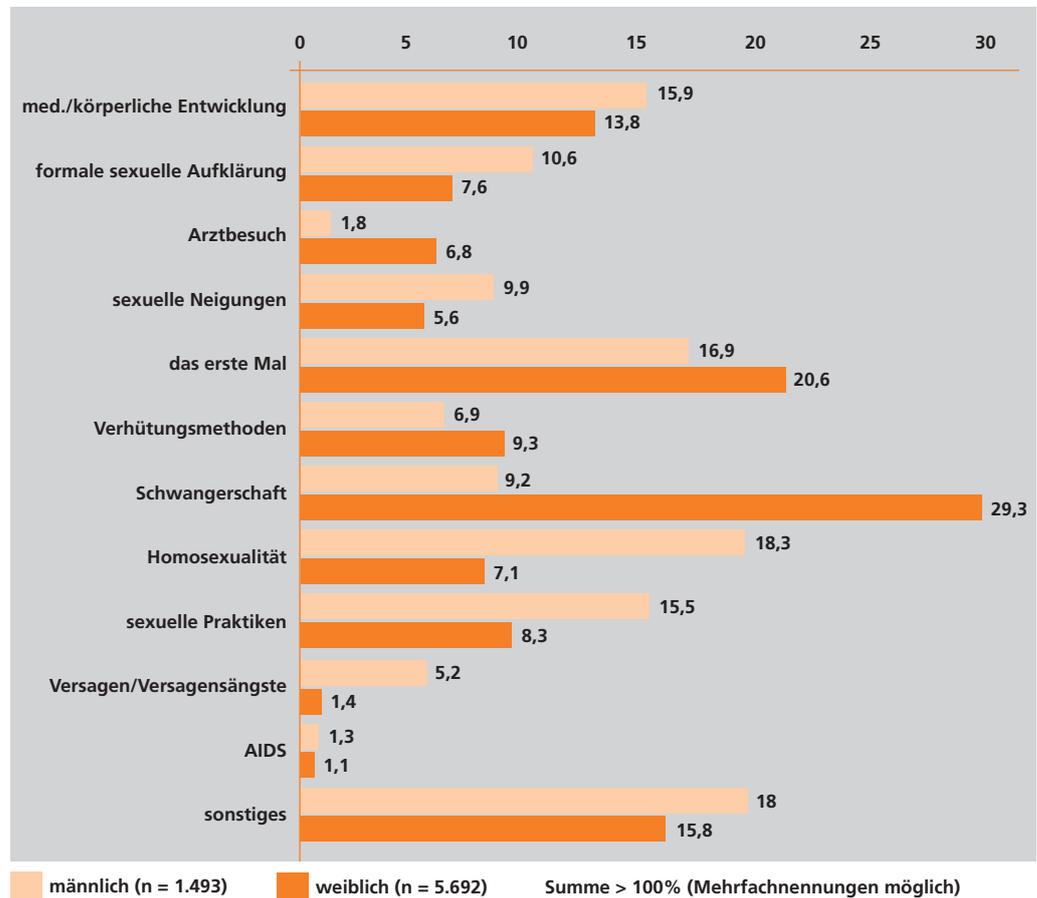


Abbildung 7 macht deutlich, dass der Informationsbedarf der 13–14-Jährigen zu Körperentwicklung und Aufklärung im Vergleich zu den anderen Einzelthemen stark an Bedeutung verliert. Dafür gewinnt für beide Geschlechter gleichermaßen die Erfahrung bzw. Nichterfahrung mit ihrem ersten Geschlechtsverkehr an Relevanz. Des Weiteren dominieren bei den Mädchen eindeutig Fragen und Sorgen rund um das Thema Schwangerschaft die Beratungsgespräche. Fragen zum „Wie“ und „Wann“ von Schwangerschaft, Informationen zum Schwangerschaftsverlauf und Ängste schwanger zu sein, bestimmen 30 Prozent der Beratungsgespräche der 13–14-jährigen Mädchen. Bei den Jungen hingegen besteht der größte Aussprachebedarf zum Thema Homosexualität. 18 Prozent der Jungen thematisieren ihre eigene Homosexualität und

Schwierigkeiten, die sie selbst bzw. ihre soziale Umwelt mit ihrer sexuellen Orientierung haben.

Gewalt als Thema am KJT

1998 haben insgesamt 14.276 Kinder und Jugendliche zu Themen des Bereiches Gewalt am Kinder- und Jugendtelefon angerufen. Dabei geht es in den Beratungsgesprächen in der Regel um erlittene Gewalt und nicht um ausgeübte Gewalt. Die Erfahrungen, über die die Anrufenden am KJT berichten, reichen von Gewaltandrohung über körperliche und psychische Gewaltanwendung bis hin zu allen Formen sexualisierter Gewalt. Innerhalb der letzten Kategorie unterscheiden die BeraterInnen bei der Erfassung der Gesprächsinhalte zwischen „sexueller Belästigung“ (z.B. verbale sexuelle Angriffe, „Busengrapschen“, Exhibitio-

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

nismus) und „sexueller Gewalt“ (z.B. sexuelle Handlungen Erwachsener an Kindern, Jugendlichen und Abhängigen, erzwungener Geschlechtsverkehr).

Unabhängig von Alter und Geschlecht ist der Anteil der „körperlichen Gewaltanwendung“ innerhalb der Beratungsgespräche besonders hoch. Aus diesem Grund wenden sich 46 Prozent der anrufenden Kinder und Jugendlichen an die BeraterInnen des Kinder- und Jugendtelefons. Dabei sind tendenziell mehr Jungen als Mädchen von dieser Form der Gewaltausübung betroffen. So berichten 59 Prozent aller anrufenden Jungen (n=3.732) und 43 Prozent der Mädchen (n=9.324) von teilweise dramatischen Übergriffen auf ihre Person.

Ein Drittel aller Anrufe zum Themengebiet Gewalt bezieht sich auf sexualisierte Gewaltformen (15% auf „sexuelle Belästigung“ und 18% auf „sexuelle Gewalt“). Von den betroffenen Mädchen und Jungen wird oft zum allerersten Mal in der schützenden Anonymität des Telefons von sexuellen Übergriffen gesprochen. Erwartungsgemäß sind mehr Mädchen als Jungen von Formen sexueller Gewalt betroffen. Unabhängig vom Alter berichten bei den Mädchen (n=9.324) 18 Prozent von eigenen Erfahrungen mit „sexueller Belästigung“ und 21 Prozent von Erfahrungen mit „sexueller Gewalt“. Von den Jungen (n=3.732) sind 8 Prozent

betreffen, verdeutlicht Tabelle 2. Jenseits der traurigen Bedeutsamkeit von sexueller Gewalt im Leben dieser Mädchen und Jungen sind folgende Momente in Tabelle 2 auffällig: (1) die hohe Zahl von betroffenen Mädchen und jungen Frauen in allen Altersgruppen, wobei sich im Zeitverlauf eine deutliche Verschiebung des Beratungsschwerpunktes von „sexueller Belästigung“ zur Auseinandersetzung mit Formen erlebter „sexueller Gewalt“, wie Missbrauch oder Vergewaltigung, zeigt. Und (2), dass mit zunehmendem Alter auch bei Jungen bzw. jungen Männern die Bereitschaft zu steigen scheint, sich über sexuelle Gewalterfahrungen mit einer neutralen Person auszusprechen und damit (oft) einen ersten Schritt aus der eigenen Isolation zu wagen.

Resümee

Aufgrund des allgemeinen und nicht-themengebundenen Beratungs- und Gesprächsangebotes des Kinder- und Jugendtelefons sind die hier vorliegenden Daten wahrscheinlich einmalig in der Bundesrepublik Deutschland. Sie spiegeln wider, womit und in welchem Alter sich junge Menschen beschäftigen, zu welchen Themen sie Fragen haben und vor allem, was sie belastet. Durch die Tatsache, dass alle Gespräche am Kinder- und Jugendtelefon sofort über einen anonymen Statistikbogen erfasst und kontinuierlich ausgewertet werden, ist das Daten-

Tabelle 2:

Gespräche am KJT 1998 zu den Themen „sexuelle Belästigung“ und „sexuelle Gewalt“ nach Altersgruppen

Altersgruppe	sexuelle Belästigung		sexuelle Gewalt		Stichprobengröße	
	Jungen	Mädchen	Jungen	Mädchen	Jungen	Mädchen
9–10-Jährige	6 %	14 %	3 %	10 %	424	793
11–12-Jährige	5 %	17 %	4 %	14 %	920	2.262
13–14-Jährige	7 %	21 %	7 %	23 %	1.037	3.305
15–16-Jährige	11 %	17 %	16 %	28 %	611	1.807
17–18-Jährige	16 %	13 %	33 %	32 %	270	455

von Formen „sexueller Belästigung“ und 10 Prozent von Formen „sexueller Gewalt“ betroffen. Dass diese beiden Gewaltformen Mädchen und Jungen in allen Altersstufen

material darüber hinaus auch sehr aktuell. Die hier vorgestellten Daten belegen, dass das Telefon als Beratungsmedium vor allem von Mädchen genutzt wird und das obwohl

Es geht auch anders! – Inno- neue Medien in der sexualpäda

in der Öffentlichkeitsarbeit auch gezielt Jungen angesprochen werden. Die Ursachen hierfür können vielfältig sein. Vielleicht fällt es Mädchen nach wie vor leichter als Jungen über ihre eigene Gefühlswelt und/oder Probleme zu sprechen. Es kann auch bedeuten, dass Jungen seltener diesem Bedürfnis nachspüren und andere Prioritäten setzen. Auf jeden Fall zeigt diese Tatsache, dass Mädchen nach wie vor einen hohen Informations- und Aussprachebedarf im Bereich Körper- und Sexualaufklärung haben und sich aktiv mit sich selbst und ihrer Lebenswelt auseinandersetzen. Dass sie sich dabei Hilfe und Unterstützung am Kinder- und Jugendtelefon holen, mag jedenfalls das Motto der Fachtagung „Mädchen gehen ihren Weg“ nur unterstreichen.

Die rund 30.000 Beratungsgespräche, die am Kinder- und Jugendtelefon im Jahr 1998 mit Jungen geführt wurden, geben dennoch einen guten Überblick darüber, was Jungen bewegt und was sie – anders als die Mädchen – beschäftigt.

So lässt sich bspw. festhalten, dass Mädchen und junge Frauen in den Gesprächen am Beratungstelefon stärker an beziehungsrelevanten Fragen interessiert sind als Jungen. Daneben sind Fragen zur Schwangerschaftsverhütung und Ängste vor ungewollten Schwangerschaften für Mädchen häufiger Anrufanlass.

Jungen sind anders als Mädchen stärker an praktischen Fragen interessiert. „Wie mache ich es richtig?“ oder „Wie werde ich ein guter Liebhaber?“ formulieren also eher ein „technisches“ Interesse. Aus diesen Fragen spricht auch eine große Unsicherheit der Jungen, die zu Versagensängsten führen kann. Diese Ängste korrespondieren mit einem anderen, für Jungen sehr belastenden Thema, der Angst schwul zu sein bzw. der Angst als Schwuler „geoutet“ zu werden.

Sowohl für Mädchen als auch für Jungen von gleichrangiger Bedeutung oder gleicher Brisanz sind wiederum Fragen wie „Wie hat man zu sein, wie muss man aussehen, was muss man als Fähigkeiten mitbringen, wel-

che Kleidung soll ich tragen?“. Diese Fragen gehen oft einher mit einer großen Unzufriedenheit mit sich selbst und der eigenen Körperlichkeit.

Das Datenmaterial, das aus der Beratung am Kinder- und Jugendtelefon gewonnen wird, spiegelt also einerseits wider, was Kinder und Jugendliche beschäftigt. Viele Ergebnisse sind im Tenor nicht überraschend, wenn man berücksichtigt, dass Kinder und Jugendliche – insbesondere mit der Pubertät – eine Entwicklungsphase durchlaufen, die unter dem Stichwort „allgemeine Verunsicherung“ subsumiert werden kann. Diese Lebensphase ist für jeden Menschen elementar und von besonderer Bedeutung. Von daher kann und darf sie den Jugendlichen auch nicht „erspart“ bleiben. Andererseits zeigen die Daten vom Kinder- und Jugendtelefon aber auch auf, wenn Kinder und Jugendliche in dieser Phase sinnvoll unterstützt und begleitet werden sollen, welche Themengebiete von besonderer Brisanz und Relevanz sind und wo professionelle Hilfe ansetzen kann.

Heidi Schütz
Deutscher Kinderschutzbund
BundesArbeitsGemeinschaft Kinder- und
Jugendtelefon e.V., Wuppertal

Literatur

SCHÜTZ, H. (2000):
„Stress mit der Liebe“ am
Kinder- und Jugendtelefon.
Ergebnisse eines Modell-
projektes, in: Bundeszentrale
für gesundheitliche Auf-
klärung (2000): Forum
Sexualaufklärung und Famili-
enplanung, 4-2000

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

SEXTRA – E-Mail-Ber@tung im Internet. Evaluation und Praxisbericht

Informations- und Kommunikationstechnologien sind heute aus unserem Alltag nicht mehr wegzudenken. Neue Medien gehören ganz selbstverständlich zu Beruf und auch Freizeit und haben vor allem in der Lebenswelt Jugendlicher längst Einzug gehalten. Auf der Suche nach Möglichkeiten, die sexualpädagogische Kompetenz von Pro Familia zielgruppengerecht in einer breiteren öffentlichkeitswirksamen Form auf den Markt zu bringen, wurde im Herbst 1994 das Medienprojekt „SEXTRA“ ins Leben gerufen. Die Intention dieses Projektes lag darin, Jugendlichen die Angebote der Beratungsstelle zugänglich zu machen, die Schwellenangst gegenüber einer face-to-face-Beratung abzubauen und denjenigen einen Informationsservice anzubieten, die aufgrund regionaler Gegebenheiten nicht auf urbane infrastrukturelle Informationsangebote zurückgreifen können.

Mit SEXTRA soll Jugendlichen ein Forum mit kompetenten GesprächspartnerInnen zu den Themen Liebe, Freundschaft und Sexualität angeboten werden. Gleichzeitig sollen durch den Kontakt mit Jugendlichen aktuelle Trends schnell sichtbar und dem professionellen Wissen der PädagogInnen zugänglich gemacht werden.

SEXTRA entwickelte sich in drei Richtungen: als Radiosendung, als Telefonberatung und als Informations- und Beratungsangebot im Internet. In Zusammenarbeit mit dem ehemaligen Süddeutschen Rundfunk (SDR 3) wurde einmal pro Woche ein themenspezifischer SEXTRA-Beitrag gesendet. Die einzelnen Sendungen wendeten sich an Jugendliche mit Themen wie Verhütung, das ‚erste Mal‘, ‚Liebeskummer‘, ‚Scham und Peinlichkeiten‘ etc. Ein während der Sendung mehrmals ausgestrahlter Trailer wies auf eine zentrale Beratungs-Telefonnummer hin, die den HörerInnen im Anschluss an die Sendung einen Dialog anbot. Zusätzlich wur-

den an zwei Tagen pro Woche die Telefone der Pro Familia Beratungsstellen für HörerInnen der SEXTRA-Sendung freigeschaltet. Die Gespräche wurden von den BeraterInnen persönlich entgegengenommen.

In direktem Anschluss ergab sich der Einstieg in ein umfassendes Informations- und Beratungsangebot im Internet. Auf mittlerweile 120 Web-Seiten können Fachinformationen abgefragt und Möglichkeiten genutzt werden, Fragen via E-Mail zu stellen. Die Internet-Redaktion sowie die E-Mail Beantwortung organisiert die Pro Familia Beratungsstelle Tübingen.

Neben den wichtigen Seiten über Verhütung (die eine von MedizinerInnen und SexualpädagogInnen erstellte Verhütungstabelle zeigen) und den FAQ-Seiten (die die Frequently Asked Questions bereithält – also Antworten auf Fragen, die sehr häufig an die BeraterInnen gestellt werden) ist für Jugendliche die SEXTRA-Seite (www.sextra.de)



Hildegard Schlageter
Tübingen

Es geht auch anders! – Innovative Medien in der Sexualpädagogik

die zentrale Seite. Auf ihr finden sich Fragen in O-Ton-Qualität, die Jugendliche zu eigenen Fragen rund ums Thema Sexualität ermutigen sollen; hier ist die Möglichkeit geboten, sich via E-Mail direkt mit eigenen Fragen, Sorgen und Nöten an die BeraterInnen zu wenden.

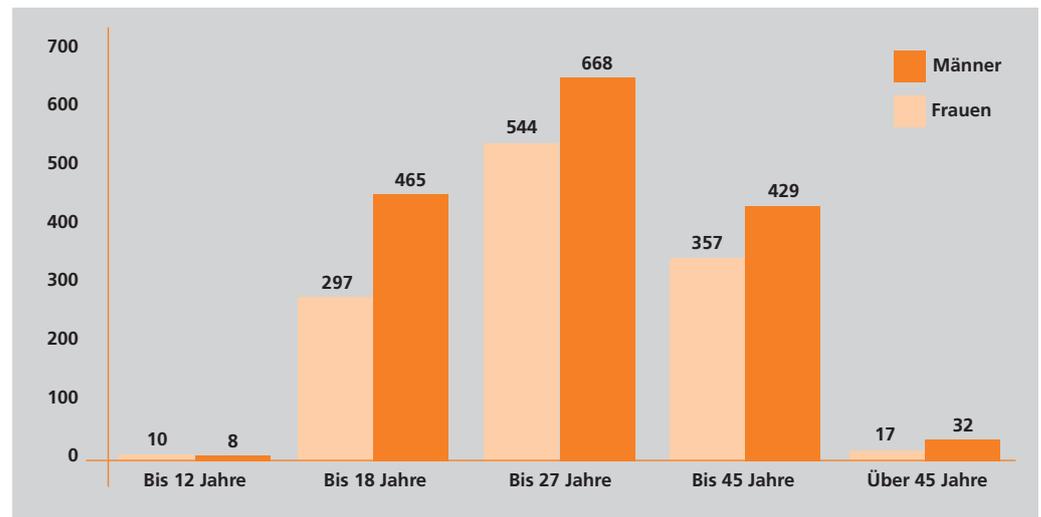
Seit Beginn des Internetangebots ist ein stetiger und starker Zuwachs an Nachfragen zu verzeichnen. Das Alter der NutzerInnen reicht von 12 Jahren bis 60 Jahren, wobei der Schwerpunkt eindeutig in der Altersgruppe der 12–27-Jährigen auszumachen ist.

einmaliger Akt ist und nicht hauptsächlich während der Schulzeit stattfindet.

Zur Besonderheit der E-Mail-Ber@tung:

Will man dem Bemerkenswerten an der E-Mail-Ber@tung auf die Spur kommen, kommt man um einen Vergleich mit den klassischen Arbeits- und Angebotsformen der Sexualpädagogik nicht herum. Es gehört zum Selbstverständnis jedes sexualpädagogischen Arbeitens, dass es zum einen darum geht, Wissen zu vermitteln, Informationen zu geben zum Körper und zu Körpervorgängen, zu Fortpflanzung, Schwangerschaft

Demographische Fakten: Altersstruktur (Angaben in totalen Zahlen)



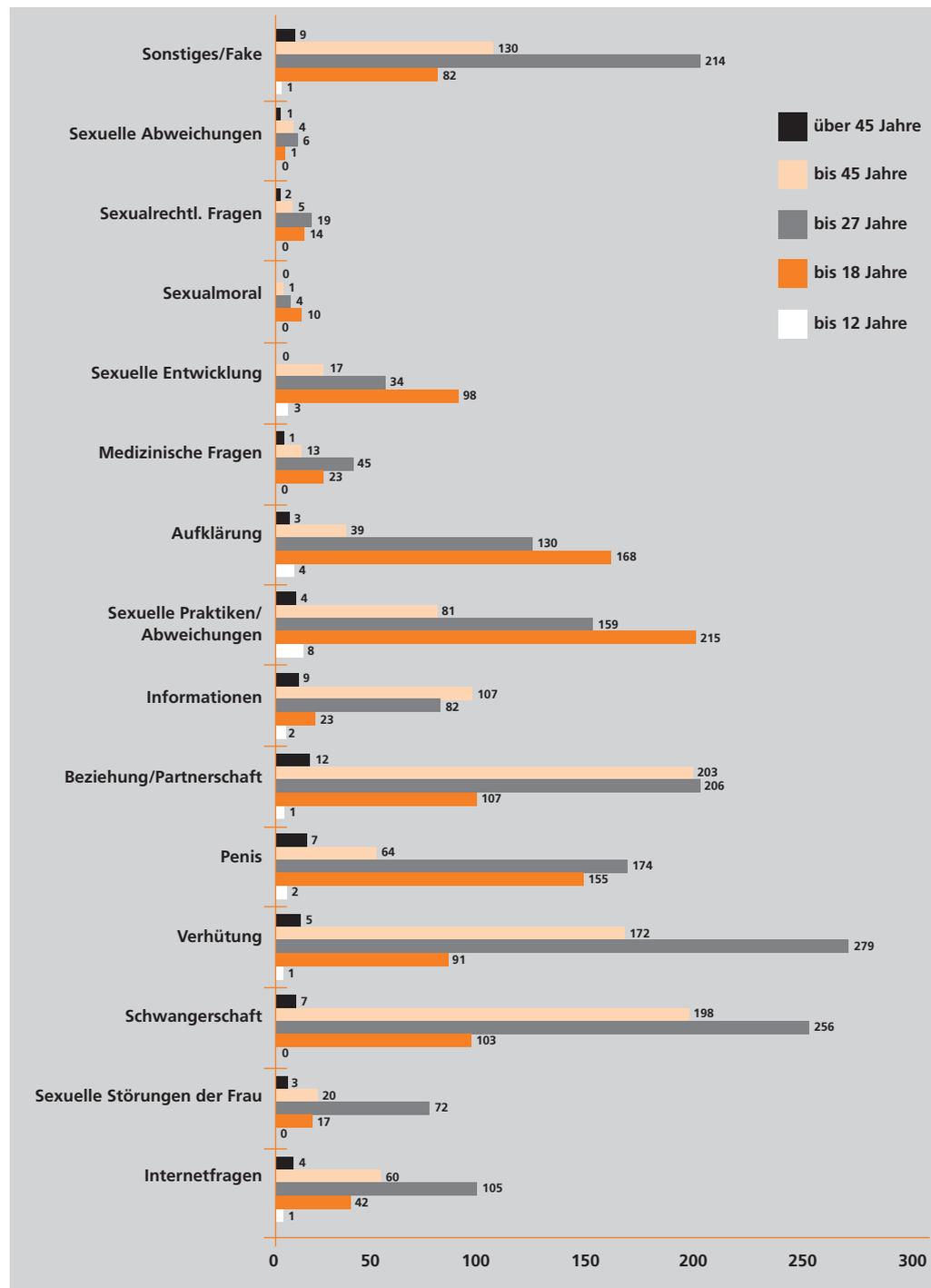
Erstaunlicherweise ist das Geschlechterverhältnis bei der Internetnutzung fast ausgeglichen. Die Anfragen kommen zu 40% von Frauen und zu 60% von Männern. Für die jüngere sexualpädagogische Zielgruppe (ca. bis 18 Jahre) sind im wesentlichen Fragen zu sexuellen Vorgängen – also Fragen nach dem „wie macht man es ganz richtig“ und Fragen zur körperlichen und sexuellen Entwicklung von Interesse. Dagegen fragen junge Erwachsene (bis ca. 27 Jahren) sehr intensiv nach den Themen Schwangerschaft, Verhütung und Beziehung.

Die hohe Verunsicherung zu sexuellen Wissenszusammenhängen unter der Gruppe der jungen Erwachsenen ist erstaunlich und ein Beweis dafür, dass Aufklärung nicht ein

und zu Sexualität. Es geht zum anderen darum, Jugendliche für das eigene Fühlen und Erleben zu sensibilisieren, sie in ihrer Selbstfindung zu unterstützen und ihnen, vor dem Hintergrund unserer kulturellen Offenheit, durch die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Wertmaßstäben das Erwerben eigener Werte zu ermöglichen und sich daran zu orientieren. Außerdem soll das Erkennen eigener Lebensperspektiven gefördert werden. Schließlich geht es darum, eine Sprache zu finden für die eigenen Gefühle und die Gefühle anderer, sowie einen respektvollen Umgang miteinander zu üben. Durch eine ausdifferenzierte Methodenvielfalt, die ihre Ängste achtet, wird Jugendlichen die Möglichkeit angeboten, über sexuelle Themen, Tabus und Wünsche zu sprechen.

Alternative Ansätze und pädagogischen Mädchenarbeit

Themengebiete nach Alter (Angaben in totalen Zahlen)



Gemeinsam ist diesen Themen, dass sie in altersentsprechender, geschlechtsspezifischer und an der jeweiligen Zielgruppe orientierter Form angeboten werden und niemand, der die Arbeit kennt, wollte ihren Sinn und

ihren Präventionscharakter in Frage stellen. Dennoch bleibt die Arbeit für die Jugendlichen in bestimmten Punkten und auf gewisse Art und Weise abstrakt. Es ergibt sich aus der Natur des Themas, dass der Schutz

Es geht auch anders! – Innovative Medien in der Sexualpädagogik

der Intimität des Einzelnen beim Gespräch in der Gruppe im Vordergrund steht. Damit bleiben manche Gesprächsinhalte sehr hypothetisch.

Das Augenfälligste an der E-Mail-Beratung im Vergleich dazu ist die Aktualität und der sehr persönliche Charakter der Fragen. Die allermeisten Fragen und Problemschilderungen, die uns über E-Mail erreichen, beruhen auf ganz konkreten Erfahrungen aus jüngster Vergangenheit oder – auf in absehbar zu erwartender Zukunft. Jugendliche berichten in einer erstaunlich und ungewöhnlich offenen, sehr direkten und sehr persönlichen Form über ihre individuellen und ureigenen Erfahrungen. Sie möchten konkrete Antworten auf konkrete Fragen für Situationen, die unmittelbar bevorstehen bzw. gerade stattgefunden haben. In der aktuellen, zuweilen heiklen Situation fällt es ihnen schwer, sich an das eventuell „schon mal Gehörte“ zu erinnern bzw. dieses Wissen in eine adäquate Handlungsform zu bringen. Sie befinden sich in Situationen, die sie bedrohlich empfinden und benötigen hierfür sofortige Hilfe von kompetenten AnsprechpartnerInnen, die ihnen Ratschläge erteilen, was zu tun sei.

Zur Veranschaulichung ein Beispiel:

„Hi liebes Profa-Team!
Ich bin ein fast 16 jähriges Girl und habe ein grosses Problem! Da ich mich sehr gut mit meinen Klassenkameradinnen verstehe, weiss ich, dass die meisten von ihnen in irgendeiner Form bereits befriedigt wurden (Freund bzw. Selbstbefriedigung). Da ich nicht gerade die schönste bin, habe ich versucht mich selbst zu befriedigen und habe dabei was schreckliches festgestellt und zwar hat es mir sehr weh getan als ich versucht habe mich mit den Finger im Intimbereich zu stimulieren. Meine Frage ist, ob es normal ist das Selbstbefriedigung so weh tut und wenn nein was kann ich dagegen machen.“

Die sehr offene und persönliche Fragestellung deutet darauf hin, dass viele Jugendliche einen besonderen Schutzraum, Ruhe,

Intimität und Sicherheit brauchen, die der Dialog mit dem unpersönlichen „Gegenüber“ Computer bietet, um ihre ganz persönlichen Ängste, Zweifel, Sorgen loszuwerden, aber auch um über ihre Phantasien, Vorstellungen, Wünsche und Träume zu sprechen. Vor allem für schüchterne und eher zurückhaltende Menschen ist dies der optimale Zugang, um an die Informationen zu gelangen, die sie benötigen.

Mädchenspezifische Besonderheiten in der E-Mail-Ber@tung

Nachdem die bisherigen Ausführungen für beide Geschlechter gleichermaßen gelten, stellt sich die Frage, worin denn nun die Besonderheit der E-Mail-Ber@tung bei Mädchen liegt.

In der Betrachtung der Anfragen, die uns von Mädchen erreichen, fällt auf, dass sich ihre Fragen fast ausschließlich um körperliche und sexuelle Aufklärung, und vor allem um Schwangerschaft und um Verhütung drehen. Zum einen sieht man darin die in der sexualpädagogischen Arbeit gemachte Erfahrung bestätigt, dass das Wissen um körperliche Vorgänge bei Mädchen in der Pubertät sehr lückenhaft ist. Gleichzeitig überrascht das hohe Maß an Unsicherheit, da es eine Vielfalt an Informationsmöglichkeiten gibt. Wie ist das zu verstehen?

Mit dem Erwachsenwerden und den damit einhergehenden unglaublichen Veränderungen auf körperlicher und emotionaler Ebene geht eine hohe Verunsicherung einher. Mädchen wurden noch nie in ihrem bisherigen Leben mit solchen massiven Erschütterungen ihrer körperlichen Integrität konfrontiert. Zum einen erleben sie dies als sehr spannend und aufregend (z.B. das Wachsen des Busens), zum anderen aber auch als „ausgeliefert sein.“ Der Körper gerät außer Kontrolle, er wächst und verändert sich, man weiß nicht wie und wohin er sich entwickeln wird und kann es nicht steuern. Dies macht Angst und es macht Stress. Der ganze Körper wird zum Zentrum der Aufmerksamkeit, und zwar sowohl äußerlich als auch im inneren Erleben. Der Körper wird bewusster wahrgenommen –

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

zuweilen bewertet – und von den Mädchen selbst in einer Wucht der Konfrontation und Auseinandersetzung erlebt, die sie bisher so nicht kannten. Gefühle von Scham, Furcht und von Unsicherheit bleiben nicht aus und begleiten diese biologischen Prozesse.

Der hohe emotionale Druck, der in den Fragen zu spüren ist, bringt den Grad der Verunsicherung, das Ausmaß der in ihnen schwelenden Nöte zum Ausdruck. Mit ihren Fragen zeigen uns die Mädchen, wie es in ihnen rumort, was in ihnen vorgeht und teilen uns gleichzeitig sehr anschaulich ihre Lebendigkeit mit.

Mit der Möglichkeit, sich zu jeder Zeit ohne geographische Barrieren die ganzen brennenden Sorgen und Nöte von der Seele schreiben zu können, kommt das Internet den Mädchen in diesen schwierigen Situationen sehr entgegen. Es bringt eine enorme Entlastung, das Gefühl zu haben, sich ad hoc all seine Zweifel und Ängste anonym in einem geschützten Raum von der Seele reden zu können. Die Tatsache, nicht bis zu einem Beratungstermin warten zu müssen, bzw. sich nicht auf eventuelle Nachfragen einlassen zu müssen, macht es vielen Mädchen überhaupt erst möglich, ihre ganz intimen persönlichen und belastenden Fragen zu stellen.

Hierzu im Folgenden zwei Beispiele.

Beispiel 1:¹

„Mein Problem ist folgendes, seit meiner ersten Periode denke ich jeden Monat, dass ich schwanger sei. Dies geht nun schon seit fast 4 Jahren so, auch wenn ich eigentlich erst seit 1 Jahr dazu in der Lage wäre, weil ich erst seit einem Jahr mit meinem Freund schlafe. Es könnte daran liegen, weil ich panisch Angst davor hab schwanger zu werden. Meine Schwester hat vor 7 Jahren ein Kind bekommen, nach 2 Jahren sich von ihrem Freund getrennt, sie lebt nun in S. und meine Nichte lebt bei mir und meinen Eltern. Meine Eltern sind total mit dieser Situation überfordert (Ich Auch). Kinder sind eigentlich für mich persönlich ein Zukunftstraum, aber seit einiger Zeit verspüre ich sehr stark

den Wunsch nach einem eigenem Kind, sei es drum meinen Eltern nur zu beweisen, dass ich es besser machen kann als meine Schwester. Allerdings bin ich erst Ende 10. Klasse und könnte mir einen solchen fatalen Fehler nicht leisten und irgendwie will ich ja auch gar keins, aber das Problem was für mich schon fast Routine ist (jeden Monat zu sagen, dass ich es wäre) belastet meinen Freund und damit unsere Beziehung enorm, ich glaube sogar dass ich ihn unter dieser großen psychischen Belastung sogar verlieren könnte und das will ich nicht riskieren. Wie kann ich was dagegen tun, damit dieser Zwang, diese drei Worte auszusprechen verschwindet? P.S.: Wir verhüten Doppelt Pille und Kondom !!! Bitte schreibt mir schnell zurück denn die nächste 7-tägige Pillenpause rückt an!“

Beispiel 2:²

„Ich habe ein (für mich) schlimmes Problem. Ich glaube das beim Petting mit meinem Freund Samen in meine Scheide gelangt ist und ich nun schwanger bin. Ich bekomme meine Periode (obwohl ich sie schon 2 Jahre lang habe) sehr unregelmäßig. Auch diesmal sind schon 2 Wochen vergangen, dann war dieses Petting und jetzt 3 Tage danach bekomme ich so was ähnliches wie meine Tage. Es ist bis jetzt aber komisch braun mit cm-großen Broken dabei. Es kommt aber noch nicht stark. Was hat das zu bedeuten? In 2 Tagen habe ich einen Frauenarzt Termin um mich auf eine Schwangerschaft untersuchen zu lassen. Aber kann ich da auch hingehen wenn doch da was rauskommt und meine eigentliche Frage: Ist das Zeug was aus meiner Scheide kommt meine Periode und bedeutet das jetzt EINDEUTIG das ich NICHT schwanger bin????? Bitte beeilen sie sich!!!!“

Das eindeutigste Zeichen für den Eintritt in die Pubertät und das Erwachsenwerden, vom Abschied der Kindheit, ist die Menstruation. Sie wird von den allermeisten Mädchen als einschneidendes Erlebnis geschildert. Die Tatsache, dass Blut aus dem Körper herausfließt, über das man keine Kontrolle hat, erschüttert und löst Hilflosigkeit und Ängste aus und ist mitunter sogar

¹Vgl. From: Pro Familia Online <Beratung@profa.de> to: Pro Familia Online <Beratung@profa.de> date: Sun, 16 Apr 2000 17:40:38 +0200 Subject: Frage ohne Teilnahme an Umfrage X-Forward: FL Reply-To: beratung@profa.de

²Vgl. From: Pro Familia Online <Beratung@profa.de> Reply-To: Beratung@profa.de Date: 12 APR 2000 14:40:23 Subject: Ihre Frage an Pro Familia Online

Es geht auch anders! – Innovative Medien in der Sexualpädagogik

mit Phantasien von Verletzung verbunden. Mit dem Beginn der Menstruation ist entscheidendes weibliches Potential entfaltet und die Möglichkeit selber schwanger zu werden und zu gebären rückt sehr eindrücklich in das Bewusstsein. Hierin liegt die Hauptursache für all die vielen Fragen rund um Schwangerschaft und Kinderkriegen.

Dadurch, dass die Prozesse der Veränderung so sehr am und mit dem Körper erlebt und gespürt werden, tauchen zwangsläufig Fragen auf, die immer wieder aufs Neue beantwortet werden müssen. Man kann sagen, dass jede minimale körperliche und emotionale Veränderung, jeder körperliche Vorgang selbst Fragen gebiert. Jedes Mädchen erlebt diese Zeit auf ihre ganz subjektive Art und Weise und hat dementsprechend ihre ganz individuellen Fragen. Es ist für jede immer wieder neu, immer wieder anders und immer wieder fremd. Sie brauchen Informationen und Entlastung, um ihre Ängste mehr im Zaum halten zu können. Wenn im Inneren alles in Aufruhr und in Unwägbarkeit geraten ist, bedarf es großer Sicherheit und Orientierung im Äußeren. Unsere Erfahrung zeigt, dass die Informationen dann unmittelbar gebraucht werden, wenn die Fragen auftauchen. Also hoch aktuell und hochakut.

Mit der Tatsache, dass sie sich der eigenen Möglichkeit von Schwangerschaft und Geburt bewusst werden, ist es nahe liegend, dass sie sich auch vermehrt um Fragen der Verhütung kümmern. Informationsbedarf ist ein Aspekt der Fragen. Der andere, nicht minder wichtige Aspekt, der ebenfalls zum Ausdruck gebracht wird, ist der Chaoscharakter, die gelegentliche Unberechenbarkeit, die der Sexualität per se innewohnt. Sexualität lässt sich nicht auf instrumentelle Vernunft reduzieren. Das heißt, dass das Wissen wie verhütet werden kann, nicht unbedingt bedeutet, dass auch verhütet wird. Dem kommt das Internet wiederum sehr entgegen: es ist gerade etwas passiert, oder die Ungewißheit nimmt solch einen drängenden Charakter an, und man kann sich nachts an den Computer setzen und „ihm“ seine Fragen und Missgeschicke mitteilen.

Resümee und Ausblick

Die bisherige Erfahrung zeigt, dass Sexualpädagogik und E-Mail-Beratung im Internet eine äußerst sinnvolle Ergänzung der bisherigen Angebotsformen darstellt. Eine innovative und lebensweltorientierte Sexualpädagogik kommt nicht umhin, sich den Themen der Zeit zu widmen und die Medien der Zeit in ihren Stärken zu nutzen. Sie sollte den veränderten Kommunikationsstrukturen Rechnung tragen und sich den neuen Entwicklungen öffnen.

Hildegard Schlageter
Pro Familia
Tübingen

Literatur

INGRID LÖBNER (1995):
Körpererleben und Sexualität
im Kindes- und Jugendalter,
Tübingen.

SCHÖPPE, A., WOLZ, E. (1999):
Beratung im Internet –
Ergebnisse einer Studie,
in: Bundeszentrale für
gesundheitliche Aufklärung:
Forum Sexualaufklärung und
Familienplanung, Nr. 3/4 1999,
S. 3-8

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

LoveLine. Sexualaufklärung per CD-ROM und Internet. Konzeption – Erfahrungen – Evaluation

„LoveLine“ heißt die erste multimediale Aufklärungs-CD der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Hierbei geht es um Themen wie Liebe und Partnerschaft sowie Sexualität und Verhütung. Ein multimediales Projekt zum Stöbern, Lesen, Schauen, Denken und Spielen.

Empirische Befunde und Ausgangssituation

Als 1995 die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung ihre neuen Forschungsdaten zur Jugendsexualität erhielt, fielen insbesondere 4 Eckdaten auf (BZgA, 1996 und 1998):

- Besonders männlichen Jugendlichen fehlt es an einer Vertrauensperson (21%), der sie Fragen zum Thema Sexualität stellen können, so dass sie eigenständig – oftmals ohne Hilfe – nach Antworten suchen müssen.
- Männliche Jugendliche sind schlechter über Fragen der Sexualität aufgeklärt als Mädchen.
- 40% der Jugendlichen wollen auch gerne wissen, wie andere Jugendliche über Sexualität denken.
- Besonders männliche Jugendliche wollen sich auch über computerunterstützte Lernprogramme informieren.

Das inhaltliche und mediale Konzept

Die BZgA sah aus dem wissenschaftlichen Befund die dringende Notwendigkeit, schnellstmöglich ein für die Zielgruppe der Jugendlichen attraktives, d. h. nutzungsfreundliches und damit ein hoch akzeptiertes zusätzliches Medium zu schaffen, um das Ziel der Informationsverbesserung zu Fragen der Sexualaufklärung männlicher Jugendlicher zu erreichen.

Auch dieses neue Medium musste neben dem inhaltlichen Kern der Sexualaufklärung (BZgA, 1994) umfassend über Liebe, Partnerschaft, Sexualität und Verhütung

informieren und den inhaltlichen Qualitätskriterien, wie:

- Lebensweltorientierung,
- Unterstützung der Identität in der sexuellen Entwicklung (Jürgen & Fehr, 1999),
- das Bieten von Auseinandersetzungsmöglichkeiten, um eigene Standpunkte zu finden bzw. zu stärken, genügen.

Neben dem inhaltlichen Konzept steht auch das mediale unter Qualitätsanforderungen:

- Verbindungen zu anderen Sexualaufklärungsmedien der BZgA herstellen, um Synergieeffekte zu erzielen;
- „langlebiges“ Medium erstellen, das heißt sowohl dieses länger marktgerecht anzubieten als auch die Attraktivität auf die mehrmalige Nutzungsmöglichkeit durch die Jugendlichen zu konzeptionieren;
- hohen Akzeptanzgrad erreichen, indem jugendgerechte Sprache und Kulturen aufgenommen werden;
- Verbindungen von unterschiedlichsten medialen Umsetzungen des Themas realisieren, um die Attraktivität des Mediums zu nutzen und umzusetzen;
- möglichst unterschiedliche Zugänge zur Nutzung des Mediums eröffnen, um eine große individuelle Bandbreite des Zugangs zu erfassen, somit eine individuelle Zugangsmöglichkeit niedriger-schwelliger zu setzen;
- Weiterentwicklungsmöglichkeiten auf die technische Entwicklung hin einzu-



Eckhard Schroll
Köln

Es geht auch anders! – Innovative Medien in der Sexualpädagogik

- planen, d. h. hier hinsichtlich der Verknüpfung zum Internet zu reagieren;
- gleichzeitig ständige Marktbeobachtung hinsichtlich anderer Anbieter und der technischen Entwicklung (das Medium erfordert, im Vergleich zu anderen Medien, erhebliche Produktionszeit) durchzuführen, um damit ein „just-in-time“-Produkt realisieren zu können.

Die CD-ROM LoveLine

Abbildung 1:
Das interaktive Spiel



Auf der Basis dieser Kriterien entstand das Produkt CD-ROM „LoveLine“, das Bildmaterial für eine maximale Spieldauer von ca. 8 Stunden bereithält und auf vier unterschiedlichen Ebenen verschiedene Auseinandersetzungsmöglichkeiten anbietet, die jederzeit miteinander zu verknüpfen sind:

Das interaktive Spiel

Das Spiel (Abb. 1) handelt von der Geschichte einer Clique und den Beziehungen von acht Jugendlichen (aus den unterschiedlichen Jugendkulturen) untereinander. Gewinner und Verlierer gibt es nicht, vielmehr erschließen sich die Jugendlichen Erfahrungs- und Erlebnisräume: Sie können selbst entdecken, erleben und handeln. Die BenutzerInnen lernen über 60 Szenen kennen und nehmen an über 20 Aktionen teil. Sie nehmen Einfluss auf die Geschichte der Personen, die allesamt von Jugendlichen gesprochen werden: je nachdem, wie sie sich entscheiden, ändern auch die Personen ihr Verhalten. Jugendliche können so Kommunikation und Handeln in Entscheidungs-

und Konfliktsituationen erproben und andere Standpunkte nachvollziehen. Auf diese Weise werden sie in die Lage versetzt, ihre Wünsche wahrzunehmen und zu äußern. Die Identifikation mit den ProtagonistInnen, die Auseinandersetzung mit ihren Fragen (die angesprochenen Problemfelder sind aus den empirischen Befunden der Jugendbefragungen der BZgA eruiert), Wünschen und Sorgen erleichtert die Rollenfindung und gibt Entscheidungshilfen.

Abbildung 2:
Die Bodymap



Die Körperlandschaft

Die Bodymap (Abb. 2) bietet die Möglichkeit, sich per Mausclick über einzelne Körperteile und ihre Bedeutung für Gesundheit und Sexualität zu informieren. Die abgebildeten Körperbilder stammen von zwei jungen Erwachsenen, die bewusst nicht aus der Modellszene stammen. Jugendliche selbst kommentieren in diesem Bereich Körperwahrnehmungen, Gefühle und persönliche Erfahrungen.

Ziel ist es, Information über biologische Fakten zu geben und die Thematisierung menschlicher Beziehungen und die damit verbundenen Gefühle, Einstellungen, Verhaltensmöglichkeiten und Lebensstile zu ermöglichen. Das fördert die Akzeptanz des eigenen Körpers und trägt zur Identitätsfindung bei. Die Konfrontation mit den Meinungen und Vorstellungen anderer regt zum Nachdenken an und bietet so den Jugendlichen Hilfen zur eigenen Entscheidungsfindung.

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

Abbildung 3:
Die Infodatenbank



Die Infodatenbank zur Sexuaufklärung

In der Datenbank werden über 300 Begriffe von A wie Anmache bis Z wie Zärtlichkeit erklärt und durch Fotos, Filme, Zeichnungen und Animationen aufgelockert und assoziativ ergänzt. Jugendliche sollen auf diesem Weg möglichst vielfältig und sachlich informiert werden. Die Datenbank, die auf viele Fragen Jugendlicher eingeht, die sich im Rahmen des wissenschaftlichen Befundes herauskristallisierten, wird durch eine ausführliche Literaturliste ergänzt. Hinweise auf Adressen und Beratungsstellen ermöglichen es, bei Fragen und Problemen die richtige Stelle für eine persönliche Beratung zu finden.

Der Internetzugang

Durch die technische Ausstattung wird die Möglichkeit geschaffen, auch aktuelle Informationen zur Sexuaufklärung und Hinweise über weitere Themen und Medienangebote der BZgA unter www.bzga.de oder unter der neuen Internetadresse www.loveline.de, die speziell für Jugendliche entwickelt wurde, abzurufen.

Das Echo und die Evaluation

In der Öffentlichkeit und durch die MultiplikatorInnen:

Als 1997 die CD-ROM zum ersten Mal der Öffentlichkeit vorgestellt wurde – sich die Diskussion über die „bessere Technik“ im Laufe der Produktion die CD-ROM-Technik für sich entschieden hatte – war die Resonanz auf Fachkongresse (Schroll, 1997), auf

denen die CD-ROM vorgestellt wurde, und das Presseecho überwältigend.

Weit über 200 Presseartikel, Radiosendungen und Fernsehberichte lobten einhellig den „richtigen Schritt zur richtigen Zeit“, Jugendlichen auf neuen Wegen adäquate Informationen zu vermitteln.

Seit 1997 wurden über 21 000 Exemplare auf Anfrage gestreut. Die Schutzgebühr beträgt 20 DM (vergleichbare CD-ROMs haben eine Auflage von ca. 10.000 Stück).

Fachverbände, Hochschulen, Institutionen und MultiplikatorInnen, die selbst bereits mit diesen Medien arbeiteten, reagierten durchweg positiv.

Die CD-ROM wurde als „CD-ROM des Monats“ ausgezeichnet (Eckert, 1997), mit der höchsten Bewertung des Softwareratgebers 1998 und 1999 (Feibel, 1997; 1998) versehen und erhielt den Softwarepreis „Pädi 1999“ der Süddeutschen Zeitung in Silber.

Nachdem im ersten Jahr die Abgabe nur an MultiplikatorInnen mit zusätzlichem Begleitmaterial erfolgte, konnte die Auflage ab 1998 auch direkt Jugendlichen zur Verfügung gestellt werden. Eine differenzierte Resonanz blieb allerdings, neben den Beobachtungen an Präsentationsterminen und wenigen Zuschriften aus.

Bei den Jugendlichen:

Nach 1½ Jahren Markterfahrung mit der CD-ROM „LoveLine“ gab die BZgA der Gesellschaft für Sozialforschung und statistische Analysen (forsa, 1999) den Auftrag, die CD-ROM auf die generelle Akzeptanz, Wahrnehmung und Bewertung durch die Zielgruppe der 12–17-Jährigen sowohl insgesamt als auch differenziert nach den Ebenen der CD-ROM zu ermitteln.

Im Folgenden sind ausgewählte Ergebnisse der Evaluation bezogen auf die o.a. Annahmen aufgeführt:

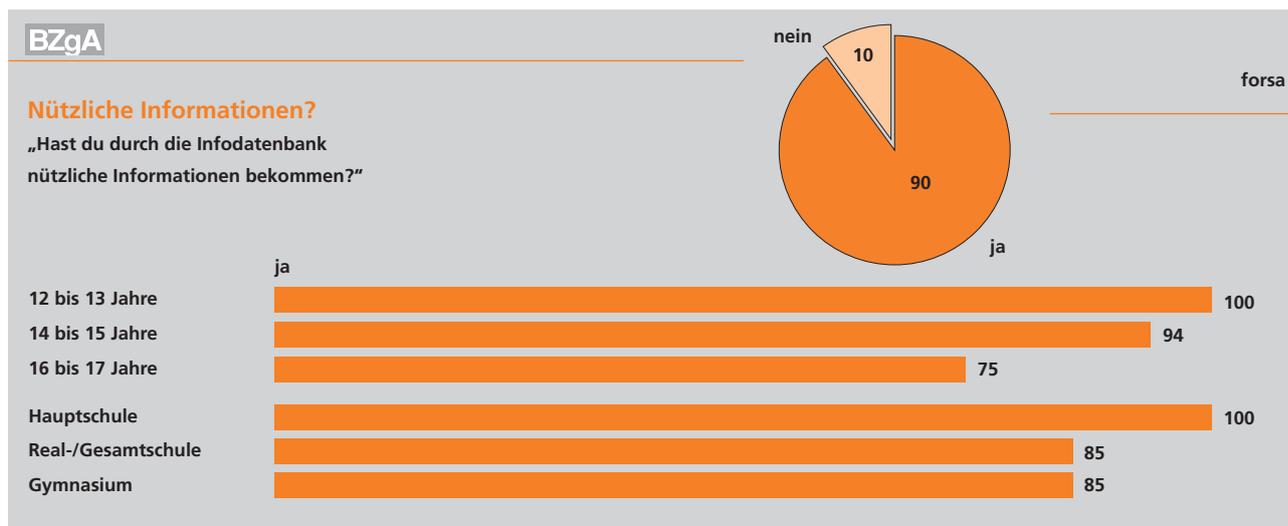
Im Hinblick auf die vorab geführte Diskussion zur Vereinsamung am Bildschirm ist fol-

Es geht auch anders! – Innovative Medien in der Sexualpädagogik

gendes Datum interessant: 87% der Jugendlichen gaben an, sich intensiver mit der CD-ROM auseinander gesetzt zu haben. 32% haben sich die CD-ROM ausschließlich al-

Insgesamt gab es keine geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Nutzung und Bewertung (eine Annahme, die bei Produktion noch gewünscht war).

Abbildung 4: Angaben zum Nutzwert der Informationen



Basis Befragte, die die Infodatenbank ausprobiert haben (n=69)

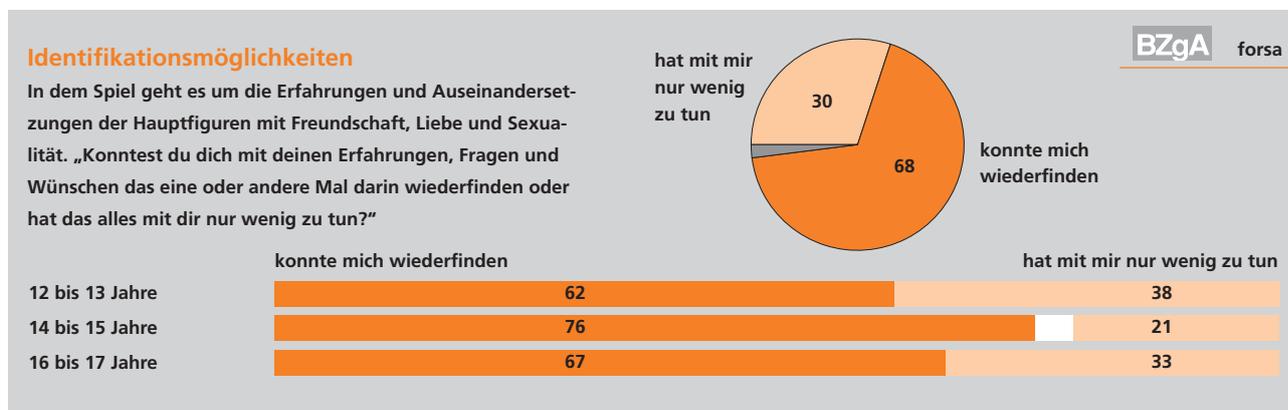
Alle Angaben in Prozent

forsa 3782/7499 1 12/99 Th/Wi

lein, 31% ausschließlich zusammen mit anderen und 37% sowohl allein als auch mit anderen (z.B. Eltern, Freunden) angeschaut. Gefragt nach den Ergänzungswünschen fühlen sich 55% durch die CD-ROM ausreichend informiert. Die Infodatenbank konnte die Wissenswünsche der Jugendlichen sogar zu 90% befriedigen, ein überragender Wert. Dabei bezeichnen sie diese als für sich von persönlichem Nutzen (forsa, 1999).

Ein entscheidender Faktor für die Akzeptanz und die Auseinandersetzung mit den Inhalten ist der Grad der Identifikationsmöglichkeit: Durchschnittlich 68% konnten sich im Spiel wiederfinden, die Auseinandersetzungsmöglichkeit hatte demzufolge mit ihrem Leben zu tun. Sogar 73% der Jugendlichen glauben, dass ihnen die spielerisch durchlebten Alltagssituationen einmal in vergleichbaren Situationen nützen können (forsa, 1999).

Abbildung 5: Angaben zu den Identifikationsmöglichkeiten



Basis Befragte, die das Spiel ausprobiert haben (n=82)

Alle Angaben in Prozent

forsa 3782/7499 1 12/99 Th/Wi

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

Insgesamt zeigt sich bei der Bewertung der Eigenschaftsprofile im Hinblick auf die unterschiedlichen Ebenen folgendes positives Bild (forsa, 1999):

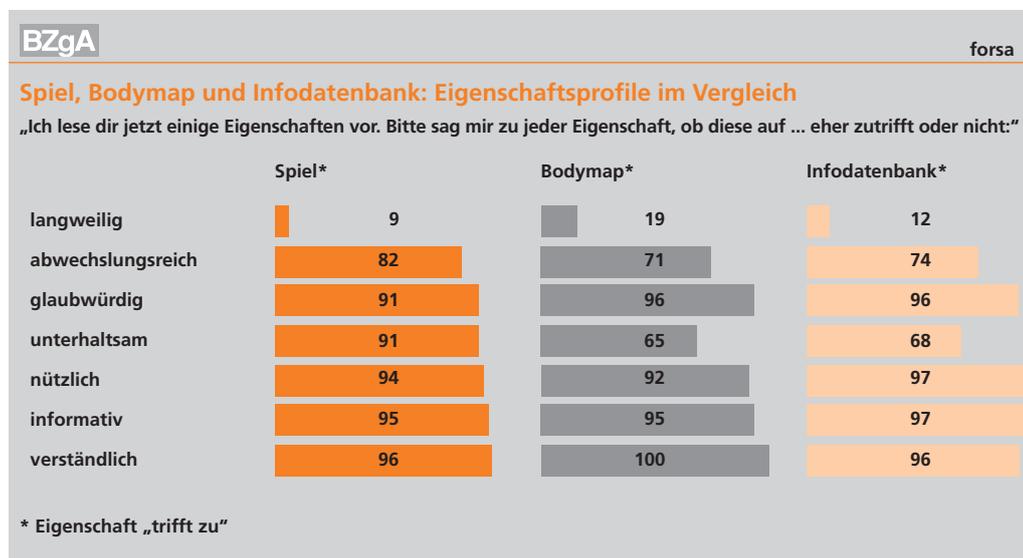
Ein wichtiger Indikator für die Akzeptanz und Zielgruppengenauigkeit ist die künftige Nutzungs- und Weiterempfehlungsabsicht. Sowohl der Weiterempfehlungswert als auch die Langlebigkeit des Mediums erhält besonders positive Werte: 75% wollen „auf jeden

und Vertiefung der sprachlichen Informationen durch Bilder, Film und Animation kommt bei Jugendlichen so gut an, dass sie sich noch mehr davon wünschen und sie zu einem ausnehmend hohen Anteil weiterhin nutzen und empfehlen wollen.

Die Internetadresse

Auf der Basis der hohen Akzeptanz des Produktes (inklusive des Titels) bei Jugendli-

Abbildung 6: Eigenschaftsprofile



Basis Befragte, die das Spiel, die Bodymap bzw. die Infodatenbank ausprobiert haben

Alle Angaben in Prozent

forsa 3782/7499 1 12/99 Th/Wi

Fall“ wieder auf die „LoveLine“ zurückgreifen. Dabei zeigt sich eine Tendenz, dass HauptschülerInnen (87%) dabei ein noch größeres Interesse haben als GymnasiastInnen (55%). Es zeigt sich, dass dieses Medium, im Gegensatz zu den vorher geäußerten Besorgnissen, insbesondere auch Jugendliche aus Hauptschulen anspricht.

Für das für die Schnelligkeit der technischen Entwicklung „hohe Alter“ von 2 Jahren ergeben die Ergebnisse eine überaus positive Resonanz. Insgesamt wird die CD-ROM „LoveLine“ als Medium zur Sexualaufklärung in ihrem jetzigen Zuschnitt von den befragten Jugendlichen – unabhängig vom Geschlecht – ausgesprochen gut angenommen. Die Veranschaulichung, Erweiterung

chen bietet die BZgA auch im Netz mit www.loveline.de ein Informationsangebot zur Sexualaufklärung an. Dieses Angebot der Information (nicht der Beratung) nutzt die Synergieeffekte durch die Namensgleichheit, nimmt vom Design und der Moderationsfigur bis hin zum Lexikon große Teile der CD-ROM auf und erweitert in erheblichem Umfang die Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit den Themen Liebe, Freundschaft und Sexualität.

Auch hier begleitet die Moderationsfigur „Bohne“ die UserInnen und führt durch sechs Rubriken, die fortlaufend aktualisiert und erweitert werden. Die Rubriken bieten auf über 1000 Seiten unterschiedliche Informations-, Aktions- und Interaktionsangebote an:

Es geht auch anders! – Innovative Medien in der Sexualpädagogik



loveletter informiert vorher alle am Chat interessierten Jugendlichen über das aktuelle Thema und erinnert an Ort und Termin.

Liebesacht: bietet acht verschiedene Möglichkeiten, wie man Gefühle von Freundschaft und Liebe ausdrücken kann. Vom Liebesfoto über Liebesworte, Liebesvideo bis hin zu der Liebespost (auf auszudruckender Postkarte), werden unterschiedlichste Formen der Kommunikation angeboten. Jugendliche können hier ihre eigenen Ideen einbringen und auch an einer weiteren Umfrage, dem Liebesbarometer teilnehmen.

Liebesspiel: Mit loveline-mind, einem Gewinnspiel und Kreativaktionen werden drei verschiedene Spielearten angeboten, die aus dem Bereich intelligenter Internet-spiele ausgewählt wurden. In loveline-mind geht es um Kombinationsfähigkeiten und Kenntnisse über loveline.de selbst, im Gewinnspiel kann man mit seinem „Know-how“ zu den Themen Verhütung und Sexualität durch ein Labyrinth gelangen, vor dessen Ende die ausführliche Beantwortung von Fragen steht. Bei diesem Spiel geht es bei falscher oder nicht ganz richtiger Antwort auch um die Kommunikation mit dem User/der Userin, so dass ein direkter Rückkopplungsprozess entsteht, den bisherige Medien so nicht geboten haben. Als Gewinn wird auf jeden Fall die CD-ROM „LoveLine“ zugesandt. Die Kreativaktionen runden das Angebot ab, indem beispielsweise zur Gestaltung neuer AIDS-Präventionsplakate unmittelbar im Netz eingeladen wird. Die Umsetzung kann sofort erfolgen. Die Vorschläge erreichen die BZgA direkt.

News: enthält aktuelle Informationen über BZgA-Materialien, Aktionen der BZgA, Veränderungen auf der website, einen Informationsshop und führt eine monatlich wechselnde aktuelle Umfrage mit den NutzerInnen durch. Das Ergebnis wird hier veröffentlicht. Im zusätzlich angebotenen Gästebuch auf der Homepage können alle UserInnen Ihre Meinung zur page äußern.

Faqs: Eine Rubrik, die mittlerweile zum Standard von Jugendinformationsangeboten gehört: Unter 16 Themenfeldern findet man Antworten auf die häufigst gestellten Fragen Jugendlicher zur Sexualität. Diese Rubrik wird von Jugendlichen besonders nachgefragt. Kontinuierlich ergänzt werden diese durch weitere Fragen der „LoveLine“-UserInnen.

Liebeslexikon: enthält das Lexikon der CD-ROM „LoveLine“. Es ist das umfangreichste Sexuallexikon im Netz.

Chat: In vierzehntägigem Rhythmus bietet ein 2-stündiger Chat jeweils mittwochs ein Forum, in virtuellen Räumen der LoveLine-Stadt Jugendliche und Experten zu treffen und über vorher – durch die Ergebnisse der Jugendumfrage der News-Seite herauskristalisierte – festgelegte Themen zu reden. Je nach Wunsch der Jugendlichen schaltet sich dabei eine Expertin/ein Experte ein, oder Jugendliche können allein kommunizieren. Ein

¹Vgl. hierzu: Schöppe, A.; Wolz, E., Beratung im Internet, Ergebnisse einer Studie, in: BZgA, FORUM Sexualaufklärung und Familienplanung Nr.3/4 1999, S. 3-8

Innerhalb weniger Tage wurde www.loveline.de eine feste Nutzeradresse für Jugendliche im Netz. Die Höhe der Zugriffszahlen, die konstanten Klickraten (zwischen 600.000 bis 750.000 pro Monat) und die Kommentare im Gästebuch zeigen, dass eine hohe Akzeptanz bei Jugendlichen erreicht wurde. Eine wissenschaftlich umfassende Evaluation, die weitere Daten deziert beleuchten wird, ist in Planung.

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

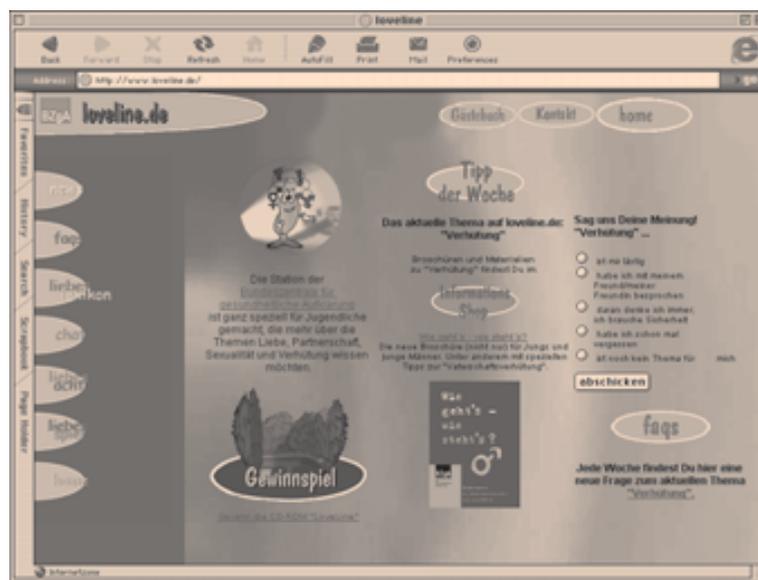
Weil Erfahrungen anderer Homepages¹ zeigen, dass eine unkalkulierbare hohe Resonanz von Internetangeboten kaum mehr angemessen zu bewältigen ist, wird eine sehr zurückhaltende Werbestrategie verfolgt. Bisher wurde die Homepage www.loveline.de deshalb – wie geplant – nur sehr begrenzt und gezielt bei wenigen zentralen MultiplikatorInnengruppen und für Jugendliche nur am Rande von redaktionellen Beiträgen in Jugendzeitschriften erwähnt, eine – alle Zielgruppen umfassende – Bewerbung steht noch aus. Das hohe Risiko einer nicht mehr zu händelnden Resonanz mit den damit verbundenen erheblichen Akzeptanzverlusten bei den UserInnen war im Hinblick auf die Langfristigkeit und Nachhaltigkeit des Angebots auf jeden Fall auszuschließen.

Die eingeschlagene Marketingstrategie – gleichzeitig eine hohe UserInnenquote zu erzielen – gibt uns Recht: Bisher kann die Beantwortung der Anfragen so noch innerhalb kürzester Zeit garantiert werden, ein Service, der von den UserInnen auch als besondere Qualität des Angebotes bewertet wird. Schritt für Schritt soll nun der Bekanntheitsgrad so erhöht werden, dass nicht nur mehr Jugendliche vom Angebot erfahren und es nutzen können, sondern auch der Service und damit die Qualität – auch im Hinblick auf die begrenzten finanziellen Mittel – gehalten werden kann.

Neben dieser Qualität hat die [loveline.de](http://www.loveline.de) für viele Internetanbieter eine darüber hinausgehende Eigenschaft, die immer mehr zum Vorteil wird:

Auf der www.loveline.de wurde bisher nur eine einzige Verlinkung angebracht, die zudem noch auf eine BZgA-eigene Homepage, der www.machsmit.de zur AIDS-Prävention, verlinkt. Viele Anbieter, zumal Jugendgruppen, Schulen u. Ä. sehen dadurch eine hervorragende Voraussetzung für eine Verlinkungsmöglichkeit auf ein seriöses Internetangebot, das in ihrer Vernetzung überschaubar ist und dadurch seriös bleibt. Die Gefahr, durch Verlinkungen auf andere Anbieter, die wiederum weiter verlinken, die eigene Seriosität zu untergraben, entsteht da-

durch nicht. Gerade im Themenumfeld der www.loveline.de kann eine offensive Verlinkung auch zur relativ einfachen Verbindung nicht jugendgerechter Angebote führen. Wie bei der CD-ROM „LoveLine“ auch, mussten hier prospektive Entscheidungen getroffen werden, die auch Risiken bergen, aber auch positive Überraschungen bieten. So wurde zwar die CD-ROM als eher jungen-



spezifisches Medium konzipiert, sie wird aber genauso begeistert von Mädchen genutzt.

Die www.loveline.de wurde schnell von den AdressatInnen sehr positiv angenommen und wie es scheint, gleichermaßen von Mädchen und Jungen. Sie muss aber die Aktualität und somit die Attraktivität bei Jugendlichen immer neu beweisen, um die AdressatInnen zu binden. Ein Anspruch, den in dieser Radikalität bisherige Medien so nicht erfüllen mussten. Obwohl [loveline.de](http://www.loveline.de) keine explizite Beratung anbietet, versuchen Jugendliche auf kreativen Wegen, sich an das Loveline-Team zu wenden, um inhaltliche Fragen zu stellen. Eine überaus erfreuliche Resonanz im Hinblick auf die Akzeptanz der Inhalte und Botschaften, aber auch ein personalintensiver Faktor, der beim weiteren Ausbau zu berücksichtigen sein wird.

Eckhard Schroll
BZgA, Köln

Es geht auch anders! – Innovative Medien in der Sexualpädagogik



Barbara Trapp
Bonn

Das „Love Tour“-Projekt, ein mobiles sexualpädagogisches Angebot in den neuen Bundesländern

Die Love Tour zählt zu den personalkommunikativen Modellprojekten der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) und wurde in Trägerschaft des DRK Generalsekretariats durchgeführt. Ziel des Projektes war die Förderung des sexualpädagogischen Angebotspektrums für Jugendliche in den strukturschwachen Regionen der neuen Bundesländer. Zielgruppen sind hierbei Mädchen und Jungen zwischen vierzehn und zwanzig Jahren sowie MultiplikatorInnen in unterschiedlichen Feldern der Jugendarbeit und Beratung.

Die Begrenzung auf die neuen Bundesländer erfolgte, um das dort noch im Aufbau befindliche sexualpädagogische Angebotsnetz zu stärken. Um möglichst viele Regionen erreichen zu können, wurde ein mobiler Ansatz gewählt. Das Modellprojekt dauerte insgesamt vier Jahre, von Juni 1996 bis März 2000.

Die Love Tour bestand aus einem Kernteam von vier Personen, einer Projektleiterin, einer Sekretärin und zwei pädagogischen Fachkräften (w/m). Bei der Entwicklung und Er-

probung kreativer Projektveranstaltungen wirkten häufig freiberufliche Künstler und PädagogInnen mit besonderen Kenntnissen mit. Durch die enge Zusammenarbeit mit verschiedenen Hoch- bzw. Fachhochschulen konnten auch StudentInnen der Sozialpädagogik im Rahmen halbjähriger Praktika einbezogen werden. Die verschiedenen Veranstaltungsarten sind im folgenden Schaubild dargestellt.

Für Konzeption und Inhalte der Love Tour-Angebote waren die Ziele der emanzipato-

Veranstaltungsspektrum der Love Tour



tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

rischen Sexualpädagogik sowie lösungsorientierte Beratungsansätze bestimmend. Hauptziel war die Stärkung der positiven Ressourcen und Potentiale für ein sinnerefülltes Liebes- und Sexualleben und die Förderung eigener Bedürfnis- und Standpunktbestimmung sowie Toleranz für verschiedene sexuelle Lebensweisen. Methodisch griffen wir auf den Fundus bewährter sexualpädagogischer Methoden zurück und veränderten und kombinierten diese mit vielfältigen kreativen Elementen aus der Theaterpädagogik, Kunst- und Gestalttherapie etc.

So brachte die Love Tour Animation, Spielaktionen, Filme, Theater, Workshops und vieles mehr dorthin, wo Jugendliche sich treffen: Jugendclubs, Jugendverbände, Feriencamps, Projektstage, Musikfestivals. Für Jugendliche wurde durch spielerische und sinnliche Angebote der Zugang zu Information, Austausch und Gespräch über das heikle Thema Sexualität erleichtert.

Verschiedene kreative Medien zeigten dabei auch Wege, ohne Worte Gefühle zum Ausdruck bringen zu können. Dabei schlüpfen Jugendliche z.B. in die Rollen von MaskenbildnerInnen, FilmregisseurInnen, MalerInnen, SchauspielerInnen. Bei Straßenaktionen kamen die Verhütungsmittelfothen und diverse neu entwickelte Spielmodule, wie z.B. Tast- und Fühlkästen, eine „Körperumrissmaschine“, Bodypainting, ein „Zelt der Berührung“ als kinästhetischer Erfahrungsraum etc. zum Einsatz. In den ein- bis zweitägigen Jugendworkshops der Love Tour wurden Themen wie „das erste Mal“, Treue, Schönheitsideale, Sinnlichkeit, Homo-, Hetero-, Bisexualität, Sexualität und Sprache gemeinsam bearbeitet.

Um nicht nur Highlights durch Einzelveranstaltungen zu schaffen, die schnell wieder verblassen, war ein besonderes Anliegen der Love Tour, die sexualpädagogische Aufklärungsarbeit vor Ort zu stärken. Durch gemeinsame Organisation von Aktionswochen und der dazugehörigen Öffentlichkeitsarbeit konnten viele unterschiedliche Träger eingebunden werden. Wichtig war dabei das trägerübergreifende Fortbil-

ungsangebot für MultiplikatorInnen der Jugendarbeit, in dem die Ausweitung sexualpädagogischer Angebote angeregt wurde.

Die TeilnehmerInnen hatten in dreitägigen Grund- und Aufbauseminaren Gelegenheit, sexualpädagogisches Know-how kennen zu lernen, zu reflektieren und eigene Wertvorstellungen zu überprüfen. In diesem Zusammenhang führten wir auch regelmäßig Lehrveranstaltungen an verschiedenen Fachhochschulen für Sozialwesen durch.

Das Projekt wurde wissenschaftlich begleitet und evaluiert vom Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik (ISG) mit Sitz in Köln und Berlin. Im Folgenden die kurze Zusammenstellung einiger Projektergebnisse:

- Bei insgesamt 166 Veranstaltungen wurden 465 verschiedene staatliche und freie Träger erreicht.
- Über 95% der jugendlichen und erwachsenen TeilnehmerInnen bewerteten die Projektangebote mit gut bis sehr gut und wünschten eine Fortsetzung der Angebote.
- Der koedukative Arbeitsansatz hat sich qualitativ bewährt; allerdings wurden quantitativ mehr Mädchen und Frauen erreicht (3:1).

Das Love Tour-Projekt wird mit dem erworbenen Know-how und allen Materialien an der Fachhochschule Merseburg (Fachbereich Sozialwesen) angesiedelt. Dort sollen Ausstattung und Kenntnisse des Modellprojektes beim Aufbau des Sexualpädagogischen Zentrums eingesetzt und weiterentwickelt werden. Weitere Informationen und Kooperationen können unter: Fachhochschule Merseburg, Sexualpädagogisches Zentrum, Geusaer Str., 06217 Merseburg, abgerufen, bzw. vereinbart werden.

Frauen und Mädchen in den neuen Bundesländern

Ich wurde während und nach der Love Tour von meinen KollegInnen aus den alten Bundesländern oft gefragt: „Wie sind sie, die

Projekte

Es geht auch anders! – Inno- neue Medien in der sexualpäda

Frauen in den neuen Bundesländern mit ihrer DDR-Vergangenheit? Sind sie anders als wir West-Frauen?“

Bei meinem Antwortversuch beziehe ich mich auf persönliche Beobachtungen und Erfahrungen, die ich im Laufe der letzten fünf Jahre in vielen Gesprächen und auch bei der Leitung von Seminaren gesammelt habe. Ich bin auf folgende Unterschiede im Auftreten, der Sprache und dem Selbstverständnis von Frauen gestoßen:

■ Frauen und Mädchen problematisieren die Geschlechterfrage nicht, handeln jedoch selbstbewusst.

Anfangs zuckte ich noch zusammen, wenn sich die Seminarteilnehmerinnen grundsätzlich mit „Ich bin Sozialarbeiter...Arzt...Psychologe...“ vorstellten. Diese Vermännlichung der eigenen Person war für mich, als frauenbewegte West-Pädagogin, ein fauxpas. Im weiteren Verlauf der Seminare war ich oft überrascht, mit wie viel Selbstverständlichkeit die gleichen Frauen ihre berufliche Verwirklichung verfolgten, ohne deshalb jemals die Absicht, eine Familie zu gründen und Kinder zu bekommen, in Frage gestellt zu haben. Die meist schwächer vertretenen männlichen Seminarteilnehmer waren nicht, wie vielleicht anzunehmen, die Wortführer oder „Hähne im Korb“, sondern mussten in aller Regel kräftigen Einsatz bieten, um sich in Diskussionen einbringen zu können.

■ Mädchen planen (scheinbar) traditionelle Lebensentwürfe, aber mit ökonomischer Unabhängigkeit zu ihren Partnern.

In den Jugendworkshops äußerten Mädchen bei ihren Zukunftsvisionen meist den Wunsch nach einer Partnerschaft, Ehe und Kindern. Ebenso selbstverständlich verbanden sie diesen Wunsch nicht etwa mit der Idee, als Hausfrau und Mutter die interne Versorgung der Familie zu übernehmen, sondern planten eine gerechte Arbeitsteilung. Diesen Befund erachte ich für besonders bedeutsam, da wir nicht in erster Linie mit Mädchen höherer Bildungsgänge, sondern überwiegend mit Mädchen aus Mittelschulen, Auszubildenden und Teilnehmerinnen

an dem Freiwilligen Sozialen Jahr arbeiten. Eine Welle gewünschten Rückzugs an Heim und Herd bei jungen Frauen konnte ich nicht feststellen, wengleich die Realität aufgrund der schlechten Arbeitsmarktlage und mangelnder Betreuungsangebote für Kinder zu solchen Arbeitsteilungen führt.

■ Sexualität und Lust gehören aus Frauen-sicht relativ selbstverständlich zum Lebensalltag mit dem Partner.

Auch bei unseren Gesprächen über Sexualität in Partnerschaften wurde ein Machtgefälle zwischen den Geschlechtern fast nie als Erfahrung oder Befürchtung problematisiert.

Nun zu meiner letzten, etwas gewagten Beobachtung:

■ Frauen sehen oft – trotz vieler Berufsjahre und Kindererziehung – jung und unverbraucht aus.

Nicht selten lernte ich Frauen im Alter zwischen vierzig und fünfundvierzig Jahren kennen, die bereits erwachsene Kinder hatten, immer berufstätig waren und ganz und gar nicht dem Bild einer durch Doppelbelastung ausgezehrtten Frau entsprachen. Wie ist das zu erklären?

Vorab: Ich glaube nicht, dass Frauen in der DDR in puncto Emanzipation bereits all das erreicht hatten, wofür ihre Geschlechtsgenossinnen in den alten Bundesländern mühsam kämpften. Auch in der DDR gab es mit Sicherheit an der Situation von Frauen einiges auszusetzen und zu verbessern. Es zeigt sich jedoch m. E. sehr deutlich, dass einige zentrale Faktoren, wie die Sicherung und Förderung von Ausbildung, Berufstätigkeit und Kindererziehung mit und ohne Ehemann ganz entscheidende Faktoren für die Entfaltung und Verwirklichung von Frauen sind.

Auch das weitgehende Fehlen von Frauen verachtenden Medien, von Pornographie, sexistischer Werbung, von Prostitution und genereller Vermarktung weiblicher Sexualität, liberale Schwangerschaftsabbruchre-

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

gelingen und das Fehlen konfessionell geprägter Zuschreibungen von Tugenden einer „guten Frau und Mutter“ trugen dazu bei. Für die Entwicklung eines entspannten Geschlechterverhältnisses ist letztlich entscheidend, ob strukturelle und materielle Ungleichgewichte vorhanden sind. Wenn Frauen sich Lebenspartner nicht als potentielle Versorger und Ernährer der Familie auswählen müssen, und Männer ihre Ehefrauen nicht als Abhängige erleben, sondern als strukturell gleichberechtigte Menschen, besteht kein Grund, sich selbst als Opfer männlicher Vorherrschaft zu begreifen.

Auch Sexualität gerät dann nicht zwangsläufig in den Sog der genannten Schiefen und muss so weder eingesetzt noch verwei-

gert werden. Augenscheinlich hatte das Fehlen einiger zentraler Aspekte von Benachteiligung und deren Folgen insgesamt deutlich entspannendere Auswirkungen auf Frauen, als dies Angebote der westlichen Wellness- und Kosmetikindustrie wettmachen konnten.

Wenngleich sich die soziale Infrastruktur und Gesamtheit der Lebensbedingungen seit der Wende zunehmend angeglichen haben, wirken sich die Vorbilder der Elterngeneration noch positiv auf die heutige Generation junger Frauen und Mädchen aus.

Barbara Trapp
DRK Generalsekretariat, Bonn





Ineke Nuij-Brandt
Berlin

„Mädchen ernst nehmen“ Peer education. Ein Ansatz in der Sexualpädagogik

Das Modellprojekt peer education: Ein Ansatz von Jugendlichen für Jugendliche zu Fragen über Liebe, Sexualität und Schwangerschaftsverhütung ist angesiedelt beim Programm ‚Gesundheitsförderung für junge Menschen‘ im Landesamt für Gesundheit und Soziales, Berlin, und wird von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), Köln, gefördert.

Das Projektteam, kurz „InTeam“ genannt, besteht aus einer Ärztin, zwei PsychologInnen, zwei SozialpädagogInnen und einer Fachlehrerin.

Die erste Projektphase erstreckte sich von Mitte 1994 bis Ende 1997. Diese Projektphase wurde vom Institut für psychosoziale Prävention und Gesundheitsforschung der Freien Universität Berlin unter Leitung von Herrn Prof. Dr. Dieter Kleiber evaluiert. Mittlerweile nähern wir uns dem Ende der zweiten Phase des Projektes (Mitte 1998 bis September 2000). Für diese zweite Projektphase standen leider keine finanziellen Mittel für eine Evaluation zur Verfügung. Die Schwerpunkte dieser zweiten Phase sind:

- der Versuch den peer education-Ansatz in multikulturellen Gruppen umzusetzen,
- die Entwicklung von Leitlinien für die interkulturelle Sexualpädagogik,
- die bundesweite Fortbildung von MultiplikatorInnen zum Ansatz,
- die Erstellung eines Handbuchs ‚peer education‘.

Was ist peer education?

Allgemein heißt peer education Gleiche/ Gleichgesinnte für Gleiche/Gleichgesinnte, d.h. die MultiplikatorInnen sind gleich mit ihren AdressatInnen, wobei Gleichheit sich auf die unterschiedlichsten Merkmale be-

ziehen kann (z.B. Alter, Lebensabschnitt, Lebensumstände). Im weitesten Sinne stellen Selbsthilfegruppen, Bürgerinitiativen klassische Beispiele für peer education in unterschiedlichem Ausmaß dar. Anders formuliert heißt peer education das Lehren oder Teilen von Informationen, Werten und Verhaltensweisen durch Angehörige gleicher Alters- oder Statusgruppen.

Der folgende Beitrag bezieht sich auf peer education im Jugendbereich, d.h. peer education ist der Einsatz von Gleich (Ähnlich) altrigen und Gleich(Ähnlich) gesinnten für ihresgleichen zu Zwecken der Information, Beratung und Unterstützung bei jugendspezifischen Fragen und Problemen.

Es wird vermutet, dass dabei Erfahrungen gemacht werden, die in anderen Interaktionssystemen (wie z.B. Eltern/Kinder in der Familie und/oder LehrerIn/SchülerIn in der Schule) nicht bzw. so nicht möglich wären.

Der Überbegriff der verschiedenen peer-Ansätze ist **peer involvement**.

Je nach Form und Anzahl der beteiligten Interaktionspartner und der Ziele der peer-Programme lassen sich peer counseling, peer education und peer-Projekte unterscheiden.

Peer counseling (peer-Beratung, peer-Hilfe)
Einzelne MultiplikatorInnen richten sich an einzelne AdressatInnen.

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

Dieser Ansatz wird seit den siebziger Jahren in den USA und England zur Unterstützung von Jugendlichen bei persönlichen Problemen eingesetzt. Folgende Themen waren und sind Schwerpunkte: Drogen- und Alkoholmissbrauch, Safer Sex-Beratung, HIV/AIDS-Prävention, Coming-out-Beratung bei jungen Homosexuellen, Suizidprävention, Verhütung unerwünschter Schwangerschaften. Dieser Ansatz wird seit Anfang der neunziger Jahre auch in der Bundesrepublik Deutschland umgesetzt (z.B. Jugendtelefonberatung)

Peer education

Einzelne MultiplikatorInnen richten sich an Gruppen von AdressatInnen. Trainierte Jugendliche (die peers) versuchen eine Gruppe (zum Beispiel eine Schulklasse, BesucherInnen eines Jugendfreizeitheimes) über ein Thema zu informieren und ihre Einstellungen und Verhaltensweisen zu beeinflussen (z.B. Verhütungsverhalten). Bevorzugte Einsatzgebiete waren bisher die Prävention von Rauchen, Alkohol-/Drogenkonsum, die HIV/AIDS-Prävention sowie das Sexual- und Verhütungsverhalten. In den letzten fünf Jahren sind im europäischen Raum eine Fülle von peer education-Programmen entstanden (siehe hierzu im Internet unter: www.euroPeer.lu.se).

Peer-Projekte

Gruppen von MultiplikatorInnen richten sich an Gruppen von AdressatInnen. Peer-Projekte entstehen häufiger im Rahmen von peer education-Einsätzen, wenn etwa Jugendliche beschließen, themenspezifische Theaterstücke zu entwickeln und aufzuführen, Ausstellungen zu organisieren, Videofilme zu drehen oder Projekttag vorzubereiten, die für bestimmte Themen sensibilisieren und Einstellungen prägen sollen.

Peer-Projekte sind aktions- und handlungsorientiert.

Ziele von peer education

Peer education im Gesundheitsbereich zielt neben der reinen Wissensvermittlung hauptsächlich auf die Stärkung psychosozialer Ressourcen:

- die Schulung von Problembewusstsein und Risikowahrnehmung;
- die Initiierung von Einstellungsänderungen (z.B. Abbau von Vorurteilen bzgl. Menschen mit HIV/AIDS, positivere Einstellungen zur Kondombenutzung);
- die Initiierung von Verhaltensänderungen und Verhaltenserweiterungen (Abbau bzw. Verhinderung von Risikoverhalten);
- Förderung sozialer Fertigkeiten und kommunikativer Kompetenz;
- allgemeine Ich-Stärkung, Förderung von Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen;
- Förderung der Inanspruchnahme von Hilfe und Unterstützung bei persönlichen Fragen.

Aufbau des Modellprojektes

Im Modellprojekt wurden zwei Trainingsvarianten erprobt.

Trainingsvariante 1 beinhaltete ein Intensivtraining. In 8 bis 12 Einheiten zu 3 bis 4 Stunden (ca. alle 3 bis 4 Wochen), 2 Wochenendseminaren und 2 Einheiten durch andere Institutionen wurden die Peers vorbereitet auf ihre Aktionen (insgesamt ca. 80 Stunden). Die Gruppen wurden von jeweils 2 TrainerInnen geschult, 4 Gruppen von 1 Trainerpaar, 1 Gruppe von 2 Trainerinnen, die bei Bedarf auf einen Kollegen zurückgreifen konnten.

Die Trainingsvariante 1 umfasste 5 Gruppen. Jede Gruppe setzte sich aus Jugendlichen zweier Schulen zusammen, jeweils aus 2 Klassenstufen. So entstanden 2 gymnasiale Gruppen, 2 Gesamtschulgruppen und eine gemischte Gesamt-/Hauptschulgruppe. Die SchülerInnen kamen sowohl aus den Ost- wie Westbezirken Berlins. In welchen Klassenstufen angefangen wurde, war abhängig vom Schultyp. Bei den HauptschülerInnen wurden die Jugendlichen der 7. und 8. Klassenstufen angesprochen, da diese die Schule schon früh wieder verlassen. Bei den GymnasiastInnen dagegen konnte in höheren Klassenstufen anfangen werden. Bei der Evaluation hat sich herausgestellt, dass das höhere Einstiegsalter (ca. 14–15 Jahre) sich günstig auswirkt auf das Durchhaltevermögen der Jugendlichen und auf die Dauer der peer-Einsätze.

Es geht auch anders! – Innovative Medien in der Sexualpädagogik

Trainingsvariante 2 beinhaltete ein Kurztraining. Insgesamt entstanden 10 Gruppen zu 8 bis 16 Jugendlichen aus dem schulischen und hauptsächlich aus dem außerschulischen Bereich. Das Alter der Jugendlichen lag zwischen 12 und 19 Jahren. Auch diese Gruppen wurden von jeweils 2 TrainerInnen betreut, nach Möglichkeit gemischtgeschlechtlich.

Für das Kurztraining waren ca. 16 Stunden veranschlagt (flexibel: ein Wochenendseminar oder bis zu 4 Einheiten). Von den 10 Gruppen wurden nur 6 Gruppen evaluiert. Insgesamt waren dies 50 Jugendliche, davon 33 Jungen und 17 Mädchen. Es gab nur eine Gruppe, die mit einer peer-Aktion abgeschlossen wurde. Da diese Gruppen extrem unterschiedlich waren, ist es nicht möglich auf die vielen unterschiedlichen Gründe einzugehen, die dazu führten, dass peer-Aktionen nicht zustande kamen.

Werbung der Jugendlichen

In erster Linie wurde Kontakt zu Schulen aufgenommen, mit denen auch in der Vergangenheit schon gut kooperiert wurde. In einer der ersten Gruppen wurden die Jugendlichen durch eine Lehrerin vorausgewählt. Jugendliche, die sie für ‚geeignet‘ erachtete an dem Projekt teilzunehmen, besuchten unsere so genannten ‚Schnupperveranstaltungen‘. In diesen einstündigen Schnupperveranstaltungen informierten wir über unser Anliegen und arbeiteten methodisch, um den Jugendlichen einen Eindruck zu vermitteln, wie wir während des Trainings vorgehen wollten.

Aus dieser Erfahrung heraus haben wir unsere Vorgehensweise geändert. Es sollte keine Vorselektion durch Lehrkräfte stattfinden und alle Jugendlichen sollten zudem eine Chance bekommen am Projekt teilzunehmen. Deswegen sind wir dazu übergegangen, alle SchülerInnen der beiden in Frage kommenden Klassenstufen mit einer ‚Schnupperveranstaltung‘ zu beglücken. Diese Entscheidung bedeutete einen immensen Zeitaufwand, da die Schulen teilweise 6–7zünftig waren. Trotzdem haben wir dieses Prinzip aus den oben genannten Gründen konsequent verfolgt.

Training zum peer educator

Insgesamt waren in den 5 Gruppen 68 Jugendliche bereit, sich als peer educator ausbilden zu lassen (42 Mädchen und 26 Jungen). Im Verlauf des Trainings gab es ca. 60 Prozent ‚drop outs‘. Aus sehr unterschiedlichen Gründen verließen diese Jugendlichen die Gruppe. Manche fühlten sich zeitlich überfordert, da sie schon sehr viele feste Termine für Aktivitäten in ihrer Freizeit hatten, andere bekamen Druck von zu Hause, da sie dort mithelfen sollten. Es gab Jugendliche die für ein Jahr ins Ausland wollten. Mit Sicherheit wird es auch Jugendliche gegeben haben, denen das Training nicht nur zeitlich ‚zu viel‘ wurde. Die Evaluation fand heraus, dass das Ausscheiden vom Geschlecht (mehr Jungen als Mädchen), vom Bildungsniveau (mehr HauptschülerInnen als GymnasiastInnen) und vom Alter (mehr jüngere als ältere) abhängig war. Am Ende des Trainings waren 30 Peers übrig geblieben, davon 20 Mädchen.

Das Training war in folgende Phasen aufgeteilt:

- Kennenlernphase, Entwicklung von Gruppenregeln. Um später so intensiv wie möglich arbeiten zu können, haben wir für diese Phase ziemlich viel Zeit eingeplant, die so auch von den Jugendlichen eingefordert wurde.
- Auseinandersetzung mit und Bearbeitung von inhaltlichen Themen. Folgende Themen wurden von den Jugendlichen vorgeschlagen: Partnerschaft, Freundschaft, Pubertät, Werte, Normen, Rollenverhalten, Treue, Trennung, Gefühle, Erotik, Sexualität, Homosexualität, Prostitution, Verhütung, sexuell übertragbare Erkrankungen. Die Selbsterfahrung, das Finden des eigenen Standpunktes, die Vermittlung von Kommunikationstechniken und didaktische Methoden waren Teil dieser inhaltlichen Phase.
- Vorbereitung auf peer-Aktionen.
- Durchführung der peer-Aktionen.
- Ablösungsphase.

Das Training beinhaltete Bestandteile aus der Gestalt-, Spiel-, Sexual- und Theaterpädagogik. Während der gesamten Trainings-

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

zeit haben wir uns strikt vom Prinzip der Partizipation leiten lassen. Die Themen, das Tempo, die Auswahl der Aktionen sowie die Form des Trainings wurden in hohem Maße von den Jugendlichen mitbestimmt. Dies führte unter anderem dazu, dass unser Angebot teilweise getrenntgeschlechtlich zu arbeiten, in den meisten Fällen abgelehnt wurde. Die Jugendlichen sprachen sich deutlich dafür aus, gemeinsam zu arbeiten.

Dies mag zum Teil daran gelegen haben, dass es Gruppen gab, die nur von sehr wenigen Jungen besucht wurden (es gab sogar eine Gruppe, bei der ab Mitte des Trainings nur noch ein Junge am Training teilnahm). Aber auch jene Gruppe, die fast zur Hälfte aus Jungen bestand, wollte zu keiner Zeit eine Trennung. Gründe hierfür sind unter anderem die große Vertrautheit der Jugendlichen, die über die intensive Kennenlernphase entstanden ist, sowie die Neugier der Jugendlichen hinsichtlich der Einstellungen des jeweils anderen Geschlechts.

Peer-Aktionen

Die meisten Peers entschieden sich für die Durchführung von ein bis zweistündigen Veranstaltungen in Klassen ihrer Schule als Aktion. Diese Veranstaltungen fanden ohne Anwesenheit eines Erwachsenen statt. Zwei Peers besuchten gemeinsam eine Klasse und suchten das Gespräch mit den SchülerInnen über das so genannte ‚Was wäre wenn Spiel‘ (von den Peers ausgedachte Situationsfragen, die zu Stellungnahmen einladen). Manche Peers haben zusätzlich Verhütungsmittel vorgestellt und über die verschiedenen Mittel und Methoden diskutiert. Es gab Peers, die auf Wunsch der SchülerInnen mehrmals die gleiche Klasse besuchten und Themen aufgegriffen haben, die von diesen gewünscht wurden. Die meisten Peers haben sich anfangs nur an die etwas jüngeren Klassen herangetraut. Je mehr Erfahrungen sie sammelten, desto größer wurde ihr Mut. Es gab Peers, die zu einem späteren Zeitpunkt sogar höhere Klassenstufen als die eigene besucht haben. Zusätzlich zu diesen Klassenveranstaltungen entwickelten die Peers andere Aktionen.

Eine Gruppe entschied sich für ein Theaterstück in Form einer Talkshow zum Thema Bisexualität, bei der die ZuschauerInnen eingeladen wurden mitzudiskutieren.

Eine andere Gruppe führte eine SchülerInnenbefragung zum Thema „Traumboy/ Traumgirl“ durch, die Ergebnisse der Befragung wurden in der Schule ausgehängt. Bei der Ausstellung ‚LiebesLeben‘ der BZgA wurde das Theaterstück vorgeführt. Darüber hinaus gestalteten die Peers einen Stand und kamen mit den BesucherInnen ins Gespräch über ein selbstentwickeltes Quiz. Insgesamt konnten über die verschiedenen peer-Aktionen 2000 Jugendliche erreicht werden.

Kurzfassung der wichtigsten Evaluationsergebnisse

Die bedeutendsten Ergebnisse der Evaluation beziehen sich auf die erste Trainingsvariante.

Auf Seiten der Peers konnte eine deutliche Zunahme an Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen im sexuellen Bereich festgestellt werden. Es war ebenso eine Zunahme wahrgenommener Kommunikationskompetenz zu verzeichnen.

Auf Seiten der ca. 2000 AdressatInnen konnte Folgendes festgestellt werden:

Das Programmziel Förderung der Kommunikation wurde bei den GymnasiastInnen deutlich, bei den Gesamt-/HauptschülerInnen in Ansätzen erreicht.

Das Ziel Förderung des Kondomgebrauchs wurde bei den GymnasiastInnen und HauptschülerInnen eher nicht, bei den GesamtschülerInnen in Ansätzen erreicht.

Geschlechtsunterschiede der Programmwirkungen waren sowohl bei den Peers wie auch bei den AdressatInnen nicht nachweisbar.

Probleme und Einwände hinsichtlich des peer education-Ansatzes

Trotz positiver Erfahrungen, die wir mit dem Ansatz gemacht haben, soll an dieser Stelle auf die Probleme und Einwände, die in der Fachliteratur benannt worden sind, hingewiesen werden. Die Stolpersteine sol-

Es geht auch anders! – Innovative Medien in der Sexualpädagogik

len zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem peer education-Ansatz einladen.

- **Kontinuität ist schwer erreichbar**; wenn die Peers die Schule verlassen, endet damit das Projekt, d.h. peer education ist immer eine MultiplikatorInnenarbeit auf Zeit. Dies ist unter Effizienzgesichtspunkten beim Vergleich mit dem Einsatz von Professionellen einzubeziehen.
- **Es besteht die Gefahr, dass die Jugendlichen für die Zwecke Erwachsener instrumentalisiert und funktionalisiert werden**, dass sie dann eingesetzt werden, wenn die Professionellen ihre Zielgruppe nicht oder nicht mehr erreichen. Transparenz, Freiwilligkeit, partizipative Arbeitsformen und die Möglichkeit jederzeit aussteigen zu können, können solchen Gefahren entgegenwirken.
- **Durch das Training schlüpfen die Peers in eine neue Rolle**. Vielleicht überfordern wir sie mit unseren Vorstellungen? Vielleicht ‚altern‘ sie vorzeitig?
- **Es ist schwierig die so genannten ‚at risk‘ lebenden Jugendlichen zu erreichen**. In vielen Projekten werden überwiegend Mittelschichtsangehörige und Mädchen als Peers gewonnen. Die zweite Phase des Modellprojekts, in der überwiegend mit schwer erreichbaren MigrantInnen gearbeitet wurde, machte deutlich, dass Mittelschichtzugehörigkeit keine Voraussetzung für den peer education-Ansatz darstellt.

Chancen des peer education-Ansatzes

In Anbetracht der Tatsache, dass bis jetzt peer education-Projekte selten evaluiert wurden, kann man bei den Chancen dieses Ansatzes bisher nur von Vermutungen sprechen. Folgende Annahmen sprechen dafür, dass peer education dazu beiträgt, die Motivation zu stärken, konstruktives Sozialverhalten und kreative Problemlösungsstrategien zu fördern und das Selbstwertgefühl zu steigern:

- die Informationen werden der Zielgruppe verständlich vermittelt, Sprache, Werte und Normen der Zielgruppe werden berücksichtigt;

- die Akzeptanz der VermittlerInnen ist hoch;
- peer education hilft bei der Reflexion von Werten und Normen innerhalb der Gruppe, anders gesagt: die Bildung von Gruppennormen wird gefördert;
- die Peers werden durch das Training qualifiziert.

Abschließende Bemerkung

Die Erfahrungen, die wir als Praxisteam in den vergangenen 5 Jahren mit dem Ansatz gemacht haben und die kritische Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Stolpersteinen haben uns in der Überzeugung bestärkt, dass peer education eine wertvolle Alternative in der Jugendarbeit darstellen kann. Uns ist bewusst, dass wir modellhaft arbeiten konnten und dadurch ideale Rahmenbedingungen (Finanzen, Zeit, personelle Ausstattung usw.) hatten. Eine direkte Übertragung unserer Vorgehensweise wird nur selten möglich sein. Trotzdem möchten wir dazu ermutigen, in der eigenen Arbeit diesen methodischen Ansatz zu erproben. Besonders die zweite Phase des Projekts hat gezeigt, dass peer education auch als niedrigschwelliges Angebot genutzt werden kann.

Ineke Nuji-Brandt
Landesamt für Gesundheit und Soziales,
Berlin

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

Mädchentelefon Pro Familia Bonn – Ausbildung und Beratungsangebot von Mädchen für Mädchen

Das Projekt, in Trägerschaft des Pro Familia Landesverbandes NRW e.V. und der Pro Familia Beratungsstelle Bonn, wurde aus den Mitteln der Stiftung Jugendhilfe der Sparkasse Bonn und des Amtes für Kinder, Jugend und Familie der Stadt Bonn gefördert. Die Ausbildung der ersten Schülerinnen begann am 19. September 1998. Die Mädchen traten am 3. März 1999 ihren Telefondienst an.

Mit der Ausbildung der Mädchen und mit Beginn des Telefondienstes „Mädchentelefon“ haben wir Neuland betreten und die regelmäßige Angebotspalette von Pro Familia erweitert. Das peer education-Projekt bietet Schülerinnen im Alter zwischen 16 und 19 Jahren eine 6-monatige Ausbildung mit einem abschließenden Kolloquium an.

Die Ausbildungsinhalte sind neben dem Kennenlernen der Verbands- und Beratungstätigkeit sowie der Öffentlichkeitsarbeit von Pro Familia die Themen: weiblicher Körper, Pubertät, Menstruation, Selbstbehauptung, Empfängnisregelung, Schwangerschaft, Schwangerschaftsabbruch, sexueller Missbrauch, Homosexualität, Grundlagen der Psychologie und Jungenarbeit. Darüber hinaus werden Beratungstechniken und Grundlagen der Gesprächsführung vermittelt.

Nach Abschluss der Ausbildung fand regelmäßig die begleitende Supervision statt. Die Diplom-Pädagogin und Familientherapeutin Angela Lüke, Bonn, hat als Supervisorin mit viel Geduld und Einfühlungsvermögen die Supervisionsgruppe geleitet und den Mädchen die Supervision als ständige Weiterqualifikation nahe gebracht. Frau Lüke gab mir als Projektleiterin wichtige Anregungen.

Das öffentliche Interesse an unserem Projekt war sehr groß: Wir haben insgesamt 22 Mal Kontakt zu verschiedenen Medien gehabt; Tageszeitungen, regional und überre-

gional, Wochenzeitschriften, Rundfunk und Fernsehen haben mit uns Gespräche geführt. An diesen Presseterminen haben auch jeweils zwei bis drei Mädchen teilgenommen.

Aus finanziellen Gründen konnten wir erst relativ spät mit der Werbung und Bekanntmachung des Mädchentelefon anfangen, so dass unser Angebot anfänglich weniger genutzt wurde; die dadurch entstandene Frustration musste aufgefangen werden. Als wir dann grünes Licht von der Stiftung Jugendhilfe der Sparkasse Bonn bekamen, konnten wir intensiv mit der Werbung beginnen.

Der Übergang von Ausbildung zum Telefondienst hat sich reibungslos gestaltet. Die Mädchen haben ihren Beratungsdienst zuverlässig etwa ein Mal im Monat übernommen; für manche von ihnen war es leichter, alleine am Telefon zu sitzen, manche bevorzugten es, den Dienst mit einem Mädchen aus der Gruppe zu teilen. Zu Zeiten des Mädchentelefon war die Projektleiterin oder eine Beraterin vor Ort anwesend. Dieser Hintergrunddienst, der sog. ‚stand by-Dienst‘, war notwendig, um technische oder organisatorische Fragen direkt zu klären. Hinsichtlich der konkreten Beratungen wurde er selten benötigt.

Mit dem Mädchentelefon wurde ein neues Beratungsangebot von Pro Familia etabliert. Wir haben zwischen dem 3. März und 31. Dezember 1999 insgesamt 43 Mal Telefon-



Katalin - Margit Frank
Bonn

Es geht auch anders! – Inno- neue Medien in der sexualpäda

dienst gehabt. Es wurden 77 Beratungsgespräche geführt, davon 61 mit Mädchen und 17 mit Jungen. Fragen zu Beziehungskonflikt, Schwangerschaft, allgemein über Sexualität sowie sexuell übertragbare Krankheiten waren die Themenschwerpunkte. Die Jungen haben unseren Rat eingeholt, um entweder Beziehungsfragen zu besprechen oder Fragen über weibliche Sexualität zu stellen. Außerdem gab es noch 13 so genannte Scherzanrufe.

Bei den ersten Anrufen von Jungen, die Fragen zu ihren Freundinnen stellten, entstanden Unsicherheiten, ob wir sie beraten wollen und sollen. Wir sind zu dem Schluss gekommen, dass unser Beratungsangebot durch Mädchen auch Jungen in Anspruch nehmen können.

Fünf der insgesamt neun Schülerinnen im Alter zwischen 16 und 19 Jahren werden ihre ehrenamtliche Tätigkeit bis Ostern weiterführen. Vier Schülerinnen haben ihre ehrenamtliche Tätigkeit im Dezember beendet.

Erfahrungsbericht von Annika Saatweber, ehrenamtliche Beraterin beim Mädchen- telefon

Ich bin der festen Überzeugung, dass unsere Ausbildung für das Beratungstelefon sehr vielschichtig verlaufen ist. Sie war informativ, interessant, lustig und auch sehr fördernd für das Bewusstsein über seine Umwelt bzw. Mitmenschen, aber vor allem für das Bewusstsein über seine eigene, individuelle Persönlichkeit. Die Ausbildungsphase empfinde ich als eine sehr wichtige Zeit, da sie mir persönlich unheimlich geholfen hat, ein Stück weit zu mir selbst zu finden. Seit der Ausbildung habe ich das Gefühl, einen entscheidenden Schritt in die Richtung gemacht zu haben, mir darüber klar zu werden, was ich möchte, wer ich bin und besonders, was ich wert bin. Am Anfang der Beratungsarbeit war natürlich alles ungemein spannend und aufregend, ich war oftmals sehr unsicher, ob ich auch wirklich das Richtige gesagt habe, ob ich mich meinem Gegenüber korrekt verhalten habe, aber mit der Zeit schlug die anfängliche Unsicherheit in „Routine“ um, wobei

man nicht vergessen darf, dass jedes Gespräch einen völlig eigenen Charakter hat und dass man sich natürlich bei jedem neuen Gespräch auch auf eine/n neue/n, andersartige/n GesprächspartnerIn einstellen muss.

Während der Beratungsarbeit haben wir regelmäßig eine Supervision gehabt. Ich finde es sehr gut, dass uns die Möglichkeit gegeben wurde, uns untereinander über die Telefongespräche, aber auch alles andere, was uns beschäftigt, auszutauschen, wobei ich es absolut falsch fand, dass auf Monate im Voraus Termine gemacht wurden und diese auch nicht abgesagt wurden, wenn überhaupt kein Bedarf an einer solchen Gesprächsrunde bestand. Die Folge war natürlich, dass nicht immer alle Mitglieder teilnahmen, sondern häufig nur max. 4 bis 5 Leute zusammenkamen. Diese waren in der Regel auch eher aus Solidarität mit der Supervisorin erschienen, als aus einem tatsächlichen Bedürfnis heraus. Ich glaube, bei der neuen Gruppe sollte man das auf jeden Fall berücksichtigen und vielleicht eine andere Terminregelung vornehmen; sich z.B. am vorhandenen Bedürfnis an einer Supervision orientieren.

Eine weitere Sache, die mir sehr zugesprochen hat, waren die Fortbildungen während der Beratungsphase. Sie fanden immer am Wochenende statt, was die Möglichkeit der Teilnahme enorm steigerte. Außerdem hatte die Gruppe neben dem informativen, lehrreichen Teil auch die Chance, sich zu sehen und Kontakt herzustellen.

Unsere Presse- und Öffentlichkeitsarbeit war sehr weitreichend, wir haben Flyer verteilt, Plakate aufgehängt, es wurden Berichte in verschiedenen Tageszeitungen veröffentlicht, wir waren mit unserer Projektvorstellung im Radio, hatten ebenfalls das Angebot bekommen, in einer Fernsehshow aufzutreten, was sich letzten Endes aber leider als unseriös, deshalb nicht durchführbar erwiesen hat.

Trotzdem kann man meiner Meinung nach immer noch mehr machen, solange es einem die Finanzen erlauben. Dies war bei uns da-



tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

mals leider nicht der Fall. Es wäre z.B. eine tolle Werbung, Aufkleber in Bussen und Bahnen anzubringen oder man könnte in jeden Briefkasten in seiner Umgebung einen Flyer werfen.

Abschließend möchte ich noch betonen, dass ich auf jeden Fall der Meinung bin, dass wir mit unserem Projekt etwas bewirken, auch dann, wenn nur eine einzige Person anrufen sollte! Ich denke, jede Person ist es wert, dieses Projekt aufrechtzuerhalten, wenn man damit helfen kann. Und die vergangenen 10 Monate haben deutlich gezeigt, dass es (junge) Menschen gibt, die unseren Rat und unsere Hilfe brauchen.

Fazit und Ausblick

Mittlerweile startet die dritte Ausbildungsgruppe mit ca. 20 Schülerinnen aus Bonn und Umgebung. Wir haben neben unserer Telefonnummer auch eine E-Mail-Adresse, maedchentelefon@web.de. Unsere Homepage wird zur Zeit erstellt, so dass wir nunmehr unser Angebot erweitern und ab sofort neben Telefon- auch E-Mail-Beratung anbieten können.

Bisher lag die inhaltliche und organisatorische Gestaltung sowie die Öffentlichkeitsarbeit in meinen Händen als Projektleiterin. Jetzt habe ich tatkräftige Unterstützung von einer Beraterin am Mädchentelefon bekommen.

Wir haben bei der Montagstiftung in Bonn einen Spendenantrag zur Weiterführung gestellt, um das Projekt bis Ende 2001 weiterführen zu können.

Katalin-Margit Frank
Pro Familia, Bonn



Quelle: Pro-Familia
Deutsche Gesellschaft für
Familienplanung, Sexual-
pädagogik und Sexualbera-
tung e.V.
Landesverband NRW
Beratungsstelle Bonn



Karen Lehmann
Düsseldorf

Trinetta und die Zickenpost. Erfahrungen aus der Mädchenarbeit mit dem Internet

Der Verein Mädchenhaus Düsseldorf e.V. besteht seit 1989 und seit 1995 die Mädchenberatungsstelle mit Freizeit- und Bildungsangeboten für Mädchen zwischen 11 und 21 Jahren.

Im Mädchenhaus werden seit 1996 Computergruppen und Internetkurse organisiert. Es wurden bis jetzt drei aufeinander aufbauende Projekte initiiert: der Mädchenmailboxclub, in dem Mädchen lernten, die Datenfernübertragung und den Computer für E-Mail und Forendiskussionen über eine Frauenmailbox zu nutzen, die „Zickenpost“, seit 1998 das von Mädchen betreute Mädchenmagazin im Internet, und seit Frühjahr 2000 Trinetta, Modellprojekt zur Mädchenarbeit mit dem Internet.

Das Modellprojekt Trinetta wird seit diesem Frühjahr durch das Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen gefördert und erweitert die Arbeit mit den Mädchen durch Angebote für Pädagoginnen.

Die Projektidee ist, Mädchen und Pädagoginnen gleichermaßen zu qualifizieren, das Internet aktiv und kreativ zu nutzen und für eigene Themen und Inhalte einzusetzen. Ausgehend von der Tatsache, dass Computer und Internet im beruflichen und privaten Leben immer stärker Einzug halten, ist die Förderung der Kompetenzen von Mädchen in diesem Bereich eine wichtige Aufgabe der Mädchenarbeit. Bei Trinetta richten sich alle Angebote an Gruppen, in denen persönlicher Kontakt und Austausch Programm ist. Die Themen stammen aus der Lebenswelt der Mädchen (oder der Berufswelt der Pädagoginnen) und werden von ihnen selbst eingebracht.

Das Modellprojekt verbindet die Arbeit mit den Mädchen mit der Qualifizierung der Pädagoginnen, u. a. indem für beide Zielgruppen vergleichbare Workshops von den

drei Projektmitarbeiterinnen angeboten werden. Diese Vorgehensweise garantiert Authentizität, Aktualität und reflektierte „Tipps“ zur inhaltlichen und methodischen Arbeit mit Mädchen.

Trinetta bietet für bereits im EDV-Bereich qualifizierte Pädagoginnen Unterstützung im konzeptionellen Bereich sowie Praxisbegleitung an, um einerseits die – in der Regel allein arbeitende – Kollegin zu unterstützen und Kooperationen anzuregen, aber auch um den Transfer der Arbeitsergebnisse zu gewährleisten.

Das Modellprojekt wird im Laufe der Gesamtdauer von 3 Jahren verschiedene Schwerpunkte ins Blickfeld rücken. So werden Mädchen im 2. Halbjahr 2000 Kunstcollagen „That’s my life“ erarbeiten, eine „Wutwand“ ins Internet setzen, zu „Begegnungen“ einen Trickfilm erstellen und eine Chatnacht im Mädchenhaus verbringen. Pädagoginnen lernen Trickfilm und Homepagegestaltung, nutzen das Internet zur Recherche und entwickeln eine Konzeption für ihre Mädchenarbeit mit dem Medium Internet.

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

Die Zickenpost

Alle von Mädchen erstellten digitalen Produkte, seien es Gedichte, Fotos, Grafiken, Berichte, Geschichten, werden, sofern die Mädchen einverstanden sind, in der Zickenpost veröffentlicht. Die Produkte entstehen in unterschiedlichen Zusammenhängen: in den beiden Zickenpost-Gruppen oder in (Ferien-)Workshops im Mädchenhaus, in Schul-Arbeitsgemeinschaften, sie werden teilweise von Mädchen zu Hause erstellt und per E-Mail geschickt oder auf Diskette mitgebracht – manchmal schickt auch eine andere Mädchengruppe einen Beitrag.

Die Zickenpost wird seit Ostern 1998 von einer Redaktionsgruppe im Alter zwischen 15 und 17 Jahren organisiert. Die Zickenpost-Redaktion ist verantwortlich für die Veröffentlichung aller Inhalte, das heißt auch, dass über die Aufnahme von „Fremdprodukten“ hier entschieden wird. Sie erstellt das Design, macht die „Werbung“ für die Zickenpost, vertritt sie bei Veranstaltungen und beantwortet die Zuschriften aus dem Internet.

Im August 1999 entstand aus der Redaktion eine zweite Gruppe, die sich ausschließlich mit E-Mail beschäftigte. Idee der Mädchen war, die Beantwortung der LeserInnen-E-Mails von der übrigen Redaktionsarbeit abzukoppeln, um mehr Zeit für die inhaltliche Auseinandersetzung mit der Post zu haben und explizit „E-Mail-Beratung“ anzubieten. Dieses Angebot wurde aber nicht in dem Maß angenommen, wie sich die Mädchen erhofft hatten, und so beschloss die Gruppe im Januar 2000, die Zeit anders zu nutzen und nun an zwei Terminen in der Woche an der Zickenpost zu arbeiten, da die Zeit an einem Nachmittag nicht ausreichte. Diese Gruppe ist nun die Reportagegruppe, die sich mit inhaltlichen Themen beschäftigt. Das hat für das Redaktionstreffen insofern eine Erleichterung gebracht, als dass nun dort mehr Zeit für die technische Umsetzung vorhanden ist. Dazu ist allerdings zu sagen, dass fast alle Mädchen zu beiden Gruppen kommen.

Die Themen werden von den Mädchengruppen selbst festgelegt. Dadurch haben sie einen direkten Bezug zur Lebenswelt der

Mädchen und sind dementsprechend vielfältig. Sie entstehen häufig aus Gesprächen über die Erlebnisse der Woche, über die Ferien oder über die aktuellen Nachrichten der Massenmedien. Eine immer wiederkehrende Rolle spielt die Schule mit allen Facetten wie MitschülerInnen, FreundInnen, LehrerInnen, Noten, Lernstoff, Berufsplannung und den unterschiedlichen Gefühlen dazu. Ein Beispiel aus dem sexualpädagogischen Bereich ist die immer wieder aufgegriffene Diskussion über „Traumtypen“, aber auch die Vielzahl von Liebesgedichten.

Die Rolle der betreuenden Pädagogin ist neben der pädagogischen Begleitung der Gruppe auch die Beratung in methodischer und technischer Hinsicht. Das gilt ebenfalls für die Workshops, bei denen ein Rahmenthema und die Umsetzungsmethode vorgegeben ist.

Kontakte übers Internet: E-Mail und Chat

Zwar pädagogisch, aber in der Zickenpost bisher nicht redaktionell aufgearbeitet werden die Diskussionen über die Kontakte im Internet. Jedes Mädchen richtet sich (mindestens) eine E-Mail-Adresse ein. Vor allem anfangs sind sie sehr bemüht, Kontakte zu Jungen zu bekommen. Beispielsweise geben sie ein Personenprofil an, über das sie angeschrieben werden können oder suchen sich selbst jemand „Interessantes“ aus. Teilweise geben sie auch Kontaktanzeigen auf und vergleichen die Zuschriften.

Während des offenen Computertreffs ist chatten sehr beliebt, wobei auch organisierte Chataktionen zu bestimmten Themen oder Verabredungen mit anderen Mädchengruppen im Chat Anklang finden. Im Mädchenhaus wird vorzugsweise der grafische Chat genutzt und die von den Mädchen gewählten Figuren bieten häufig Anlass zur Auseinandersetzung über Rollenstereotype und (Chat-)Verhalten.

Chatten finden Mädchen sehr aufregend, können sie doch mit Menschen „sprechen“, die sie nie kennen gelernt hätten. Sie haben die Chance, unabhängig von den Faktoren Geschlecht, Alter, Interessen, Aussehen, Herkunft etc. Kontakt zu anderen auf-



Quelle: Förderverein Mädchenhaus - Verein zur Unterstützung feministischer Mädchenarbeit e.V.

Es geht auch anders! – Innovative Medien in der Sexualpädagogik

zunehmen ohne dass dieser Kontakt Folgen haben muss. Für viele Mädchen ist das ein großer Reiz – gerade in einer Lebensphase, in der sie einen großen Druck spüren, die Geschlechtsrollenstereotype erfüllen zu müssen und sich wegen der Unerreichbarkeit dieser Ideale häufig sehr unwohl fühlen. Die „Körperlosigkeit“ dieses Mediums kann für Mädchen Freiheit bedeuten – obwohl in der Regel die ersten Fragen nach einer Kontaktaufnahme gerade diese Faktoren betreffen – aber die brauchen sie ja nicht wahrheitsgemäß zu beantworten!

Besonders beim Chatten ist die Pädagogin in der Rolle der „Erzieherin“. Diese Form der Kommunikation ist vergleichsweise neu und die Mädchen brauchen Verhaltensregeln und oft auch Hilfe bei der Analyse des Verhaltens der anderen Person. Notwendig ist eine Erklärung zum Umgang mit der medial vermittelten Person (vor allem kleinere Mädchen vergessen, dass sie Kontakt mit einer Person haben und nicht mit einem Computerspiel) und den im Internet dafür geltenden Regeln (Netiquette), aber auch Aufklärung über die Gefährdung, die Kontakte haben können. Mädchen „treffen“ eine Person im Chat in einer für sie geschützten Umgebung und sind schnell bereit, Telefonnummern weiterzugeben oder sich mit Unbekannten real zu verabreden. Ihnen ist oft nicht klar, dass die Angaben, die jemand über sich macht, nicht wahr sein müssen. Dazu kommt, dass viele Chatter durch das angebliche oder tatsächliche Fehlen von sozialer Kontrolle belästigende und beleidigende Verhaltensweisen zeigen. Die Mädchen wollen darauf reagieren und die Pädagogin ist gefordert, die Möglichkeiten aufzuzeigen und zu diskutieren.

Frauenverachtende Darstellungen im Internet

Nicht nur im Chat, sondern vor allem über Werbung im Internet werden Mädchen mit frauenverachtenden und sexualisierten Darstellungen konfrontiert. Besonders jüngere Mädchen können Werbebanner oft nicht von anderen Links unterscheiden und gelangen besonders häufig aus Versehen auf Softporno-Seiten. Das bedeutet, dass sie den Unterschied erkennen lernen müssen. Auch

wenn diese Bilder das Niveau von Kiosktitelbildern oft nicht überbieten, ist eine Auseinandersetzung darüber notwendig. Die Betreuerin sollte das Thema für die Gruppe aufgreifen, wenn sie sieht, dass ein Mädchen auf pornografische Darstellungen stößt.

Die Pädagogin hat vor allem zwei Funktionen: die der Hilfestellung gebenden Wissensvermittlerin und die der Person, mit der das am Bildschirm Gesehene und Erlebte besprochen und reflektiert wird. Für die Konzeption von offenen Angeboten hat sich gezeigt, dass vor allem die Gruppengröße beachtet werden muss, damit neben der Beschäftigung mit der Technik auch Raum für die thematische Auseinandersetzung bleibt.

Argumente für den Einsatz von Internet in der Mädchenarbeit

- Das Internet eignet sich durch die Medienvielfalt sehr gut für die kreative Gruppenarbeit. Mit Grafiken, Fotos, Texten, Daumenkino, Filmen, Musik oder sonstigen Tönen lässt sich jedes beliebige Thema behandeln.
- Methodisch gibt es keine Vorgabe: es kann alleine, zu zweit, in Kleingruppen oder vernetzt gearbeitet werden.
- Das technische Niveau kann von gering bis ausgetüfelt schwanken. Die Frage der technischen Ausstattung der Einrichtung lässt sich durch Kooperationsangebote mit anderen Trägern, Schulen und auch kommerziellen Anbietern lösen.
- Es kann fast jedes klassische Mittel mit Computertechnik kombiniert werden.

Für Mädchen sind vor allem drei Ebenen des Internets von Bedeutung: der Konsum, der Kontakt und die Kreativität. Pädagoginnen haben häufig andere Schwerpunkte: Veränderung des Frauenbildes, Emanzipation, Partizipation, Schutz vor Gewalt, Medienkompetenz, Schule, Berufswahl, Zugang zu Wissen o. Ä. Diese Ansprüche lassen sich pädagogisch wert- und lustvoll miteinander verbinden.

Karen Lehmann
Mädchenhaus
Düsseldorf e.V.

Internetadressen:
www.stattbuch.de/maedchenhaus

www.zickenpost.de

www.trinetta.de

tive Ansätze und pädagogischen Mädchenarbeit

Medienprojekt der Stadt Wuppertal: Videoprojekt „Mädchenlust, Mädchenlast“

Das „Medienprojekt der Stadt Wuppertal“ ist eine medienpädagogische Einrichtung im Bereich „Jugend und Freizeit“ der Stadt Wuppertal, die seit 1992 Modellprojekte aktiver Jugendvideoarbeit konzipiert und realisiert und sich dabei zur bundesweit größten Jugendvideo-Produktion entwickelt hat.



Besime Atasever
Wuppertal

Zielgruppe sind Jugendliche und junge Erwachsene aus Wuppertal im Alter von 14–28 Jahren, die bei ihren eigenen Video-Produktionen (in pädagogischen Einrichtungen oder privat) produktorientiert unterstützt und deren Videos in Kinos, Schulen und Jugendeinrichtungen präsentiert und als Bildungsmittel bundesweit vertrieben werden.

Alle Projekte dienen der aktiven Medienerziehung und dem kreativen Ausdruck jugendlicher Ästhetik und Lebensinhalte. Schwerpunktthemen sind dabei Sexualität, Gewalt, Rassismus und Tod. Die Produktionen sind in der Regel 3–10-minütige Reportagen, Kurzspielfilme, Trickfilme, Musikclips oder Experimentalvideos.

Jedes Jahr werden ca. 150 Videos von etwa 1.000 aktiven TeilnehmerInnen produziert. Die Hälfte der Videos wird bundesweit über eine eigene Edition und diverse Verlage vertrieben und erreicht so mehrere hunderttausend ZuschauerInnen und sind somit die meistgesehenen Videoproduktionen in Deutschland. Bei vielen regionalen, bundesweiten und europäischen Jugendvideofestivals sind die Filme Preisträger und werden regelmäßig im Fernsehen auf diversen Kanälen gezeigt.

Das von der Stadt Wuppertal entworfene Modellkonzept wird mittlerweile von vielen anderen Städten übernommen. Das wichtigste Grundprinzip des Wuppertaler

Ansatzes von aktiver Jugendvideoarbeit ist, dass produkt-, nicht prozessorientiert gearbeitet wird. Von den Jugendlichen (und den MitarbeiterInnen) wird die bestmögliche Produktion unter den bestehenden Rahmenbedingungen gefordert. Die MitarbeiterInnen sagen zwar ehrlich ihre Meinung, beeinflussen jedoch nicht inhaltlich, sondern unterstützen gestalterisch und technisch. Alles, was nicht menschenverachtend ist, kann gefilmt werden. Grenzüberschreitungen werden unterstützt, eine Zensur findet nicht statt.

Die MitarbeiterInnen haben deshalb in erster Linie keine pädagogische, sondern eine filmische Qualifikation.

Die Jugendlichen produzieren ihre Videos für Jugendliche. Diese sollen ihnen als Sprachrohr dienen, um sich ihrem Lebensumfeld mitzuteilen. Die Produktionsphase soll möglichst zeitlich gebündelt und die Vorführung unmittelbar erfolgen. Diese Präsentationen stellen eine wichtige Ergänzung und Alternative zu den professionellen Medien vor Ort dar.

Die TeilnehmerInnen an den Projekten kommen aus pädagogischen Institutionen (Schule, Jugendeinrichtungen, Vereine etc.) oder aus privaten Gruppen von idealerweise 6–8 Jugendlichen. Die Teilnahme ist kostenlos.

Das Videoprojekt „Mädchenlust, Mädchenlast“
Die gesamte Videokassette dieses Projektes

Es geht auch anders! – Inno- neue Medien in der sexualpäda

umfasst 19, von Mädchen und jungen Frauen produzierte Videos. Die meisten Filme entstanden dabei in einem 16-monatigen Videoprojekt zum Thema „Mädchensexualität“ zwischen August 1998 und Oktober 1999. Das Projekt wurde angeleitet von einer Sexualpädagogin mit Unterstützung von Medienpädagoginnen bzw. Filmemacherinnen.

Abweichend zum sonstigen Konzept des Medienprojektes waren die Themen im Videoprojekt „Mädchensexualität“ diesmal vorgegeben und die einzelnen Gruppen meldeten sich dann zu den konkreten Themen.

Es fand dann zunächst eine ausführliche Selbstexploration der Gruppe statt, bevor die Videos mit inszenierten und dokumentarischen Anteilen realisiert wurden.

Jeweils über mehrere Wochen wurden von den verschiedenen Mädchen- bzw. jungen Frauengruppen im Alter von 14 bis 25 Jahren Filme zu spezifischen Aspekten ihrer Sexualität erstellt. Themen waren dabei u.a. „Selbstbefriedigung“, „Menstruation“, „Das erste Mal“, „Sexualität ausländischer Mädchen“, „Eifersucht/Treue/One-night-stands“, „Anmache“, „Orgasmus“, „Lesbische Sexualität“ oder „Schwangerschaft/junge Mutterschaft“.

Bereits im Vorjahr hatte es ein entsprechendes Projekt mit Jungen und jungen Männern zu ihrer Sexualität (Thema „Jungenlust, Jungenfrust“) gegeben. Es zeigte sich auch jetzt wieder, dass Jugendliche die stärkste Auseinandersetzung- und Lernenebene finden, wenn sie unter ihres gleichen, also in ihrer peer group sind.

Die Jugendlichen klären sich in den Videoprojekten durch die Aufarbeitung der eigenen sexuellen Erfahrungen, Wünsche und Ängste gegenseitig auf. Sie schaffen in den von ihnen hierüber produzierten Videos für andere Jugendliche eine Informations- und Auseinandersetzungsebene, die den ZuschauerInnen einen Spiegel für ihre eigene sexuelle Identität vorhalten. Die Jugendlichen werden dabei durch das zeitgemäße,

realitätsnahe Video und durch die eigene AutorInnenschaft (Jugendliche produzieren für Jugendliche) erreicht, da die Inhalte und die Ästhetik der von ihnen produzierten Videos den Sehgewohnheiten und der Wirklichkeit ihrer Altersgruppe entsprechen und somit authentische Übertragungsmöglichkeiten bieten.

Das Medium Video dient so als kommunikatives Transportmittel von der individuellen zur kollektiven Ebene.

Sinnvoll ist es, die Videos in der Praxis einzeln und altersentsprechend einzusetzen. Sie können medienpädagogisch als Beispiel und Motivation für eigene Projekte und sexualpädagogisch als Aufklärungsmedium für die schulische und außerschulische Bildungs- und Jugendarbeit genutzt werden.

Besime Atasever
Medienprojekt der
Stadt Wuppertal

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

Zusammenfassung und Diskussion

In den folgenden, als Einstimmung in das Workshopthema aufgeschriebenen Statements der Teilnehmerinnen zeigte sich bereits zu Beginn die Bandbreite der Themenstellung und der anschließenden Diskussion. „Bei Mädchen und Innovation, da denke ich an ...“

- mehr Öffentlichkeitsarbeit
- weg von unseren eigenen Vorstellungen, hören was uns die Mädchen sagen
- Computer und Internet, Videofilme
- neugierig sein auf andere Erfahrungen, Wünsche und Ansprüche und daraus ein Konzept entwickeln
- feministisch reflektierte Konzepte, die von aktuellen Wünschen und Bedürfnissen der Mädchen ausgehen
- Vorurteile und Scheuklappen ablegen, offen sein
- kreativen Umgang mit den Lebenswelten der Mädchen
- Umgang mit dem leicht entstehenden Zwang, den technischen Entwicklungen nachzulaufen
- Mädchen, die sagen, was für sie Innovation bedeutet
- Medienpräsenz von allen Mädchen
- Frauen in den Medien als Vorbilder und zur Wahrnehmung der weiblichen Interessen
- kreative Materialien
- Mädchen wissen, was sie wollen

Wichtige Fragen, Thesen und Diskussions- ergebnisse

Mädchen sind vielfältig und innovativ – so sollte sich auch die sexualpädagogische Mädchenarbeit mit Medien gestalten.

Sexualpädagogische Mädchenarbeit muss an den Lebenswelten der Mädchen ansetzen. Wichtig ist dabei, dass die Pluralität der Angebote und Themen sowie der Zielgruppen und der Medien zu beachten. Unabhängig davon, mit welchen Medien und Methoden Sexualpädagoginnen arbeiten: basieren sollte das Konzept auf einem pädagogischen Selbstverständnis, das begleitend und beratend und nicht bevormundend den Mädchen gegenübersteht.

Im Zentrum der Arbeit mit neuen Medien müssen die Ziele und die Inhalte stehen. Das Medium ist dabei nur sekundär, es ist ‚Mittel zum Zweck‘ und nicht ‚Selbstzweck‘. Gerade im Bereich der Spielpädagogik und der Theaterarbeit gibt es zahlreiche gute, sinnvolle und aktuelle Methoden, die sexualpädagogische Inhalte lustvoll und kreativ vermitteln helfen. Nicht alles muss neu entwickelt werden, der Rückgriff auf bereits vorhandene Materialien ist lohnenswert.

Müssen wir als Pädagoginnen eigentlich alle Trends mitmachen und uns in allen neuen Technologien und Kommunikationsformen qualifizieren, um die Mädchen immer aktuell und mädchen- bzw. mediengerecht zu erreichen?

In der Diskussion über diese Frage wurde deutlich, dass viele Pädagoginnen das hohe Tempo des technischen Fortschritts und, damit verbunden, den Einzug in die sexualpädagogische Mädchenarbeit nicht nur als Chance, sondern auch als „Zwang zum ständigen Weiterlernen“ erleben. Auch wenn Pädagoginnen in ihrer sexualpädagogischen Praxis manche Medien, z.B. Internet, nicht nutzen, so ist es dennoch wichtig, sich als Multiplikatorinnen über die Gefahren und Chancen zu informieren. „Ich bin froh heute zu leben, in einer Zeit mit all den technischen Möglichkeiten!“ – so eine jüngere Pädagogin im Workshop zu der Frage, ob die neuen Medien ein Segen oder eher ein Fluch für die pädagogische Praxis seien. An der sich anschließenden kontroversen Diskussion lässt sich ablesen, dass es unter den Mädchenarbeiterinnen durchaus so etwas wie einen „Generationenkonflikt“ gibt. Fest stand für alle, auch wenn man selbst in der eigenen Arbeit die neuen Medien nicht oder nur sehr gering nutzt, sollte frau doch eine gewisse Offenheit und Neugier entwickeln und sich grundlegende Kenntnisse darüber aneignen.

Mädchen sind längst nicht so technikfeindlich, wie wir Pädagoginnen häufig glauben. Diese Aussage belegten vier vorgestellte



Gabriele Bültmann
Oer-Erkenschwick

Es geht auch anders! – Inno- neue Medien in der sexualpäda

Projekte eindrucksvoll. Das Telefonprojekt der Pro Familia Bonn ist als reines Mädchenprojekt angelegt, die Nutzung zeigt aber, dass neben 70% Mädchen auch 30% Jungen anrufen. Das für Jungen und Mädchen konzipierte Telefonprojekt des Kinderschutzbundes Wuppertal zeigt exakt dieselbe prozentuale Verteilung. Die Evaluation der LoveLine CD-ROM der BZgA ergab, dass dieses Projekt, ursprünglich entwickelt, um Jungen besser zu erreichen, zu einem großen Prozentsatz besonders Mädchen anspricht, und 40% der 12–27-jährigen Ratsuchenden, die sich an die E-Mail-Beratung der Pro Familia Tübingen wenden, sind Mädchen. Insbesondere das Internet scheint ein Medium zu sein, das Mädchen sehr anspricht und offensichtlich auch erreicht. Eine Erklärung hierfür könnte sein, dass Mädchen sowieso gerne schreiben, z.B. Tagebuch, und daher auch ihre Fragen gerne an Beratungsstellen schreiben. Dazu kommt, dass sie ihre Fragen anonym stellen können. Auch das ‚Chatten‘ spricht Mädchen laut Erfahrung der Teilnehmerinnen und Expertinnen an, wie das Projekt Zickenpost des Düsseldorfer Mädchenhauses zeigt. Mädchen können beim Chatten in einer Art ‚geschütztem Raum‘ neue Erfahrungen machen, andere Rollen einnehmen und ihre Wirkung auf andere – Mädchen wie Jungen – ausprobieren. Allerdings, so zeigt die Erfahrung, können jüngere Mädchen nicht unterscheiden zwischen einem Computerspiel und einem ‚realen Chattroom‘, also der Kommunikation mit realen ‚Chatt-Partnerinnen‘. Es gilt also, sie darüber sehr genau zu informieren und sie dabei zu begleiten und zu beraten. Spannend ist beim ‚Chatten‘ für Mädchen vor allem, dass sie Mädchen (und andere Menschen) treffen können, die ihnen im realen Leben nicht begegneten. Darüber hinaus sind Mädchen, die z.B. keine Jugend- oder Mädcheneinrichtungen besuchen dürfen oder möchten, auch über das Internet zu erreichen.

„Die Geister, die ich rief, werd ich nun nicht los!“ oder: Sind Innovationen und deren Folgen planbar? So ließen sich die Erwartungen, aber auch die Erfahrungen mit dem Medium Internet beschreiben. Die Me-

dienwirkungsforschung verfügt derzeit noch über keine Erkenntnisse bzgl. der Langzeitwirkung auf Mädchen (und Jungen). Die sexualpädagogischen Projekte, die in diesem Bereich arbeiten, begeben sich also auf unsicheres Terrain mit noch unüberschaubaren Konsequenzen – positiven wie negativen. Wichtig ist hier vor allem, Vertrauen und Zutrauen in die Mädchen und in das eigene professionelle Handeln zu haben, der fachliche Austausch mit KollegInnen sowie auf die Stärke von Kooperationen bauen zu können, um schonender mit den eigenen Ressourcen umzugehen.

E-Mail-Projekte sind lokal nicht mehr eingrenzbar, denn schließlich begeben sie sich, gewollt oder ungewollt, in das world wide web.

Wie die Erfahrungen des Tübinger Projektes belegen, nutzen Menschen in ganz Deutschland und aus dem deutschsprachigen Ausland dieses Beratungsangebot und sie erwarten schnellstmögliche Antworten auf ihre Fragen. Der Erfolg dieses Projektes ist so gesehen durchaus ambivalent: Hervorragend, dass es so gut angenommen wird und problematisch, weil es die personellen und organisatorischen Rahmenbedingungen der Einrichtung sprengt. Eine Vernetzung der in diesem Bereich auch zukünftig tätig werdenden Einrichtungen ist dringend geboten.

Ebenfalls nicht planbar und vorhersehbar sind die ethischen Folgen mancher Projekte.

Am Beispiel des Wuppertaler Medienprojektes „Mädchenlust – Mädchenlast“ wurde diskutiert, ob die Offenheit der Mädchen vor der Kamera, z.B. bezüglich des Themas Selbstbefriedigung nur situativ oder ganz bewusst auch langfristig von ihnen entschieden wurde oder werden konnte. Es stellte sich die Frage, ob den Mädchen im Projektverlauf selbst die Tragweite ihrer Entscheidung klar gewesen sei, also z.B. die Vorführung im öffentlichen Kino und an anderen Orten. Die Teilnehmerinnen waren sich insofern einig, als dass sie in ihrer eigenen pädagogischen Praxis ‚grenzüberschreitende‘ Projekte mit großer öffentlicher Wirkung zu bestimmten Themen nicht durch-

tive Ansätze und gogischen Mädchenarbeit

führen würden. Gleichzeitig waren alle sehr beeindruckt vom Selbstbewusstsein, der Authentizität und der Offenheit der Mädchen. Wichtig ist, die Grenzen der Mädchen selbst und die des Projektes immer wieder zu erkennen, zu überprüfen und zu respektieren.

Ist feministisch orientierte Mädchenarbeit ‚out‘?

Ohne Zweifel ist die geschlechtshomogene Gruppenarbeit für Mädchen in koedukativen Zusammenhängen wichtig und sinnvoll. In gemischtgeschlechtlichen Gruppen äußern die Mädchen jedoch nur selten von sich aus den Wunsch, nur mit Mädchen bestimmte Themen zu diskutieren. „*Das ist ja so, als würde man zugeben, Probleme mit Jungen zu haben. Und das will doch keine!*“ – antwortete eine jugendliche Teilnehmerin im Workshop auf die Frage nach dem ‚Warum‘. Denn eins war auch für die anwesenden Mädchen klar: Die Erfahrung in einer reinen Mädchengruppe ist eine wichtige und für manche Themen absolut sinnvolle. Für die Mädchenarbeiterinnen aus der feministischen Tradition steht daher fest: Auch wenn die Mädchen von sich aus das Bedürfnis nach Trennung nicht formulieren, sollte frau ihnen diese Erfahrung unbedingt ermöglichen. Die Pädagoginnen aus eher koedukativen Einrichtungen gaben hier zu Bedenken, dass die Mädchen ihre Bedürfnisse unbedingt selbstbestimmt äußern sollten. Denn es sei zu beobachten, dass gerade die begleitete und betreute Auseinandersetzung mit dem andren Geschlecht für die Mädchen im Mittelpunkt des Interesses stünde. Die Teilnehmerinnen des Workshops waren sich in diesem Punkt nicht einig. Einhellig war jedoch, dass die Entscheidung darüber, ob geschlechtshomogen oder -heterogen mit den Mädchen gearbeitet würde, immer wieder aufs Neue getroffen und überprüft werden müsse. Ausschlaggebend sollten immer die Bedürfnisse der Mädchen sein.

Bedarfsorientierte Angebote brauchen Partizipation – von Anfang an!

Partizipation und Selbstbestimmung sind zwei Grundhaltungen, die bei peer education-Projekten im Mittelpunkt stehen. Nicht

die Pädagoginnen bestimmen die Themen, Gruppenzusammensetzung und das Tempo, sondern ausschließlich die Zielgruppe selbst. Besonders Mädchen scheinen sich vom peer education-Ansatz angesprochen zu fühlen. Das Berliner Projekt, aber auch das peer-Projekt der Pro Familia Bonn zeigen, eine wichtige Motivation für die Mädchen ist es, anderen weiterzuhelfen. Die weiblichen peer educators profitieren sowohl vom Wissenszuwachs als auch von der Bestätigung und der Achtung, die ihnen durch FreundInnen, Familienmitglieder und andere entgegengebracht werden.

Wünsche und Empfehlungen:

- Finanzielle Absicherung der Mädchenarbeit
- Mehr Arbeitsplätze in der sexualpädagogischen Mädchenarbeit
- Kontinuierliche Förderung von Medienprojekten für Mädchen
- Bundesweite Fachtagung zum Thema ‚Neue Medien in der Mädchenarbeit‘
- Sexualpädagogische Fortbildung und Qualifizierung unter Einbeziehung neuer und bewährter Medien
- Fachtagung, um den Diskurs über Koedukation oder geschlechtshomogene Arbeit zu führen
- Implementierung sexualpädagogischer Ausbildung und Qualifizierung an Fachhochschule und Hochschule
- Mehr Raum für interdisziplinäre Vernetzung und Kooperation
- Mehr Unterstützung zur aktiven Medienutzung
- Gute ‚give-aways‘ der BZgA
- Förderung von Mädchen-Medien-Projekten mit mädchenrelevanten Themen

Gabriele Bültmann
forum sexualpädagogik e.V.,
Oer-Erkenschwick

Abschlussplenum

„meine Sache“ – Mädchen gehen ihren Weg

Referat

Margitta Kunert-Zier
Frankfurt/Main

Von starken Mädchen und zarten Jungs
– Wege und Perspektiven einer geschlechtsbewussten Pädagogik

Podiumsrunde

Prof. Dr. Cornelia Helfferich, Moderation
Sozialwissenschaftliches Frauenforschungs-
Institut d. Kontaktstelle für praxisorientierte
Forschung e.V., Ev. FH Freiburg (SOFFI K.)

Präsentation der Workshop-Ergebnisse und Diskussion

Schlusswort

Harald Lehmann
BZgA, Köln

Resümee und Ausblick

Abschlussplenum



Margitta Kunert-Zier
Frankfurt/Main

Von starken Mädchen und zarten Jungs – Wege und Perspektiven einer geschlechtsbewussten Pädagogik

Wenn ich von starken Mädchen und zarten Jungs spreche, will ich natürlich keine neuen Geschlechterklischees produzieren. Aber ich möchte mit dieser „Verdrehung“ dazu anregen, immer wieder neue Perspektiven auf die Geschlechter einzunehmen, also bewusst Mädchen und Jungen auch anders sehen zu wollen, als wir es gewohnt sind.

Unter geschlechtsbewusst verstehe ich auch die Neugier auf Unbekanntes bei Mädchen und Jungen und die Sensibilität, Brüche, Unerwartetes und Grenzüberschreitendes wahrnehmen und erkennen zu können.

Die Geschlechterverhältnisse verändern zu wollen, bedeutet auch, eigene Entwürfe über eine neue Qualität in den Beziehungen zwischen weiblichen und männlichen Menschen zu kreieren. Es kann durchaus spannend sein, den eigenen Blick immer wieder zu schärfen und Dinge zu entdecken, Äußerungen, in denen Entwürfe eines anderen Zusammenlebens und Kommunizierens der Geschlechter enthalten sind und diese in der Pädagogik nutzbar zu machen. Ich werde Blicke auf die Entwicklungen von Mädchenarbeit und Jungenarbeit werfen, auf Geschlechtertheorien und ihre Relevanz für die Praxis eingehen und Fragen nach den Perspektiven geschlechtsbewusster Pädagogik nachgehen. Mein Anliegen ist dabei, geschlechtsbezogene Ansätze unter einer gemeinsamen Perspektive von Geschlechterdemokratie weiterzudenken.

Meine Perspektive auf das Thema ist von unterschiedlichen Zugängen geprägt: von Berufserfahrungen als Mädchenarbeiterin der ersten 10 Jahre, als Lehrbeauftragte an Fachhochschulen, als mädchenpolitisch aktive Geschäftsführerin in einem Dachverband der Kinder- und Jugendinitiativen in Frankfurt sowie von meiner heutigen Sicht als Erziehungswissenschaftlerin. Im Rahmen meines Promotionsvorhabens

habe ich ExpertInneninterviews mit Frauen und Männern aus der Mädchen- und Jungenarbeit geführt und werde einige Zwischenergebnisse und Aussagen einflechten.

Blicke auf Mädchenarbeit und die feministische Pädagogik

Wenn ich im Folgenden von Mädchenarbeit spreche, beziehe ich mich ausschließlich auf die Geschichte und Entwicklungen in Westdeutschland. Mädchenarbeit in den neuen Bundesländern ist ein „Produkt der Wende“ und dort unter völlig anderen Voraussetzungen begonnen worden.¹ Ein Vergleich wäre von daher problematisch und würde den Rahmen meines Vortrags sprengen.

Von Mädchenarbeit reden wir in Westdeutschland nun schon seit Mitte der 70iger Jahre. Sie ist als die kleine Schwester der Frauenbewegung² bezeichnet worden und, wie die Frauenbewegung selbst, inzwischen in Institutionen aufgegangen. In der außerschulischen Jugendbildungsarbeit³ wurden erste Ansätze erprobt, es folgten Mädchengruppen in Jugendzentren, der erste Treff ausschließlich für Mädchen wurde 1978 in Frankfurt gegründet. Seither hat sich Mädchenarbeit ausdifferenziert, weiterqualifiziert und nachhaltige

¹Vgl. Jakob, G., Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen und in der pädagogischen Arbeit, Mädchen- und Frauenarbeit in den neuen Bundesländern, in: Frieberthäuser, B., Jakob, G., Klees-Möller, R. (Hrsg.), (1997) Sozialpädagogik im Blick der Frauenforschung, Weinheim S.136 ff.

²Vgl. Hörmann, M. / Reinbold, B., (Hg.) (1996), Die kleine Schwester der Frauenbewegung – Mädchenarbeit gestern, heute, morgen, Frankfurt a. M.

³Vgl. Naundorf/ Gabriele, Wetzel, S. (o. J. vermutl. 1976), Wochenkurse für Hauptschüler/innen im Wannseeheim für Jugendarbeit e. V. Berlin

Spuren in der Landschaft der Kinder- und Jugendhilfe hinterlassen. Vom anfänglichen Schwerpunkt auf Mädchen im Jugendalter finden wir heute vermehrt auch Mädchenarbeit in Einrichtungen der offenen Kinderarbeit, in Hortgruppen und Schulen. Mädchenpolitische Aktivitäten führten zur strukturellen Verankerung von Mädchenarbeit in kommunalen Leitlinien.⁴ Modelle mädchengerechter Jugendhilfeplanung⁵ wurden erprobt. Die Pädagoginnen der Mädchenarbeit sind seit November 1999 nun auch in einer Bundesarbeitsgemeinschaft Mädchenpolitik⁶ vernetzt. Diese Erfolgsbilanz ließe sich sicher noch fortsetzen. Allein das Spektrum der bei dieser Tagung präsentierten Projekte belegt eindrucksvoll Vielfalt und Qualität von Mädchenarbeit.

Hinsichtlich weiterer Entwicklungen innerhalb der Mädchenarbeit werde ich folgende Themen aufgreifen: die Veränderung der Zielgruppen, die Auseinandersetzung mit Feminismus und damit verbundene Generationenkonflikte sowie ein neuer Blick auf Jungen.

Veränderung der Zielgruppen

Neben den schon genannten Verschiebungen hin zu immer jüngeren Mädchen hat es ein auffälliges Wegbleiben der älteren deutschen Mädchen zugunsten von nicht-deutschen Mädchen aus unterschiedlichen Nationen gegeben. Mädchenarbeit ist zur interkulturellen Mädchenarbeit geworden, wobei ein Großteil der Besucherinnen einen moslemischen familiären Hintergrund mitbringen. Dies führte zwangsläufig zur Verunsicherung der Pädagoginnen hinsichtlich der feministischen Orientierungen und forderte neue Konzepte heraus. Was dies für ihre Arbeit bedeutet hat, charakterisiert eine von mir befragte Pädagogin wie folgt:

„Als ich vor 9 Jahren anfang, waren im offenen Treff schon 99% nichtdeutsche Mädchen aller Nationalitäten, das heißt, die Zielgruppe hatte sich völlig gewandelt und die Konzepte hinkten hinterher“ und Mädchen kommen heute aus anderen Motiven:

„Zu Gründungszeiten des Mädchentreffs kamen die Mädchen ganz selbstbewusst. Heu-

te kommen die meisten, weil sie sonst nicht woanders hin dürfen. Und das muss natürlich immer wieder analysiert werden, was wollen die Mädchen? Einerseits haben wir als feministische Pädagoginnen natürlich unsere Ziele, und andererseits mussten wir lernen, davon wirklich großen Abstand zu nehmen, weil diese Konzepte so undifferenziert nicht zu übertragen gehen.“

Die Auseinandersetzung mit Feminismus – Generationenkonflikte

Mit der tendenziellen Auflösung der Frauenbewegung in Institutionen und gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen, die auch einen Wandel in den Geschlechterrollen nach sich zogen, hat sich das Verhältnis zum Feminismus vor allem bei den jüngeren Frauen gewandelt. Moderne aufgeschlossene Mädchen weisen eine Benachteiligung gegenüber Jungen größtenteils zurück. Die Forderungen von Feministinnen halten sie häufig für antiquiert.

Hinzu kommt, dass aufgrund konzeptioneller Vorgaben Mädchenarbeit in koedukativen Einrichtungen vielerorts zum Muss geworden ist, und somit junge Frauen für Mädchenarbeit eingestellt werden, die zunächst einmal keinen bewusst eigenen Zugang zur Mädchenarbeit formulieren.⁷ Aus diesen Gründen können Konflikte zwischen den Generationen der Mädchenarbeiterinnen entstehen. Die von mir interviewten Expertinnen entwickeln für die Ablehnung feministischer Auffassungen bei den jüngeren Mädchen und Frauen überwiegend Verständnis und bezeichnen ihr eigenes Verhältnis vor allem gegenüber feministischen Dogmen heute als kritisch. Dies muss aber nicht bedeuten, dass sie die Existenz von Mädchenarbeit zur Disposition stellen! Alle von mir Befragten suchten nach neuen Ansätzen, die den Bedürfnissen und Bedarfslagen ihrer Zielgruppen entsprechen.

Der Umgang mit Jungen in der Mädchenarbeit

Ein positives Beziehen auf Jungen war jahrelang in der Mädchenarbeit ein Tabu, sie kamen als potentielle Partner der Mädchen in der Mädchenarbeit nicht vor oder wenn,

Referat

⁴Vgl. Frankfurter Leitlinien zur Förderung der Mädchenarbeit in der Kinder- und Jugendhilfe, Jugendamt der Stadt Frankfurt a. M. 1995

⁵Vgl. Wallner, C. (1996), Mädchen im Blick. Mädchen-gerechte kommunale Jugendhilfeplanung, Hannover

⁶Vgl. BAG Mädchenpolitik, c/o LAG Mädchen und junge Frauen in Sachsen e. V., Alten-zeller Str. 19, 01069 Dresden

⁷Vgl. dazu Klose, Chr. (1996), „Eine Utopie als Regelangebot? Zur Notwendigkeit von Mädchenarbeit im postfeministischen Zeitalter“, in: Hörmann, M./Reinbold, S. a. a. O.

Abschlussplenum

⁸Vgl. Brückner, M., (1996), Frauen- und Mädchenprojekte. Von feministischen Gewissheiten zu neuen Suchbewegungen, Opladen. Dies. (1996), Erwartungen und Enttäuschungen. Auf der Suche nach feministischen Perspektiven, in: Sozialmagazin 9/96

⁹Vgl. in: Sozialmagazin 7-8, Weinheim 1990

¹⁰Vgl. Savier, M. u. Wildt, C., (1978), Mädchen zwischen Anpassung und Widerstand, München

¹¹Vgl. Heimvolkshochschule „Alte Molkerei“ Frille (1989), Parteiliche Mädchenarbeit und antisexistische Jungenarbeit – geschlechtsspezifische Bildungsarbeit für Jungen und Mädchen. Abschlußbericht des Modellprojekts „Was Hänschen nicht lernt...., verändert Clara nimmer mehr.“

¹²Vgl. Syska, A. (1988), Bewusste Jungenpädagogik mit Hilfe der Oral-History-Methode, in Arbeitskreis deutscher Bildungsstätten (Hg.)

¹³Vgl. Schenk, M. (1996), Praxis-Lei(d)t-Faden zur emanzipatorischen Jungenarbeit, Jugendamt Stadt Nürnberg,

¹⁴Vgl. Sielert, U. (1989) Jungenarbeit. Praxishandbuch für die Jugendarbeit, Weinheim/München

¹⁵Vgl. Winter, R., (1991) Identitätskrücken oder Jungenarbeit? Zur Begründung eigenständiger Ansätze kritischer Jungenarbeit, in: Willems, H./Winter, R. (1991) Was fehlt, sind Männer! Ansätze praktische Jungen- und Männerarbeit, Schwäbisch Gmünd und Tübingen

¹⁶Vgl. z.B. bsj-Mädchenprojekt, Initiativgruppe Eulenkopf (Hg.) (1995), Mit eigener Hand... Mädchen und Jungen gestalten ein Spielgelände – Dokumentation eines Gemeinwesenprojektes, Marburg, zu bestellen über: bsj Mädchenprojekt, Biegenstr. 40, 35037 Marburg

nur als potentielle Täter und sexistische Belästiger, gegen die es sich zu wehren hieß. Wünsche der Mädchen nach einem guten Leben mit Jungen⁸ wurden erst spät wahrgenommen und akzeptiert. Bis heute ist dieser Aspekt in der Mädchenarbeit ein äußerst ambivalenter geblieben. Die Jungen sollen außen vor bleiben, weil Mädchen immer noch allzu schnell sich selbst zurücknehmen, wenn Jungen auftauchen, Raum abgeben, auf Eigenes verzichten und sich unterordnen.

Die Erziehungswissenschaftlerin Annedore Prengel eröffnete mit ihrem „Beitrag der Frauenforschung zu einem anderen Blick auf die Erziehung von Jungen“⁹ neue Perspektiven auf die Geschlechterpädagogik. Ein feministisches Tabu wurde durchbrochen, es galt fortan als legitim und sinnvoll, auch aus Frauensicht, Jungen und Fragen der Männlichkeit in der Pädagogik zu thematisieren. Dieser Beitrag beeinflusste die Diskussion über die Notwendigkeit von Jungenarbeit und ermutigte Pädagoginnen, dies erneut und vehementer einzufordern. Indem er auch die ersten Versuche von Jungenarbeit würdigend aufgriff, hatte er durchaus eine Initialwirkung auf die männlichen Pädagogen in Praxis und Forschung, worauf ich bei meinen Experteninterviews hingewiesen wurde.

Blicke auf Jungenarbeit

Jungenarbeit war von Anbeginn konzeptioneller Bestandteil feministischer Pädagogik.¹⁰ Sie wurde tatsächlich in koedukativen Einrichtungen in der Regel durch die Frauen angestoßen.

Seit Ende der 80er Jahre entwickelten sich unterschiedliche Ansätze, die sich vor allem durch theoretische Abgrenzungsversuche untereinander ausweisen. Die Heimvolkshochschule Alte Molkerei Frille¹¹ begründete zuerst neben einer parteilichen Mädchenarbeit die antisexistische Jungenarbeit.

Weitere Ansätze verwenden Begriffe wie: die ‚Bewusste Jungenarbeit‘¹², die ‚Emanzipatorische‘¹³, die ‚Reflektierte‘¹⁴ und die ‚Kritische Jungenarbeit‘¹⁵. Während die ‚an-

tisexistische Jungenarbeit‘ ausdrücklich die Abschaffung patriarchalischer Machtverhältnisse intendiert und Jungen als deren Nutznießer zur Abgabe von Macht an Mädchen auffordern will, betonen andere Ansätze auch die Verlustseiten männlicher Sozialisation.

In allen Ansätzen sollen Jungen ihre emotionalen Seiten entwickeln, ihr Sozialverhalten intensivieren, aber auch in ihrer Jungenidentität so gestützt werden, dass sie sich nicht zwanghaft gegenüber Mädchen und schwächeren Jungen abwertend verhalten. Alle Ansätze betonen die Bedeutung der Selbstreflexion des Jungenarbeiters in Bezug auf die eigene Männlichkeit, die den Jungen in der täglichen Praxis präsentiert wird. Das ‚Sich-Anbieten‘ als reale Männer wird als wesentlich hervorgehoben. Die beeindruckende Fülle an Literatur zu Jungen, Männern und Jungenarbeit steht einer nach wie vor nicht sehr entfaltenen Praxis von Jungenarbeit gegenüber.

Gemeinsamkeiten, Berührungspunkte und Grenzüberschreitungen

Mädchen- und Jungenarbeit verfolgen – grob gesagt – beide die Aufhebung von Geschlechterhierarchien sowie ein Stärken der Mädchen und Jungen in einer Geschlechtsidentität, die sich von traditionellen Geschlechterbeschränkungen löst. Ein Geschlechterverhältnis, das von Gleichwertigkeit und Akzeptanz getragen ist, wird von beiden Seiten angestrebt. Damit gibt es gemeinsame Ziele und die Möglichkeit von Berührungspunkten.

Überall, wo parallele Angebote von Mädchen- und Jungenarbeit existieren, wäre ein betreutes gemeinsames Arbeiten denkbar und möglich. Es lässt sich aber feststellen, dass dieses gemeinsame Terrain nur äußerst vorsichtig und zurückhaltend betreten wird. Beispiele für eine derartige reflektierte oder bewusste Koedukation existieren.¹⁶ Sie erfordern gründlich ausgearbeitete konzeptionelle und methodische Vorbereitung und ein Team, das diesen Ansatz geschlechterparitätisch betreut. Auch die Kooperation zwischen Mädchen-

und Jungenarbeit wurde in verschiedenen Kontexten erprobt und zur Diskussion gestellt.¹⁷ Fortbildungsangebote zur geschlechterübergreifenden Arbeit werden ebenfalls inzwischen angeboten.¹⁸

Mädchen und Jungen ist gemeinsam: das Interesse aneinander. Die nach wie vor hohe Familienorientierung bei Mädchen und Jungen¹⁹ scheint dies zu bestätigen. Ebenso ist das auffällige Verschwinden der älteren Besucherinnen aus den Mädchentreffs ein Hinweis darauf, dass ihr Interesse am anderen Geschlecht zunimmt. Dieses Bedürfnis der Mädchen wurde in einem Berliner Mädchentreff²⁰ so ernst genommen, dass sie den Mädchentreff unter strengen Regeln zeitweilig für Jungen öffneten, und dies als entwicklungsbegleitenden, beziehungsorientierten koedukativen Ansatz erfolgreich erprobten.

Bei der Suche nach einem Sinnzusammenhang zwischen Mädchen- und Jungenarbeit sind derartige Experimente der Koedukation aus Mädchensicht sinnvoll und zeigen neue Horizonte auf. Das Begrenzen auf nur eines der Geschlechter, ob in der Mädchenarbeit oder in der Jungenarbeit, wird der Geschlechterfrage nicht wirklich gerecht. Werden Probleme mit dem anderen Geschlecht ausgeblendet, bereiten wir die Mädchen oder Jungen nicht wirklich auf die Realität vor. Es gibt nun einmal keine geschlechtshomogene Welt.

Der Rückzug in Mädchenräume dient der Selbstfindung, Selbstbesinnung ohne den Erwartungsdruck des anderen Geschlechts. Mädchen sollen ungestört definieren können, wie sie sich die Welt vorstellen. Dies ist m. E. eine immer noch wesentliche Aufgabe von Mädchenarbeit. Diese Vorstellungen müssen aber an der Realität überprüfbar sein. Je mehr gesellschaftliche Wirklichkeit gemeinsam mit den Pädagoginnen erleb- und erfahrbar ist, umso realitätsgerechter kann darauf Einfluss genommen werden.

Ein Streifzug durch Geschlechtertheorien – Theorie und Praxis

Flankiert wurden die beschriebenen Entwicklungen in der Praxis von einer Auswei-

tung von Frauenstudien und Frauenlehre an Universitäten und an Fachhochschulen. Aus Schwerpunkten zur Mädchen- und Frauenarbeit wurden Schwerpunkte der Geschlechterforschung, den Gender-Studies. Die anfängliche Defizitperspektive auf die Mädchen wich der Differenzperspektive. Das Sichtbarmachen, Anerkennen und Aufwerten weiblicher Lebenszusammenhänge stand dabei im Vordergrund. Die Verwirklichung der Gleichheit der Geschlechter in Anerkennung ihrer Differenzen wurde als politisches Ziel definiert. Differenz sollte nicht hierarchisch, sondern demokratisch gedacht werden.²¹

Seit den 90er Jahren entfaltete sich innerhalb der feministischen Theorie eine kritische Auseinandersetzung über den Umgang mit der Kategorie „Geschlecht“. Während sich die geschlechtsbezogene Praxis aus ihrer Tradition heraus an der Theorie der Zweigeschlechtlichkeit als soziale Konstruktion orientiert, entwerfen nun VertreterInnen einer vom Konstruktivismus beeinflussten Richtung die Vorstellung von der Aufhebung der Zweigeschlechtlichkeit und fordern eine Dekonstruktion der sozialen Kategorien Frau, Mann und Geschlecht.²² Den Vertreterinnen der Theorie der Zweigeschlechtlichkeit wird nun der Vorwurf gemacht, „zur Naturalisierung von Herrschaftszusammenhängen“ beizutragen.²³

Im Zuge des Bundesmodellprojektes „Mädchen in der Jugendhilfe“²⁴ wurde nun auch der Mädchenarbeit unterstellt, immer noch bruchlos Konzepte zu privilegieren, die 15 Jahre alt sind.²⁵ Ein weiterer Vorwurf ist, dass „noch immer mit dem Rekurs auf die Frauenbewegung der Ursprung der Mädchenarbeit beschworen und eine Kontinuität behauptet (wird), die in den Köpfen der Mädchenarbeiterinnen noch existieren mag, ihren gesellschaftlichen Bezugspunkt aber schon länger verloren hat“.²⁶

Meyer und Seidenspinner werfen den Mädchenarbeiterinnen des Weiteren vor, den Anschluss an die wissenschaftlich etablierte Frauenforschung, in der sich „Geschlecht als Konstrukt“ durchgesetzt hat, verpasst

¹⁷Vgl. Tagung der Ev. Akademie Nordelbien, Bad-Segeberg u. ForJu, Fortbildung für mädchen- und jungengerechte Jugendhilfe, Kiel Fachtagung: „Mädchenarbeit-Jungenarbeit (Un)Stimmigkeiten-Innovative Konzepte einer geschlechterbezogenen Pädagogik“, Febr. 2000, bei der über Kontroversen oder Kooperation zwischen beiden Ansätzen diskutiert sowie Kooperationsprojekte zwischen Mädchen- und Jungenarbeit vorgestellt wurden!

¹⁸Vgl. Eine Fortbildungsreihe der Heinvolkshochschule Alte Molkerei Frille „Was Frauen Jungen erlauben können.. – was Männer Mädchen anbieten haben...“ Geschlechtsbezogene Pädagogik mit dem anderen Geschlecht, die ebenfalls geschlechtergemeinsame Bestandteile beinhaltet. Beginn Mai 2000

¹⁹Vgl. Fischer u. a. (2000), 13. Shell-Studie, Jugend 2000, Opladen

²⁰Vgl. Heinemann, G., (1997/98) Heraus aus der Nische – hinein in den öffentlichen Raum, Aufbruch in unbekannte Welten – Koedukation im Mädchenprojekt?!, unveröffentlichtes Manuskript, Berlin

²¹Vgl. Prengel, A., (1993/1995), Pädagogik der Vielfalt, Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik, Opladen

²²Vgl. Gildemeister, R., Wetterer, A., (1992), Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: Knapp, G. A., Wetterer, A., (Hrsg), Traditionen und Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg/Brs.

²³Vgl. Gildemeister/Wetterer, a. a. O.

²⁴Vgl. SPI Berlin 1997–2000

²⁵Vgl. Meyer, D. / Seidenspinner, G., (1999) Mädchenarbeit – Plädoyer für einen Paradigmenwechsel, in: 50 Jahre AGJ, Jubiläumsband, Bonn

²⁶Vgl. ebenda, S. 61 ff.

Abschlussplenum

zu haben. Mit dem Hinweis auf „utopisch figurierte Freiraumideale“ werden Räume nur für Mädchen als unzeitgemäß zur Disposition gestellt.

Die aktuelle De-Konstruktivismusdebatte berührt m. E. die pädagogische Praxis kaum, weil sie soziale Aspekte und objektive Strukturen wie Herrschaftsverhältnisse, Geschichte, aber auch Körperlichkeit stark vernachlässigt.²⁷

Auch wenn Pädagoginnen versuchen, Mädchen als Individuen zu sehen, die eigenaktiv ihr Geschlecht konstruieren, werden sie gleichzeitig mit bereits vorhandenen Geschlechterprägungen konfrontiert, die Ergebnis einer Sozialisation im kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit sind. Wenn wir diese Realitäten ausblenden, indem wir auch die Begriffe weiblich-männlich, Mädchen-Jungen, Mann-Frau abschaffen, nehmen wir uns selbst Erkenntnis- und Verständigungsmöglichkeiten.

Mit der Abschaffung der Kategorien müsste konsequent gedacht auch die Mädchen- und Jungenarbeit abgeschafft werden. Es gingen uns tatsächlich die Bezeichnungen für unsere Zielgruppen verloren. Aber können wir dann noch angemessen auf deren Bedürfnisse und soziale Problemlagen reagieren?

Konstruktivismustheorien werfen Möglichkeiten für die Individuen auf und können die Pädagogik sensibilisieren, genau hinzusehen, in welcher Weise Kinder und Jugendliche ihre Geschlechtlichkeit integrieren. Sie geben auf sozialpädagogische Fragen keine oder nur unzureichende Antworten. Vielleicht erklärt dies das geringe Interesse an dieser Debatte von Seiten pädagogischer Praxis.

Zum Rekurs der Mädchenarbeit auf die Frauenbewegung: Ohne die Frauenbewegung stünden wir heute nicht hier, hätte es eine so lange und auch erfolgreiche Mädchenarbeit nicht gegeben. Es bleibt die Frage, welchen Sinn es machen soll, unser historisches Gewordensein zu verleugnen?

Ein weiterer Ansatz versteht Geschlecht als „zu den zentralen Ordnung stiftenden Ka-

tegorien unserer Gesellschaft“ gehörend, ... „die den Bestand und das Funktionieren der Geschlechterordnung stützen, um gesellschaftliche Irritationen zu vermeiden“.²⁸ Wenn diese stützende Funktion versagt, wird folglich die gesellschaftliche Ordnung insgesamt ins Wanken geraten. Darin liegt einerseits die einzige Möglichkeit zu einer grundlegenden Veränderung der Geschlechterverhältnisse, zugleich geht davon eine große Beunruhigung aus – ein Grund dafür, warum die Geschlechterordnung so beharrlich verteidigt wird.²⁹

Es wird gefolgert, dass nun theoretische Ansätze in der Pädagogik gesucht werden müssten, die Beunruhigung aushalten und bearbeiten können, wobei auf psychoanalytische Theorien des Unbewussten und auf die Differenzphilosophie verwiesen wird.³⁰

Welchen Stellenwert haben diese unterschiedlichen Blickrichtungen auf die Kategorie Geschlecht für die Mädchen- und Jungenarbeit? Nun sind „alltägliche und wissenschaftliche Aussagen, auch in der Frauen- und Geschlechterforschung perspektivengebunden. Es gibt nicht die eine richtige und die andere falsche Sicht auf das Geschlechterverhältnis, sondern verschiedene Perspektiven eröffnen verschiedene Deutungen der Welt der Geschlechter...“³¹

Jeder Ansatz erfasst Ausschnitte, unterschiedliche Perspektiven auf ein Thema, die jeweils unterschiedlichen Erkenntnisinteressen und -gewinnen nützlich sind. Jede Richtung erschließt Ausschnitte von Realität, blendet dafür aber andere aus. Ein Nebeneinander unterschiedlicher Denkrichtungen kann die Forschung und Praxis bereichern. Sofern die besondere Perspektive auf ein Thema transparent ist, können Vor- und Nachteile unterschiedlicher Theorien erkannt und eingeordnet werden. Die Fiktion der Aufhebung der Geschlechter ignoriert allerdings, dass Individuen nicht unendlich Entscheidungen treffen können, da die einzelnen Leben begrenzt sind. „Konstruktions- und Dekonstruktionstheorien haben – jede auf ihre Weise – unser Denken befreit. Das ist ihre große Leistung. Sie kön-

²⁷Vgl. Kampfshoff, M. / Nysen, E., Schule und Geschlecht(er)verhältnisse) Theoretische Konzeptionen und empirische Analysen, in: Moser/Rendtorff, a. a. O.

²⁸Vgl. Rendtorff, B. u. Moser, V., (1999) Geschlecht als Kategorie in: dies. (Hrsg), Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft, Opladen

²⁹Vgl. a.a.O., S. 41

³⁰Vgl. a. a. O., S.42 ff.

³¹Vgl. Prengel, A., Perspektivenwechsel für eine Pädagogik der Vielfalt, Vortragsmanuskript, gehalten am 11. 11. 1999 (erscheint in einer Publikation „Zur Geschlechterfrage in der Schule“ des Hessischen Landesinstituts für Pädagogik (HeLP)) Frankfurt 2000

nen uns aber nicht die Entscheidung abnehmen, welche Existenz als geschlechtliche Wesen wir führen wollen und welche Form der Geschlechtererziehung wir praktizieren wollen.“³²

Welche **Schlussfolgerungen** für die Perspektiven geschlechtsbewusster Pädagogik könnten wir nun aus den hier nur kurz angerissenen Theorieentwürfen ziehen: Je mehr eine Person in sich gestärkt und gefestigt ist, umso eher kann sie ein Ablösen von strikten Geschlechterzuordnungen ertragen bzw. kreativ und spielerisch mit diesen Zuordnungen umgehen.

Wie können wir in der Pädagogik diese Prozesse begleiten? Wie können wir Mädchen und Jungen stärken, dass sie den Geschlechterklischees nicht unkritisch und ohnmächtig gegenüberstehen, Rollen übernehmen und Erwartungen erfüllen, sondern selbst die Grenzen und Definitionen dessen, was sie mit ihrem Geschlecht verbinden, bestimmen?

Dieses Anliegen ist für die professionell Erziehenden einerseits zutiefst selbstreflexiv und berührt in seiner Professionalität Bereiche des Therapeutischen. Andererseits aber ist es von seiner Motivation her ausgesprochen politisch, weil es sich grundlegend gegen die geschlechtsbedingte Unterdrückung und Diskriminierung richtet und die Voraussetzungen für wirkliche Geschlechterdemokratie schaffen will. In der pädagogischen Interaktion gilt es dabei, dass jedes Alltags Handeln kritisch dergestalt betrachtet werden muss, ob es Egalität fördert oder hemmt, ob es den Mädchen und Jungen Handlungsspielräume in die eine oder andere Richtung offen lässt oder sie in traditionelle Beschränkungen ihrer Persönlichkeit lenkt.

Mädchen und Jungen müssen in ihren jeweiligen Entwicklungsstufen angemessen begleitet werden. Leitbilder und moralisierende Aussagen über „richtiges“ oder „falsches“ Verhalten sind unangebracht. Das Individuum in seiner freien Entwicklung zu einem mündigen und selbstbestimmten Menschen steht im Vordergrund.

Alle Versuche der Zu- und Einordnung in bestimmte Raster oder Klischees sind hier störend.³³ Auf dieser Ebene wird nicht politisch argumentiert oder zugeordnet. Politisch ist die Haltung, die diesen Ansatz trägt, aber dies bleibt motivierend im Hintergrund und wird nicht vordergründig plakativ verwendet.

Vom Rand in die Mitte

Das Koedukative, die reale Welt im Blick zu behalten, heißt aus der Perspektive von Mädchenarbeit nicht, auf die Mädcheneigenen Räume zu verzichten. Im Gegenteil, es heißt auf der Basis der Wertschätzung eigener Räume die Horizonte zu erweitern, indem öffentliche Räume hinzugewonnen werden.

Wenn Mädchenarbeit nur hinter verschlossenen Türen stattfindet, wer mit Mädchen nur im Binnenbereich bleibt, verzichtet auf das Sichtbarwerden der Mädchen mit ihren eigenen Wünschen und Interessen gegenüber der öffentlichen Welt.

Eine Parallele sehe ich auf der pädagogisch-fachlichen Ebene in dem weitgehenden Verzicht der PädagogInnen auf die Auseinandersetzung über die Notwendigkeit, diese Ansätze von den ‚Rändern‘ und Ausnahmesituationen in die ‚Mitte‘ zu holen.

Geschlechtsbewusste Pädagogik gehört in die Standards einer zeitgemäßen Pädagogik und nicht länger in Bereiche des ‚Zusätzlichen‘ oder des ‚Besonderen‘. Geschlechterfragen sind zentrale Themen der Erziehung und sollten alle pädagogischen Bereiche durchqueren. Die darin liegenden Chancen, Pädagogik für Fragen der Geschlechterdemokratie zu erschließen, liegen im Interesse von Mädchen und Jungen, sowie Frauen und Männern an einem besseren Zusammenleben.

Für die Erziehung wünsche ich mir in diesem Sinne zarte und starke Jungen in allen Facetten und starke, aber auch zarte Mädchen ebenso.

Margitta Kunert-Zier
Frankfurt/Main

³²Vgl. a. a. O.

³³Vgl. Sturzenhecker, B. (1998) Jungenarbeit und Leitbilder von Männlichkeit, in: Hessische Jugend 4/98

Abschlussplenum

Präsentation der Workshop-Ergebnisse und Diskussion



Moderation:
Cornelia Helfferich, Freiburg

Cornelia Helfferich: Wir möchten diese Abschlussrunde als eine Art Talkrunde mit Berichterstattung aus den Workshops gestalten.

Ich habe vier Themen ausgesucht, die in den Workshops als übergreifende Themen aufgetaucht sind und zu denen die Moderatorinnen berichten werden. Die Moderatorinnen sitzen in dieser Runde einerseits als Vertreterinnen ihres Workshops, andererseits sind sie auch Personen mit ihren persönlichen Eindrücken und Erfahrungen, die über die Arbeit in den Workshops hinausgehen. Ich möchte aber auch das Publikum bitten, die Perspektiven und Beiträge der Moderatorinnen zu ergänzen.

Besonders interessant und bestimmend war für mich bei der Vorbereitung dieser Runde folgendes: Wir hatten bisher immer von der Mädchenarbeit gesprochen, von der Vielfalt der Mädchen und von der Vielfalt der Mädchenarbeiterinnen. Jetzt blicken wir, wenn wir die Workshops zu den bestimmten Stichworten betrachten, auf die Profile der einzelnen Felder innerhalb der Mädchenarbeit. Diese haben vielfach begründete eigene Diskussionstraditionen und dies werden wir in der folgenden Diskussionsrunde genauer betrachten.

■ **Es gibt keine einfachen Botschaften mehr – aber irgendetwas muss ja vermittelt werden.**

Die erste These, die sich durch alle Workshops durchzog ist die, dass es keine einfachen Botschaften mehr gibt, auch keine emanzipatorischen Normen. Aber: man kann ja nicht nichts vermitteln. Einerseits liegt der Arbeit natürlich ein Mädchenbild zugrunde – das ist klar – und andererseits gibt es Vorstellungen, wo es „langgehen“ soll.

Birgitta Wrede (Workshop 2):

Wir haben festgestellt, dass heutzutage – oder vielleicht auch schon immer – die Lebensentwürfe von Mädchen sehr vielfältig sind. Gleichzeitig haben wir auch festgestellt, dass die Mädchenarbeit schon immer

mit der Vielfalt der Mädchen gearbeitet hat. Positiv fanden wir besonders, dass wir ganz konkret bestimmte Bereiche dieser Vielfalt benannt haben, z. B. junge Mütter, junge Schwangere oder auch lesbische Mädchen und Mädchen aus anderen Kulturen. Auf diese Gruppen haben wir uns in unseren Workshops konzentriert. Positiv war für alle, die Spezifika der einzelnen Gruppen zu benennen, um entsprechend auf die Mädchen eingehen zu können.

Ulrike Graff (Workshop 5)

Ein zentrales Thema in unseren Workshops war die Sichtbarkeit von Lesben und lesbischen Mädchen. Diese ist insofern zentral, weil die „Unsichtbarkeit“ lesbischer Lebens und lesbischer Liebe ein Hauptdiskriminierungsmerkmal ist. Wir haben besonders darüber diskutiert, was sich verändert hat. Hat sich etwas geändert oder ist es nur eine Art „Scheintoleranz“, die sich in der jüngsten Vergangenheit entwickelt hat? Wir sind zu dem Ergebnis gekommen, dass es durchaus positive Entwicklungen gibt. Es gibt mehr Sichtbarkeit, z. B. gibt es mehr prominente Lesben, mehr Lesben in daily-soap-operas und es gibt Filme mit und über Lesben. In der Diskussion wurde deutlich, dass die Mädchen in ihrer sexuellen Selbstbestimmung unterstützt werden. Sexuelle Selbstbestimmung heißt ja, dass Mädchen

entscheiden können und eine „Folie“ haben, auf der sie ihre Gefühle deuten können. Und für diesen Prozess ist die Tatsache und deren Sichtbarkeit, dass Mädchen und Frauen sich wie Mädchen und Frauen verlieben können, außerordentlich bedeutsam. Denn nach wie vor gilt eigentlich, dass es eine Aufgabe in der Pubertät ist, Beziehungen zu Jungen aufzubauen. Für lesbische Mädchen ist daher die Sichtbarkeit lesbischer Liebe und lesbischen Lebens ungeheuer bedeutsam.

Tina Kuhne (Workshop 3)

In unserem Workshop sind wir zunächst einmal über den Titel des Workshops gestolpert (*Mittendrin trotz Handicap*). Wir fanden es schwierig, dieses „Mittendrin“ sofort als Anspruch zu formulieren, denn unserer Meinung nach hat niemand die Mädchen mit Behinderungen selbst gefragt, ob sie überhaupt „Mittendrin“ sein wollen. Bei dieser Diskussion haben wir auch festgestellt, dass die Arbeit mit den Mädchen mit Behinderungen zwar zur Zeit zu einem Modethema in vielen Bereichen wird, dass die Mädchen aber dennoch nicht wirklich mit ihren Bedürfnissen wahrgenommen werden. Sie sind eine von den Gruppen, die hoffentlich nicht aus einem Trend heraus die Mädchentreffs füllen, sondern hoffentlich auch mit ihrer Vielfalt dort angenommen werden.

Sehr wichtig war uns im Workshop festzustellen, dass es nicht das Mädchen mit Behinderung gibt. Es gibt Mädchen mit den unterschiedlichsten Behinderungen, z. B. Mädchen und junge Frauen, die sehr selbstständig sind, ihren Lebensentwurf wirklich planen und es gibt eine Vielzahl von Mädchen und jungen Frauen, deren Lebensentwürfe von uns – also von uns Fachkräften – geplant werden. Einfach so über deren Köpfe hinweg! Aus diesem Grund stand die Frage – „*Wie können die Bedürfnisse der Mädchen und jungen Frauen mit Behinderungen mehr berücksichtigt werden?*“ – im Vordergrund der Diskussion.

Ein weiteres Thema war die peer education. Bisher wurde diese Arbeit durch die Bezie-

hung „Mädchen und Fachkräfte“ definiert und nur selten werden die Mädchen und jungen Frauen untereinander gesehen.



Daniela Milutin (Workshop 4)

Der Workshop hat nicht nur dem Thema „Chancen interkultureller Mädchenarbeit“ alle Ehre gemacht, sondern auch gewissermaßen sich selbst: 15 Fachfrauen, darunter 7 deutscher Herkunft, Aussiedlerinnen aus Russland und Polen, Türkinnen und ich selbst, eine Kroatianer:in; insofern war die Mischung sehr gelungen und die Stimmung außerordentlich konstruktiv. Wir haben begonnen mit der Frage „was ist eigentlich interkulturelle sexualpädagogische Mädchenarbeit“ und eine Definition versucht.

Eine These war, interkulturelle Mädchenarbeit ist immer dann gegeben, wenn sich mindestens zwei Normen, zwei Wertvorstellungen, das können auch zwei soziale Schichten sein, treffen und bereit sind zum Austausch. Wenn Vielfalt akzeptiert wird und die Teams der Institution interkulturell zusammengesetzt sind; wenn entstigmatisiert und nicht stigmatisiert wird. Schlussendlich kamen wir zu dem Ergebnis, dass interkulturelle sexualpädagogische Mädchenarbeit in diesem Sinne noch gar nicht existiert, sieht man von einigen Modellprojekten, wie z. B. dem peer education-Projekt in Berlin oder dem Mädchentreff „Mabilda“ in Duisburg einmal ab. Gemeinsame Konzepte und Möglichkeiten des Austausches gibt es auch nicht.

Podiumsrunde

Abschlussplenum

Letzteres wurde sehr bemängelt und gleichzeitig wurde sehr begrüßt, dass die BZgA durch diese Tagung eine Möglichkeit hierfür geschaffen hat.

Besonders fatal für die interkulturelle sexualpädagogische Mädchenarbeit ist, dass die Bedürfnisse der jungen Migrantinnen in der Praxis kaum eine Rolle spielen. Die Arbeit selbst, aber auch die Materialien sind in der Regel orientiert an deutschen Mädchen aus der Mittelschicht, und Migrantinnen finden keine Berücksichtigung.

Ein Beispiel: Sexuaufklärung an den Schulen: Da spielen Fragen der Verhütung eine wichtige Rolle – das ist auch sehr interessant für die meisten deutschen Mädchen. Bei türkischen Mädchen ist es allerdings so, dass Geschlechtsverkehr vor der Ehe absolut tabuisiert ist und viele Mädchen daher mit Verhütungsproblemen kaum Berührungspunkte haben, sich aber viel mehr dafür interessieren würden, wie ihr Jungfernhäutchen aussieht und wie eine Schwangerschaft entsteht. Zu Hause werden sie kaum aufgeklärt und in der Schule haben sie andere Fragen.

Der Schulunterricht ist darüber hinaus geschlechtsheterogen konzipiert. Dadurch werden bei den 14- bis 15-jährigen Mädchen Schamgrenzen überschritten. Hier muss eine Lösung gefunden werden. Außerdem ist es immer noch keine Seltenheit, dass deutsche Pädagoginnen oft besser wissen (wollen), was für Migrantinnen gut ist.

Die Kehrseite der Medaille: Die wenigen Migrantinnen, die in diesem Bereich professionell engagiert sind, reflektieren nicht gut genug, über welche Zusatzqualifikationen sie neben der pädagogischen Qualifikation verfügen: z. B. Zweisprachigkeit und eigene Migrations- und Rassismuserfahrungen. Für die interkulturelle Kompetenz sind dies wichtige Qualifikationen, die stärker in die Ausbildung einbezogen werden sollten.

Gabriele Bültmann (Workshop 7)

Ich möchte mit dem Ende unseres Workshops beginnen. „An den Lebenswelten der

Mädchen ansetzen, Vertrauen in die Mädchen haben und darin investieren“ – dieser Satz war einer der Schlusspunkte unserer Diskussion. Hört sich überhaupt nicht innovativ an! Das haben wir auch schon vor 20 Jahren gesagt und es ist völlig klar, dass wir dies auch in Zukunft tun werden. Aber was bedeutete dieser Satz in unserer aktuellen Diskussion? Es tauchte z. B. die Frage auf, nehmen wir die Mädchen so ernst, dass wir ihren Bedürfnissen, z.B. nach kommunikativen Angeboten, immer nachgeben oder wissen wir Pädagoginnen es im Zweifelsfall doch besser und müssen wir den Mädchen nur die entsprechenden Erfahrungen für diese Erkenntnis vermitteln?

Im Hinblick auf die neuen Medien stellen wir fest: Wir als Pädagoginnen haben es gar nicht mehr in der Hand, wir können nicht mehr kontrollieren, weil wir nicht wissen, was passiert. D. h. mit dem „world wide web“ entziehen sich die Mädchen unserer Kontrolle und kommunizieren mit anderen Mädchen, aber auch mit Jungen und mit der Erwachsenenwelt.

Und was bleibt uns Pädagoginnen da, als nochmals zu formulieren: Wir müssen Vertrauen darin haben, dass das, was wir bei den Mädchen bewirken und fördern, also unsere pädagogische Arbeit, fruchtet.

Regina Knop (Workshop 6)

Der Titel unseres Workshops hat bereits die erste Diskussion ausgelöst: Was ist eigentlich Gewaltprävention? Ist das die Prävention sexualisierter Gewalt oder ist das die Prävention von Gewalt, die von Mädchen ausgeübt wird? Was sind die neuen Wege, was die alten? Also es stellte sich eine Vielzahl von Fragen, die wir intensiv diskutierten. Einig waren wir uns darin, dass das Defizitmodell, das die Mädchenarbeit, besonders die im Bereich der Gewaltprävention, immer wieder durch die Praxis der Projektförderung gerechtfertigt hat, überholt ist. Wir stellen heute die Stärken der Mädchen in den Mittelpunkt, wollen sie in ihrer Lebenswelt erleben und setzen an ihren Kompetenzen und Ressourcen an.

Besonders wichtig, gerade in der Gewaltprävention ist es, dies immer wieder zu betonen, weil der Reiz, sich immer wieder wegen der gängigen Förderpraxis des Opferstatus zu bedienen, angesichts der finanziellen Situation sehr groß ist.

Wichtig ist uns zu betonen, dass Mädchenarbeit immer auch Gewaltprävention bedeutet, weil Mädchenarbeit Mädchen stärkt und dies die wesentliche Voraussetzung dafür ist, dass Mädchen sich selbst wertschätzen und ernst nehmen und so Selbstbewusstsein entwickeln. Das ist das wichtigste Mittel, das sie mit unserer Hilfe als Schutz vor Gewalt entwickeln können.

Wir haben lange im Workshop über unsere Normen als Pädagoginnen diskutiert und hinterfragt und versucht, daraus Schlüsse zu ziehen, z. B. für die pädagogische Ausbildung. Muss die Ausbildung der Pädagoginnen nicht auch einen großen Anteil an Selbsterfahrung beinhalten, damit wir besser lernen, unsere eigenen Ängste vor Gewalt, unsere eigenen Erfahrungen und Erinnerungen zu verarbeiten?

Zum Schluss noch ein weiteres Diskussions-thema im Workshop: Die Differenzierung der Gewalterfahrungen nahm einen großen Raum ein. Müssen wir nicht differenzieren zwischen dem (nicht immer anerkannten) sexuellen Missbrauch, der erlebt wurde, und der alltäglichen sexuellen Belästigung, die Mädchen selbst oft gar nicht mehr als solche wahrnehmen, weil sie sie als etwas Selbstverständliches erleben? Gibt es hier spezifische Angebote in der Praxis oder vergessen wir Pädagoginnen diese Mädchen?

Anja Wilser (Workshop 1)

Ich habe den Workshop nicht moderiert, sondern vertrete hier die Moderatorin, Ina Phillipps, die leider abreisen musste. Im Workshop wurde deutlich, dass sehr viel Widersprüchliches nebeneinander steht.

Die viel zitierte „Lust und Last der Pubertät“ trifft es wohl genau. Beides steht nebeneinander und wird auch nicht gegeneinander

aufgewertet. Das bedeutet in der Arbeit mit Mädchen, es geht immer darum, die Lust nicht zu verleugnen, sie aber gleichzeitig auch nicht zum Mythos zu erheben. Einig waren sich die Teilnehmerinnen des Workshops darin, dass, wenn wir uns an uns selbst zurückerinnern, die Pubertät für uns in der Regel auch nicht nur eine lustvolle Zeit gewesen ist. Durch eine Überbetonung des Lustaspektes könnte es passieren, und dies wurde durch verschiedene Beiträge deutlich, dass wir dadurch den Mädchen eine verharmlosende Botschaft vermitteln und wir sie damit auch überfordern und so eher transportieren, dass Mädchen stark sein müssen, einfach weil das alltägliche Bild von Mädchen, das eines starken, schönen, dünnen, aufgeklärten, selbstbewussten Mädchen ist, das wahrlich auch seine Beziehungen und alles andere locker managt.

Stattdessen haben wir im Workshop diskutiert, dass wir den Begriff der „Potenz“ anders einsetzen können und den Mädchen diesen Begriff mit auf den Weg geben können, also im Sinne von Frausein verbunden mit einer lustvollen und aktiven Potenz. Die Wege dorthin können für die Mädchen unterschiedlich sein, genauso verschieden wie die Frauen und Mädchen selbst.

Cornelia Helfferich

Ich möchte an dieser Stelle eine kurze Zwischenbilanz ziehen und bitte um Ergänzungen.

Zum Ersten: Für alle Workshops gilt ein Konzept der Vielfalt. Aber wir haben noch nicht in dem Maße wie wir es bräuchten, vielfältige Konzepte. Allerdings haben wir uns darüber noch nicht geeinigt, vielleicht gehen wir immer noch zu sehr davon aus, dass es die Mädchenarbeit gibt.

Zum Zweiten: Es gibt eine Vielfalt innerhalb der Vielfalt, auch innerhalb der einzelnen Arbeitsbereiche, d.h. kommen wir also dahin, dass eigentlich jedes Mädchen seine eigene Pädagogik braucht?

Zum Dritten: Die Arbeitsbereiche, die mit ausgegrenzten Mädchen, also mit gesell-

Abschlussplenum



Cornelia Helffrich (li.),
Tina Kuhne (re.)

schaftlich an den Rand gestellten Mädchen arbeiten, haben eindeutige Botschaften. Ich denke, dies betrifft besonders den Bereich der Gewaltprävention, die Arbeit mit Mädchen mit Behinderungen und es betrifft nach wie vor die trotz aller Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit stigmatisierten lesbischen Mädchen und jungen Frauen.

Das ist sehr leicht nachzuvollziehen, wenn man bedenkt, dass es Unterschiede gibt innerhalb der verschiedenen Bereiche der Mädchenarbeit und diese hängen zusammen mit der gesellschaftlichen Stellung der Mädchen selbst.

Zum Vierten: Es entsteht ein Spannungsverhältnis, das uns vielleicht noch gar nicht so bewusst ist, das deutlich wird durch die Aussagen „falsche Vorstellungen von Pädagoginnen“ und „es besser wissen als die Mädchen“. Einerseits wollen wir den Mädchen die Definitionsmacht „an die Hand“ geben, andererseits haben wir natürlich auch unsere eigenen pädagogischen Vorstellungen und sei es nur, dass wir das den Mädchen an die Hand geben wollen. Sinnvoll und nötig ist hier ein Verständigungsprozess für die gesamte Mädchenarbeit. Man muss jedoch auch feststellen, dass die gesellschaftlichen Bedingungen immer Thema waren in den Workshops, d.h. es ist nicht diskutiert worden, dass Mädchen nur die Definitionsmacht haben, dass es sozusagen nun noch um Subjektivität geht, und

sich die Pädagoginnen insgesamt nun zurücknehmen. Die gesellschaftlichen Bedingungen wurden immer berücksichtigt.

■ Was also ist neu und welche Fragen blieben offen?

Ich möchte nun an die Moderatorinnen die zweite Frage, die sich durch alle Workshops zieht, richten. Ich haben in meinem Einführungsvortrag so vollmundig von „Neuen Wegen“ gesprochen. Was ist eigentlich in den Workshops dazu diskutiert worden? Ist es nicht so, dass vieles Alte wieder aufgegriffen wird und wieder neu erscheint? Gibt es zur Zeit einen gewissen Zwang zur Modernität in der Mädchenarbeit, also muss sie den Anschluss finden an die neuen Diskurse, und gibt es andererseits auch einen Zwang der schnellen gesellschaftlichen Veränderung, der die Mädchenarbeiterinnen unter Druck setzt, sich mit neuen Aspekten zu beschäftigen?

Gabriele Bültmann (Workshop 7)

Ich würde gerne beginnen zu dieser Frage, denn wir waren ja der „innovative“ Workshop und haben uns vor allem mit den neuen Medien beschäftigt. Es hat schon etwas mit Zwang zu tun, nämlich mit dem Zwang zum ständigen Weiterlernen. Wir müssen uns jetzt nicht nur mit den pädagogischen Konzepten auskennen, sondern wir müssen uns jetzt noch mit allen neuen Medien und den sich daraus ergebenden Folgen und Konsequenzen auseinandersetzen. Die Frage der Technikbewertung war eine wichtige im Workshop. Ist Technik überhaupt so wesentlich und kommt es nicht viel mehr auf die Ziele und die pädagogische Grundhaltung an?

In unserem Workshop haben wir auch die Generationsfrage diskutiert: Die jüngeren Pädagoginnen finden es klasse, dass es die Möglichkeit durch die neuen Technologien gibt, denn damit sei vieles in der Arbeit einfacher und spannender geworden, z.B. mit Mädchen einen Film zu drehen oder ins Internet zu gehen. Die Position der jungen Pädagoginnen ist, dass wir die Chancen zur Zeit noch nicht überblicken können, dass diese aber zweifelsohne vorhanden sind.

Auf der anderen Seite stehen die älteren Pädagoginnen, die sich fragen „muss das jetzt auch noch sein? Will ich mich in diesen Bereich eigentlich noch einarbeiten?“ Also dies war eine lange und wirklich neue Diskussion.

Eine weitere spannende Diskussion, die uns sicher in den nächsten Jahren noch begleiten wird, möchte ich mit dem Satz „Die Geister, die ich rief, werd ich nun nicht los“ zusammenfassen. Wir beginnen ganz euphorisch die Arbeit mit den neuen Medien, weil ja auch die Förderungsprogramme für die Mädchenarbeit entsprechend ausgerichtet sind, aber wissen wir denn, auf was wir uns da einlassen? Ein Beispiel: die Internetsexualberatung. Plötzlich ist man keine regional arbeitende Beratungsstelle mehr, die im Ort oder Umkreis für die Menschen da ist, sondern man erhält Anfragen aus dem www, aus Österreich, England, Hamburg usw. Man ist dann in der Situation, dass man die Verantwortung dafür trägt, die Fragen auch zeitnah zu beantworten und zu reagieren. Wir haben uns also in unserem Workshop intensiv mit der Frage beschäftigt, ob Innovationen planbar und Innovationsfolgen überschaubar sind. Wir haben darauf keine Antwort gefunden.

Eine weitere Frage in diesem Zusammenhang war, was ist überhaupt Innovation? Wir hatten im Workshop sehr viele Präsentationen und haben uns immer wieder die Frage nach der Innovation gestellt. Z.B. bei der Theater- und Spielpädagogik, der Ansatz ist schließlich uralte. Wir haben aber auch festgestellt, dass wir die Chancen und Möglichkeiten dieser Ansätze häufig nicht genutzt haben und dass wir diese Ansätze heute wieder neu entdecken können. So gibt es viele bewährte bekannte Ansätze, die wir bislang nicht genutzt haben. Innovation kann also auch bedeuten, Altes wieder zu entdecken.

Und noch eine Sache zum Schluss. Die Frage der Ethik! Wir haben Ausschnitte aus dem Wuppertaler Medienprojekt „Mädchenlast – Mädchenlust“ angesehen. Die Fachfrauen im Workshop waren anschließend sehr berührt und beeindruckt we-



Gabriele Bültmann (re.),
Daniela Milutin (li.)

gen der großen Offenheit und der Direktheit der Mädchen, die im Bewusstsein darüber, dass die Filme in einem Kino der Öffentlichkeit vorgeführt werden, ohne Scham über ihre Sexualität sprechen und diskutieren.

Die Frage, die wir uns gestellt haben, war: *„Ist dies eine Grenzüberschreitung? Können wir verantworten, dass Mädchen sich öffentlich so öffnen? Sind die Mädchen auch im Nachhinein noch damit einverstanden? Können sie auch später noch dazu stehen?“*

Nun hatten wir im Workshop das Glück, dass zwei junge Frauen aus dem Telefonprojekt der Pro Familia Bonn anwesend waren, und konnten die Fragen so an sie richten. Die Mädchen fanden die Filme ganz okay und auch sehr authentisch. Aber sie selbst wären dazu nicht bereit. Unbeantwortet blieb für uns Fachfrauen im Workshop dennoch die Frage der Grenzüberschreitung und des Umgangs damit.

Daniela Milutin (Workshop 4)

In unserem Workshop hatten wir das Selbstbewusstsein zu sagen „Interkulturelle Sexualpädagogik ist die Sexualpädagogik der Zukunft“. Die statistischen Zahlen belegen dies auch, z.B. für NRW haben Experten ausgerechnet, dass im Jahr 2010 ca. 40% der GrundschülerInnen Kinder mit Migrationshintergrund sein werden. Insofern liegt es natürlich nahe, dass nicht nur für die Schule, sondern auch für die Pädagogik

Abschlussplenum

und Sozialpädagogik konsequenterweise interkulturelle Konzepte entwickelt werden sollten, die es bis heute in der Tat ja nicht gibt. Eine wichtige Feststellung im Workshop war, dass diese Konzepte nicht existieren, auch wenn es viele Menschen gibt, die meinen, diese Arbeit zu leisten. Aber Bedarfsanalysen darüber, was den MigrantInnen eigentlich fehlt, liegen nicht vor. Die Forschung sollte hier aktiv werden.

Eine weitere Debatte in unserem Workshop war die Frage, ob interkulturelle Sexualpädagogik geschlechtshomogen oder koedukativ ausgerichtet sein sollte.

Regina Knop (Workshop 6)

Die „Neuen Wege“ und die Innovationen in der Gewaltprävention waren bei uns der Hauptdiskussionspunkt. Es wurde klar, dass es darüber tatsächlich einen sehr großen Diskussionsbedarf gibt, eben weil sich vieles verändert. Es gibt alte, bewährte Ansätze, die nicht aufgegeben werden sollten, durch die die neuen Modelle auch bereichert werden: z.B. auch Selbstverteidigung und Zukunftswerkstätten, das sind bewährte und notwendige Projekte. Dennoch haben wir eine neue Ebene in der Diskussion gefunden, z.B. in der Differenzierung der Gewaltformen. Müssen wir nicht noch genauer erkennen, welche Altersgruppen und welche Zielgruppen wie betroffen sind, in welchen Lebenswelten die Mädchen leben, in welchen Strukturen sie eingebunden sind? Diese Fragen müssen wir auch auf die Helferinnen beziehen. Es muss weitaus differenziertere Angebote zur Gewaltprävention geben!

Wir haben uns die Frage gestellt, ob Pädagoginnen mittlerweile nicht eigene Werte und Normen entwickelt haben und etwas auf die Mädchen projizieren, was diese gar nicht als Last erleben. Die Teilnehmerinnen im Workshop waren deutlich dazu bereit, sich über diese Fragen selbstkritisch auseinander zu setzen, sich den Grenzen der eigenen Machbarkeit zu stellen und diese auch zu spüren. Neu und wichtig war auch die Frage der Koedukation in diesem Bereich. Aber dazu komme ich später noch.

Bedrückend für mich war die Diskussion über die Kooperation zwischen Forschung und Praxis, also die konkrete Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlerinnen und Praktikerinnen. Im Workshop wurde nochmals benannt, was wir alle schon wissen, nämlich die Vorbehalte, die Abschottung, der Neid und die Konkurrenz: Die Praktikerinnen stehen auf dem Standpunkt, dass die Wissenschaftlerinnen für die Erforschung von Erkenntnissen Gelder erhalten, die die Praktikerinnen aus der alltäglichen Arbeit schon lange gewonnen haben.

Wichtig war, dass die Forscherinnen im Workshop ihre Probleme in der Forschung benannt haben und so die Diskussion offener werden konnte. Ein richtiges „Aha-Erlebnis“ war, dass es feministische Forschung geben muss und dass hierfür Kooperationsmodelle notwendig sind, die den Austausch zwischen Forschung und Praxis gewährleisten und ermöglichen.

Brigitta Wrede (Workshop 2)

Das Thema Mütter und junge Schwangere wurde von einer Sexualpädagogin eingebracht, die sich durch die Arbeit mit jungen Spätaussiedlerinnen Gedanken darüber gemacht hat, ob die Sexualpädagogik die Sehnsucht nach Schwangerschaft und die Sehnsucht, Mutter zu werden, genügend berücksichtigt.

Im Vorfeld dieses Workshops haben wir eigentlich damit gerechnet, dass das Thema sehr viel Widerstand auslösen würde, und die Sexualpädagogin hat einleitend zunächst ihre Position deutlich gemacht, nämlich dass es ihr weder darum ginge, die traditionelle Mutterrolle zu fördern, noch darum, dass diese Wünsche und Sehnsüchte von den jungen Frauen umgesetzt werden sollen. Aber sie war der Meinung, dass die Thematisierung bei den Mädchen vielleicht unbewusste Wünsche wecken kann. Dies war in der anschließenden Diskussion ein wichtiges Thema. Ich hatte den Eindruck, dass diese Gedanken und Ideen wirklich neu sind bzw. noch nicht weitreichend diskutiert worden sind.



Wir haben uns im Workshop darüber Gedanken gemacht, dass aufgrund der Vielfältigkeit, die die Mädchen heute haben und aufgrund der Vielfalt an Möglichkeiten, die ihnen heute offen stehen, auch wenn sie nach wie vor durch strukturelle Rahmenbedingungen begrenzt werden – die Mädchen heute stark überfordert sind und mit den zahlreichen Möglichkeiten häufig schlecht umgehen können. Die Aufgabe der Pädagogik ist es daher, sie bei der Suche nach ihrem eigenen Weg zu unterstützen.

Anja Wilser (Workshop 1)

Wir haben in unserem Workshop bei den verschiedenen Themen immer wieder festgestellt, dass es wichtig ist, bereits das erste Lebensjahrzehnt der Mädchen in den Blick zu nehmen, denn das Verhältnis zum eigenen Körper fängt nicht erst in der Pubertät an. In der Sexualpädagogik und in der Mädchenarbeit kommen die Mädchen häufig zu uns, wenn sie bereits in der Pubertät sind, und wir beginnen, etwas zu bearbeiten, was längst vorher auf den Weg gebracht wurde. D.h. wir müssen uns überlegen, wie wir unsere Konzepte und unsere Arbeit ausrichten auf Mädchen im ersten Lebensjahrzehnt. In vielen Einrichtungen geschieht dies ja bereits. Ein zweites Thema war die peer education. Die beste Freundin hat für Mädchen einen unglaublich hohen Stellenwert und Mädchen, die keine beste Freundin haben und sich auch nicht eingebunden fühlen in stabile soziale Beziehungen, bekommen viel eher Schwierigkeiten in der Lebensphase Pubertät, die sich durch hohe Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper äußern. D.h. also auch die beste Freundin muss von uns stärker in den Blick genommen werden.

Zum Schluss des Workshops kam noch eine andere spannende und sehr kontrovers geführte Debatte auf, nämlich die Frage, ob nicht Mädchenarbeit gerade in diesem Themenfeld die Zweigeschlechtlichkeit produziert anstatt Vielfalt innerhalb der Mädchen zu betonen und aufzugreifen. Wir hatten darüber eine heftige Debatte und es blieb umstritten, welche Relevanz diese Frage tatsächlich für die konkrete Arbeit hat. Die konkrete Arbeit konfrontiert uns

als Pädagoginnen und die Mädchen damit, dass sich ihr Körper ganz direkt und ganz unmittelbar verändert und dass dies eine Auseinandersetzung erfordert.

So stellt sich die Frage, ob sich hier nicht ein Thema zeigt, das durch relativ starke Pole zwischen Wissenschaft und Praxis erst entsteht. Dies wäre zweifelsohne schade. Und es wäre sinnvoll, diese Pole nicht zu stark werden zu lassen, um z.B. darüber nachzudenken, welche Bilder die Praxis tatsächlich reproduziert. Dieses Thema konnten wir leider nicht zu Ende diskutieren und es bleibt der Wunsch, z.B. auf einer weiteren Tagung, diese Fragen wieder aufzugreifen und die Diskussion fortzusetzen.

Ulrike Graff (Workshop 5)

Zum Ende unseres Workshops haben wir festgestellt, dass wir relativ wenig über Sexualpädagogik und lesbische Sexualpädagogik diskutiert haben, sondern dass es vielmehr um die Situation der Mädchen ging. Es wurde deutlich, dass die zentrale Frage lesbischer Mädchen noch immer ist „Wie komme ich in der Welt zurecht“, und dabei geht es nicht in erster Linie darum zu erfahren, wie es ist mit der Freundin zu schlafen oder eine Frau zu küssen. Aufgrund dieser Situation kommt die lesbische Sexualität zu kurz, in unserer Diskussion und auch für die Mädchen.

Ein Indiz für die Bedeutung der Frage „Wie komme ich in der Welt zurecht“ ist z.B. ein Ergebnis der Berliner Studie über homosexuelle Jugendliche, dass nur 8% der gesamten Population, also aller lesbischen Mädchen, offen homosexuell lebt. Das ist absolut wenig! Der Rest der Mädchen ist damit beschäftigt, den Alltag zu regeln und herauszufinden, wo sie sich offen zeigen können und wo nicht.

Ein weiterer Aspekt, der dazu beiträgt dem Thema lesbische Sexualität näher zu kommen, ist, dass auch lesbische Mädchen traditionell sozialisiert sind, d.h. sie nähern sich ihrer Sexualität sehr vorsichtig und müssen in ihren Beziehungen die Rollenverteilung klären. Klar, die Verteilung, die in einer heterosexuellen Beziehung näher

Abschlussplenum



Ulrike Graff (li.),
Birgitta Wrede (re.)

gelegt ist, entfällt hier. Das ist eine Chance, es kann sich aber auch bremsend auswirken. Deutlich wurde im Workshop, dass Informationsmaterialien für Schulen z.B. über lesbische Sexualität und über lesbische Lebensformen fehlen.

Tina Kuhne (Workshop 3)

Unserem Workshop lag eine Presseerklärung der BZgA vor, in der es hieß: „*Förderung von behinderten Mädchen und jungen Frauen*“. Wir möchten an dieser Stelle nochmals klarstellen, dass das Ziel von Innovationen und der Entwicklung von neuen Angeboten für Mädchen mit unterschiedlichen Behinderungen nicht die Förderung sein kann. Es geht auch hier genauso darum, Stärken und Fähigkeiten zu fördern und wir möchten daher darum bitten, dass es in Zukunft einfach heißt „*Mädchen und junge Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen*“.

Im Workshop diskutierten wir Innovationen und Perspektiven auf ganz unterschiedlichen Ebenen: In der Behindertenhilfe gibt es ganz traditionell häufig überhaupt keine geschlechtsspezifische Differenzierung bzw. ist dieser Prozess noch ganz am Anfang. Bevor man in die sexualpädagogische Arbeit einsteigt, muss man klarstellen, dass es Mädchen und Jungen gibt. Darüber hinaus ist es wichtig, dass im breiten Feld der Kinder- und Jugendhilfe Mädchen und junge

Frauen mit Behinderungen mit ihren Stärken wahrgenommen werden müssen und nicht als förderungsfähig eingestuft werden.

In der Sexualpädagogik geht es zunächst einmal darum, die Legitimation für diese Arbeit zu erhalten. Mit Mädchen und jungen Frauen darüber zu sprechen, dass sie einen Kinderwunsch haben dürfen, denn es ist ja fast immer vorgegeben, dass sie diesen nicht haben dürfen. Ein großer Teil der Sexualpädagogik hat eben diese Zielrichtung. Die Mädchen und jungen Frauen werden mit Verhütungsmitteln traktiert – ob sie wollen oder nicht und ob sie sie brauchen oder nicht! Also die Innovationen setzen in diesem Workshop an Punkten an, die für andere schon kein Thema mehr sind, die aber in unserer Arbeit Thema werden müssen. Eine Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen, die die Vielfalt als Motto hat, darf nicht vergessen, dass einer ganzen Gruppe von Mädchen und jungen Frauen vieles gar nicht zugestanden wird. Eine Weiterentwicklung der Arbeit ist nur möglich, wenn diese Aspekte einbezogen werden.

Teilnehmerin

Ich habe eine Nachfrage: Ich selbst spreche nicht mehr von Behinderten, sondern von Andersfähigen. Wie stehen Sie dazu?

Tina Kuhne (Workshop 3)

Ich möchte die Debatte über den Sprachgebrauch jetzt nicht ausführlich beginnen. Ich möchte aber sagen, dass ich bei dem Begriff der Behinderung geblieben bin, weil dieser ja auch meint, dass eine Gesellschaft Menschen behindert. Den Begriff „Andersfähige“ halte ich teilweise für übertrieben. Ich bin bei der gängigen Definition geblieben, denn ich denke, wir haben noch keine gemeinsame neue. Natürlich geht es um Mädchen mit unterschiedlichen Behinderungen und Fähigkeiten. Aber solange wir diese Fähigkeiten nicht wirklich im Blick haben, habe ich große Bedenken gegen den Begriff „andersfähig“. Das Wort ist so weit entfernt von der Realität. Als Zielrichtung finde ich Fähigkeiten richtig, aber andersfähig beinhaltet auch das „andere“ und das finde ich schwierig.

Teilnehmerin

Zu dem Begriff „andersfähig“ möchte ich sagen, dass ich eine Freundin habe, die behindert ist, die diesen Begriff sehr diskriminierend empfindet. Ich selbst möchte den Begriff „behindert“ verstanden wissen als „behindert werden durch die Gesellschaft“, also wie Ulrike Schildmann sagt, durch Sanktionierung und Nicht-Angleichung an die Normalität der nichtbehinderten Menschen behindert werden.

Zum Workshop 4 möchte ich noch anmerken: Ich finde es wichtig und richtig, was über die gesellschaftsspezifische Sexualaufklärung auch in den Schulen gefordert wird und dass Migrantinnen gesehen und wahrgenommen werden müssen. Ich möchte aber auch unterstreichen, dass ich keinen Bereich außerhalb der feministischen Mädchenarbeit kenne, der seit Jahren die geschlechtergetrennte Sexualerziehung sowie die Abbildung von Migrantinnen in Schulbüchern und Broschüren fordert. Besonders in der feministischen Mädchenarbeit werden Migrantinnen als Pädagoginnen bevorzugt eingestellt.

Daniela Milutin (Workshop 4)

Bei der Diskussion über getrennt geschlechtliche Aufklärung ging es im Workshop nicht nur darum, dass man getrennt geschlechtlich aufklärt, sondern auch darum, dass Migrantinnen, also Mädchen nichtdeutscher Herkunft, wenn sie es wünschen auch untereinander bleiben und sich auch gegenseitig aufklären können. Denn auch zwischen deutschen Mädchen und Migrantinnen gibt es bestimmte Schamgrenzen und Probleme, wo Respekt und Grenzen nicht immer eingehalten werden. Also es geht um eine Vielfalt von getrennten und gemeinsamen Aktivitäten. Es wurde auch gefordert, nicht statisch getrennt sexualpädagogisch zu arbeiten, sondern auch mit den Jungen gemeinsam. Es wurde deshalb im Workshop angeregt, dass es eine neue interkulturelle Sexualpädagogik mit Jungen geben muss, damit sich die Mädchen nicht allein in Richtung Emanzipation bewegen und die Jungen hinterherhinken.



Zur Ergänzung noch: Es wurde auch gefordert, dass die Eltern der Migrantinnen nicht als „Feinde“ betrachtet werden dürfen. Viele Fachkräfte kritisieren, dass die Eltern eher als „Feinde“ gesehen werden, dass viele Unterschiede zwischen Migrantinnen und Deutschen häufig kulturell verengt gesehen werden, ganz nach dem Motto, die Migrantinnen müssten sich nur stärker emanzipieren und dann ginge es ihnen schon besser. Nicht gesehen wird dabei allerdings, dass die Entwicklung oder auch das Verhalten von Mädchen mit Migrationshintergrund sehr viel mit der Migration selbst zu tun hat und dass auch das, was sie lernen oder die Eltern vermitteln, ebenfalls Migrationshintergrund hat. Pädagogik muss aber als Entwicklungsprozess gesehen werden, in den Eltern, vor allem die Mütter einbezogen werden müssen.

Beim Einsatz von Medien stellt sich vor allem das Problem, dass diese sich an der deutschen Mittelschicht orientieren und die Übersetzung in die türkische Sprache z.B. auf einem so hohen Niveau erfolgt, dass viele Türken und Türkinnen diese inhaltlich nicht mehr verstehen können. Vor allem die türkischen Frauen sind zu einem großen Teil nicht ausreichend alphabetisiert. Die Medienentwicklung und -produktion muss also kritisch reflektiert werden, es sollte nur mit Bildern und audiovisuell gearbeitet werden, und die Medien an Mi-

Abschlussplenum

grantInnen sollten besser einbezogen werden. So gibt es z.B. türkische und bosnische Zeitungen, kroatische Radiosendungen, polnische Fernsehbeiträge, Internetseiten etc., die gezielt auch von denjenigen genutzt werden können, die interkulturell Öffentlichkeitsarbeit leisten, um so allen den Zugang zu mehr Wissen zu ermöglichen. Schließlich sind MigrantInnen auch Steuerzahler und es gibt keinen Grund, warum sie nicht genauso gut informiert sein sollten!

Teilnehmerin

Ich habe eine Anmerkung zu Workshop 7, zur Frage der Technik und der neuen Medien. Ich erlebe die Mädchen immer wieder so, dass sie die Technik auch einfordern und z.B. selbst Filme machen wollen. Ich kann die Angst der Pädagoginnen nicht ganz nachvollziehen und denke, dass Mädchen uns vieles zeigen können.

Cornelia Helfferich

Ich möchte an dieser Stelle gerne die Diskussion mit ein paar Stichworten zusammenfassen: Auseinandersetzung mit der Moderne, mit der modernen Entwicklung, mit all unseren Ängsten, die wir als Pädagoginnen dabei haben. Zukunftsvorausschau, also kommende Entwicklungen auch absehen können. Bezüglich der Situation von Mädchen, die Veränderungen der Lebenssituation von Mädchen verlangen neue Kompetenzen bei den Mädchen, die wir stärken müssen. Eine wichtige Kompetenz dabei ist weniger Konkretes zu leisten, sondern das „Lernen zu lernen“ und das bedeutet Veränderung.

Und als letzte Zusammenfassung der Talkrunde: Viele alte Fragen sind noch unbeantwortet und längst nicht erledigt. Die offenen Fragen der Zukunft sind die offenen Fragen der Vergangenheit, zumindest für eine kurze Zeit. Und dies muss uns beschäftigen!

Teilnehmerin

Genau zu diesem Thema fällt mir auf, dass wir auf dieser Tagung nicht über die gesellschaftliche Entwicklung und die aktuelle politische Situation diskutiert haben. Das fehlt mir hier. Die Gesellschaft entwickelt

sich sehr schnell und ich bemerke, dass wir Gefahr laufen, wieder auszugrenzen, z.B. lesbische Mädchen oder Migrantinnen. Auch die Bedürfnisse und Normen sowie die Formen der Herrschaft verändern sich schnell und aus diesem Grund müssen wir gemeinsame neue Aussagen und Strategien entwickeln. Es würde uns, glaube ich, helfen unsere Standpunkte in der Gesellschaft besser zu kennen.

Cornelia Helfferich

Deshalb ist die Zuwendung zur Zukunft so wichtig, eben weil die Geschwindigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung so hoch ist. Wir müssen uns immer wieder – und nicht einmalig – damit auseinander setzen.

■ Brauchen wir neue Konzepte und neue Inhalte? Welchen Stellenwert hat die Diskussion um Koedukation?

Wir waren in der Diskussion gerade bei einem Punkt, an dem ich jetzt gerne anknüpfen möchte: Vielleicht haben sich ja die Beziehungen, nicht aber das Verhältnis zwischen Jungen und Mädchen, auf eine bestimmte Weise geändert, die neue Konzepte verlangt. Es geht also um zwei Fragen: zum einen die Frage der Arbeitsform, also getrennte Gruppen, gemischte Gruppen, gemischte Gruppen mit getrennten Anteilen. Die andere Frage ist die nach den Inhalten: Reden wir nur über Mädchen, die unter sich sind, reden wir nur über Jungen, die für sich sind? Reden wir über die Beziehungen zwischen beiden und darüber, wie Geschlechterbeziehungen an verschiedenen Orten in der Gesellschaft gelebt werden?

Brigitta Wrede (Workshop 2)

Wir haben festgestellt, dass sehr viele Lebensentwürfe von Mädchen noch immer Geschlechterbeziehungen beinhalten und sich auch daraufhin orientieren. Besonders qualifizierte West-Mädchen scheinen ihre Lebensentwürfe auf strukturelle und emotionale Aushandlungsabhängigkeiten von Männern abzustellen. Laut der vorgetragenen Studien sind qualifizierte West-Mädchen die Mädchen, die ihre Lebensentwürfe gut entwickelt haben. Gymnasiastin-



nen haben z.B. im Vergleich zu Hauptschülerinnen konkrete Lebensentwürfe und stellen mehr Ansprüche an sich selbst, denn sie orientieren sich vielfältiger in ihrer Zukunftsplanung. Das Thema Geschlechterbeziehung muss daher weiterhin Thema für Mädchen sein.

Was aber ebenfalls sehr notwendig ist, ist eine geschlechterbewusste Jungenarbeit. Klar war in unserem Workshop, dass die Ressourcen für diese Arbeit gar nicht weiter ausgebaut werden müssen, sondern dass eine stärkere Sensibilisierung und entsprechende Qualifizierung der Pädagogen notwendig ist, damit sie mit ihren Jungen geschlechterbewusst arbeiten können.

Gabriele Bültmann (Workshop 7)

In unserem Workshop stellten sich acht Projekte vor, Mädchenspezifische wie auch koedukative. Insofern war diese Frage immer präsent. Es gab eine interessante Beobachtung bei den beiden Telefonberatungsprojekten. Das eine ein Mädchenprojekt, in dem Mädchen Mädchen beraten, das andere ein Kinder- und Jugendtelefonprojekt. Das Erstaunliche und Irritierende: Beim Kinder- und Jugendtelefon rufen 70% Mädchen und 30% Jungen an. Das ist vielleicht noch gar nicht überraschend, aber beim Mädchenprojekt ist es genauso: 70% Mädchen und 30% Jungen. Was sagt uns das?

Die Mädchen entscheiden darüber – und auch die Jungen –, nach welchen Ansätzen und wo in welchen Einrichtungen sie sich von wem beraten lassen wollen – und nicht wir als Pädagoginnen. Wir stellen lediglich die Rahmenbedingungen zur Verfügung. Selbst wenn wir als Mitarbeiterinnen einer Mädcheneinrichtung die Position vertreten, keine koedukativen Ansätze zu realisieren, dann arbeiten wir doch mit Mädchen, die z.B. im Rahmen eines Internet-Projektes in Chat-Räumen mit Jungen kommunizieren. Das können wir als Pädagoginnen befürworten oder nicht. Die Jungen sind da, wenn auch nur virtuell! Ausgehend von der Prämisse, dass die Jungen präsent sind, müssen wir über diese Frage also nochmals anders nachdenken und wir werden mehr

darauf eingehen und darauf achten müssen, was die Mädchen uns mitteilen.

Regina Knop (Workshop 6)

Die Frage der Koedukation nahm in unserer Diskussion einen großen Stellenwert ein. Ausgangspunkt war eine Moderationskarte auf unserer Pinnwand, auf der stand „Starke Mädchen werden schwach, wenn sie auf Jungen treffen“. Das stellt unsere Arbeit natürlich nicht in Frage, aber es muss eine konzeptionelle Ergänzung geben. Zentrale Fragestellung dabei ist: „Wie begleiten wir die Mädchen?“ Notwendig ist eine Ausbreitung von Ansätzen, die es ermöglichen, Mädchen in gemischten Räumen zu begleiten. Da gibt es interessante Projekte, z.B. der Mädchentreff Madonna in Berlin. Die Mitarbeiterinnen arbeiten im Kiez, begleiten die Mädchen auch außerhalb des Treffs und ermöglichen so genannte Jungentage im Mädchentreff.

Das sind wichtige Erfahrungen und es wäre sinnvoll, dass diese Ansätze auch evaluiert werden, um daraus Präventionsangebote entwickeln zu können.

Ulrike Graff (Workshop 5)

Die Einbeziehung von Jungen ist in Bezug auf lesbische Mädchen ja ein ganz interessanter Aspekt! Grundsätzlich waren wir uns darüber einig, dass das Thema lesbisch sein oder Homosexualität ein Thema für alle und nicht nur für lesbische Mädchen ist. Zu Beginn habe ich schon gesagt, dass das Thema „Sichtbarkeit“ sehr wichtig ist und da wird deutlich, dass wir auch eine Vielfalt sexueller Orientierungen ermöglichen wollen. Daher ist es notwendig, dass sich alle mit dem Thema auseinandersetzen, also Jugendhilfe, Schule, der Gesundheitsbereich und die Jugendarbeit.

Mädchen wollen eigentlich alles: auch lesbische Mädchen wollen mit ihren Freunden ins Jugendzentrum gehen und mit homosexuellen Mädchen zusammen sein. Es wäre gut, wenn sie dies auch im Jugendzentrum tun könnten. Aber ich glaube, dass es dies nur ganz selten gibt, denn das ist stark davon abhängig, ob es in der Einrichtung engagier-

Abschlussplenum



Brigitta Wrede (li.),
Anja Wilser (re.)

te Pädagoginnen und auch lesbische Pädagoginnen gibt.

Lesbische Mädchen brauchen Mädchenarbeit in der Koedukation und sie brauchen Mädchenarbeit in Mädchentreffs, damit sie selbstbestimmt ihre sexuelle Identität entwickeln können. Wenn das Lesbischsein dann kein Tabu mehr für sie ist, können sie wählen. Sie wählen dann häufig lesbische Mädchengruppen, die potentiell auch in Jugendzentren angesiedelt sein können. Aber das ist meiner Ansicht nach sehr selten. In den Mädchentreffs sind lesbische Mädchengruppen schon selbstverständlicher und auch in der schwul-lesbischen Jugendarbeit oder Jugendverbandsarbeit sind Mädchengruppen zu finden.

In dem europaweit einzigen lesbisch-schwulen Jugendzentrum in Köln, dem „anyway“, gibt es interessante Öffnungszeiten: es gibt einen Jungentag und einen Mädchentag sowie zwei „gemischte“ Tage. Die Besucher und Besucherinnen suchen sich eher die Mädchen- bzw. Jungentage aus. Die Begründung hierfür ist nicht schwer: Mädchen interessieren sich mehr für Mädchen und Jungen mehr für Jungen. Sie wollen gar nicht viel miteinander zu tun haben, außer z. B. in konkreten Projekten, wie dem Zeitungsprojekt oder einem Aufklärungsprojekt. Da engagieren sie sich gemeinsam. Deutlich wurde, dass das Gemeinsame unbedingt den Bezug zur eigenen Geschlechts-

gruppe braucht und dieser darf nicht übersprungen werden. Koedukation gewinnt eine andere Qualität, wenn die Mädchen und Jungen eine Sicherheit zum eigenen Geschlecht entwickelt haben.

Die Kollegin vom Freiburger Aufklärungsprojekt an Schulen berichtete, dass bei ihren Schulveranstaltungen, in denen geschlechtshomogen mit den Klassen gearbeitet wird, gerade den Jungen die Geschlechtertrennung gut täte, weil das Thema Homosexualität für sie besonders angstbesetzt sei. In gemischtgeschlechtlichen Gruppen konnten Jungen sich diesem Thema nur sehr schlecht annähern. Anschließend gäbe es Zusammenkünfte mit den Mädchen, bei denen ein Austausch stattfinden könne.

Anja Wilser (Workshop 1)

Das Thema Koedukation wurde in unserem Workshop immer wieder mal ausdiskutiert, es war allerdings nicht sehr präsent, weil die Mehrheit der Fachfrauen die geschlechtshomogene Gruppenarbeit zum Thema Körper für notwendig und unumgänglich hielt. Unter anderem auch deshalb, weil die körperliche Entwicklung bei Jungen und Mädchen sehr zeitversetzt verläuft. Wenn ich mir eine gemischtgeschlechtliche Gruppe 11–12-Jähriger vorstelle, dann passt das einfach nicht zusammen. Es gibt somit also viele Gründe dafür, Mädchen und Jungen zu trennen.

Deutlich wurde jedoch, dass in der Praxis auch Modelle entwickelt werden, die nach einer geschlechtsgetrennten Arbeit eine geführte oder strukturierte Begegnung der Geschlechter beinhalten. Denn natürlich ist bei den Mädchen und Jungen das Bedürfnis vorhanden, sich auszutauschen und etwas über den Körper des anderen Geschlechtes zu erfahren. Es gibt also hier einen Bedarf an Koedukation, der aber als eine Ergänzung gesehen werden muss, der manchmal als Bereicherung und manchmal auch nicht als Bereicherung erlebt wird, d.h. der Austausch alleine ist nicht schon eine Qualität. Es müssen noch geeignete Formen und Methoden entwickelt werden.

Tina Kuhne (Workshop 3)

In unserem Workshop ging es wenig um Koedukation und es ging gleichzeitig sehr viel darum, denn gerade in der Behindertenhilfe, in traditionellen Einrichtungen, ist es zunächst wichtig die geschlechtsspezifische Sichtweise herbeizuführen. Da ist es klar, dass sich die Pädagoginnen vorerst darauf konzentrieren müssen, eine parteiiche oder feministisch orientierte Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen auch in der Sexualerziehung aufzubauen bzw. einfach zu leisten.

Ein wichtiges Thema war auch, dass die Gewalt von Jungen mit Behinderungen in Form von gewaltvollen Auseinandersetzungen und Übergriffen, wie sie zwischen den Mädchen und Jungen ablaufen, nicht gesehen wird und es hierfür in der traditionellen Behindertenhilfe kein Bewusstsein gibt. Viele Männer in diesem Arbeitsbereich sehen überhaupt nicht ein, warum sie mit den Jungen und jungen Männern arbeiten sollen. Ich denke, das hat viel damit zu tun, dass man denkt, die betroffenen Jungen sind ja in erster Linie behindert. Das Geschlecht kommt erst an zweiter Stelle. In den Einrichtungen ist die Forderung nach Jungenarbeit seitens der Frauen ganz massiv vorhanden.

Die Pädagoginnen aus der Bildungsarbeit nutzen eher Angebote, in denen es um Sexualpädagogik mit Jungen und Mädchen geht und weniger Angebote der sexualpädagogischen Mädchenarbeit. Die Gründe hierfür sind nicht klar geworden, vielleicht ist dies auch Ausdruck für eine Abgrenzung von feministisch orientierter Mädchenarbeit. Eine Analyse hierfür steht noch aus.

In der „Selbstbestimmt Leben“-Bewegung wird die Frage der Koedukation sicher anders diskutiert und wir müssen schauen, wie die unterschiedlichen Ansätze zusammengebracht werden können.

Ein wichtiges Thema bei uns war die Einbeziehung der Mütter in die sexualpädagogische Arbeit, aber eher in dem Sinne, dass auch Mütter Ansprechpartnerinnen brauchen. Diese sollten aber grundsätzlich andere sein als die Ansprechpartnerinnen für die Mädchen. In der Behindertenhilfe ist die Einbezie-

hung der Mütter deshalb so wichtig, weil die Töchter häufig auf die Assistenz ihrer Mütter angewiesen sind.

Cornelia Helfferich

Im Verlauf der Diskussion kristallisieren sich einige Punkte heraus, die uns insgesamt ein Stück weiterbringen. Z.B. dass die einzelnen Bereiche sehr unterschiedlich sind und daher auch vor einem unterschiedlichen Hintergrund diskutiert werden müssen. Wir haben nicht nur ein Konzept der Vielfalt, sondern auch vielfältige Konzepte, d. h. es ist möglich, dass ein bestimmter Arbeitsbereich spezifische Konzepte favorisiert, wenn gleichzeitig der Tenor in anderen Bereichen anders lautet, und so können wir die Frage der Koedukation nicht dogmatisch beantworten, sondern sollten die Mädchen darüber entscheiden lassen.

Teilnehmerin

Ich möchte zu Workshop 6 „Gewaltprävention“ ergänzen, dass wir auch über gewaltbereite Mädchen diskutiert haben. In ganz Deutschland gibt es nur ein Praxisprojekt für diese Zielgruppe und das zeigt noch einmal ganz deutlich, wie stark die Geschlechterstereotypen auch in unseren Köpfen verankert sind. Ich denke, wir sind da sehr verunsichert und auch hilflos, denn Autoaggression von Mädchen kennen wir aus unserer Arbeit, aber nach außen gerichtete Gewalt von Mädchen ist für uns als Pädagoginnen eine andere Herausforderung. Dies ist neu in der Gewaltprävention.

■ Wünsche und Forderungen an Politik, Forschung und Praxis

Cornelia Helfferich

In der letzten Gesprächsrunde soll es nun um die Bedarfe gehen. Um diese Runde etwas zu verkürzen, möchte ich gerne vorab einige Anforderungen und Bedarfe benennen, die in allen Workshops aufgetaucht sind.

Da ist zum einen ein wichtiger Aspekt, nämlich die Vernetzung. Zum anderen wurde in allen Workshops die Erstellung von Medien und Materialien benannt, wobei hier unbedingt die Einbeziehung der Zielgruppe, für die die Medien bearbeitet werden, gewährleistet werden sollte, also durch peer edu-

Abschlussplenum



Gabriele Bültmann (li.),
Regina Knop (Mitte),
Cornelia Helffrich (re.)

ation oder peer writing oder peer concepting. Ebenfalls in allen Workshops wurde auf die Notwendigkeit der Qualifizierung hingewiesen. Nun möchte ich die Moderatorinnen um ihre Ergänzungen bitten.

Regina Knop (Workshop 6)

Besonders die Qualifizierung ist wichtig. Eine zentrale Forderung dabei ist, dass Qualifizierungsangebote auch Selbsterfahrungsanteile enthalten müssen. In allen pädagogischen Berufen sollte es ein Lehrfach „Gewaltprävention“ geben, damit sehr viele Multiplikatorinnen qualifiziert werden und damit gewährleistet ist, dass wirklich alle Alters- und Zielgruppen erreicht werden.

Daniela Milutin (Workshop 4)

Zum einen wurde gefordert, dass die Entwicklung interkultureller Kompetenz stärker in der Ausbildung, auch im Studium, verankert sein müsste. Zum Zweiten sollte die Sexualpädagogik in der interkulturellen Pädagogik ein fester Bestandteil sein und verstärkt in die Lehrerfortbildung integriert werden.

Interkulturelle, sexualpädagogische Mädchenprojekte sollten verstärkt durch Supervisorinnen begleitet werden, denn die Supervision ist immer noch ein großes Defizit. Die Forderung, die am dringendsten umgesetzt werden müsste, ist die, mehr Pädagoginnen mit Migrationshintergrund einzustellen. Wir haben auch über Quotierungen gesprochen, z.B. entsprechend dem Bevöl-

kerungsanteil in den Regionen, damit gemeinsame interkulturelle Teams aufgebaut werden können und nicht weiter Türken von Türken und Deutsche von Deutschen betreut werden.

Materialien sollten zweisprachig und nicht einsprachig angelegt sein. Viele Frauen kennen z. B.

Begriffe in ihrer Muttersprache nicht, wenn sie in Deutschland sozialisiert wurden oder hier aufgewachsen sind. Denn dann werden sie in deutscher Sprache aufgeklärt, z.B. beim Frauenarzt. D. h. viele Fachbegriffe sind ihnen in ihrer Muttersprache gar nicht bekannt. Deswegen prinzipiell bilinguale Materialien. Vorhandene Materialien sollten im Hinblick auf ihre Eignung für die interkulturelle Arbeit evaluiert werden und, wenn nötig und sinnvoll, entsprechend geändert und ergänzt werden.

Zum Schluss wurde die Forschung aufgefordert, MigrantInnen wirklich auch wahrzunehmen! Schließlich macht diese Gruppe bundesweit 8% der Bevölkerung aus, neben 2,3 Millionen Türkinnen gibt es mittlerweile 4 Millionen AussiedlerInnen, 1,2 Millionen Polen und Polinnen und es gibt etwa 3 Millionen Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien (Bosnien, Kroatien etc.). Also die Forschung sollte ihren Blick erweitern und nicht nur einzelne ethnische Gruppen fokussieren, sondern die Breite und Vielfalt darstellen und berücksichtigen. Selbstverständlich ist Vernetzung für die interkulturelle Sexualpädagogik ganz wichtig und vielleicht wird sie ja mit Unterstützung der BZgA möglich.

Gabriele Bültmann (Workshop 7)

Neben der Verankerung der sexualpädagogischen Mädchenarbeit in die Hochschulausbildung und der Entwicklung einer breiteren Angebotspalette in der sexualpädagogischen

Weiterbildung gab es den Wunsch nach einer speziellen Fachtagung zum Thema der Koedukation. Zum Thema „Sexualpädagogik und neue Medien“ gibt es ebenfalls den Bedarf einer Fachtagung oder Fortbildung mit Expertinnen mit dem Ziel, sich einen genaueren Überblick zu verschaffen.

An die Forschung stellt sich aus der Sicht der Fachfrauen des Workshops die Frage nach den Konsequenzen und Wirkungen der Medien auf Mädchen und Jungen. Das Bedürfnis nach finanzieller Absicherung richtete sich vor allem an die Adresse der vielen verschiedenen beteiligten Institutionen, Behörden etc.

Zum Stichwort Vernetzung möchte ich noch Folgendes aus unserem Workshop ergänzen: Vernetzung wurde bei uns nicht nur verstanden als Vernetzung der Frauen untereinander, sondern auch als Vernetzung mit Institutionen aus Verwaltung und Politik, die für den sexualpädagogischen Bereich zuständig sind mit dem Ziel der Ressourcenschonung und der Effizienzsteigerung.

Tina Kuhne (Workshop 3)

Für Mädchen und junge Frauen mit Behinderungen benötigen wir ganz viele, ganz unterschiedliche Materialien, gerade für Mädchen mit intellektuellen Benachteiligungen dürfen diese nicht sehr abstrakt sein. Die vorhandenen Filme sind größtenteils für unsere Zielgruppe unbrauchbar, weil sie viel zu schnell sind. Ganz wichtig ist die Forderung nach soliden Finanzgrundlagen. So hat z.B. das Projekt „Mittendrin“ vom Bundesverband Körper- und Mehrfachbehinderter e.V. gezeigt, dass durch – wenn auch geringe – Geldmittel neue Gruppenangebote und Materialien für Einrichtungen entwickelt werden. Die finanzielle Grundlage muss unbedingt geschaffen werden. An die Wissenschaft möchte ich weitergeben, dass sie hier ein breites Forschungsfeld vor sich hat.

Zum Thema Vernetzung möchte ich ergänzen, dass es ganz wichtig ist, Fachfrauen mit Behinderungen und nicht nur solche aus der sexualpädagogischen Arbeit einzubeziehen. Bis jetzt ist es so, dass Fachfrau-

en, auch mit hoch qualifizierter Ausbildung, wenn sie eine Körperbehinderung haben eher nicht integriert werden und z.B. eingestellt werden. Hier sind noch viele Diskussionen und Auseinandersetzungen nötig. Für Qualifizierungsmaßnahmen bedeutet dies gleichzeitig, dass diese nicht nur von nichtbehinderten Frauen geleitet werden sollten.

In Einrichtungen, in denen integrativ gearbeitet wird, in denen sich also viele Mädchen und Jungen mit und ohne Behinderungen befinden, müssen Angebote entwickelt werden, die die Bedürfnisse von behinderten Mädchen berücksichtigen. Leider geraten diese oft aus dem Blickfeld.

Ulrike Graff (Workshop 5)

In unserem Workshop wurde die Berliner Studie über lesbische Mädchen und schwule Jungen vorgestellt und es wurde deutlich, dass es nur sehr wenig wissenschaftliches Material zum Thema Homosexualität bzw. ganz extrem zum Thema lesbische Mädchen gibt. Insofern ist dies eine Aufforderung an die Forschung, die wir nachdrücklich weitergeben wollen.

Darüber hinaus wurde deutlich, dass die Geschichte lesbischer Mädchenarbeit sehr wenig dokumentiert ist. Es war ungeheuer spannend, zusammenzutragen, wie viele Ansätze, „Pflänzchen“, Gruppen, Vereine etc. es eigentlich schon gegeben hat, die aber alle finanziell so minimal ausgestattet sind, dass sie ihre eigene Arbeit nicht evaluieren oder dokumentieren konnten. Das ist sehr schade, denn so beginnen wir teilweise immer wieder von neuem. Eine Anfrage an die BZgA lautet daher, ob diese nicht die Dokumentation lesbischer Projekte fördern und unterstützen kann.

Es gab in unserem Workshop noch eine ganz pfiffige Idee: ein social spot zum Thema schwul-lesbische Jugendliche, der z.B. in den Kinos gezeigt werden könnte. Ähnliches gibt es schon zum Thema Rassismus, und es wäre sinnvoll, auf diese Weise zu mehr Sichtbarkeit und Enttabuisierung beizutragen.



Abschlussplenum



Brigitta Wrede (Workshop 2)

In unserem Workshop wurde vielfach betont, dass sich die Mädchenarbeiterinnen gerade wegen der Vielfältigkeit der Lebensentwürfe der Mädchen einer enormen Überforderung gegenübersehen. Die Unterstützung von Selbstreflexionsprozessen ist daher unbedingt notwendig. Dies kann z.B. Supervision als eine Form der Qualitätssicherung gewährleisten. Im Rahmen der Qualitätssicherung ist auch die finanzielle Absicherung der Mädchenarbeit eine wichtige Forderung, denn zur Zeit sind Mädchenarbeiterinnen zu einem großen Teil ihrer Arbeitszeit im Projekt damit beschäftigt.

Es wurden mehr praxisgeleitete Forschungsprojekte gewünscht, die interdisziplinär ausgerichtet sind, so dass die Mädchenarbeit besser die eigenen Voraussetzungen überprüfen und auf Veränderungen schneller reagieren kann.

Anja Wilser (Workshop 1)

An die Praxis richtete sich eine Empfehlung des Workshops, nämlich, dass Partizipation ein ganz wesentliches Merkmal ist und dass wir Ansätze entwickeln müssen, die die Mädchen stärker beteiligen. Es gab den Wunsch nach Arbeitshilfen zum Thema Körperarbeit, die sich auch für den Einsatz in gemischtgeschlechtlichen Gruppen eignen.

Zum Thema Koedukation gibt es ein großes Bedürfnis und Interesse an einem Diskurs von Wissenschaft und Praxis. Darüber hinaus wurde der Bedarf nach Evaluation und Forschung formuliert, z.B. zu der Frage, ob und – wenn ja – wie das Körperbild und Selbstwertgefühl der Mädchen beeinflusst wird, wenn sie in der Entwicklung ihrer Sinnlichkeit und Körperbewegung gefördert werden. Ein ganz konkreter Wunsch bezieht sich auf eine Fachtagung, die der Frage nachgehen sollte, wie die sexualpädagogische Arbeit das Geschlecht selbst konstruiert, bzw. wie sie die Zuschreibung und Polarisierung auf die Zweigeschlechtlichkeit vermeiden und verändern kann.

Eine wichtige Forderung an die Politik lautete, dass solche Diskurse z.B. über die Frage der Koedukation, wie wir sie hier auf der Tagung führen, nicht immer gleich seitens der Politik zum Anlass genommen werden dürfen, über Streichungen nachzudenken. Über Koedukation nachzudenken bedeutet nicht, dass wir kein Geld mehr für die Mädchenarbeit brauchen und auch nicht, dass „Mädchentöpfe“ in Zukunft von Jungenprojekten in Anspruch genommen werden.

Cornelia Helfferich

Für diese Abschlussrunde möchte ich mich bei allen Moderatorinnen, die so prägnant die wichtigsten Aspekte der Diskussionen in den Workshops vorgestellt haben, bedanken.

Resümee und Ausblick

Ich glaube sagen zu können, dass wir in den drei Tagen die Ziele, die wir mit dieser Fachtagung verfolgten, erreicht haben: 140 Fachfrauen aus Wissenschaft und Praxis haben ihre Forschungsergebnisse, ihre Konzepte und Methoden vorgestellt und miteinander diskutiert. Wir hoffen, dass es nicht bei dieser einmaligen Kontaktaufnahme bleibt, sondern die Tagung eine Plattform bieten konnte für einen kontinuierlichen Informationsaustausch und eine zunehmende Vernetzung zwischen den verschiedenen Akteuren innerhalb der Sexualpädagogik, der Mädchenarbeit und der Jugendhilfe. Die Vernetzung wird die Mädchenarbeit der Zukunft stärken und ihre strukturelle Verankerung forcieren.

Die engagierten Diskussionen in den Workshops, im Plenum und ganz besonders die von Cornelia Helfferich moderierte Abschlussrunde haben gezeigt, dass sich die sexualpädagogische Mädchenarbeit den gesellschaftlichen Veränderungen der letzten zwanzig Jahre mit Erfolg gestellt hat. Neue, vielfältige Mädchenprojekte und Arbeitsansätze sind entstanden und die sexualpädagogische Mädchenarbeit hat sich in vielen Institutionen und Facheinrichtungen selbstverständlich etabliert. Dennoch wurde auch deutlich, dass es Defizite oder so genannte „blinde Flecken“ bei bestimmten Zielgruppen gibt: wie z.B. die sexualpädagogische Arbeit mit Mädchen aus anderen Kulturkreisen, die Arbeit mit lesbischen Mädchen oder Angebote für Mädchen mit Beeinträchtigungen.

Die sieben Workshops zeigten die Vielfalt der Themen der Mädchenarbeit und die Notwendigkeit, mit unterschiedlichen Strategien, Medien und Angeboten die verschiedenen Zielgruppen zu erreichen. Inhaltliche Stichworte der Diskussion, die zum Teil übergreifend in allen Arbeitsgruppen fielen oder diskutiert wurden, waren Gleichheit und Differenz und daraus abgeleitet Konzepte der Vielfalt, Koedukation und mäd-

chensspezifische Angebote, Partizipation und last but not least peer involvement, ein Ansatz, der für alle Zielgruppen und Themen allen Erfahrungen nach zu urteilen, ein erfolgversprechender Ansatz in vielen Feldern der Gesundheitsprävention bieten kann.

Allen Workshops gemeinsam aber waren die Forderung an die Politik nach stärkerer struktureller Absicherung, der Wunsch nach mehr Qualifizierung und Fortbildung sowie die Verankerung der Themenfelder der Sexualpädagogik in der Hochschulausbildung. Ebenso wurde eine stärkere Integration von Fachfrauen mit persönlicher Qualifikation und Erfahrung in die jeweils spezifischen Arbeitsfelder eingeklagt, d.h. die Einstellung lesbischer Frauen in die Arbeit mit lesbischen Mädchen, die Einstellung von Frauen mit Migrationshintergrund in der interkulturellen Arbeit und die Einbindung von Frauen mit Behinderung in die Behindertenhilfe. Trotz zunehmender Vernetzung in der Mädchenarbeit wird auch zukünftig Austausch und Kooperation als notwendig erachtet, gerade auch zwischen Theorie und Praxis, die sich in mehr praxisgeleiteten interdisziplinären ausgerichteten Forschungsprojekten niederschlagen muss.

Schlusswort



Harald Lehmann
Köln

Abschlussplenum

Wir als Bundeszentrale – und hoffentlich Sie als Teilnehmerinnen auch – haben viele Erkenntnisse und Anregungen gewonnen für die Entwicklung und Förderung geeigneter zielgruppenspezifischer Konzepte, Medien und Projekte.

Ich verspreche Ihnen, wir werden diese Anregungen sorgfältig reflektieren und mit denen, die tatkräftig an der Vorbereitung der Tagung mitgewirkt haben, diskutieren und prüfen, was davon umsetzbar sein könnte. Sicher, nicht alle Wünsche können erfüllt werden – aber wir werden gemeinsam nach Möglichkeiten der Realisierung suchen.

Das Generalthema der BZgA ist vor allem die gesundheitliche Aufklärung. Frau Dr. Pott, die Direktorin der BZgA, hat in ihrem Eingangsreferat erläutert, wie die BZgA Sexuaufklärung gewichtet: nämlich als integralen Bestandteil der allgemeinen gesundheitlichen Aufklärung. Der Anspruch, mit dem hier Mädchenarbeit aufgetreten ist, nämlich einen wesentlichen Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung junger Menschen zu leisten, zeigt die Überschneidungen zu unserem Konzept der Gesundheitsförderung. Ich möchte Sie gerne dazu anregen darüber nachzudenken, ob dieser Ansatz nicht sogar als eine Art Rahmen für eine gesundheitsfördernde Pädagogik verstanden werden kann.

Mädchenarbeit – und gemeint ist auch sexualpädagogische Mädchenarbeit – muss weiterhin auf der politischen Agenda stehen. Denn, die zuständige Staatssekretärin im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen Jugend, Frau Dr. Niehuis, hat zur Eröffnung der Tagung ganz deutlich darauf hingewiesen: Bis zur Umsetzung und Erreichung unserer Ziele haben wir noch sehr viel zu tun.

Sinnvoll ist es, dabei nicht außer Acht zu lassen, wie man dieses Thema transportiert, z.B. durch die Erstellung und Weiterentwicklung von Kinder- und Jugendhilfeplänen oder auch über die Diskussion um die Gesundheitsförderung.

Dass Gesundheitsförderung derzeit in Deutschland, aber auch international eine hohe Priorität hat, zeigt sich an der aktuell in Mexiko anlässlich der fünften Weltkonferenz zur Gesundheitsförderung von ca. 80 GesundheitsministerInnen unterzeichneten Erklärung. Die Gesundheitsförderung wird darin als grundlegende Priorität in den örtlichen, regionalen, nationalen und internationalen Politiken und Programmen festgelegt. Auch die Bundesregierung hat sich mit der Unterzeichnung für „die Erstellung von landesweiten Aktionsplänen zur Förderung der Gesundheit“ ausgesprochen.

Mein ganz großer Dank geht zunächst einmal an Sie, an Ihr Engagement in der Diskussion und bei den Vorträgen. Ich denke, der Ansatz der Konferenz als „Drehscheibe“ für Informations- und Erfahrungsaustausch konnte nur gelingen, wenn, wie Sie es gezeigt haben, beides möglich ist: reden und zuhören, d.h. eigene Erfahrungen zu schildern, Positionen zu vertreten und Forderungen zu stellen, aber auch die Meinungen anderer zu hören.

Ganz herzlich danken möchte ich allen Moderatorinnen und Referentinnen, dem Gremium aus Fachfrauen, die die Tagung mit uns gemeinsam vorbereitet haben, und – last but not least – dem Organisationsteam und den Mitarbeiterinnen der BZgA.

Mir ist in der Zusammenfassung vor allem klar geworden, dass es noch viele Fragen gibt, vielleicht mehr Fragen als wir im Moment Antworten haben und auch alte Fragen sind neu gestellt worden. Aber ich hoffe, dass Sie trotzdem mit dem Gefühl nach Hause gehen, dass diese Konferenz Sie ein Stück weitergebracht hat und dass dieses Anliegen, nämlich „**Meine Sache**“ so zu „**Unserer Sache**“ wird.

Harald Lehmann
BZgA, Abteilung für Sexuaufklärung,
Köln

Tagungsbericht

Annika Saatweber, 20 Jahre:

Als ich die Einladung zu dieser Fachtagung erhielt, hatte ich eigentlich keine speziellen, auf das Fach bezogene Erwartungen. Da ich zum ersten Mal überhaupt an einer derartigen Veranstaltung teilnehmen sollte, war ich vielmehr neugierig und gespannt auf das Geschehen. Meine Gedanken drehten sich um Fragen wie z.B.: „*Wie reagieren die anderen auf mich, und auf das, was ich sage?*“, „*Komme ich überhaupt dazu irgendetwas zu sagen?*“, „*Werde ich als eine Person, die nicht aus beruflichem Interesse, sondern eher aus Spaß an der Freude anwesend ist, vielleicht gar nicht ernst genommen, im schlimmsten Falle nicht einmal beachtet?*“ Und zum Schluss, oder – um bei der Wahrheit zu bleiben – zuallererst stellte sich mir die unausweichliche Frage „*Was soll ich bloß anziehen?*“

Da letztere leider eine recht negativ besetzte Klischeefrage ist, möchte ich folgendes zu meiner Verteidigung anbringen: In Anbetracht der Tatsache, dass ich solch einer Veranstaltung noch nie zuvor beigewohnt habe und ich zusätzlich davon ausgehen konnte, eine der jüngsten Teilnehmerinnen zu sein, stand ich ganz besonders unter dem Druck, meine Glaubwürdigkeit unter Beweis zu stellen. Und es gibt kaum etwas Wichtigeres, neben dem, was man sagt, als die äußere Erscheinung – und diese wird umso wichtiger, wenn man irgendwo zum ersten Mal auftritt und noch nicht die Möglichkeit hatte, etwas zu sagen!!! An Ort und Stelle angekommen war ich doch ziemlich überrascht. Zum einen über die recht lockere und wenig förmliche Abhandlung des Ganzen, was ich aber als ausgesprochen positiv empfunden habe, und zum anderen über die luxuriöse Unterbringung aller Teilnehmerinnen. Was mir, als nicht erfahrene Teilnehmerin, ebenfalls sehr positiv aufgefallen ist, war die Organisation der gesamten Tagung. Die schriftlich ausgearbeiteten Broschüren und Konzepte wie auch der gesamte Zeitplan. Zwischen den einzelnen „Arbeitszeiträumen“ gab es genügend und auch ausreichend lange Pausen um die erarbeiteten Dinge zu besprechen, in Ruhe zu überdenken und vor allem zu verarbeiten,

so dass man nach der Pause in der Lage war, wieder neue Informationen sinnvoll aufzunehmen und nicht unter ihrer Fülle zu ersticken. Das, was mir von der ganzen Tagung am meisten im Gedächtnis geblieben ist, ist natürlich der Tag, als ich mit meiner „Kollegin“ unser Projekt vorgestellt habe. An diesem Punkt muss ich auch noch einmal auf die Workshop-Einteilung zu sprechen kommen. Die Arbeit in den Workshops bzw. in dem mir zugeteilten Workshop hat mir ausgesprochen gut gefallen und war meiner Meinung nach auch sehr arbeitsfördernd. Aufgrund der eingeschränkten Teilnehmerinnenzahl in den einzelnen Workshops entstand rasch eine gewisse Vertrautheit untereinander, die mir persönlich das Arbeiten, insbesondere aber das freie Sprechen vor der Gruppe wie auch das Stellen von Fragen nach Unbekanntem ungemein erleichtert hat. Als es daran ging unser Projekt vorzustellen, war ich schon ziemlich nervös, was sich aber relativ schnell legte, als mir bewusst wurde mit welcher Aufmerksamkeit und vor allem ehrlichem Interesse meinen Erläuterungen zugehört wurde. Auch die anschließenden Fragen, die mir gestellt wurden, zeigten mir, dass man mich und das, was ich gesagt hatte, ernst nahm. Diese Erfahrung habe ich während der gesamten Tagung immer wieder gemacht, egal ob in den Workshops oder im privaten Gespräch mit der Tischnachbarin während des Essens. Es wurde nicht darauf geguckt wie alt jemand war und vor allem wurde man nicht nach seinem Erfahrungsschatz in Bezug auf die Arbeit beurteilt.

Eine Sache, die mich allerdings nach wie vor etwas stutzig macht, ist die Tatsache, dass Unmengen an Geld für diese Tagung ausgegeben wurden, nur um es den Tagungsteilnehmerinnen so angenehm wie möglich zu machen, damit die guten Ideen bei totaler Entspannung und Gelassenheit nur so wachsen konnten. Wenn es dann aber darum geht diese Ideen in die Tat umzusetzen, fehlen leider immer öfter die finanziellen Mittel!!! Da ist schon eine gewisse Ironie vorhanden – oder nicht?!?!

Anhang



Annika Saatweber,
Mädchentelefon: „Mädchen für Mädchen“
Pro Familia Bonn

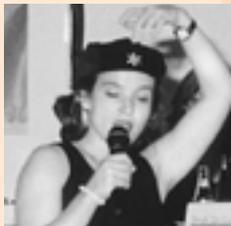
Kulturprogramm

Art und Weise

Ursula Hölscher & Alexandra Loebe

„Unsere Sache“ war es auf dieser ersten Fachtagung zur sexualpädagogischen Mädchenarbeit nach etlichen Dialogen und Diskussionen dem Respekt zu zollen, was gerade uns Frauen ausmacht: Ansprache von Körper, Geist und Seele gleichermaßen – die PädagogInnen sprechen hier ja vom ganzheitlichen Ansatz, aber wem erzählen wir das.

Nun, Sie erinnern sich an das Tagungsgirlie zu Beginn der Fachtagung, an das Ertasten von Menstruationsschwämmchen auf dem Weg durch die unendlichen Weiten eines Korridors in Richtung Workshop, an bewegendere Momente Ihres Körpers zu Beginn Ihres Workshops oder aber an die melodische Zusammenfassung all des Geschehens: („... in knapp 75.000 Gesamtminuten zzgl. Pausen wurden 256 l Kaffee getrunken, 509 Zigaretten und andere Rauchwaren durchgezogen, 109 Entenbrüstchen und 74 Kilo Salat verputzt, 206 m Toilettenpapier von der Rolle gezogen und ...“).



ACH JA, DA WAR DOCH WAS! NUN, DAS WAREN WIR

Diesmal als kultureller Schmaus im Doppelpack, gern auch einzeln zu haben, wenn Sie verstehen was wir meinen.

Zu uns:

Alexandra Loebe, Baujahr 67, Heilpraktikerin, seit 10 Jahren in der freien Theaterszene aktiv, seit mehreren Jahren singend.



Ursula Hölscher, Baujahr 66, Dipl.-Sozialarbeiterin, Sexualpädagogin (1993 Ausbildung beim Institut für Sexualpädagogik Dortmund), in der Jugend- und Erwachsenenbildung seit 1990, davon mehrjährige Erfahrung in der Kurs- und Seminartätigkeit speziell für Mädchen und Frauen zu den Themen Körper, Liebe, Lebenslust, zur Zeit



tätig als Jugendbildungsreferentin und freie Dozentin zur o.g. Thematik, in Ausbildung zur Yoga-Kursleiterin und zur Tanzpädagogin beim Weiterbildungsinstitut ITP (Integrative Tanzpädagogik), Bremen/Köln



Sie wollen uns buchen?
Wir halten Sie nicht länger auf!

Kontakt:

Art und Weise
GbR für pädagogische Serviceleistungen
für Kultur, Bildung, Erlebnis und Gesundheit
c/o Jürgen Sengebusch
Vagedesweg 26
48151 Münster
Tel.: 0251/9730160
Fax: 0251/9730159
E-Mail: info@artuweise.de



OBEN OHNE

Zum Ersten,
zum Zweiten,
zum Dritten

Neue schaurig-schöne Songs und böskomische Geschichten von und mit SCHIFFER – die Stimme – und BECKMANN – die Unvergleichliche, „zwei gnadenlos auf Männer, Möpse und Moneten eindreschende Vollblutkabarettistinnen der intelligenten Sorte“.

Keine Frage, Möpse und Moneten werden immer gern genommen, und mal ehrlich: Welches kabarettfähige Thema kommt ohne männliche Beteiligung aus? Eben. Wo frau hinguckt, stehen die Burschen bräsig im Weg und versperren die Aussicht. Mit von der Partie: das Trifolium Berlin-Mitte im Gleichgewicht des Schreckens, ein Buben-tier in der Bubenwehr, der Mensch an und für sich, die Ehrenkompanie, die Surfer auf der jüngsten Fitnesswelle, die Krawatte (und etliches andere, was rumhängt...), außerdem ein gemischter Kinderchor, Lörchen Musenbraut, Dieter und die Bohlen-Fohlen und und und ...

Das „Duo Infernale“, zwei Künstlerinnen, die alle Nuancen wie selbstverständlich beherrschen: schmierige Schlager, opulente Oper, Blues, Jazz, plus sprachlicher Raffinesse und hinreissender Komik“, freut sich auf

die nächste Runde, freuen Sie sich auch auf „das beste weibliche Kabarett-Duo diesseits und jenseits“. In diesem Sinne herzlich willkommen zu Wein, Weib und Gesang.



Ruth Schiffer und Barbara Beckmann
präsentierten ihr neues Programm

Kontakt:

Kabarett & Musik
Karina Kaiser Künstleragentur
Füsilierstr. 2
40476 Düsseldorf
Tel./Fax: 02 11/4 37 07 30 15
E-Mail: kkkaiser@t-online.de

Kulturprogramm



Kaleidoskop

Verein für Spiel- und Theaterpädagogik

180 Frauen sitzen nach einem langen Tag voller Reden und Workshops müde im Speisesaal beim Abendbrot. Besteck klappert, Münder kauen, Stimmengewirr und Sonnenuntergang ... Wer denkt jetzt noch an die Eröffnung der Projektmesse? Nur die Schauspielerinnen von Kaleidoskop e.V.!

„Des isch doch koi Sach ned. I bin um 6 Uhr uffgestanden und nach alle dene Rede und Workshops passiert jetzt nix. Koi Mensch eröffnet die Projektmesse“, brüllt Frau Dr. Renate Schwenk durch den Speisesaal und steht erbst vom Tisch auf. Zwei Tische weiter ertönt lauthals Zustimmung von Frau Heike Brühl und die junge Susanne Beier am Fenstertisch schlägt vor: „Lasst uns doch gemeinsam die Projektmesse eröffnen! Wir brauchen nur’ne Prominenz, die Presse und einen roten Teppich“. Die Frauen – eben noch beim Abendbrot – sind nun inmitten einer Theateraktion von Kaleidoskop.

Zwanzig Minuten später tummeln sich die Teilnehmerinnen der Fachtagung angeregt auf der Projektmesse und wer vor dem Stand von Kaleidoskop e.V. stehen bleibt, kann sehen, was der Verein – neben der Gestaltung von Fachtagungen – sonst noch macht.



Wir sind ein Zusammenschluss von Spiel- und Theaterpädagoginnen (FH-Kiel) mit Erfahrungen aus verschiedenen pädagogischen und künstlerischen Arbeitsfeldern. Wir bieten Kurse, Fortbildungen und theaterpädagogische Projekte in folgenden Bereichen an:

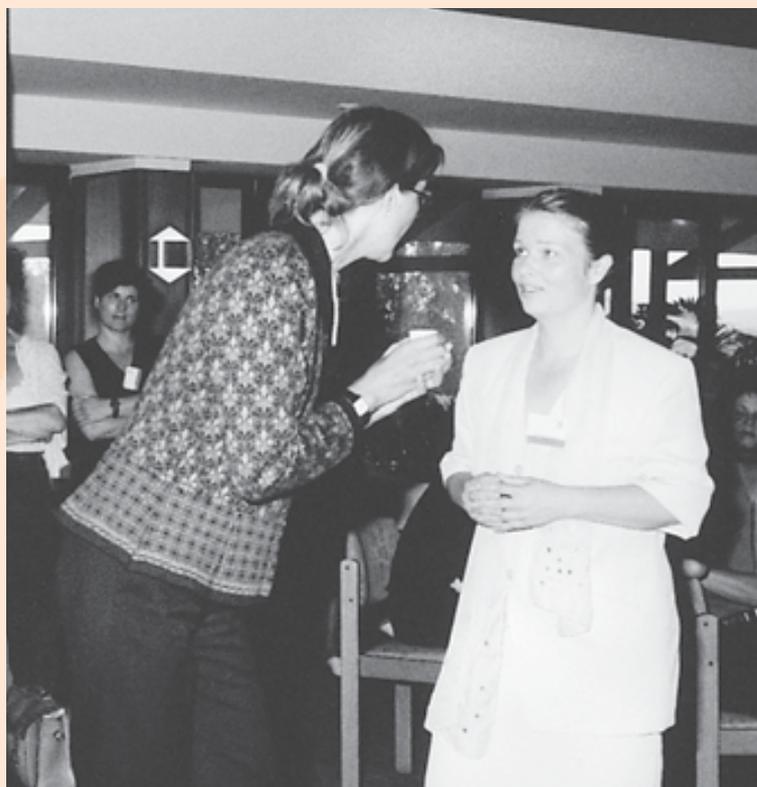
- Theater
- Bewegung und Tanz
- Spiel
- Kommunikation

Mit diesen Angeboten wollen wir Spielräume schaffen, zum Entdecken und Erweitern der individuellen Ausdrucksmöglichkeiten, für spannende Begegnungen mit anderen Menschen und für eine lustvolle Auseinandersetzung mit individuellen und gesellschaftlichen Lebensbedingungen.

Mit unseren Fortbildungen richten wir uns an MitarbeiterInnen, Teams und Arbeitskreise aus pädagogischen Arbeitsfeldern und Bildungseinrichtungen. Schwerpunkte unserer Fortbildungen sind u.a. Konflikttraining und Mediation, Theater als Methode in der Sexualpädagogik, Improvisation als Methode der Persönlichkeitsentwicklung, Körpersprache und Kommunikation, Methodik und Didaktik des Spiels.

In unseren spiel- und theaterpädagogischen Projekten arbeiten wir mit Kindern, Jugendlichen und Schulklassen zu Themen wie Gewalt und Zivilcourage, Sucht und Sehnsucht, Berufsfindung sowie Liebe, Freundschaft und Sexualität.

Zur Zeit sind wir auf Tournee mit unserer Theateraktion zum Mitdenken und Mitentscheiden „Gewalt im Alltag. Ist doch normal?!“ für Schulklassen der Klassenstufe 7–10.



Kontakt:

Kaleidoskop e.V.
Verein für Spiel- und Theaterpädagogik
Norddeutschland
Billrothstr. 79
22767 Hamburg
Tel.: 0 40/38 61 10 49
Ansprechpartnerin: Cornelia Koch
Tel. + Fax: 0 40/36 61 11



Pressespiegel

Juni und Juli 2000

Tagespresse	175 Titel	Agenturmeldungen und Videotext	7 Berichte
Wochenpresse	2 Titel	Meldungen in Online-Medien	13 Berichte
Fachpresse	1 Titel		

Berichterstattung in Print-Medien



Bin ich zu dick? Zu dünn? Mädchen werden in der Pubertät oft krank. Sie wollen schlank sein, um im Freundeskreis akzeptiert zu werden.

Mehr als die Hälfte der 13- und 14-jährigen Mädchen sind mit ihrem Körper unzufrieden

Models sind schlechte Vorbilder

Von KAREN WIENTGEN

DÖSSELDORF. Die 13-jährige Angela K. aus Berlin ist oft erfolgreich – seit einem knappen Jahr verliert die Tochter aus gutbürgerlichem Elternhaus ein Kilo nach dem anderen. Acht waren es allein in den vergangenen zwei Monaten. Doch 48 Kilo bei 1,65 Meter Körpergröße sind noch zuviel – fiedel sie. Angela muss noch dünner werden – auch wenn der Kampf mit den Kalorien es der guten Schülerin schwer macht, sich im Unterricht zu konzentrieren. Sie sieht bleich und erschöpft aus. Angela K. ist magersüchtig.

Permanenter sozialer Druck

Kein Einzelfall. Mehr als die Hälfte der 13- und 14-jährigen Mädchen klingen nach Angaben der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) mit Ess-Problemen. Fast zwei Drittel dieser Altersgruppe würden gerne besser aussehen. „Mädchen werden in der Pubertät oft krank, verlieren ihr Selbstvertrauen und quälen sich mit einem kritischen Selbstbild“, sagt Elisabeth Pott, die

Direktorin der BZgA, die diese Woche die Studie „Sexualpädagogische Mädchenarbeit“ herausgegeben hat. Mädchen seien einem permanenten, sozialen Druck seitens der Mitschüler und Medien ausgesetzt.

Das war auch der Grund, weshalb die 13-jährige Angela anfang zu hungern. „Ich wollte nicht mehr die Dickste in der Klasse sein“, sagte das Mädchen in der Beratungstafel für Ess-Störungen „Dick und Dünn“ in Berlin, wobei sie die Mutter genannt hatte. Und deshalb will Angela mit ihrer Hungerlei fortfahren. Schlank sein, um akzeptiert zu werden – so denken auch andere Anglias, Biancas und Sabinas in Deutschland. Nach einer Untersuchung der Universität Bielefeld seines Mädchen alles daran, schlank zu sein, um in ihrem Freundeskreis akzeptiert zu werden. Bei Jungen rangieren hingegen Fitness und Sport an erster Stelle.

Schlank-Sein ist okay, aber in westlichen Gesellschaften macht sich ein Schlankheitswahn breit. Spindel-dünne Models mit einer Kleidergröße von 34 oder gar 32 – bei einer Körper-

größe von mindestens 1,75 Meter – führen auf Modeshows oder Modelfotos den neuen Glamour vor. „Mode sieht bei sehr dünnen Models einfach besser aus“, erklärt Vera Thomsen, Inhaberin der Model Agentur Cockroach in Düsseldorf. „Und lässt sich an schlanken Models besser präsentieren.“ Mit dieser Meinung steht sie nicht allein da – blättert man in Zeitschriften und Magazinen, sehen einen hageren Mannequins an. Anders als früher ist extreme Magerkeit kein Zeichen mehr für Armut und Krankheit – sondern Schönheit.

Therapie in Selbsthilfegruppen

„Der Schlankheitswahn allein führt nicht zu Ess-Störungen“, sagt Sylvia Baack, Geschäftsführerin der Berliner Beratungsstelle für Ess-Störungen „Dick und Dünn“, die Essstörungen und Selbsthilfegruppen anbietet. „Aber er begünstigt die Entstehung und macht die Behandlung extrem schwierig.“ Baack berichtet, wie Angela mit ihrer Mutter in der Beratungsstelle vor ihr saß und trotz ihrer Erschöpfung nicht einsehen

wollte, dass sie magerstichtig ist. Im Gegenteil: Sie will weiter hungern, um ihrem Schönheitsideal nahe zu kommen. „Sie war froh, dass sie sich im Griff hatte“, sagt Baack.

Das bestätigt auch der Düsseldorfer Kinder- und Jugendpsychiater Willem Gerjets. „Die meisten Magerstichtigen sind stolz auf das, was sie geschafft haben“, sagt er. Denn Schlankheit entspreche dem Rollenbild der Frau, und schlank zu sein, heißt, Leistung zu zeigen. So sind es gerade die leistungsorientierten und perfekten Mädchen“, die auch nach Erlangung von Sylvia Baack dem Schlankheitswahn anheimfallen. In Selbsthilfegruppen und Therapien müssen sie lernen, „nicht mehr so knallhart mit sich zu sein und zu meinen, sie müssten alles 100-prozentig perfekt machen“, sagt die „Dick und Dünn“-Geschäftsführerin.

Wie Angela, die der Schönheit willen ihren Körper ausbeutet. Als Sylvia Baack sie in der Beratung fragt, ob das ständige Denken an das Essen nicht anstrengend sei, bricht das Mädchen in Tränen aus.

Westfälische Nachrichten
16. Juni 2000

Jede Zweite findet sich zu dick

Körperkult der Mädchen wird zur psychischen Belastung

afp Köln - Der Schönheits- und Schlankheitskult wird für immer mehr Mädchen zur psychischen und körperlichen Belastung. „Sie werden in der Pubertät oft krank, verlieren ihr Selbstvertrauen, quälen sich mit einem äußerst kritischen Selbstbild“, sagte die Direktorin der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), Elisabeth Pott, in Köln. Fast zwei Drittel der 13- bis 14-jährigen Mädchen würden gern besser aussehen, mehr als die Hälfte hält sich für zu dick. Schon Zehnjährige sind unzufrieden mit ihrem Körper. Der soziale Druck durch Mitschüler, Eltern und Medien tut ein Übriges. Erst die richtige Kleidung, Tattoos und Piercings öffnen den Weg in die Clique, nur die schlanke Figur garantiert Attraktivität und Zuneigung. Immer mehr und immer jüngere Mädchen leiden an Essstörungen. Bereits 17 Prozent der Elf- bis 15-jährigen haben laut BZgA Erfahrungen mit Diäten. Die Folge könne ein Gesundheitsrisiko sein.

ung (BZgA), Elisabeth Pott, in Köln. Fast zwei Drittel der 13- bis 14-jährigen Mädchen würden gern besser aussehen, mehr als die Hälfte hält sich für zu dick. Schon Zehnjährige sind unzufrieden mit ihrem Körper. Der soziale Druck durch Mitschüler, Eltern und Medien tut ein Übriges. Erst die richtige Kleidung, Tattoos und Piercings öffnen den Weg in die Clique, nur die schlanke Figur garantiert Attraktivität und Zuneigung. Immer mehr und immer jüngere Mädchen leiden an Essstörungen. Bereits 17 Prozent der Elf- bis 15-jährigen haben laut BZgA Erfahrungen mit Diäten. Die Folge könne ein Gesundheitsrisiko sein.

toos und Piercings öffnen den Weg in die Clique, nur die schlanke Figur garantiert Attraktivität und Zuneigung. Immer mehr und immer jüngere Mädchen leiden an Essstörungen. Bereits 17 Prozent der Elf- bis 15-jährigen haben laut BZgA Erfahrungen mit Diäten. Die Folge könne ein Gesundheitsrisiko sein.



Seit 1959 Vorbild der Mädchen: die Barbie-Puppe.

Presse

Frankfurter Neue Presse
14. Juni 2000

Kölnische Rundschau
26. Juni 2000

Die meisten Mädchen können sich nicht leiden

Köln. Die Schlankheitsideale, der Schönheits- und Körperkult werden für immer mehr Mädchen zum Problem. Ein Drittel der Mädchen ist unzufrieden mit dem eigenen Körper, fast zwei Drittel der 13- bis 14-Jährigen, die für eine Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung befragt worden waren, sagten, dass sie gerne besser aussehen würden und die Hälfte der pubertierenden Mädchen hält sich für zu dick. Immer mehr und immer jüngere Mädchen leiden an Ess-Störungen oder hungern, sagt BZgA-Direktorin Elisabeth Pott. 17 Prozent der elf- bis 15-Jährigen hätten schon Diäten gemacht. (dpa/ap)

Am Bonner Jugend-Telefon beraten Teenager Gleichaltrige - Mädchen leiden meist unter dem Schlankheits-Diktat

Terror des Körperkults

Von Angela Heestmann

„Die anderen Mädchen aus meiner Klasse schlängeln mich immer. Ich fühle mich schrecklich, ich bin viel zu fett. Wie kann ich nur dünner werden?“ Mit Fragen wie dieser wenden sich häufig junge Mädchen an das Kinder- und Jugendtelefon in Bonn. Die beiden ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen Stefani Maus (19) und Kristina Dargatzis (19) können die Not der verzweifelten Teenager bestens verstehen, stecken die beiden Oberstufeabschülerinnen doch selbst noch „unten drin“. „Peer Education“, sprich: Beratung durch Gleichaltrige scheint auch in der sexualpädagogischen Mädchenarbeit Erfolg zu haben. Denn auch an Sonntagen - eben dann, wenn die Geschätzten am besten Dicksäters sind, weil die Bonner Kinder- und Jugendtelefon, das sich seit 1996 an dem in fünf Städten laufenden Projekt „Jugendliche für Jugendliche“ beteiligt, regt anfragen.

„Ich werde kein Mädchen, das sagt, ich bin zufrieden mit mir“, berichtet Stefani Maus in ihrer eigenen Jahrgangsstufe. Sie erzählt, wie die rassistische Druck von Schichtkollagen zwei Mitschülerinnen in die Magerwacht getrieben hat. „Eine von ihnen weigt jetzt noch gerade mal 32 Kilo“, erzählt sie betroffen. Wenn ihr junge Mädchen am Telefon das Herz über zu starke Hüften oder zu kleine Brüste ausschütten, lenkt die 19-Jährige das aus eigenen Kräften nur zu gut.

Dann: Schönheitsideale, Schönheits- und Körperkult für immer mehr Mädchen zu viel psychischen und körperlichen Belastung werden, zu diesem Ergebnis kommen auch neuere Studien der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung Köln (BZgA). Fast zwei Drittel der 13- bis 14-jährigen Mädchen, so eine Bonner Studie, würde gerne besser aussehen, über die Hälfte (56 Prozent) von ihnen hält sich für zu dick.

■ Immer jüngere leiden an Ess-Störungen

Immer mehr und immer jüngere Mädchen leiden an Ess-Störungen. 17 Prozent dieser Altersgruppe haben bereits Erfahrungen mit Diäten. Besonders einschlagend: Die Auswertung von 230 000 Arztbesuchen bei Kinder- und Jugendtelefonen ergab, dass sogar schon ein Viertel der 9- bis 10-jährigen Mädchen mit ihrem Körper unzufrieden ist. „Viele eigentlich starke Mädchen werden in der Pubertät oft krank, verlieren ihr Selbstvertrauen und quälen

sich mit einem äußerst kritischen Selbstbild“, weist BZgA-Direktorin Dr. Elisabeth Pott. Orphan seien in dieser Situation „innovative Konzepte“, die dem Mädchen helfen, ein positives Selbstbild zu entwickeln und selbstbewusst zu ihrem Körper zu stehen.

Im Auftrag der BZgA wurden deshalb 1999 bundesweit rund 400 Beratungsstellen, Jugend- und Mädchenberatungen zu Trends und Themen in ihrer sozialpädagogischen Mädchenarbeit befragt. Die jetzt veröffentlichte 200-seitige Expertise macht deutlich, so Pott, dass sich die Mädchenarbeit in den vergangenen Jahren grundlegend verändert hat. „Wo es früher vornehmlich Schwächen der Mädchen ausglich, geht es heute in erster Linie um die Betonung ihrer Stärken und Kompetenzen.“

Darüber hinaus trägt die moderne Mädchenarbeit den spezifischen Bedürfnissen einzelner Zielgruppen, wie etwa auch behinderter Mädchen, stärker Rechnung. Neue Ansätze in der Gewaltprävention, interkulturelle Projekte oder auch der verstärkten Einsätze neuer Medien, all das verdeutliche, dass die Mädchenarbeit „differenzierter und zielgestaltiger“ geworden sei.



Idol der Popmusik: So schlank wie Britney Spears möchten Mädchen aussehen - oft sogar um jeden Preis.

Schönheitskult belastet Psyche

Ein Drittel der 13- bis 14-Jährigen ist mit sich unzufrieden

Schlankheitsideale, Schönheits- und Körperkult werden für immer mehr Mädchen zu einem schwerwiegenden psychischen Problem.

Ein Drittel aller Mädchen sei unzufrieden mit dem eigenen Körper, sagte Elisabeth Pott, Direktorin der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), gestern in Köln.

Ihre Organisation hatte für die Studie „Sexualpädagogische Mädchenarbeit“ rund 400 Beratungsstellen, Jugend- und Mädcheneinrichtungen

in ganz Deutschland nach Trends und Erfahrungen befragt.

„Mädchen werden in der Pubertät oft krank, verlieren ihr Selbstvertrauen und quälen sich mit einem kritischen Selbstbild“, sagte Pott. Sie seien einem permanenten, sozialen Druck seitens der Mitschüler und Medien ausgesetzt. So würden fast zwei Drittel der 13- bis 14-Jährigen gerne besser aussehen und über die Hälfte der Mädchen dieser Altersgruppe kämpfe mit Essstörungen. „Die Pubertät wird dadurch zur unerträg-

lichen Leichtigkeit und der Körperkult zum Gesundheitsrisiko“, betonte Pott.

Die BZgA wolle deshalb den Dialog zwischen Experten und betroffenen Mädchen fördern und der Mädchenarbeit neue Impulse geben.

Bei einer bundesweiten Fachtagung sollen vom 19. bis 21. Juni in Hohenroda (Hessen) neue Konzepte erarbeitet werden, die „einstige Tabuthemen“ wie die Förderung behinderter Mädchen oder lesbische Liebe offensiver angehen und sich „neuen Herausforderungen“ stellen.

Presse

Presse

Presse

Pre

Presse

Presse

Ludwigsburger Kreiszeitung
14. Juni 2000

Die eigenen Stärken hervorheben

Die aktuelle Mädchenarbeit setzt von allem auf die Stärken der Heranwachsenden. Mit der Direktorin der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Dr. Elisabeth Pott, sprach darüber Anette Schober-Knitz.

Frage: „Sei schön (eigen-Jertig!)“ - so lautet ein Slogan bei der Fachtagung zur „Sexualpädagogischen Mädchenarbeit“ ihres Instituts. Wie eigenartig sollen Mädchen in der Pubertät denn sein?

Dr. Elisabeth Pott: Es geht darum, Mädchen in der Pubertät darin zu bestärken, dass sie ihren eigenen Weg finden, dass sie sich und ihre eigenen Vorstellungen und Bedürfnisse ernst nehmen. Mädchen sollen nicht meinen, dass sie angepasst irgendwelchen äußeren Normen entsprechen müssen.

Wie will die moderne Mädchenarbeit den jungen Frauen dabei helfen?

Pott: Die Mädchenarbeit geht heute nicht mehr wie früher von einem Defizitmodell aus - nach dem Motto: Mädchen haben im Vergleich zu Jungen Defizite, die man bearbeiten muss. Heute hilft man Mädchen, ein positives Selbstkonzept zu finden, bei ihren eigenen Stärken und Fähigkeiten anzusetzen.

Gibt es dabei Schwerpunkt?
Pott: Natürlich geht es in der Pubertät vor allem darum, die körperliche Umstellung zu bewältigen: sich mit seinem Körper auseinander zu setzen, den Körper als etwas Wichtiges und Positives zu akzeptieren, sich in seinem Körper wohlfühlen. Aber natürlich wollen Mädchen auch darüber informiert wer-

den, was es mit der Pubertät überhaupt auf sich hat. Es kommen Fragen zur ersten Menstruation, es geht um die Entwicklung der weiblichen Sexualität und um sexuelle Orientierungen. Es kommen auch Fragen zu Identität und Persönlichkeit, die ja eng miteinander verbunden sind: Fragen zu Partnerschaft und schließlich - ab dem Eintreten der Menstruation - auch zum Thema Schwangerschaft. Und damit sind wir ja



Dr. Elisabeth Pott
(Foto: nk)

auch schon bei den Lebensentwürfen: private Lebensplanung und die Lebensplanung für den Beruf.

Behinderte Mädchen, lesbische Liebe oder multikulturelles Leben waren lange Tabuthemen in der Mädchenarbeit. Hat sich da etwas verändert?
Pott: In den letzten fünf Jahren hat sich hier viel weiter entwickelt. Aber noch heute gibt es Defizite. Gerade im Bereich der interkulturellen Mädchenarbeit fehlt es auch heute noch an Konzepten. Und es fehlt vielfach an kompetenten Multiplikatoren, die das bearbeiten können. Ebenso ist es mit den Bereichen Behinderung und lesbische Liebe. Gute Ansätze werden häufig im Verborgenen entwickelt, und wenn kein Forum geschaffen wird, wird oft nichts bekannt. Bei unserer Mädchen-Tagung im Juni in Hohenroda gab es einen Erfahrungsaustausch und viele Impulse konnten weiter gegeben werden.

In der multikulturellen Mädchenarbeit ist inzwischen viel von „Peer-Education“ die Rede. Was ist damit gemeint?

Pott: Das bedeutet: Mädchen beraten Mädchen. Gerade in der

Arbeit mit Migrantinnen hat sich erwiesen, dass es ein besonders erfolgreicher Ansatz ist, wenn Mädchen aus einer bestimmten Gruppe für eben diese Gruppe eine Art Multiplikator-Rolle übernehmen. Solche Mädchen besitzen eine höhere Glaubwürdigkeit als jemand von außen. Oftmals stellen sie sogar eine Art Leitfigur dar.

Finden Mädchen zu Hause einen Ansprechpartner für ihre Probleme?

Pott: In der Regel sind das die Mütter, vor allem für die 13- und 14-Jährigen. Mit dem Alter werden gewinnen Gleichaltrige größeren Einfluss, dann reden Mädchen eher mit der Freundin über ihre Probleme.

Wie können Eltern ihrem Kind in dieser schwierigen Lebensphase helfen?

Pott: Wichtig ist, dass Eltern verstehen, welche Schwierigkeiten Mädchen in diesem Alter haben und diese Probleme ernst nehmen. Es nützt ja nichts, wenn ein Mädchen das Gefühl hat, unattraktiv zu sein, und die Eltern nur sagen „so ein Quatsch!“. Aufgrund von über die Medien vermittelten Schönheitschablonen entstehen Unsicherheiten und ein Mangel an Selbstvertrauen. Eltern müssen begreifen, dass es diese Probleme gibt und dass sie mit der Bewältigung dieser Lebensphase zu tun haben. Wichtig ist, dass Eltern ihrem Kind positive Rückmeldungen geben, ihm deutlich machen, dass es so akzeptiert wird, wie es ist.

Dr. Elisabeth Pott (51) ist seit 1996 Direktorin der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA). Die Medizinern war davor vor allem im Bereich der Chirurgie tätig.



Die Werbung gibt vor, was schön ist: Abgemagert und blass wird hier zum Modetrend erhoben.
(Foto: Manz/nk)

HNA Sonntagszeitung
9. Juli 2000

Presse
Presse
Presse
Presse
Presse
Presse

Westdeutsche Allgemeine Zeitung
22. Juli 2000

Junge Mädchen unter riskantem Erwartungsdruck

Schlankheitsideale, Schönheits- und Körperkult werden für immer mehr Mädchen zur psychischen und körperlichen Belastung. Zu diesem beunruhigenden Ergebnis kommen neuere Studien der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung in Köln (BZgA).

Eine im Auftrag der BZgA von der Uni Bremen (Milthoff-Studie) bei 9-13-jährigen Schülerinnen durchgeführte Untersuchung ergab: Mädchen haben viel häufiger als gleichaltrige Jungen ein negatives Körper-selbstbild. Auch ihren Gesundheitszustand schätzen sie generell schlechter ein als Jungen.

63 Prozent der 13- bis 14-jährigen würden gerne besser aussehen, 56 Prozent wären gerne dünner. Fast zwei Drittel der 13- bis 14-jährigen quälen sich mit einem „Makel“ an ihrem Körper, über den sie nicht sprechen möchten.

Elisabeth Pott, Direktorin der BZgA umschreibt die Situation junger Mädchen so: Erst die richtige Kleidung, Tattoos und Piercings öffnen den Weg in die Clique, nur die schlanke Figur garantiert Attraktivität, Liebe und Zuneigung. (E.B.)
Info-Materialien und Adressen:
<http://www.meinesache.de>

Münchner Merkur
14. Juni 2000

HINTERGRUND

Unerträgliche Leichtigkeit

Studie der Bundeszentrale

„Die unerträgliche Leichtigkeit“: Schlankheitsideale, Schönheits- und Körperkult werden für immer mehr Mädchen zur psychischen und körperlichen Belastung. Zu diesem beunruhigenden Ergebnis kommen neuere Studien der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung Köln (BZgA). Die gestern vorgestellte Expertise „Sexualpädagogische Mädchenarbeit“ macht deutlich, dass die Probleme junger Mädchen neue Antworten fordern: Anlass für die Bundeszentrale, vom 19. bis 21. Juni erstmals die Fachtagung „Meine Sache“ durchzuführen.

„Ein Drittel aller Mädchen ist unzufrieden mit dem eigenen Körper“, so Dr. Elisabeth Pott, Direktorin der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. „Mädchen werden in der Pubertät oft krank, sie verlieren ihr Selbstvertrauen und quälen sich mit einem äußerst kritischen Selbstbild.“ Der soziale Druck durch Mitschülerinnen, Eltern und Medien nehme zu, rigide Schönheits-schablonen zeigten Wirkung. Erst die richtige Kleidung, Tattoos und Piercings öffneten den Weg in die Clique, nur die schlanke Figur garantiere Attraktivität, Liebe und Zuneigung. Perfektes Aussehen als Schlüssel zum Glück? Oder als unerreichbares Ideal, als Auslöser für Unsicherheit und Selbstzweifel? Nahezu zwei Drittel der 13- bis 14-jährigen Mädchen würden nach der gestern vorgelegten Studie gerne besser aussehen, über die Hälfte von ihnen hält sich für zu dick. Acht Prozent der Mädchen mit objektiv zu geringem Gewicht halten sich für zu dick und machen eine Di-

ät. Immer mehr und immer jüngere Mädchen litten an Ess-Störungen oder machten Diät.

Die Pubertät werde zur „unerträglichen Leichtigkeit“. Körperkult zum Gesundheitsrisiko, heißt es in der Studie. Innovative Konzepte seien gefragt, die Mädchen helfen würden, ein positives Selbstbild zu entwickeln und ebenso lustvoll wie selbstbewusst zu ihrem Körper zu stehen. Mit der bundesweiten Fachtagung „Meine Sache“ vom 19. bis 21. Juni will die BZgA deshalb den Dialog unter Experten intensivieren und der Mädchenarbeit neue Impulse geben.

Unter der Schirmherrschaft der Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Dr. Christine Bergmann, sind rund 150 Pädagogen aus ganz Deutschland eingeladen, im hessischen Hohenroda aktuelle Entwicklungen in der Mädchenarbeit zu diskutieren von der Sportpädagogik bis zu „Peer-Education-Projekten, in denen Mädchen Mädchen beraten. Elisabeth Pott betonte gestern vor Pressevertretern: „Zu Beginn des neuen Jahrtausends kommt Bewegung in die Mädchenarbeit, die einstige Tabuthemen jetzt offensiv angeht und sich neuen Herausforderungen stellt.“ Dazu zählten die gezielte Förderung behinderter Mädchen, lesbische Liebe, interkulturelle Mädchenprojekte, neue Ansätze in der Gewaltprävention sowie die Potenziale Neuer Medien. Denn sexualpädagogische Mädchenarbeit ist differenzierter und vielgestaltiger geworden. Sie lege heute den Fokus auf Stärken und Kompetenzen der Mädchen und nicht mehr auf deren Defizite. lan

Pressespiegel

Berichterstattung in Online-Medien



←zurück]

Jede Zweite findet sich zu dick

Körperkult der Mädchen wird zur psychischen Belastung

Köln - Der Schönheits- und Schlankheitskult wird für immer mehr Mädchen zur psychischen und körperlichen Belastung. "Sie werden in der Pubertät oft krank, verlieren ihr Selbstvertrauen, quälen sich mit einem äußerst kritischen Selbstbild", sagte die Direktorin der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), Elisabeth Pott, in Köln. Fast zwei Drittel der 13- bis 14-jährigen Mädchen würden gern besser aussehen, mehr als die Hälfte hält sich für zu dick.

Schon Zehnjährige sind unzufrieden mit ihrem Körper. Der soziale Druck durch Mitschüler, Eltern und Medien tut ein Übriges. Erst die richtige Kleidung, Tattoos und Piercings öffnen den Weg in die Clique, nur die schlanke Figur garantiert Attraktivität und Zuneigung.

Immer mehr und immer jüngere Mädchen leiden an Essstörungen. Bereits 17 Prozent der Eif- bis 15-jährigen haben laut BZgA Erfahrungen mit Diäten. Die Folge könne ein Gesundheitsrisiko sein. (afp)

Hamburger Abendblatt
14. Juni 2000



PC Dimension XPS T
550 MHz
ab 1.699,- DM

Ein cleveres Duo!

rundschau-online

14.06.2000

Nach einer Studie: Mädchen mit Problemen

Köln. (dpa) Schlankheitsideale, Schönheits- und Körperkult werden für immer mehr Mädchen zum psychischen Problem. Ein Drittel aller Mädchen sei unzufrieden mit dem eigenen Körper, sagte Elisabeth Pott, Direktorin der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), gestern in Köln. Ihre Organisation hatte 400 Beratungsstellen, Jugend- und Mädcheneinrichtungen in ganz Deutschland nach Trends und Erfahrungen befragt.

"Mädchen werden in der Pubertät oft krank, verlieren ihr Selbstvertrauen und quälen sich mit einem kritischen Selbstbild", sagte Pott. Sie seien einem permanenten sozialen Druck seitens der Mitschüler und Medien ausgesetzt. So würden zwei Drittel der 13- bis 14-jährigen gerne besser aussehen und über die Hälfte der Mädchen kämpfe mit Essstörungen.

Verlag: Bertelsmann
Übersetzt von: ...

Kölnische Rundschau
14. Juni 2000



Panorama

Montag, der 14. Juni 2000

Kostenfrei! wissen.de

Community

Mädchen mit sich selbst unzufrieden

Köln (dpa) - Schlankheitsideale, Schönheits- und Körperkult werden für immer mehr Mädchen zu einem schwerwiegenden psychischen Problem. Ein Drittel aller Mädchen sei unzufrieden mit dem eigenen Körper, sagte Elisabeth Pott, Direktorin der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), am Dienstag in Köln.

Ihre Organisation hatte für die Studie «Sexualpädagogische Mädchenarbeit» rund 400 Beratungsstellen, Jugend- und Mädcheneinrichtungen in ganz Deutschland nach Trends und Erfahrungen befragt.

«Mädchen werden in der Pubertät oft krank, verlieren ihr Selbstvertrauen und quälen sich mit einem kritischen Selbstbild», sagte Pott. Sie seien einem permanenten, sozialen Druck seitens der Mitschüler und Medien ausgesetzt.

So würden fast zwei Drittel der 13- bis 14-jährigen gerne besser aussehen und über die Hälfte der Mädchen dieser Altersgruppe kämpfe mit Essstörungen. «Die Pubertät wird dadurch zur unerträglichen Leichtigkeit und der Körperkult zum Gesundheitsrisiko», betonte Pott.

Die BZgA wolle deshalb den Dialog zwischen Experten und betroffenen Mädchen fördern und der Mädchenarbeit neue Impulse geben. Bei einer bundesweiten Fachtagung sollen vom 19. bis 21. Juni in Hohenroda (Hessen) neue Konzepte erarbeitet werden, die weibliche Teilhabe wie die Förderung behinderter Mädchen oder lesbische Liebe effektiver angingen und sich «neuen Herausforderungen» stellen.

Panorama
14. Juni 2000

Internetauftritt

www.meinesache.de



Anlässlich der Fachtagung wurde ein eigener Internetauftritt konzipiert, der vorher das Programm und die Themen ankündigte und nach der Veranstaltung ein halbes Jahr lang als Informations- und Dialogplattform genutzt wurde.

Unter der Adresse www.meinesache.de konnten Zusammenfassungen der Vorträge und Workshop-Referate abgerufen werden. Der Link „Service“ führte zu aktuellen Pressemitteilungen rund um das Tagungsthema.



Auf den Workshopseiten gab es noch mal ausführliche Informationen zu den Referaten und Projekten der einzelnen Workshopthemen.

Projekte im Überblick

MädchenGesundheitsLaden

MädchenGesundheitsLaden e.V.
Lerchenstr. 54, 70176 Stuttgart

Tel.: 0711 - 2 23 99 82 • Fax: 0711 - 2 26 25 76
E-Mail: maedchengesundheitsladen@t-online.de

Kontakt:

Dagmar Preiß, Anja Wilser

Modellprojekt „Sexualpädagogischer Arbeitskreis“ im Frauengesundheitszentrum Göttingen

Sexualpädagogischer Arbeitskreis im Frauen-
gesundheitszentrum Göttingen
Goetheallee 9, 37073 Göttingen

Tel.: 0551 - 48 45 36 • Fax: 0551 - 48 45 30

Kontakt:

Sylke Meister

„Sexualpädagogischer Arbeitskreis“

Ma Donna für Mädchen & Frauen
Vor den Neuen Toren 5, 21339 Lüneburg

Tel.: 04131 - 3 55 35
E-Mail: madonna@luenecom.de

Kontakt:

Katrin Zücker, Dipl.-Pädagogin

Sexualpädagogik – Information und Fortbildung für pädagogische Fachkräfte

Pro Familia Nürnberg e.V.
Äußere Crämer-Klett-Str. 9, 90489 Nürnberg

Tel.: 0911 - 55 55 25 • Fax: 0911 - 5 81 85 57

Kontakt:

Brigitte Frey, Christine Zant-Braitmaier

Praktische Ansätze mädchenorientierter Vereins- und Verbandsjugendarbeit der Sportjugend im Landessport- bund NRW e.V.

Sportjugend NRW, LandesSportBund
Nordrhein-Westfalen e.V.
Friedrich-Alfred-Str. 25, 47055 Duisburg

Tel.: 0203 - 7 38 18 47 • Fax: 0203 - 7 38 18 57

Kontakt:

Dorota Marchewka, Anja Voss

Casa Luna Kriz e.V. Wohnprojekt für minderjährige Mütter

CASA LUNA Kriz e.V.
Mendestr. 20, 28203 Bremen

Tel.: 0421 - 32 41 71

Kontakt:

Iris Schöning, Anneke Garst

mixed pickles Lübeck e.V.

mixed pickles Lübeck e.V.
Kanalstr. 70, 23552 Lübeck

Tel.: 0451 - 7 02 16 40 • Fax: 0451 - 7 02 16 42

Kontakt:

Kathrin Ziese, Lena Middendorf

MittendrIn – Lebenswelt behinderter Mädchen junger Frauen

Bundesverband für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V.
Brehmstr. 5 - 7, 40239 Düsseldorf

Tel.: 0211/640040

Kontakt:

Heide Adam-Blaneck, Katja Schumacher

So seh' ich meine Welt. Frauen mit geistiger Behinderung tauschen sich aus. Modellseminar für Frauen mit geistiger Behinderung

Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e.V.
Raiffeisenstr. 18, 35043 Marburg-Cappel

Tel.: 06421 - 49 11 73 • Fax: 06421 - 49 11 75

Kontakt:

Christine Karches

Mabilda Duisburg: Selbstbehauptung für deutsche und ausländische Mädchen

MABILDA e.V.
Kalthoffstraße 73, 47166 Duisburg

Tel.: 0203 - 51 00 10 • Fax: 0203 - 51 27 94

Kontakt:

Hatice (Fatma) Güler, Gabriele Macke

Türk Kadınlar Birliği Kassel: Arbeit mit Migrantinnen

Beratungszentrum für türkische Mädchen, Frauen und Familien
Grüner Weg 19, 34117 Kassel

Tel.: 0561 - 10 36 71 • Fax: 0561 - 10 36 72
E-Mail: tuerk-kadınlar@t-online.de

Kontakt:

Senay Atag-Geiger, Handan Uyor-Dünnert

SCHLAU: Schwul-lesbische Aufklärungsarbeit

SCHLAU c/o Café Rosa Mond e.V.
Oberbilkler Allee 310, 40227 Düsseldorf

Tel.: 0211/992377
E-Mail: www.schlau-duesseldorf.de

Kontakt:

Vivian Becker, Lea Reincke, Lutz Hermanns

„Peer education“ – zu Liebe, Sexualität und Verhütung ungewollter Schwangerschaften im interkulturellen

Kontext

Landesamt für Gesundheit und Soziales
Parochialstr. 1–3, 10179 Berlin

Tel.: 030 - 90 27 17 12

Kontakt:

Ineke Nuij-Brandt, Lucyna Wronska, Herbert Backes
Ruth Gerdes, Ingo Büscher

Sexualpädagogische Arbeit im Lore-Agnes-Haus

1. AWO Beratungszentrum im Lore-Agnes-Haus
Bezirksverband Niederrhein e.V., Beratungszentrum für Familienplanung, Schwangerschaftskonflikte und Fragen der Sexualität
Lützwowstr. 32, 45141 Essen

Tel.: 0201/31205152 • Fax: 0201/312053
E-Mail: awo.beratung.lah@cityweb.de

2. AWO Beratungsstelle im Uni-Klinikum für Familienplanung und Schwangerschaftskonflikte
Hufelandstr. 55, 45147 Essen

Kontakt:

Stephanie Walbrunn, Ursula Lehmann, Meral Renz
Stefanie Boos

Sprache und Fremdsprache der Liebe

Jugendgemeinschaftswerk der Gustav Werner-Stiftung
Reutlingen
Wörthstr. 14, 72764 Reutlingen

Tel.: 07121/29171

Kontakt:

Dr. Susanna Schagerl, JGW RT

Projekte im Überblick

anyway Jugendzentrum für lesbisch-schwule Jugendliche und deren FreundInnen

anyway – LesBiSchwules Jugendzentrum
Kamekestr. 14, 50672 Köln

Tel.: 0221/5105496 • Fax: 0221/5105496
E-Mail: imi.paulus@gmx.net

Kontakt:

Imi Paulus, Vivian Becker

FLUSS e.V. Freiburgs lesbisches und schwules Schulprojekt

FLUSS e.V.
Wilhelmstr. 15, 79098 Freiburg

Tel.: 0761 - 3 33 21 • Fax/AB: 04441 - 80 09 90 15 45
E-Mail: fluss@vlfbox.de

Kontakt:

Gisela Wolf
Adlerstr. 12, 79098 Freiburg
Tel.: 0761 - 2 92 55 23

Powergirls und Starke Frauen und plötzlich ist alles ganz anders

Balance Wolfsburg
Schillerstr. 6–8, 38440 Wolfsburg

Tel.: 05361/281888

Kontakt:

Silke Hasselbach, Christel Brüggemann, Sabine Försterling

Partnerschaftlich handeln: Vereinbarkeit von Familie & Beruf und partnerschaftliches Verhalten am Arbeitsplatz

Pro Familia Freiburg
Humboldtstr. 2, 79058 Freiburg

Tel.: 0761 - 2 96 25 77 • Fax: 0761 - 2 96 25 88

Kontakt:

Annette Elbert, Gerhard Tschöpe

Mädchenarbeit im LIBS Frankfurt

LIBS e.V.
Alte Gasse 38, 60313 Frankfurt/Main

Tel.: 069/282883

Kontakt:

Elke Kreß, Claudia Gutmann

Link, Chat und Theater – Ein Projekt für Mädchen mit Internet, Theater und der Einrichtung eines Chats nur für Mädchen

Lilith e.V. – Mädchentreff
Salierstr. 24, 75177 Pforzheim

Tel.: 07231/353433 • Fax: 07231/353743
E-Mail: lilith-maedchentreff@direkt.net.de
Internet: www.lilith-maedchentreff.de

Kontakt:

Simone Ruf, Dipl.-Pädagogin
Ana Kugli, Literaturwissenschaftlerin

SEXTRA – e-mail-ber@tung im Internet

PRO FAMILIA Beratungsstelle
Hechingerstr. 8, 72072 Tübingen

Tel.: 07071/34151

Internet: www.sextra.de

Kontakt:

Eberhard Wolz, Ingrid Löbner, Hildegard Schlageter

Trinetta und die Zickenpost Mädchenarbeit im Internet

Mädchenhaus Düsseldorf e.V.
Corneliusstr. 68–70, 40215 Düsseldorf

Tel.: 0211/487675

Internet: www.zickenpost.de

Kontakt:

Karen Lehmann

**„Sexualaufklärung per CD-ROM und Internet.
Konzeption – Erfahrungen – Evaluation“**

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA)
Ostmerheimer Str. 220, 51109 Köln

Tel.: 0221 - 89 92-0 • Fax: 0221 - 89 92 - ??
E-mail: schroll@bzga.de, Internet: www.loveline.de

Kontakt:
Eckhard Schroll

**Förderung der Akzeptanz des Kinder- und Jugendtele-
fons sowie begleitende Sexualpädagogische Qualifizie-
rungsmaßnahmen**

Deutscher Kinderschutzbund
Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendtelefon e.V.
Kleiner Werten 3, 42275 Wuppertal

Tel.: 0202 - 25 90 59-0 • Fax: 0202 - 25 90 59-19

Kontakt:
Heidi Schütz

**„Kaleidoskop e.V.“ Spiel- und theaterpädagogische
Projekte für Mädchen und Frauen**

Kaleidoskop – Verein für Spiel- und Theaterpädagogik
Norddeutschland e.V.
Billrothstr. 79, 22767 Hamburg

Tel.: 040/38611049

Kontakt:
Ulrike Ebinger, Dorothea Erl, Anita Hüseman
Cornelia Koch, Wilma Pawlitza

**„Mädchen für Mädchen“. Beratungsangebot am Telefon
von Mädchen für Mädchen**

Pro Familia Beratungsstelle Bonn
Poppelsdorfer Allee 15, 53453 Bonn

Tel.: 0228/242243

Kontakt:
Katalin-Margit Frank

**„Rote Lippen sollst du küssen“ Aktionen rund ums
Thema Liebe und Freundschaft**

Stadt Wiesbaden Kinder- & Jugendzentrum Biebrich
Galateaanlage – Bunsenstrafle 6, 65203 Wiesbaden

Tel. Juz: 0611 - 31 91-74/75
Tel. Kiz: 0611 - 31 91-76 • Fax: 0611 - 6 13 18

Kontakt:
Gabi Reiter

Videoprojekt „Mädchenlust – Mädchenlast“

Medienprojekt der Stadt Wuppertal
Hofaue 55, 42103 Wuppertal

Tel.: 0202 - 5 63 26 47 • Fax: 0202 - 4 46 86 91
E-Mail: borderline@wuppertal.de

Kontakt:
Andreas von Hören, Besime Atasever

CD-ROM Selma zum Thema Missbrauch

Mädchenprojekt Rostock – Beratungsstelle „Selma“
– Mädchentreff „Hexenkessel“
Ernst-Haeckel-Str. 10, 18059 Rostock

Tel.: 0381/4000412 • Fax: 0381/4009358

Kontakt:
Ina Partsch

Who is Who

Adam-Blaneck, Heide

Dipl.-Sozialpädagogin, Dipl.-Betriebswirtin.

Seit ca. neun Jahren beim Bundesverband für Körper- und Mehrfachbehinderte tätig und seit Anfang 1998 Leiterin des aus Bundesmitteln geförderten Modellprojektes „Mittendrin – Lebenswelten behinderter Mädchen und junger Frauen“.

Amann, Stefanie

geb. 1962, Dipl.-Pädagogin. 1990–1994 Youth-Workerin in der AIDS-Hilfe Oberhausen e.V. Referententätigkeit und Lehraufträge zur Sexuaufklärung und AIDS-Prävention an der Ruhruniversität Bochum und der Gesamthochschule Essen. Seit 1995 Referentin in der Abteilung Sexuaufklärung, Verhütung, Familienplanung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA).

Berlage, Karola

geb. 1960, Dipl.-Pädagogin, Leiterin der Beratungsstelle für Lesben und Schwule in Köln (Sozialwerk e.V.), seit 1992 Psychotherapeutin in eigener Praxis (Frauenspezifische Sozialtherapie, HPG) sowie Lehrbeauftragte der Fachhochschule Köln, Fachbereich Sozialpädagogik (1994 bis 1999), Supervisorin für Frauen-Projektstudium. Praxiserfahrung: Psychosoziale Einzelberatung jugendlicher und erwachsener Lesben und Schwuler; Konzeption und Umsetzung eines „LesBischwulen Jugendtreffs anyway“; Leitung von Coming-out-Gruppen und Initiierung von Selbsthilfe; Konzeptionierung und Durchführung von Fachtagungen, Seminaren und Fortbildungen u.a. für MultiplikatorInnen in den Bereichen Psychologie und Pädagogik zu den Themen „Lesbisch-schwule Identitätsentwicklung und gesellschaftliche Bedingungen“.

Boeger, Annette

Psychotherapeutische Tätigkeit als wiss. Mitarbeiterin in der psycho-sozialen Betreuung Krebskranker an der Universitätsklinik Essen, der psychosomatischen Klinik der Universitätsklinik Köln, der Universitätsfrauenklinik Bonn (Beratung steriler Ehepaare). Siebenjährige Tätigkeit an der Universität Bonn, Abteilung Entwicklungspsychologie als wiss. Mitarbeiterin bzw. wiss. Assistentin. Seit Sept. 1998 Professorin für Entwicklungspsychologie an der Universität/Gesamthochschule Essen. Approbierte Psychotherapeutin. Ausbildung in Gesprächspsychotherapie (GWG) und Familientherapie (APF). Arbeitsschwerpunkte: Körperbild im Jugendalter, chronische Krankheit im Jugendalter, Familiendynamik bei chronischer Krankheit, Geschwisterbeziehungen im Jugendalter, Entwicklungspsychopathologie.

Borde, Theda

Politologin und Gesundheitswissenschaftlerin.

Langjährige Tätigkeit als Leiterin des Internationalen Bildungs- und Beratungszentrums für Frauen und ihre Familien ‚Himbün‘ in Berlin. Wissenschaftliche Mitarbeiterin in einer Public Health-Studie an der Berliner Charité Campus Virchow-Klinikum (BMBF 1996–1999). Mitarbeit an der Entwicklung eines Curriculums für eine Zusatzqualifikation, Interkulturelle Kompetenzen für Beschäftigte des Gesundheits- und Sozialwesens‘ an der Ev. FH Hannover. Schwerpunkte der praktischen Arbeit: Psychosoziale Beratung und sozialpädagogische Arbeit mit ImmigrantInnen, Gesundheitsbildung und -förderung für Frauen und Mädchen, Alphabetisierung und Sprachunterricht, Interkulturelle Fortbildungen für Fachkräfte aus Regelversorgungseinrichtungen. Forschungsschwerpunkte: Migrationssoziologie, Frauen und Gesundheit, Migration und Gesundheit, Public Health.

Bruner, Claudia Franziska

geb. 1959, M.A., Erziehungs- und Sozialwissenschaftlerin, seit 1988 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Jugendinstitut mit den Arbeitsschwerpunkten: Sozialisations- und Lebensbedingungen von Mädchen und Frauen mit Behinderungen; Geschlechterforschung; Wissenschaftliche Dokumentation im Bereich Jugendhilfe; seit März 1998 im Projekt „Modelle gesellschaftlicher Beteiligung von Kindern und Jugendlichen“. Auswahl an Veröffentlichungen: Bruner, C. F.: Wandel jugendlicher Lebenslagen am Beispiel von Mädchen und jungen Frauen. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Bibliographie Jugendhilfe 1996. Supplement zur Zeitschrift DISKURS, München 1997, S. 81-178; Bruner, C. F./Dannenbeck, C./Eßer, F.: Ethnizität zwischen „Wiederentdeckung“ und Dekonstruktion. Eine Literaturdokumentation. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Literaturreport 1997. Supplement zur Zeitschrift DISKURS, München 1998; Bruner, C. F.: Jugend und Gesundheit in Europa. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.): Literaturreport 1998. Supplement zur Zeitschrift DISKURS, München 1999, S. 189-311; Bruner, C. F.: Die Herstellung von Behinderung und Geschlecht. Sozialisations- und Lebensbedingungen von Mädchen und Frauen mit (Körper-) Behinderungen. In: Gemeinsam leben. Zeitschrift für integrative Erziehung, 8/2000/2, S. 67-75; Bruner, C. F.: „Partizipationsmodelle auf dem Prüfstand“, In: Tagungsreader 3. Fachtagung Kinderpolitik, Magdeburg 2000.

Bültmann, Gabriele

geb. 1960, Staatsexamen in Sozialwissenschaft, Biologie und Erziehungswissenschaft. Seit 1982 in Theorie und Praxis der Mädchenarbeit und der Sexual- und Medien-

pädagogik tätig. Veröffentlichungen in diesen Bereichen, u.a. „Motiv Liebe. Ein Fotoprojekt der VHS Recklinghausen“, Münster 1991; mit Reinhold Munding: „AIDS – was Du schon immer wissen wolltest. Materialien zu einem Film von Liller Moller“, Duisburg 1992; mit Winfried Loick: „Schmetterlinge im Bauch“ Begleitheft zu einem Film der BZgA, Köln 1998; „Sexualpädagogische Mädchenarbeit“ Expertise im Auftrag der BZgA, Köln 1996 sowie die gleichnamige Vergleichsstudie 2000; diverse Aufsätze in Fachzeitschriften. Wissenschaftliche Begleitung der Fachtagung „Meine Sache. Mädchen gehen ihren Weg“. Vorsitzende des „forum sexualpädagogik e.V.“. Seit 1989 Studienleiterin und seit 1999 stellvertretende Leiterin der Volkshochschule Recklinghausen.

Elbert, Annette

Jahrgang 1960; examinierte Krankenschwester, Dipl.-Sozialpädagogin (FH), Weiterbildung in Sexualpädagogik und Themenzentrierter Interaktion (TZI), Lehrbeauftragte im Vertiefungsfach Sexualpädagogik an der Ev. Fachhochschule in Freiburg, seit 1992 Mitarbeiterin im sexualpädagogischen Team der Pro Familia Freiburg.

Erath, Anke

geb. 1969, Dipl.-Päd., Studium in Regensburg. Mitarbeiterin im Sexualpädagogischen Projekt der Pro Familia Regensburg (1991-1996) mit dem Schwerpunkt Jugendarbeit. Seit 1994 Mitarbeiterin des Institutes für Sexualpädagogik Dortmund (ISP). Sexualpädagogische Aus- und Fortbildnerin in der Erwachsenenbildung mit den Schwerpunkten Vorschulerziehung, peer education und Mädchenarbeit. Referentinnentätigkeit als Erziehungsurlaubsvertretung im Referat Sexualaufklärung der BZgA (1999). Seit 2000 Referentin zur Aushilfe im Referat Familienplanung der BZgA.

Flaake, Karin

Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauenforschung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg und dort beteiligt am Studiengang „Frauen- und Geschlechterstudien“ (Nebenfach im Rahmen eines Magisterstudiums). Arbeitsschwerpunkte: Soziologische und psychoanalytisch-sozialpsychologische Frauen- und Geschlechterforschung, insbesondere: Analysen zu Entwicklungsprozessen weiblicher Identitäten, zur Psychoanalyse weiblicher Sexualität, zur Sozialpsychologie des Geschlechterverhältnisses, zu Mädchen und Frauen im Bildungs- und Erziehungsbereich. Empirische Untersuchungen mit psychoanalytisch-hermeneutischen Methoden der Textinterpretation. Zur Zeit abschließende Arbeiten an einem Forschungsprojekt zur weiblichen Adoleszenz. Im Zentrum steht das Interesse, die mit der Pu-

bertät der Tochter – insbesondere den körperlichen Veränderungen – verbundenen Prozesse in Familien bzw. familienähnlichen Formen des Zusammenlebens zu untersuchen.

Frank, Katalin-Margit

geb. 1947 in Budapest, staatlich anerkannte Erzieherin. Tätigkeit im Modellprojekt des MAGS (NRW) „Schülertagstätte Bonn-Hardberg“. Studium der Sozialarbeit mit den Schwerpunkten Integration und Beratung. Seit 1986 Mitarbeiterin der Pro Familia Bonn. Entwicklung eines sexualpädagogischen Konzeptes für Bonn, Etablierung der hauptamtlichen sexualpädagogischen Tätigkeit als Frau-Mann-Team. Neben diesem Aufgabengebiet tätig in der Ehe-, Partner- und Sexualberatung, der Schwangerschaftskonfliktberatung sowie der MultiplikatorInnentätigkeit. Schwerpunkte: Frauen- und Mädchenarbeit sowie weibliche Sexualität. Darüber hinaus Konzeptentwicklung, u.a. Entwicklung des peer education-Projektes „Mädchentelefon“ und Einführung des Dienstleistungsangebotes Beratung für Mädchen durch Mädchen.

Frey, Brigitte

Dipl.-Sozialpädagogin FH, Supervisorin DGsv, viele Jahre Erfahrung in parteilicher Mädchenarbeit in der offenen und verbandlichen Jugendarbeit, Beratung von Mädchen und Frauen, Qualifizierung von Multiplikatorinnen; seit 1993 Leiterin der Beratungsstelle von Pro Familia Nürnberg e.V. (Deutsche Gesellschaft für Familienplanung, Sexualpädagogik und Sexualberatung, staatlich anerkannte Beratungsstelle für Schwangerschaftsfragen und Sexualpädagogik mit Jugendlichen, sexualpädagogische Fortbildung von MultiplikatorInnen, Schwangerenberatung).

Friedrich, Monika

Promotion in Soziologie 1973. (North Western University, Evanston, Illinois, USA), qualitative Forschung zu abweichendem Verhalten in einer amerikanischen Schule; Lehrtätigkeit in Soziologie an der Universität Münster von 1975 bis 1986 (Habilitation 1981). Tätigkeit in der Wirtschaft von 1986 bis 1989. Qualitative Forschung zum Thema „Mädchen und AIDS“ im Rahmen eines priv. Forschungsinstituts von 1989–1993. Lehre der Sexualpädagogik von 1993–2000. Qualitative Forschung zum Thema „Jugendliche Schwangere und Mütter“ und (ab 2000) erweitert: „Junge Paare mit Kind“ im Auftrag der BZgA.

Fritzsche, Yvonne

geb. 1967 in Erfurt, Dr. phil., Studienleiterin im Psydata Institut Frankfurt am Main. Studium der Japanologie und Anglistik/Amerikanistik in Berlin. Promotion in Duis-

Who is Who

burg 1997 (Dissertation zu Höflichkeitserwartungen in der japanischen Alltagskommunikation: „Wie höflich sind Japaner wirklich?“, München 1998). Arbeitsschwerpunkte: Sozialpsychologie, Markt- und Kommunikationsforschung. Co-Autorin der Shell Jugendstudien 1997 und 2000. Berufliche Tätigkeit: Von 3/92 bis 8/92 Assistentin des General Managers der Berliner Niederlassung der C. Itoh Deutschland GmbH. 10/92–03/94 Assistentin des Generaldirektors der JETRO Berlin mit Schwerpunkt Standort- und Konjunkturforschung Berlin/neue Bundesländer, eigene journalistische und Forschungsprojekte für die JETRO im Auftrag des japanischen Ministeriums für Internationalen Handel und Industrie (MITI). Seit 4/94 Studienleiterin im Frankfurter Psydata Institut für Marktanalysen, Sozial- und Mediaforschung. Arbeitsgebiete: Interaktionssoziologie, Sozialpsychologie, Japanologie. Qualitative und quantitative empirische Forschungsprojekte auf dem deutschen Markt in Kooperation mit Instituten vor Ort. Schwerpunkte: Image- und Markenkernuntersuchungen, Produktmarktforschung, Werbewirkungsforschung, Konzept- und Kampagnentests.

Garst, Anneke

geb. 1950 in den Niederlanden. Nach dem Abitur Studium der Sozialarbeit an der Sociale Academie in Baarn, Niederlande, sowie Praktika in der Psychiatrie in NL. Umzug nach Deutschland und Studium an der Universität Oldenburg für das Lehramt. Berufliche Tätigkeiten: Sozialarbeit in verschiedenen Projekten. Schwerpunkt: Arbeit mit Jugendlichen zwischen 12 und 20 Jahren, Jugendwohngemeinschaft. Lehrerin in der Bremer Stadtteilschule, Managerin des Bremer Piccola-Kindertheaters und Aufbau sowie Mitarbeit im Projekt Casa Luna-Kriz e.V.

Gaschina-Hergarten, Birgit

geb. 1959, Studium der Politikwissenschaften, Soziologie und Neueren Geschichte in Bonn und Münster. Mitarbeit im Bereich Presse- und Öffentlichkeitsarbeit eines Verbandes sowie wissenschaftliche Mitarbeit bei einer Bundestagsabgeordneten im Bereich Gesundheitspolitik. Seit 1998 Referentin im Referat Zusammenarbeit mit Ländern, Gemeinden, Verbänden und sonst. Institutionen; Koordinierung der Aufklärungs- und Bildungsarbeit, Fortbildung in der Abteilung Sexualaufklärung, Verhütung, Familienplanung der BZgA.

Genschow, Barbara

Studium zur Ökonompädagogin sowie Weiterbildungen in sozialwissenschaftlichen und soziologischen Bereichen. Durch zehnjährige wissenschaftliche und beratende Tätigkeit Kenntnisse und Erfahrungen auf dem Gebiet der Evaluierung, der Erarbeitung von Stukturentwick-

lungskonzepten sowie in weiteren Feldern sozialwissenschaftlicher Forschung. Arbeitsschwerpunkte: wirtschafts-, struktur- und arbeitsmarktpolitische Analysen, Standortgutachten; regionale und kommunale Wirtschaftsanalysen und Entwicklungskonzepte; Implementation arbeitsmarktpolitischer Instrumente und Wirkungsanalysen; Evaluierung und wissenschaftliche Begleitung von Entwicklungsprogrammen und Pilotprojekten; Controlling und Begleitforschung des Einsatzes der Strukturfonds der EU.

Graff, Ulrike

geb. 1957, Diplom-Pädagogin. Gründungsfrau und Mitarbeiterin des Mädchentreffs in Bielefeld. Studie „Selbstbestimmung für Mädchen“. Pädagogische Auswertung der Theorie und Praxis des Mädchentreffs Bielefeld. Seit 1998 Geschäftsführerin der Landesarbeitsgemeinschaft Mädchenarbeit in Nordrhein-Westfalen e.V.

Hasselbach, Silke

geb. 1962, Ausbildung zur Fremdsprachenkorrespondentin und Studium der Sozialpädagogik/Sozialarbeit. Ausbildung in „Körperorientierter Psychotherapie“ nach David Boadella. Beschäftigung bei der Pro Familia Beratungsstelle in Wolfsburg mit dem Schwerpunkt Sexualpädagogik und seit August 1996 in der Beratungsstelle „Balance für sexuell mißbrauchte Kinder und Jugendliche“ in Wolfsburg tätig. Ausbildung in Integrativer Gestaltungstherapie für Kinder und Jugendliche am IGW in Würzburg und Approbation zur Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin. Schwerpunkt in der Arbeit: Therapie mit sexuell missbrauchten Kindern und Jugendlichen. Zur Zeit stellvertretende Leitung der Beratungsstelle.

Helferich, Cornelia

seit 1995 Professorin an der Ev. Fachhochschule – Hochschule für Soziale Arbeit, Diakonie und Religionspädagogik in Freiburg und Leitung des Sozialwissenschaftlichen Frauenforschungsinstitutes an der Kontaktstelle praxisorientierte Forschung (SoFFI K.), welches der Fachhochschule angeschlossen ist. An dem Institut werden Projekte im Bereich Frauen und Gesundheit, Kontrazeption und Familienplanung, Problemlagen und Lebensläufe von Frauen sowie geschlechtsspezifische Suchtprävention und Sexualerziehung durchgeführt.

Herwig, Gabriela

Dipl. Soz.-Päd./Soz.-Arb., seit 1999 im Fachbereich für gleich-geschlechtliche Lebensweisen der Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport Berlin tätig. Aufgabengebiet: Information und Fortbildung der Fachöffent-

lichkeit im Bereich der Jugendhilfe zum Thema junge Lesben, Schwule und Bisexuelle.

Heßling, Angelika

geb. 1959, Studium der Sozialwissenschaften. Wissenschaftliche Mitarbeit in verschiedenen Forschungsprojekten des BMJFG an der Universität Wuppertal. Lehraufträge an der Bergischen Universität/Gesamthochschule Wuppertal und FU Berlin (1987–1992). Wissenschaftliche Mitarbeiterin im AIDS-Zentrum, Bundesgesundheitsamt Berlin im Fachgebiet Psychologische Forschung (1988–1993). Seit 1993 Referentin in der Abteilung für Sexuaufklärung, Verhütung und Familienplanung der BZgA.

Hoffmann, Anne

geb. 1958; Ausbildung und Tätigkeit beim BKA (Bundeskriminalamt) in Wiesbaden 1977–1982; Studium der Osteuropäischen Geschichte und Slavistik an der Universität zu Köln (MA); wissenschaftliche Mitarbeiterin am Slavischen Institut der Universität zu Köln (u.a. Betreuung diverser Partnerschaften mit Hochschulen in Osteuropa); ab 1994 Tätigkeit im Auslandsreferat der BZgA; seit November 1996 im Referat Sexuaufklärung der BZgA.

Hünert, Monika

geb. 1958, Diplom-Pädagogin. Pädagogische Mitarbeiterin an der VHS Dortmund, Dozententätigkeit, wissenschaftliche Mitarbeit bei einer Bundestagsabgeordneten mit dem Schwerpunkt Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Seit 1997 zunächst Referentin in der BZgA. Seit 1998 Leiterin des Referats Zusammenarbeit mit Ländern, Verbänden und sonstigen Institutionen; Koordinierung der Aufklärungs- und Bildungsarbeit, Fortbildung der BZgA.

Keddi, Barbara

Dipl.-Soziologin, Analytische Imaginationstherapeutin; seit 1984 wissenschaftliche Referentin am Deutschen Jugendinstitut in München; Forschungsprojekte: Berufliche Einmündungsprozesse (SFB 101, quantitative und qualitative Längsschnittstudie), Familiensurvey (geschlechtsspezifische Arbeitsteilung), junger Frauen und Lebensentwürfe (qualitative Längsschnittstudie), Schwerpunkte: Geschlechterforschung, Lebensformen und Partnerschaften, weibliche Lebensentwürfe, strategische Öffentlichkeitsarbeit.

Knop, Regina

geb. 1961 in Hannover, Erzieherin, Diplom-Sozialpädagogin und Gestalttherapeutin. Langjährige Projektleiterin des Bundesmodellprojektes „Mädchenprojekt Rostock“. Mitherausgeberin der CD-ROM SELMA –

interaktives Spiel zur Prävention gegen sexuellen Missbrauch. Erfahrungen als Sachverständige bei verschiedenen Gerichten zur Glaubhaftigkeit von Kindern. Dozentin bei Bildungsträgern mit Schwerpunkt Mädchenarbeit, Prävention gegen Missbrauch und Gewalt. Heute in freier Praxis als Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin in Rostock tätig.

Krahé, Barbara

Professorin für Sozialpsychologie am Institut für Psychologie der Universität Potsdam. Arbeitsschwerpunkte im Bereich der Angewandten Sozialpsychologie. Aktuelle Forschungsprojekte zu den Themen Aggression, Sexuelle Gewalt, Vorurteile sowie Förderung AIDS-präventiven Verhaltens.

Kuhne, Tina

Dipl.-Sozialpädagogin (FH). Langjährige Tätigkeit im Informationsmanagement, Vernetzungs- und Qualifizierungsbereich mit Multiplikatorinnen der Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Gründerin und Aufbau eines ganzheitlichen Mädchenhauses. Zahlreiche Veröffentlichungen zu unterschiedlichen Themenbereichen aus der Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen, in den letzten Jahren schwerpunktmäßig zur Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen. Arbeitsstelle: Kontakt- und Informationsstelle für Mädchenarbeit/IMMA e.V., München.

Kunert-Zier, Margitta

Erziehungswissenschaftlerin in Frankfurt/M., verh., 2 Söhne, seit 1976 mit Mädchenarbeit befasst, tätig als Jugendpflegerin, Geschäftsführerin und Referentin in einem Dachverband der Kinder- und Jugendinitiativen, in der AG Mädchenpolitik Frankfurt/M.; Lehraufträge an den FH Frankfurt/M., Darmstadt (ev.) u. Wiesbaden, Schwerpunkte: Mädchen und Frauen in der Sozialpädagogik, Jugendarbeit, Geschlechtsbezogene Kinder- und Jugendarbeit. Seit den 90er Jahren Weiterentwicklung geschlechtsbezogener Ansätze hin zu einer geschlechtsbewussten Pädagogik, die auch das Gemeinsame der Geschlechter in den Blick nimmt. Derzeit Arbeit an einer Dissertation „Geschlechtsbewusste Pädagogik und Professionalität“, Stipendiatin der Heinrich-Böll-Stiftung.

Lange, Carmen

geb. 1955, Diplom-Psychologin/Soziologin, Psychologische Psychotherapeutin (Verhaltenstherapie), wissenschaftliche Angestellte der Abteilung für Sexualforschung der Universitätsklinik Hamburg. Veröffentlichun-

Who is Who

gen u.a. zu den Themen Beratung und Behandlung sexueller Störungen, Lust-Macht-Gewalt und Geschlechterverhältnis sowie Jugendsexualität, u.a. mehrere Beiträge in dem von Gunter Schmidt herausgegebenen Band „Jugendsexualität“, Stuttgart (Enke) 1993 und das Buch „Sexuelle Gewalt gegen Mädchen“, Stuttgart (Enke) 1998.

Lehmann, Harald

geb. 1950, Studium der Verwaltungswissenschaften in Konstanz. Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsprojekt „Konsumentenzentrierte Gesundheitspolitik“, Universität Konstanz. 1979–1986 Geschäftsführender Projektleiter im Forschungsverbund „Laienpotential, Patientenaktivierung und Gesundheitsselbsthilfe“ an der Universität Oldenburg. 1986–1991 Referent für Planung und Koordinierung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA). Referatsleiter Planung und Koordinierung (1991–1994). Seit 1994 u.a. Leiter der Abteilung Sexualaufklärung, Verhütung, Familienplanung und stellvertretender Direktor der BZgA.

Macke, Gabriele

geb. 1959, Erzieherin und Feministische Psychodrama-Assistentin. Mitarbeiterin beim Mädchentreff MABILDA in Duisburg. Arbeitsschwerpunkte: Arbeit mit Mädchen, jungen Frauen multiethnischer Herkunft sowie Multiplikatorinnen in den Bereichen Selbstbehauptung, Körperarbeit, berufliche Orientierung und Lebensplanung, Sexualpädagogik.

Mickler, Bärbel

geb. 1963 und von Geburt an blind. Diplom-Sozialpädagogin/-arbeiterin. Zunächst vier Semester Studium am Fachbereich Erziehungswissenschaften (Fächer: Blinden- und Geistigbehindertenpädagogik) in Hamburg. Anschließend einjährige Tätigkeit mit mehrfachbehinderten Kindern und Jugendlichen. Nach dem Studium der Sozialpädagogik Anerkennungsjahr in einer stationären Einrichtung der Jugendhilfe. Seit 1990 in der Beratungsstelle für Menschen mit Behinderung des Vereines „Autonom Leben e.V.“ in Hamburg tätig. Arbeitsschwerpunkte: Arbeit für und mit Mädchen und Frauen mit Behinderung. Die Angebote für Mädchen und Frauen umfassen u.a.: individuelle Beratung und Unterstützung, Gesprächsgruppen, besondere Maßnahmen gegen sexualisierte Gewalt. Mitgründerin des Hamburger Netzwerks „Mädchen und FrauenLesben mit Behinderung“ sowie des „Weibernetz“ – Bundesnetzwerk von FrauenLesben und Mädchen mit Beeinträchtigung.“

Milutin, Daniela

37 Jahre alt, Kroatin, Diplom-Übersetzerin und freie Hörfunkjournalistin in Köln. Studium in Köln und London, Diplomarbeit über die Diskriminierung schwarzer Frauen in Großbritannien („Black Women in Great Britain – A Study with Specific Reference to Racist and Sexist Discrimination“). Journalistische Schwerpunkte liegen im Bereich: Arbeit, Migration, Bildung und Südosteuropa.

Niehuis, Edith

geb. am 2. August 1950 in Görliehenfeld; verheiratet; zwei Kinder. 1969 Abitur. Studium in Oldenburg und Göttingen, 1972 Erste Staatsprüfung für das Lehramt an Volksschulen, 1977 Diplom in Erziehungswissenschaften. 1983 Promotion zur Dr. phil. Von 1973 bis 1987 pädagogische Mitarbeiterin in verschiedenen Einrichtungen der Erwachsenenbildung. Seit 1972 Mitglied der SPD; seit 1987 Mitglied des Bezirksvorstandes im SPD-Bezirk Hannover. Seit 1987 Mitglied des Deutschen Bundestages; 1991 bis 1994 Vorsitzende des Bundestagsausschusses für Frauen und Jugend, 1994 bis 1998 Vorsitzende des Ausschusses für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Seit dem 27. Oktober 1998 Parlamentarische Staatssekretärin bei der Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Nuij-Brandt, Ineke

Dipl.-Sozialpädagogin, von 1990 bis 1993 Mitarbeiterin im Arbeitskreis Neue Erziehung e.V. mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung (Multiplikator/-innenarbeit), von 1995 bis 2000 Mitarbeiterin im Kooperationsmodellprojekt „InTeam“ beim Landesamt für Gesundheit und Soziales Berlin.

Özlem Otyakmaz, Berrin

geb. 1967, Diplom-Psychologin, 1995–1997 Mitarbeiterin eines MdL im Landtag Nordrhein-Westfalen im Bereich Migration, Rassismus, Antidiskriminierungsmaßnahmen; 1998 Expertise zur Situation zugewanderter junger Frauen und Mädchen in NRW für den 7. Jugendbericht des Landes Nordrhein-Westfalen in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Ursula Boos-Nünning, Universität GH Essen; 1998-1999 Mitarbeiterin an der Forschungsstelle für Interkulturelle Studien, Universität zu Köln; derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität GH Essen. Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Sozialisationsbedingungen von Migrantinnen; Interkulturelle Mädchenarbeit; Migration und Sucht sowie interkulturelle Diagnostik.

Paul, Mechthild

geb. 1962, Dipl.-Pädagogin. Referententätigkeit bei der AIDS-Hilfe Köln e.V., u.a. zu den Schwerpunkten „Frauen und AIDS“ und „Jugend und AIDS“. 1991–1993 Referentin beim Deutschen Jugendrotkreuz, LV Nordrhein, mit den Schwerpunkten AIDS-Prävention, Sexualaufklärung und Mädchenarbeit. Ab 1992 Aufbau des Referats „Kooperation der offenen Jugendarbeit und Schule“. Von 1993 bis 1997 Referentin in der Abteilung Sexualaufklärung, Verhütung und Familienplanung, seit 1997 Leiterin des Referates Familienplanung in der BZgA.

Paulus, Imi

39 Jahre alt, Diplom-Sozialpädagogin und Freizeitpädagogin. Von 1984 bis 1993 beim Sozialdienst katholischer Männer e.V. (SKM) Köln tätig: Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in Sozialen Brennpunkt Einrichtungen. 1991 bis 1992 interne Fortbildung (SKM) mit Zertifikat in klientenzentrierter Gesprächsführung nach Carl Rogers. Seit 1995 im Sozialwerk für Lesben und Schwule e.V. tätig: bis Dez. 1997 Honorartätigkeit als Leiterin der lesbischen Mädchengruppe Bad Girls und seit Jan. 1998 hauptamtliche Mitarbeiterin des Sozialwerks für Lesben und Schwule, im Leitungsteam des lesbisch-schwulen Jugendzentrums „anyway“.

Pott, Elisabeth

geb. 1949, Studium der Medizin in Bonn und Kiel. Promotion in Gerichtsmedizin. Referentin und stellvertretende Referatsleitung im Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung. Ab 1981 Referatsleiterin im Niedersächsischen Sozialministerium für den Bereich Gesundheitsvorsorge. Seit 1985 Direktorin der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA). Lehraufträge für Sozialmedizin an der Medizinischen Hochschule Hannover und an der Fachhochschule Magdeburg.

Preiß, Dagmar

geb. 1962, Pädagogin M.A., seit 1991 Mitarbeiterin im MädchenGesundheitsLaden, einer Beratungsstelle für Mädchen und junge Frauen in Stuttgart. Wissenschaftliche Begleitung der Modellprojektsphase dieser Einrichtung. Arbeitsschwerpunkte: Mädchenspezifische Gesundheitsförderung, Suchtprävention und Sexualerziehung, Umgang mit Ess-Störungen, Selbstbehauptung.

Renz, Meral

geb. 1962 in Zonguldak/Türkei, Diplom-Sozialarbeiterin mit Zusatzausbildung in Gestalttherapie und Sexualtherapie und freiberufliche Psychotherapeutin. Co-Autorin des Sprachlehrbuches „Türkisch am Krankenbett“.

Tätigkeit in einem Jugendhaus, Bürgerhaus, außerschulische Berufsausbildung für Mädchen und junge Frauen, RAA. Seit 1992 im Lore-Agnes-Haus, Sexualberatungszentrum der Arbeiterwohlfahrt, Essen, tätig. Schwerpunktthemen: Sexualität, Schwangerschaftskonflikte, Sexualpädagogik und Sexualtherapie. Zielgruppen: Beratungssuchende Personen und Familien, Multiplikatorinnen, pädagogische Teams, Mädchen- und Frauengruppen.

Saatweber, Annika

geb. 1981, Studentin der Grundschulpädagogik, Mitarbeiterin beim Mädchentelefon der Pro Familia Beratungsstelle Bonn.

Schildmann, Ulrike

Dr. phil., Diplom-Pädagogin, Professorin für „Frauenforschung in der Behindertenpädagogik“ an der Universität Dortmund. Schwerpunkte: soziale Lage behinderter Frauen, die Sozialisation behinderter Mädchen, Problemlagen von Müttern (und Vätern) behinderter Kinder und Fragen der Professionalität der (überwiegend weiblich besetzten) zentralen Berufsgruppen in der Behindertenpädagogik. Seit 1998 Beteiligung an der Forschungsgruppe „Normalismus“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft und in deren Rahmen Erforschung des Zusammenhangs von „Normalität – Behinderung – Geschlecht“.

Schlageter, Hildegard

geb. 1965, examinierte Krankenschwester, Diplom-Sozialpädagogin (FH). Seit 1995 Mitarbeiterin bei PRO FAMILIA Tübingen. Arbeitsschwerpunkte: Ehe, Familien- und Lebensberatung, Übergang zur Elternschaft Sexualpädagogik und Jugendberatung, E-Mail-Beratung und Mächenarbeit.

Schlathölter, Birgit

geb. 1962. Magister Erziehungswissenschaftlerin. Seit 1990 Arbeit zum Thema Gewalt gegen Mädchen und Frauen. Seit 1992 in der Beratungsstelle von Wildwasser Gießen e.V. tätig. Schwerpunkte sind: Beratung von Institutionen, nicht missbrauchenden Eltern und Frauen, die in ihrer Kindheit sexualisierte Gewalt erlebt haben. Des Weiteren Wahrung der politischen und fachlichen Interessen der Arbeit gegen sexualisierte Gewalt in den kommunalen sowie landesweiten Jugendhilfegremien und Arbeitskreisen. Wichtig ist die Vernetzung der Arbeit vor allem in Hinblick auf die Verbindung von Intervention und Prävention. Lehraufträge an der Universität Gießen im Fachbereich Erziehungswissenschaften.

Who is Who

Schroll, Eckhard

geb. 1958, Studium der Katholischen Theologie und Sozialwissenschaften in Essen und Münster. 1984–1986 Pädagogischer Mitarbeiter der Katholischen Verbände im Bistum Münster. 1988–1990 Tätigkeit in der Lehrerfortbildung zu den Themenbereichen „AIDS-Prävention“ und „Sexualpädagogik“ beim Regierungspräsidenten Münster. Dezernent und Dozent für Pädagogik im Geschäftsbereich des Innenministeriums des Landes Brandenburg (Pädagogische Qualifizierung und Lehre). Seit 1993 Leiter des Referats Sexualaufklärung, Verhütung, Familienplanung der BZgA.

Schütz, Heidi

geb. 1962 Diplom-Psychologin, Sexualpädagogin. 1992 – 1996 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Gesamthochschule/Universität Wuppertal FB Gesellschaftswissenschaften; Arbeitsschwerpunkte: Sozialpsychologie (Einstellung-Verhalten, Vorurteilsforschung) und Methodenlehre. Seit 1996 tätig für den DKSB, BundesArbeits-Gemeinschaft Kinder- und Jugendtelefone e.V. als Fachleiterin für Statistik und Ausbildung; Arbeitsschwerpunkte: sexualpädagogische Aus- und Weiterbildung der Beraterinnen des Kinder- und Jugendtelefons, Entwicklung eines sexualpädagogischen Ausbildungskonzeptes, statistische Analyse der Anrufe am Kinder- und Jugendtelefon.

Schwarz, Anne

geb. 1961, Dipl.-Päd., Dr. rer. soc., nach dem Studium Forschungstätigkeiten am Institut für Erziehungswissenschaften I der Uni Tübingen. Gründung und Aufbau des MädchenGesundheitsLadens Stuttgart. Promotion über das Thema „Mädchensexualität“. Lehr- und Forschungstätigkeiten in den Bereichen Mädchenpädagogik, Frauenforschung, Beschäftigungsentwicklung, Jugendforschung. Erfahrungen in der Jugendhilfeplanung.

Stich, Jutta

geb. 1944, Dipl. Soziologin. Arbeitsschwerpunkte: Biographie, Lebensformen, Jugendsexualität. Derzeitige Projekte: Alleinlebende: Gewinner und Verlierer im gesellschaftlichen Individualisierungsprozess. Sexuelle Erfahrungen Jugendlicher und Aushandlungsprozesse im Geschlechterverhältnis.

Swars, Franziska

Sonderschullehrerin, Selbstverteidigungslehrerin, seit ca. 8 Jahren Arbeit mit Mädchen und Frauen mit unterschiedlichen Behinderungen. Präventionsarbeit mit Mädchen und jungen Frauen mit Behinderungen und

Multiplikatorinnen aus diesem Arbeitsfeld. Selbstverteidigungskurse für Mädchen und Frauen mit Behinderungen. In den letzten drei Jahren Leitung einer kontinuierlich stattfindenden Gruppe mit Mädchen und jungen Frauen mit Mehrfachbehinderung. Beteiligt am Modellprojekt Mittendrin des Bundesverbandes für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V.

Trampenau, Bea

38 Jahre alt. Seit 20 Jahren aktiv in Lesbenezusammenhängen als Referentin, Gruppenleiterin, Autorin zu den Themen Lebensformenpolitik, Sexualität, JungLesben-Arbeit. Seit 1989 als Sozialarbeiterin für die psychosoziale und geschäftsführende Arbeit im Lesbenverein „Intervention“ in Hamburg hauptamtlich tätig – z.Zt. vor allem im JungLesbenZentrum. Mitautorin der Rechtsratgeberin für Lesben „Mit der Doppellaxt durch den Paragraphenschlingel“ (1990) und Autorin des Buches „Kein Platz für lesbische Mädchen“ (1988).

Trapp, Barbara

Dipl.-Soz.-Päd., seit 1986 Tätigkeit in verschiedenen Feldern der Kinder- und Jugendhilfe: Koordination kommunaler Jugendarbeit als Kreisjugendpflegerin, Familien-, Paar- und Jugendberatung, Arbeit mit alleinerziehenden Frauen, Aufbau einer Wohngruppe für Mädchen. Seit 1995 beim DRK-Generalsekretariat Referentin für Mädchenarbeit, seit 1996 Aufbau und Leitung des Bundesmodellprojektes „Love Tour“ für die BZgA, Köln. Zusatzausbildungen: Systemische Paar- und Familientherapie, NLP, Supervision.

Voss, Anja

geb. 1965, Diplom-Sportlehrerin, z.Zt. Promotion an der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln zum Thema „Gender-play in Jugendszenen des Sports? (De-)Konstruktionsprozesse von Geschlecht im Sport“. Bisherige Arbeitsschwerpunkte im wissenschaftlichen Feld: Koedukation und Mädchenparteilichkeit im Sport. Seit 1996 Mitglied der Arbeitsgruppe „Mädchen und junge Frauen im Sport“ der Sportjugend NRW, Mitglied der Kommission „Frauenforschung in der Sportwissenschaft“ (dvs). Z.Zt. Geschäftsführerin im Verein für Gesundheitssport und Sporttherapie Neuss e.V.

Wilser, Anja

geb. 1959, Dipl.-Pädagogin. Seit 1991 Mitarbeiterin im MädchenGesundheitsLaden, einer Beratungsstelle für Mädchen und junge Frauen in Stuttgart. Wissenschaftliche Begleitung der Modellprojektphase dieser Einrichtung. Arbeitsschwerpunkte: Mädchenspezifische Ge-

sundheitsförderung, Suchtprävention und Sexualerziehung, Umgang mit Ess-Störungen, mädchenpolitische Lobbyarbeit.

Wittel-Fischer, Barbara

34 Jahre alt, Dipl.-Pädagogin und Supervisorin (DGsv). Berufliche Stationen: Mitarbeit in der Kinder- und Jugendpsychiatrie Tübingen, Aufbau einer Anlaufstelle für Kinder und Jugendliche bei sexueller Gewalt in Sigma- ringen, seit 1992 Mitarbeiterin der Pro Familia Tübingen mit folgenden Schwerpunkten: Sexualpädagogik, Schwangeren- und Schwangerschaftskonfliktberatung, Jugend- beratung nach § 27 KJHG und Mitaufbau und Mitarbeit am Projekt SEXTRA (Radio-, Telefon- und E-Mail-Beratung) des Landesverbandes Baden-Württemberg. Seit 1 Jahr Tätigkeit als freiberufliche Supervisorin (DGsv) und Fortbildnerin. Besonderes Projekt: Implementierung von Forschungssupervision für Kulturwissenschaftler am Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen.

Wittmann, Svendy

geb. 1963, Dipl.-Soziologin, seit 1992 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Deutschen Jugendinstituts e.V., Abteilung Geschlechterforschung und Frauenpolitik. Arbeitsschwerpunkt in der Mädchen- und Frauenforschung: Geschlechtsspezifische Sozialisationsprozesse, weibliche Lebensentwürfe, Frauen in Familie und Beruf, Erwerbstätigkeit und Arbeitsmarkt sowie Mädchen in der Jugendhilfe (Berufsorientierung, Jugendhilfeplanung, Jugendinformation, Kriminalität und Gewalt).

Wolf, Gisela

Dipl.-Psych. mit Zusatzausbildung in „Feministischer Psychotherapie“. Unentgeltliche Arbeit bei verschiedenen lesbischen (und lesbisch-schwul-bisexuell-transident gemischten) Projekten, so unter anderem beim Freiburger Lesbentelefon (Beratungsarbeit und Leitung von Coming-out-Gruppen), bei FLUSS e.V. (Aufklärungsarbeit), beim Rosa-Lila-Runden-Tisch (ein politisches Gremium zur Verbesserung der Situation von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und transidenten Personen in Freiburg), bei einer Gruppe, die sich für den barrierefreien Ausbau des Freiburger Frauenzentrums einsetzt sowie bei Amnesty International für Frauen und Lesben. Mitorganisation lesbisch-(schwuler) Großereignisse wie z.B. den Lesbenfrühling oder den Christopher Street Day. Seit Sommer 1999 Promotion zum Thema „Gesundheitliche Auswirkungen von Coming-out-Prozessen bei lesbischen Frauen“.

Wrede, Birgitta

Studium der Sozialwissenschaften und Biologie, Promotion in Pädagogik. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin des Interdisziplinären Frauenforschungszentrums (IFF) der Universität Bielefeld. Ihre aktuellen Arbeitsschwerpunkte sind sexuelle Sozialisation sowie Geld und Geschlecht.

Wronska, Lucyna

Dipl.-Psychologin und Psychologische Psychotherapeutin. Von 1989 bis 1993 Sprachmittlerin in unterschiedlichen Beratungsstellen für sexuell übertragbare Erkrankungen sowie AIDS. Von 1993 bis 1995 Mitarbeiterin im Projekt „Gewalt und AIDS-Prävention“ bei Pro Familia Berlin e. V.; 1995 bis 2000 Mitarbeiterin im Kooperationsmodellprojekt „InTeam“ beim Landesamt für Gesundheit und Soziales, Berlin.

Ziese, Kathrin

geb. 1960, Studium der Sozialpädagogik mit sozialwissenschaftlichem Schwerpunkt an der Universität Bremen. Seit 1997 Lehrbeauftragte mit dem Schwerpunkt „Mädchen in besonderen Lebenslagen“. Hierzu auch verschiedene Veröffentlichungen. Seit 1997 Mädchenreferentin bei „mixed pickles e.V.“ in Lübeck. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: lesbische Mädchen mit (geistigen) Behinderungen und Vermittlung von Fach- und Methodenwissen an MultiplikatorInnen. Derzeitiger Schwerpunkt ist die Entwicklung und Umsetzung von Maßnahmen zur Berufsorientierung und Qualifizierung für Mädchen mit geistiger Behinderung.

TeilnehmerInnen-Liste

Adam-Blaneck, Heide

Bundesverband für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V.
Brehmstr. 5-7, 40239 Düsseldorf
Tel.: 02 11/6 40 04-16 • Fax: 02 11/6 40 04-20
E-Mail: bv-km@t-online.de

Amann, Stefanie

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Ostmerheimer Str. 220, 51109 Köln
Tel.: 02 21/89 92-321 • Fax: 02 21/89 92-363
E-Mail: amann@bzga.de

Atac-Geiger, Senay

Türk Kadınlar Birliği e.V. Beratungszentrum
für türkische Mädchen
Grüner Weg 19, 34117 Kassel
Tel.: 05 61/10 36 72 • Fax: 05 61/10 36 72
E-Mail: Tuerk-Kadinlar@t-online.de

Atasever, Besime

Stadt Wuppertal Medienprojekt
Hofaue 55, 42103 Wuppertal
Tel.: 02 02/5 63 26 47 • Fax: 02 02/4 46 86 91
E-Mail: Medienprojekt.Wuppertal@online.de

Bastian, Jana

Ma Donna Lüneburg Treff für Mädchen und junge Frauen
Vor dem Neuen Tor 5, 21339 Lüneburg
Tel.: 041 31/3 55 35
E-Mail: madonna@luenecom.de

Bätz, Regina

Pro Familia Schlüchtern
Gartenstr. 3, 36381 Schlüchtern
Tel.: 066 61/34 32 • Fax: 066 61/73 04 62

Becker, Vivian

Schlau Düsseldorf c/o komma
LesBiSchwules Jugendzentrum
Himmelgeisterstr. 104, 40225 Düsseldorf
Tel.: 02 21/6 01 07 00
E-Mail: webinfo@schlau-duesseldorf.de

Beckmann, Barbara

Kabarett & Musik, Kontakt: Karin Kaiser Künstleragentur
Füsilierstr. 2 40476 Düsseldorf
Tel.: 02 11/4 37 07 15 • Fax: 02 11/4 37 07 15
E-Mail: kkkaiser@t-online.de

Berlage, Karola

Sozialwerk für Lesben und Schwule e.V.
Kartäuserwall 8, 50678 Köln
Tel.: 02 21/93 18 80 81 • Fax: 02 21/93 18 80 82
E-Mail: info@sozialwerk-Koeln.de

Boeger, Prof. Dr. Annette

Universität Essen, FB 2 Entwicklungspsychologie
45117 Essen
Tel.: 0201/183-2181 /-2206 • Fax: 0201/183-4350
E-Mail: Anette.Boeger@uni-essen.de

Boettcher-Dahl, Ingrid

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Ostmerheimer Str. 220, 51109 Köln
Tel.: 02 21/89 92-3 58 • Fax: 02 21/89 92-3 63
E-Mail: boettcher-dahl@bzga.de

Borde, Theda

Internationales Bildungs- und Beratungszentrum
für Frauen und ihre Familien
Jagowstr. 19, 13585 Berlin
Tel.: 0 30/33 66 66-2 • Fax: 0 30/33 56 93-6
E-Mail: theda.borde@t-online.de oder Hinbun@t-online.de

Boßbach, Christel

Peter-Roos-Str. 20, 40547 Düsseldorf
Tel.: 02 11/55 59 52 • Fax: 02 11/55 59 52
E-Mail: ChBossbach@aol.com

Brandes, Susanne

Frauen- und Mädchengesundheits-Zentrum e.V.,
Modellp. Sexualpäd. Arbeitskreis
Goetheallee 9, 37073 Göttingen
Tel.: 05 51/48 45 30 • Fax: 05 51/48 70 60
E-Mail: FGZ@FGZ-Goettingen.de

Brenner-Matté, Julia

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend, Ref. 404-J
Rochusstr. 8-10, 53123 Bonn
Tel.: 02 28/9 30-28 14 • Fax: 02 28/9 30-43 13
E-Mail: Julia.Brenner-Mattee@brufsfj.bund.de

Bruner, Claudia Franziska

Deutsches Jugendinstitut e.V. DJI
Nockherstr. 2, 81541 München
Tel.: 0 89/62 30 61-29 • Fax: 0 89/62 30 61-62
E-Mail: Bruner@dji.de

Bussey, Alison

Mädchen im Zentrum
Richard-Wagner-Str. 3, 77694 Kehl
Tel.: 0 78 51/4 815 52 • Fax: 0 78 51/48 15 54
E-Mail: dpww.miz@t-online.de

Bültmann, Gabriele

forum sexualpädagogik e.V.
Buschstr. 101, 45739 Oer-Erkenschwick
Tel./Fax: 0 23 68/8 01 34
E-Mail: GabiBueltmann@aol.com

Chwalek, Doro-Thea

PARITÄTischer Wohlfahrtsverband
Gesamtverband e.V.
Heinrich-Hoffmann-Straße 3, 60528 Frankfurt
Tel.: 0 69/67 06-2 84 • Fax: 0 69/67 06-2 88
E-Mail: doro-thea@paritaet.org

Compère, Nicole

Zaunhofstr. 28, 50997 Köln
Tel.: 0 22 32/15 28 45 • Fax: 0 22 32/15 28 49
E-Mail: nicole@compere.de

Daigler, Claudia

Tübinger Institut für frauenpolitische Sozialforschung e.V.
Wöhrdstr. 25, 72072 Tübingen
Tel.: 0 70 71/3 11 44 • Fax: 0 70 71/3 17 44
E-Mail: TIFS-Tuebingen@t-online.de

Dannenbeck, Clemens

Deutsches Jugendinstitut e.V. DJI
Nockherstr. 2, 81541 München
E-Mail: Dannenbeck@dji.de

Dargel, Kristina

Kinder- und Jugendtelefon Deutscher Kinderschutzbund
Beethovenstr. 38a, 53115 Bonn

Dorer, Christine

veranstaltungen + congresse
Kuchener Str. 24, 70327 Stuttgart
Tel.: 07 11/4 20 52 33 • Fax: 07 11/4 20 52 33
E-Mail: chris.dorer@okay.net

Dücker, Ulrike

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Ostmerheimer Str. 220, 51109 Köln
Tel.: 02 21/89 92-3 14 • Fax: 02 21/89 92-3 00
E-Mail: Duecker@bzga.de

Ebinger, Ulrike

Kaleidoskop e.V., Verein für Spiel- und Theaterpädagogik
Billrothstr. 79, 22767 Hamburg
Tel.: 0 40/6 70 77 25 • 0 40/38 61 10 49

Elbert, Annette

Pro Familia Freiburg
Humboldtstr. 2, 79098 Freiburg
Tel.: 07 61/2 96 25-77 • Fax: 07 61/2 96 25-88
E-Mail: freiburg.sp@profa.de

Erath, Anke

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Ostmerheimer Str. 220, 51109 Köln
Tel.: 02 21/89 92-3 52 • Fax: 02 21/89 92-3 63
E-Mail: erath@bzga.de

Erl, Dorothea

Kaleidoskop e.V., Verein für Spiel- und Theaterpädagogik
Billrothstr. 79, 22767 Hamburg
Tel.: 0 40/38 61 10 49

TeilnehmerInnen-Liste

Evers, Marja

Dolle Deerns e.V.
Lippmannstr. 16, 22769 Hamburg
Tel.: 040/43 44 82 • Fax: 0 40/43 25 08 08

Fährnich, Marina

Ministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Frauen
Ref. 21, Abt. Frauen und Gleichstellung
Heinrich-Mann-Allee 103, 14473 Potsdam
Tel.: 03 31/8 66-52 21 • Fax: 03 31/8 66-52 99
E-Mail: marina.faeahnrich@masgf.brandenburg.de

Flaake, Prof. Dr. Karin

Carl von Ossietzky Universität Oldenburg Fachbereich 3
Postfach 2503, 26111 Oldenburg
Tel.: 04 41/7 98-29 31 • Fax: 04 41/7 98-26 31

Frank, Katalin-Margit

Pro Familia Bonn
Poppelsdorfer Allee 15, 53115 Bonn
Tel.: 02 28/2 42 22 43 • Fax: 02 28/2 42 22 45
E-Mail: profamiliabonn@gmx.de

Frey, Brigitte

Pro Familia Nürnberg
Äußere Cramer-Klett-Str. 9, 90489 Nürnberg
Tel.: 09 11/55 55 25 • Fax: 09 11/8 51 85 57

Friedrich, P.D. Dr. Monika

Universität Münster Institut für Soziologie, Abt. II,
Forschungsprojekt
Scharnhorststr. 121, 48151 Münster
Tel.: 02 51/83-2 41 89 • Fax: 02 51/83-2 99 30
E-Mail: mofried@uni_muenster.de

Fritzsche, Dr. Yvonne

psydata – institut für marktanalyse,
sozial- und mediaforschung GmbH
Arnsburger Str. 70, 60385 Frankfurt/M.
Tel.: 0 69/9 49 69-1 25 • Fax: 0 69/9 49 69-1 22
E-Mail: Yvonne.fritzsche@psydata.de

Garst, Anneke

Casa Luna-Kriz e.V., Wohnprojekt für junge Mütter
Mendestr. 20, 28203 Bremen
Tel.: 04 21/32 41 71

Gaschina-Hergarten, Birgit

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Ostmerheimer Str. 220, 51109 Köln
Tel.: 02 21/89 92-3 54 • Fax: 02 21/89 92-3 63
E-Mail: gaschina-hergarten@bzga.de

Genschow, Barbara

WIMES-Wirtschaftsinstitut für Marktforschung, Evaluation
und Strukturentwicklung
Joachim-Jungius-Str. 9, 18059 Rostock
Tel.: 03 81/4 05 97 65

Graff, Ulrike

Landesarbeitsgemeinschaft Mädchenarbeit in NRW e.V.
c/o Mädchentreff Bielefeld
Alsenstr. 28, 33602 Bielefeld
Tel.: 05 21/13 95 94 • Fax: 05 21/3 29 21 05
E-Mail: lag@maedchenarbeit-nrw.de

Gralka, Melanie

Pro Familia Bonn
Poppelsdorfer Allee 15, 53115 Bonn
Tel.: 02 28/2 42 22 43 • Fax: 02 28/2 42 22 45
E-Mail: profamiliabonn@gmx.de

Hackenberger, Rahel

Theaterwerkstatt Pankow e.V.,
Integratives Mädchenprojekt
Spiekermannstr. 30, 13189 Berlin
Tel.: 0 30/4 47 84 76 • Fax: 0 30/4 73 17 97
E-Mail: thea.pankow@gmx.de

Hasselbach, Silke

Balance e.V. – Beratungsstelle für sexuell missbrauchte
Kinder und Jugendliche
Schillerstr. 6-8, 38440 Wolfsburg
Tel.: 0 53 61/28 18 88 • Fax: 0 53 61/28 18 87
E-Mail: balance@stadt.wolfsburg.de

Heinz, Kirsten

MaDonna Mädchenkultur e.V.
Briesestr. 70, 12053 Berlin
Tel.: 0 30/62 12-0 43 • Fax: 0 30/62 12-0 48
E-Mail: madonnamädchenpower@berlin.snafu.de

Helfferrich, Prof. Dr. Cornelia

Sozialwissenschaftliches Frauenforschungs-Institut d.
Kontaktstelle für praxisorientierte Forschung e.V.,
Ev. FH Freiburg (SOFFI K.)
Wilhelmstr. 15, 79098 Freiburg
Tel.: 07 61/27 66 24 • Fax: 07 61/27 66 25
E-Mail: soffik@swol.de

Herwig, Gabriela

Senatsverwaltung für Schule, Jugend, Sport
FB für gleichgeschl. Lebensweisen
Beuthstr. 6-8, 10117 Berlin
Tel.: 0 30/90 26-55 82 • Fax: 0 30/90 26-50 08
E-Mail: GABRIELA.HERWIG@sensjs.verwalt-berlin.de

Heßling, Angelika

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Ostmerheimer Str. 220, 51109 Köln
Tel.: 02 21/89 92-2 38 • Fax: 02 21/89 92-3 63
E-Mail: hessling@bzga.de

Hildebrandt, Dorothee

BeLL Z. e.V., Selbstverteidigung für Mädchen und Frauen e.V.
Sudbrackstr. 36a, 33611 Bielefeld
Tel.: 05 21/12 21 09 • Fax: 05 21/12 21 06
E-Mail: info@bellzett.de

Hocke, Martina

TRITTA e.V. Verein für feministische Mädchenarbeit
Erbprinzenstr. 4, 79098 Freiburg
Tel.: 07 61/2 92 75 08 • Fax: 07 61/3 36 45

Hoffmann, Anne

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Ostmerheimer Str. 220, 51109 Köln
Tel.: 02 21/89 92-3 60 • Fax: 02 21/89 92-3 63
E-Mail: hoffmann@bzga.de

Hölscher, Ursula

Schillerstr. 102, 48155 Münster
Tel.: 02 51/6 74 31 54
E-Mail: jochen.schwefing@t-online.de

Hünert, Monika

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Ostmerheimer Str. 220, 51109 Köln
Tel.: 02 21/89 92-3 23 • Fax: 02 21/89 92-3 63
E-Mail: huenert@bzga.de

Ingenfeld, Marita

FUMA e.V., Fachstelle Mädchenarbeit NRW
Landstr. 164, 45968 Gladbeck
Tel.: 0 20 43/3 09 59 • Fax: 0 20 43/3 09 59
E-Mail: FUMA@gmx.de

Jansen-Tang, Dr. Doris

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend
Rochusstr. 8-10, 53123 Bonn
Tel.: 0228/930-2825 • Fax: 0228/930-4910
E-Mail: doris.jansen-tang@bmfjsfj.bund.de

Karches, Christine

BV Lebenshilfe e.V.
Raiffeisenstr. 18, 35043 Marburg-Cappel
Tel.: 06421/491173 • Fax: 06421/491175
E-Mail: bvlh-institut@t-online.de

Keddi, Barbara

Deutsches Jugendinstitut e.V. DJI
Nockherstr. 2, 81541 München
Tel.: 0 89/6 23 06-2 81 • Fax: 0 89/6 23 06-2 65
E-Mail: keddi@dji.de

Klann, Petra

Malteser Arbeitsgruppe NFP
Kalker Hauptstr. 22-24, 51103 Köln
Tel.: 02 21/98 22-0
E-Mail: Petra.Klann@maltenet.de

TeilnehmerInnen-Liste

Kleistner, Carmen

Mädchentreff MAID
Barlachstr. 26, 04600 Altenburg
Tel.: 034 47/83 68 62 • Fax: 034 47/83 75 83
E-Mail: maid@melisse.de

Knop, Regina

Satower Str. 2, 18198 Stäbelow
Tel.: 03 82 07/7 18 82 • Fax: 03 82 07/7 18 83
E-Mail: regina.knop@t-online.de

Koch, Cornelia

Kaleidoskop e.V., Verein für Spiel- und Theaterpädagogik
Billrothstr. 79, 22767 Hamburg
Tel.: 040/38 61 10 49

Körber, Johanna M.

Landesgesundheitsamt Baden-Württemberg
Hoppenlaustr. 7, 70174 Stuttgart
Tel.: 07 11/18 49-3 18 • Fax: 07 11/18 49-3 25
E-Mail: koerber@lga.bwl.de

Krahé, Prof. Dr. Barbara

Universität Potsdam, Institut für Psychologie
14415 Potsdam
Tel.: 03 31/9 77-28 77 • 03 31/9 77-28 79
Fax: 03 31/9 77-27 95
E-Mail: krahe@rz.uni-potsdam.de

Kreft, Anne

Drogenhilfe Köln e.V., Fachstelle für Suchtprävention
Hans-Böckler-Str. 5, 50354 Hürth
Tel.: 022 33/70 92 59 • Fax: 022 33/70 92 63

Kretzschmar, Evelyn

Frauengesundheitszentrum e.V.
Fürther Str. 154, 90429 Nürnberg
Tel.: 09 11/32 82 62
E-Mail: fgz@fen-net.de

Kreß, Elke

LIBS e.V., Lesben Information- und Beratungsstelle
Alte Gasse 38, 60313 Frankfurt
Tel.: 0 69/28 28 83 • Fax: 0 69/21 99 97 16
E-Mail: info@libs.w4w.net

Krudup, Karin

BeLL Z. e.V., Selbstverteidigung für Mädchen und Frauen e.V.
Sudbrackstr. 36a, 33611 Bielefeld
Tel.: 05 21/12 21 09 • Fax: 05 21/12 21 06

Kuhne, Tina

Initiative Münchener Mädchenarbeit I.M.M.A. e.V.
Jahnstr. 38, 80469 München
Tel.: 0 89/2 38 89-1 20 • Fax: 0 89/2 38 89-1 15

Kunert-Zier, Margitta

Kleiststr. 33, 60318 Frankfurt/Main
Tel.: 069/551519 • Fax: 069/95524896
E-Mail: M.Kunert-Zier@gmx.de

Lange, Marianne

Journalistinnenbüro
Gereonshof 36, 50670 Köln
Tel.: 02 21/12 54 57 • Fax: 02 21/12 54 57
E-Mail: langepress@aol.com

Lange, Dr. Carmen

Universität Hamburg/Sexualberatungsstelle
Poppenhusenstr. 12, 22305 Hamburg
Tel.: 040/4 28 32-24 98 • Fax: 040/4 28 32-22 62
E-Mail: clange@uke.uni-hamburg.de

Lehmann, Harald

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Ostmerheimer Str. 220, 51109 Köln
Tel.: 02 21/89 92-3 37 • Fax: 02 21/89 92-3 00
E-Mail: h.lehmann@bzga.de

Lehmann, Karen

Mädchenhaus Düsseldorf e.V., Mädchenberatungsstelle
Corneliusstr. 68-70, 40215 Düsseldorf
Tel.: 02 11/48 76 75 • Fax: 02 11/48 66 45
E-Mail: maedchenhaus@stattbuch.de

Leitzinger, Tabea

veranstaltungen + congresse
Kuchener Str. 24, 70327 Stuttgart
Tel.: 07 11/4 20 52 33 • Fax: 07 11/4 20 52 44
E-Mail: chris.dorer@okay.net

Limmer, Christa

Aktion Kinder- und Jugendschutz
Landesarbeitsstelle Schleswig-Holstein
Feldstr. 120, 24105 Kiel
Tel.: 04 31/8 90 77 • Fax: 04 31/8 90 79
E-Mail: AKJS.SHst-online.de

Lippert, Ines

Märkischer Sozialverein e.V., Projekt Mädchen
in der Jugendhilfe
Liebigstr. 4, 16515 Oranienburg
Tel.: 0 33 01/80 11 46 • Fax: 0 33 01/80 11 46

Litschkovskis, Amanda

Jugendgemeinschaftswerk Reutlingen
Wörthstr. 14, 72764 Reutlingen
Tel.: 0 71 21/2 91 71 • Fax: 0 71 21/23 93 34

Loebe, Alexandra

Sperlichstr. 61, 48151 Münster
Tel.: 0251/524850 • Fax: 0251/524850

Macke, Gabriele

Mabilda e.V.
Kalthoffstr. 73, 47166 Duisburg
Tel.: 02 03/51 00 10 • Fax: 02 03/51 27 94

Martin, Beate

Pro Familia Münster
Bohlweg 19, 48147 Münster
Tel.: 02 51/4 58 58

Maus, Stefi

Kinder- und Jugendtelefon, Deutscher Kinder-
schutzbund e.V.
Beethovenstr. 38a, 53115 Bonn
Tel.: 02 28/2 42 22 45

Meinhardt-Köner, Christiane

Deutscher Kinderschutzbund e.V., Ortsgruppe Bonn
Beethovenstr. 38a, 53115 Bonn
Tel.: 02 28/7 66 04-0 • Fax: 02 28/7 66 04-10

Meister, Sylke

Frauengesundheitszentrum Göttingen
Goetheallee 9, 37073 Göttingen
Tel.: 05 51/48 45 30 • Fax: 05 51/48 70 60
E-Mail: FGZ@FGZ-Goettingen.de

Menne, Britta

Universität Bremen
Heemelinger Str. 50, 28205 Bremen
Tel.: 04 21/4 99 27 16 • Fax: 04 21/2 18 40 43
E-Mail: bmenne@uni-bremen.de

Metzer, Sandra

Stadt Prenzlau/Mädchentreff „Sunflower“
Am Steintor 4, 17291 Prenzlau
Tel.: 0 39 84/80 84 78 • Fax: 0 39 84/80 84 78

Metzler, Heidrun

Pro Familia Beratungsstelle
Langgasse 3, 65183 Wiesbaden
Tel.: 06 11/37 65 16 • Fax: 06 11/9 01 69 94

Meyer, Melina

Pro Familia Nürnberg
Äußere Cramer-Klett-Str. 9, 90489 Nürnberg
Tel.: 09 11/55 55 25 • Fax: 09 11/8 51 85 57

Mickler, Bärbel

Autonom Leben e.V.
Langenfelderstr. 35, 22769 Hamburg
Tel.: 0 40/4 32 90-1 48 • 0 40/4 32 90-1 49
Fax: 0 40/43 29 01 47
E-Mail: Autonom.Leben@t-online.de

Middendorf, Lena

mixed pickels e.V.
Kanalstr. 70, 23552 Lübeck
Tel.: 04 51/70 21-6 40 • Fax: 04 51/70 21-6 42

Milutin, Daniela

texttext medienbüro
Goebenstr. 3, 50872 Köln
Tel.: 02 21/9 52 25 20 • Fax: 02 21/5 89 42 50
E-Mail: DanMilutin@aol.com



TeilnehmerInnen-Liste

Naumann, Tatjana

Jugendgemeinschaftswerk Reutlingen
Wörthstr. 14, 72764 Reutlingen
Tel.: 071 21/291 71 • Fax: 071 21/23 93 34
E-Mail: jgw-reutlingen@gustav-werner-stiftung.de

Neldner, Silvia

Femina vita Mädchenhaus Herford e.V.
Höckerstr. 13, 32052 Herford
Tel.: 052 21/5 06 22 • Fax: 052 21/5 36 85
E-Mail: feminavita@aol.com

Neugebauer, Beatrix

Pro Familia Beratungsstelle
Sexualpädagogischer Arbeitskreis NRW
Vereinsstr. 17, 42119 Wuppertal
Tel.: 02 02/43 16 21 • Fax: 02 02/43 76 1 62

Niehuis, Dr. Edith

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend, Parlamentarische Staatssekretärin
Rochusstr. 8-10, 53123 Bonn
Tel.: 02 28/9 30-23 00

Nuij-Brandt, Ineke

Landesamt für Gesundheit und Soziales Berlin Referat VO
Parochialstr. 1-3, 10179 Berlin
Tel.: 030/90 27-17 11 • Fax: 030/90 27-15 30

Otyakmaz, Berrin Özlem

Universität/GH Essen Fachbereich 2
Universitätsstr. 11, 45117 Essen
Tel.: 02 01/1 83-21 73 • 02 01/1 83-44 16
Fax: 02 01/1 83-43 09
E-Mail: berrin.oezlem.otyakmaz@uni-essen.de

Overhoff, Uschi

Evangelische Beratungsstelle
Urbanusstr. 13c, 45894 Gelsenkirchen

Partsch, Ina

Selma Mädchenprojekt Rostock e.V., Beginenhof
Ernst-Haeckel-Str. 1, 18059 Rostock
Tel.: 03 81/4 00 04 12 • Fax: 03 81/4 00 93 58
E-Mail: Mädchenprojekt@t-online.de

Paul, Mechthild

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Ostmerheimer Str. 220, 51109 Köln
Tel.: 02 21/89 92-3 20 • Fax: 02 21/89 92-3 63
E-Mail: paul@bzga.de

Paulus, Imi

Sozialwerk f. Lesben und Schwule „anyway“
Kamekestr. 14, 50672 Köln
Tel.: 02 21/5 10 54 96 • Fax: 02 21/5 10 63 44
E-Mail: imi.paulus@gmx.net

Pelliccia, Rosaria

Ma Donna Lüneburg, Treff für Mädchen
und junge Frauen
Vor dem Neuen Tor 5, 21339 Lüneburg
Tel.: 041 31/3 55 35
E-Mail: madonna@luenecom.de

Petzinka, Elisabeth

medienwerkstatt/P:CONNECT GmbH
Stockholmer Allee 24, 44269 Dortmund
Tel.: 02 31/2 86 66 11 • Fax: 02 31/2 86 66 18
E-Mail: medienwerkstatt@pconnect.de

Philipps, Ina

Institut für Sexualpädagogik ISP
Huckarder Str. 29-31, 24147 Dortmund
Tel.: 02 31/14 44 22 • Fax: 02 31/16 11 10

Pogede, Renate

Balance Familienplanungszentrum Berlin e.V.
Mauritius-Kirch-Str. 3, 10365 Berlin
Tel.: 030/5 53 67 92

Pott, Dr. Elisabeth

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Ostmerheimer Str. 220, 51109 Köln
Tel.: 02 21/89 92-2 41 • Fax: 02 21/89 92-3 00
E-Mail: pott@bzga.de

Preiß, Dagmar

MädchenGesundheitsLaden e.V.
Lerchenstr. 54, 70176 Stuttgart
Tel.: 07 11/2 23 99 82 • Fax: 07 11/2 26 25 67
E-Mail: Maedchengesundheitsladen@t-online.de

Przytulla, Nicole

Alemannenstr. 7, 50679 Köln
Tel.: 02 21/8 87 47 72

Rauw, Regina

Heimvolkshochschule Frille
Freithof 16, 32469 Petershagen
Tel.: 0 57 02/97 71 • Fax: 0 57 02/22 95

Reiter, Gabi

Kinder- und Jugendzentrum Biebrich
Bunsenstr. 6, 65203 Wiesbaden
Tel.: 06 11/31 91 75 • Fax: 06 11/6 13 18
E-Mail: GabiReiter@gmx.de

Remberg, Dr. Annette

Universität Münster Institut für Soziologie, Abt. II,
Forschungsprojekt
Scharnhorststr. 121, 48151 Münster
Tel.: 02 51/83-2 41 89 • Fax: 02 51/83-2 99 30

Renz, Meral

AWO Lore-Agnes-Haus
Lützowstr. 32, 45141 Essen
Tel.: 02 01/31 20 51

Ruf, Simone

Mädchentreff Lilith e.V.
Salierstr. 24, 75177 Pforzheim
Tel.: 0 72 31/35 34 33 • Fax: 0 72 31/35 37 43
E-Mail: lilith-maedchentreff@s-direktnet.de

Saatweber, Annika

Pro Familia Bonn
Poppelsdorfer Allee 15, 53115 Bonn
Tel.: 02 28/2 42 22 43 • Fax: 02 28/2 42 22 45
E-Mail: profamiliabonn@gmx.de

Schiffer, Ruth

Kabarett & Musik, Kontakt: Karin Kaiser Künstleragentur
Füsilierstr. 2, 40476 Düsseldorf
Tel.: 02 11/4 37 07 15 • Fax: 02 11/4 37 07 15
E-Mail: kkkaiser@t-online.de

Schildmann, Prof. Dr. Ulrike

Universität Dortmund Fachbereich 13
Emil-Figge-Str. 50, 44221 Dortmund
Tel.: 02 31/7 55-55 80 • Fax: 02 31/7 55-52 00
E-Mail: SCHLDMANN@nvl1.fb13.uni-dortmund.de

Schlageter, Hildegard

Pro Familia Tübingen
Hechinger Str. 8, 72072 Tübingen
Tel.: 0 70 71/34-1 51 • Fax: 0 70 71/36 09-54
E-Mail: h.schlageter@profa.de

Schlathölter, Birgit

Wildwasser e.V. Gießen
Liebigstr. 13, 35393 Gießen
Tel.: 06 41/7 65 45 • Fax: 06 41/9 71 68 77

Scholt, Christel

Pro Familia Beratung
Mainzer Str. 106, 66121 Saarbrücken
Tel.: 06 81/81 39 26
E-Mail: scholt-family@t-online.de

Schöning, Iris

Casa Luna-Kriz e.V., Wohnprojekt für junge Mütter
Mendestr. 20, 28203 Bremen
Tel.: 04 21/32 41 71

Schroll, Eckhard

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Ostmerheimer Str. 220, 51109 Köln
Tel.: 02 21/89 92-2 10 • Fax: 02 21/89 92-3 00
E-Mail: schroll@bzga.de

Schubert, Susan

Pro Familia Freiburg
Humboldtstr. 2, 79098 Freiburg
Tel.: 07 61/2 96 25-77 • Fax: 07 61/2 96 25-88

Schütz, Heidi

DKSB BundesArbeitsGemeinschaft, Kinder- und Jugend-
telefon e.V.
Kleiner Werth 34, 42275 Wuppertal
Tel.: 02 02/25 90 59-14 • Fax: 02 02/25 90 59-19
E-Mail: HeidiSchuetz@Kinderundjugentelefon.de

Begrüßung und Eröffnung



Dr. Elisabeth Pott
Köln

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich sehr, Sie zu unserer Fachtagung „meineSache – Mädchen gehen ihren Weg“ unter der Schirmherrschaft von Dr. Christine Bergmann, Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, hier in Hohenroda begrüßen zu können. 140 Fachfrauen aus Wissenschaft und Praxis sind unserer Einladung gefolgt.

Ich begrüße ganz herzlich

- die Parlamentarische Staatssekretärin Dr. Edith Niehuis als Vertreterin des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
- Vertreterinnen aus den Bundes- und Landesministerien,
- Fachfrauen aus den Wohlfahrtsverbänden, freier Träger, Beratungsstellen, den Jugendverbänden und Mädcheneinrichtungen,
- Mitarbeiterinnen aus Projekten des Bundesmodellprojektes „Mädchen in der Jugendhilfe“,
- die Landesarbeitsgemeinschaften der Mädchenarbeit einiger Bundesländer,
- Vertreterinnen aus Institutionen der Aus-, Fort- und Weiterbildung,
- Kooperationspartnerinnen aus unseren Modell- und Forschungsprojekten sowie
- Wissenschaftlerinnen von Hochschulen und Forschungseinrichtungen.

Viele von ihnen werden Vorträge im Plenum oder in den einzelnen Workshops halten bzw. ihre praktische Arbeit auf der Projekt-Messe vorstellen.

Diese soeben in dem Filmbeitrag gehörten Zitate von Mädchen – entnommen aus dem Jugendmagazin Dr. Mag Love, einer Kooperation zwischen BZgA und ZDF – umreißen das Selbstverständnis und das Lebensgefühl der Mädchen von heute, zeigen aber auch deren Fragen, Einstellungen und Probleme in Bezug auf Liebe, Sexualität und Partnerschaft. Die heutige Mädchengeneration: selbstbewusst, frech, schüchtern, offensiv, zweifelnd oder emanzipiert? Was Mädchen heute wirklich bewegt, wer könnte besser darüber Auskunft geben als die Expertinnen,

die hier zusammengekommen sind, um über den Stand und die Zukunft der sexualpädagogischen Mädchenarbeit zu diskutieren.

„meineSache – Mädchen gehen ihren Weg“ ist das Motto dieser ersten Fachtagung zur Sexualpädagogischen Mädchenarbeit, die die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) veranstaltet. Nach der Europäischen Fachtagung „Learn to Love – Sexualeaufklärung für Jugendliche“ und „Der Mann im Kinde – Fachkongreß zur sexualpädagogischen Jungenarbeit“ ist dies neben regelmäßigen wissenschaftlichen Symposien die dritte bundesweite Fachtagung der BZgA zur Sexualeaufklärung.

Sexualeaufklärung ist mehr als Information über Sexualität und Verhütung

1992 hat die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung den gesetzlichen Auftrag erhalten, zielgruppenspezifische Konzepte und Materialien sowie Medien zur Sexualeaufklärung zu entwickeln und zu verbreiten. Rechtliche Grundlage dafür ist § 1 des Schwangeren- und Familienhilfegesetzes. Zur Umsetzung dieses Auftrages hat die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 1993 die Abteilung „Sexualeaufklärung, Verhütung und Familienplanung“ eingerichtet. Sexualeaufklärung und Familienplanung sind im Sinne des gesetzlichen Auftrages integraler Bestandteil gesundheitlicher Aufklärung und einer umfassenden Gesundheitsförderung. Die Erstellung von zielgruppenspezifischen Konzepten in diesen Bereichen geschieht unter Einbeziehung von interdisziplinären Theorien, von neuen Kommunikationsansätzen und innovativen Wegen. Im Mittelpunkt steht die Förderung der

TeilnehmerInnen-Liste

Schwarz, Dr. Anne

Tübinger Institut für Frauenpolitische Sozialforschung
Wöhrdstr. 25, 72072 Tübingen
Tel.: 070 71/3 11 44 • Fax: 070 71/3 17 44
E-Mail: iris.tue@iris-egriss.de

Sonntag, Ute

Landesvereinigung für Gesundheit Niedersachsen e.V.
Fenskeweg 2, 30165 Hannover
Tel.: 05 11/3 50-00 52 • Fax: 05 11/3 50-55 95
E-Mail: lv.gesundheit.nds@t-online.de

Stephan, Susanne

Universität Rostock, Zentrum für Nervenheilkunde
Klinik für Kinder- und Jugendneuropsychiatrie/Psychotherapie
Gehlsheimer Str. 20, 18147 Rostock

Stich, Jutta

Deutsches Jugendinstitut e.V. DJI
Nockherstr. 2, 81541 München
Tel.: 089/62 3 06-2 62 • Fax: 089/6 23 06-1 62
E-Mail: stich@dji.de

Strigel, Susanne

Frauen- und Mädchengesundheits-Zentrum e.V.
Erbprinzenstr. 14, 79098 Freiburg
Tel.: 07 61/2 02 15 90 • Fax: 07 61/2 02 15 91

Sühlfleisch, Ulrike

Universität Rostock, Zentrum für Nervenheilkunde
Klinik für Kinder- und Jugendneuropsychiatrie/Psychotherapie
Gehlsheimer Str. 20, 18147 Rostock

Swars, Franziska

Bundesverband für Körper-
und Mehrfachbehinderte e.V.
Brehmstr. 5-7, 40239 Düsseldorf
Tel.: 02 11/6 40 04-16 • Fax: 02 11/6 40 04-20
E-Mail: zicka@gmx.net

Trampenau, Bea

Intervention e.V.
Glashüttenstr. 1-2, 20357 Hamburg
Tel.: 040/24 50 02 • Fax: 040/430 46 24

Trapp, Barbara

Rosentalgasse 7, 04105 Leipzig
Tel.: 03 41/2 22 89 14 • Fax: 03 41/2 22 89 15
E-Mail: Barbara-Trapp@gmx.de

Tuider, Elisabeth

Universität Kiel
Olshausenstr. 75, 24118 Kiel
Tel.: 040/4 91 63 12
E-Mail: tuider@erzicip.erzwiss.uni-hamburg.de

Uyar-Ommert, Handan

Türk Kadınlar Birliği e.V., Beratungszentrum
für türkische Mädchen
Grüner Weg 19, 34117 Kassel
Tel.: 05 61/10 36 72 • Fax: 05 61/10 36 72
E-Mail: Tuerk-Kadınlar@t-online.de

Voss, Anja

Sportjugend im LandesSportBund NRW e.V.
Friedrich-Alfred-Str. 25, 47055 Duisburg
Tel.: 02 03/7 38 18 47 • Fax: 02 03/7 38 18 57
E-Mail: sportjugend-nrw@t-online.de

Völker, Martina

Stadt Wuppertal, Stadtbetrieb Jugend & Freizeit
Alexanderstr. 18, 42269 Wuppertal
Tel.: 02 02/5 63-26 00 • Fax: 02 02/5 63-81 37
E-Mail: Martina.Voelker@gb2.wuppertal.de

Wabra, Astrid

Mädchenzentrum
Kronenburgasse 13, 99094 Erfurt
Tel.: 03 61/6 43 83 44

Walbrunn, Stephanie

Beratungszentrum der AWO für Schwangerschafts-
konflikte, Familienplanung und Fragen der Sexualität
Lützwowstr. 32, 45141 Essen
Tel.: 02 01/31 20 51 • Fax: 02 01/31 20 53

Wanzeck-Sielert, Christa

Hofbrook 40, 24119 Kronshagen
Tel.: 04 31/58 31 70 • Fax: 04 31/58 31 70

Wellner, Heike

Diakonisches Werk Herford e.V., Beratungsstelle
Auf der Freiheit 25, 32052 Herford
Tel.: 0 52 21/59 98-42 • Fax: 0 52 21/59 98-75

Wetzels, Margret

Sportjugend im LandesSportBund NRW e.V.
Friedrich-Alfred-Str. 25, 47055 Duisburg
Tel.: 02 03/7 38 18 47 • Fax: 02 03/7 38 18 57
E-Mail: sportjugend-nrw@t-online.de

Wild, Corinna

Mobiles Aufklärungs-Team zu Sexualität und AIDS (MAT)
Wokrenter Str. 3, 18055 Rostock
Tel.: 03 81/4 92 34 63
E-Mail: MAT-Rostock@t-online.de

Wilser, Anja

MädchenGesundheitsLaden e.V.
Lerchenstr. 54, 70176 Stuttgart
Tel.: 07 11/2 23 99 82 • Fax: 07 11/2 26 25 67
E-Mail: maedchengesundheitsladen@t-online.de

Wittel-Fischer, Barbara

Stettiner Str. 28, 48147 Münster
Tel.: 02 51/2 89 61 18
E-Mail: fichel@t-online.de

Wittmann, Svendy

Deutsches Jugendinstitut e.V.
Abt. Geschlechterforschung und Frauenpolitik
Nockherstr. 2, 81541 München
Tel.: 0 89/6 23 06-2 14 • Fax: 0 89/6 23 06-1 62
E-Mail: Wittmann@dji.de

Wolf, Gisela

FLUSS – Freiburgs lesbisches und schwules Schulprojekt
Wilhelmstr. 157, 79098 Freiburg
Tel.: 07 61/2 92 55 23

Wrede, Dr. Birgitta

Interdisziplinäres Frauenforschungszentrum
der Universität Bielefeld
33501 Bielefeld
Tel.: 05 21/1 06-44 72 • Fax: 05 21/1 06-45 74
E-Mail: birgitta.wrede@uni-bielefeld.de

Wronska, Lucyna

Landesamt für Gesundheit und Soziales Berlin, Referat V0
Parochialstr. 1-3, 10179 Berlin
Tel.: 0 30/90 27-17 12 • Fax: 0 30/90 27-15 30

Ziese, Kathrin

mixed pickels e.V.
Kanalstr. 70, 23552 Lübeck
Tel.: 0451/7021-640 • Fax: 0451/7021-642

Publikationen der BZgA

Mona, Lisa & Herr Hahnentritt

Ein Lese- und Aufklärungsbüchlein für Mädchen

Broschüre, 95 Seiten (voraussichtliches Erscheinungsdatum Herbst 2001)

Best.-Nr. 13 140 000



Sexualpädagogische Mädchenarbeit

Eine Expertise zum Stand der sexualpädagogischen Mädchenarbeit

Band 17 der Fachheftreihe Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung

(Broschüre, 16,8 x 24 cm, 211 Seiten)

Best.-Nr. 13 300 017



Das kleine Körper ABC

Ein Lexikon für Mädchen

Broschüre (voraussichtliches Erscheinungsdatum Herbst 2001)

Best.-Nr. 13 141 000



FORUM

Sexualaufklärung und Familienplanung

Nr. 3-2000 Schwerpunkt: Mädchen/Frauen

(Broschüre, DIN A4, 40 Seiten)

Best.-Nr. 13 329 050

Nr. 1-2001 Schwerpunkt: Jugendliche Schwangere und Mütter

(Broschüre, DIN A4, 28 Seiten)

Best.-Nr. 13 329 070





Dr. Mag love

Acht Videokassetten zu Themen der Sexualaufklärung, zusammengeschnitten aus über 40 Folgen des Jugend- und Aufklärungsmagazins Dr. Mag love des ZDF

Z.B. Folge 1: Starke Mädchen.
Über Lust und Frust, ein Mädchen zu sein

Videos und Begleitbuch

Das Handbuch zu den Filmen ist kostenlos über die BZgA erhältlich

(Broschüre, DIN A5, 72 Seiten)
Best.-Nr. 13 330 000

Das erste Mal

Spielfilm, der von ersten sexuellen Erfahrungen, Mädchenfreundschaften, Idolen u.a. handelt

Video und Begleitbuch

Das Handbuch ist kostenlos über die BZgA erhältlich

(Broschüre, DIN A5, 65 Seiten)
Best.-Nr. 13 401 000



Verhüten – aber wie?



Kurzinformation über Verhütungsmittel und -methoden für Jugendliche aus osteuropäischen Ländern in polnisch, russisch und rumänisch

(Broschüre, DIN A6, 58 Seiten)

polnisch/deutsch Best.-Nr. 13 110 090

russisch/deutsch Best.-Nr. 13 120 110

rumänisch/deutsch Best.-Nr. 13 130 120



Filme

Die Filme der BZgA können bei allen Landes-, Kreis- und Stadtbildstellen, den Landesfilmdiensten sowie bei allen evangelischen und katholischen Medienzentren und dem Deutschen Filmzentrum ausgeliehen werden

Publikationen der BZgA

LoveLine

Eine multimediale Aufklärung über Liebe und Partnerschaft, Sexualität und Verhütung für Jugendliche (CD-ROM, läuft unter Windows 95)
Best.-Nr. 13 352 000



Materialien zur Sexuaufklärung und Familienplanung

Überblick über alle erhältlichen Medien
(Broschüre, Lang-DIN, 48 Seiten)
Best.-Nr. 13 010 000



www.loveline.de

Internetadresse für Jugendliche zum Thema Liebe, Sexualität und Verhütung mit einem Liebeslexikon mit 350 Begriffen, Spielen, Bildern und Aktionen, FAQs (Antworten auf die häufigsten Fragen Jugendlicher) und regelmäßigen Chats.



Organisation

Veranstalterin:

Bundeszentrale für gesundheitliche
Aufklärung

Konzeption und Planung:

Stefanie Amann
Gabriele Bültmann

Unter Mitarbeit von:

Karola Berlage
Ulrike Graff
Prof. Dr. Cornelia Helfferich
Regina Knop
Anja Wilser
Barbara Wittel-Fischer
Dr. Birgitta Wrede

Ausstellungskonzeption:

Medienwerkstatt Elisabeth Petzinka
Stockholmer Allee 24
44269 Dortmund
Tel.: 0231/2 86 66 11
E-Mail: medienwerkstatt@pconnect.de

Tagungsorganisation:

Kongressbüro Christine Dorer
Kuchener Str. 24
70327 Stuttgart
Tel.: 07 11/4 20 52 33
E-Mail: chris.dorer@okay.net